

Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater

und

M o d e

1833.

Viertes Quartal.



Auf Kosten des Herausgebers

Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitchrift

Wiener Literatur-Blatt

1833

Wiener Nachrichten

Faint, illegible text in German, likely a list of news or literary notices.

Verlag von ...

Inhaltsverzeichnis

der

Wiener Zeitschrift

für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Viertes Quartal 1833.

(Die Zahlen bezeichnen die Seiten.)

Kritische Anzeigen der auf den hiesigen Bühnen aufgeführten Theaterstücke.

Im k. k. Hofburgtheater.

- Maria oder die Pest in Leon. Trauersp. in 3 Aufz. von D. Ernst Dohl. 993.
Die Jungfrau von Orleans, von Schiller. 1018.
Der Gelehrte. Lustsp. in 2 Aufz. nach Scribe und Morvel, von Theodor Hell. 1035.
Der Regenschirm. Lustsp. in 1 Aufz. von Holbein. 1074.
Die falschen Vertraulichkeiten. Lustsp. in 3 Act. von Marivaux übers. von Joh. Grafen Mailáth. 1114.
Der Buckelige. Schauspiel. in 5 Aufz. n. d. Engl. des Sheridan-Knowles. 1175.
Des Goldschmieds Tochterlein. Altdeutsches Lustsp. in 2 Aufz. von C. Blum. } 1228.
Das Bild der Danae. Lustsp. in 2 Aufz. von Deinhardstein. }

Im k. k. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

- Agnes und Fitz-Henri. Pantomimisches Ballet in 2 Act. von L. Henry. Musik von Hrn. W. R. Grafen Gallenberg. 971. 1019.
Kauf der Blaubart. Oper von Gretry. 1003.
Die Kunst der Kleinen. Kom. Oper in 1 Aufz. n. d. Französl. 1019.
Die reisende Sängerin. (Fr. Dorach, vom Stadttheater in Lübeck, als Gast. Operette. 1007.
Das unbewohnte Haus, oder: Der Poet in Angsten. Kom. Divert. von Hrn. Campilli. Mus. von versch. Meistern. 1075.

Gastspiele im k. k. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Gastrollen der Dlle. Luher: 1002. 1003. 1067. 1115.

Im k. k. priv. Theater an der Wien.

- Robert der Teufel. Parodie. Zauberposse m. Ges. in 3 Act. von Joh. Nestroy. 1043.
Die Wanderung durch das Leben. Schauspiel. in 4 Aufz. n. d. Französl. 1100.
Goldkönig, Vogelhändler und Pudelscherer. Localzauberposse m. Ges. in 2 Aufz. von Hepp. 1131.

Der Tritschtratsch. Posse m. Ges. in 1 Aufz., n. Angely von Nestroy. 1194.
 Kaiser Maximilians Heldenkampf zu Worms. Hist. romant. Schausp. in 4 Act. m. d.
 Vorspiel: Der Landfriede. Von H. Reidinger. 1251.
 Maurerpolier Kluck's Reise von Berlin nach Wien. Posse m. Ges. in 1 Act, vom
 Verf. der „Brigittenau.“ 1252.

Im k. k. priv. Theater in der Josephstadt.

Robert der Teufel. 986.
 Östreich's Glück, ein patriotisches Festsp. von C. Grutsch. }
 Petrus Appianus, von Fr. Kind. } 1019.
 Das Mädchen des Gomez Arias. Volksschausp. in 5 Aufz. nach Calderon von A. Schu-
 macher. 1027. 1051.
 Friedrich der Streitbare. Ritterschausp. von M. Stegmayer. 1051.
 Der Zwenkampf (Le Pré aux Cleres). Rom. Oper in 3 Aufz. n. d. Franzöf. von Ku-
 pelwieser. Mus. von Herold. 1056.
 Pollicinello's Entstehung. Pantom. in 1 Act von Hrn. Raab. Mus. von Hrn. Lan-
 ner. 1075.
 Zampa, oder: Die Marmorbraut. Oper von Herold. }
 Der Zwenkampf. Oper. Vorher ein Prolog zur Ankunft H. Majestäten. } 1099.
 Seltsame Rache. Lustsp. in 2 Act. n. „Vengeance italienne“ von Kupelwieser. 1115.
 Die Zauberflöte. Oper von Mozart. 1116.
 Die Liebshaft ohne Liebe. Lustsp. in 5 Aufz. von W. C. C. Grammerstötter. 1132.
 Wilhelm Tell. Oper von Rossini. 1186.
 Die Schauspieler. Lustsp. in 5 Aufz. n. Desavigne von B. Vogel. }
 Der schönste Tag des Lebens. Lustsp. von Kindler. } 1211.
 Der falsche Schlüssel. Drama in 3 Aufz. n. d. Franzöf. 1212.
 Die Braut von Kynast. Schausp. in 4 Act. von Klingemann. 1266.
 Der Ring des Glückes. Romant. Zauberop. m. Ges. in 3 Act. von F. C. Weidmann. 1291.

Gastspiele im k. k. priv. Theater in der Josephstadt.

Gastrollen der Dlle. Friederike Herbst: 979. 1020.
 — des Hrn. Nabehl: 1050.

Musicalische Beurtheilungen.

Concert der Brüder Carl und Anton von Kontski. 1098.
 — der Dlle. Helene Legrand. 1194.
 — des Hrn. A. Adner. 1196.
 Erstes Gesellschaftsconcert des Musikvereins. 1218.
 Concert des Hrn. Aloys Rhyll. 1242.
 Quartett der Gebrüder Müller aus Braunschweig. 1289.

Gedichte, Lieder, Balladen.

Nach dem Englischen: Forget thee? no! von A. v. Str—. 978.
 Der Dichter an die Schönen, von Joh. Rud. Wylf, dem ältern. 986.
 Der schwarze See, von Stierle-Holzmeister. 992.

- Ich denke, von Manfred. 1018.
 Der letzte Damendienst. Ballade von Schabuschnigg. 1061.
 Herbstgedanke, von Montanus. 1129.
 Der Herzog und sein Mundschenk. Ballade von C. Ad. Kaltenbrunner. 1133.
 Die Sterbende, von Florentin Freyherrn von Drechsel. 1153.
 Der Hochack, von Lappe. 1173.
 Erinnerung an die Kindheit, von Etterle-Holzmeister. 1288.

Gelegenheitsgedichte.

- Der Abend an meinem Fenster. Von Nina von Guyon, geb. Rouland. 961.
 Des Glückes Lieblingsbaum. Feyer des 4. Octobers. Vom Prof. J. G. Seidl. 965.
 Aus meinem Wanderbuche. Von Eduard Freyherrn von Feuchterleben. 1026.
 Die Heimkehr, von Eduard Anschütz. 1077.
 Der vierte November, von E. Straube. 1085.
 An Fräulein P. v. R. als Dank u. s. w. von H. 1097.
 An einen Jugendfreund, von Braun von Braunthal. 1105.
 Lessing in Schröder's Stammbuch. 1112.
 Dem edlen Vereine der Ärzte und Naturforscher in Breslau u. s. w. von J. B. Rupprecht. 1117.
 Bey Übersendung ihres Porträts u. s. w. von Nina von Guyon, geb. Rouland. 1161.
 Maximilian Korn, von Braun von Braunthal. 1227.
 Vor Andreas Hofer's Standbilde vom Prof. Joh. Schaller. Von Fr. Treitschke. 1253.
 Bey Andreas Hofer's Standbilde. Sonett von E. F. Luman. 1269.
 Kanne starb. Von Manfred. 1281.
 Sylvesterabend. Epistel von demselben. 1293.

Charaden, Räthsel, Sinngedichte und Aphorismen.

- Zweysylbiges Räthsel, von Carl Hanisch. 1000.
 Charade, von M. Enk. 1240.
 Charade. 1289.
 Das Lexicon. Sinngedicht. 1259.
 Aphorismen von C. Walther. 1001. 1096.
 — — Dr. C. A. Ullepitsch. 1174. 1227.

Erzählungen, Novellen, Sagen.

- Der Heimatlose. Nachstück von Emanuel Straube. 957. 966. 973. 981.
 Der Zigeunerspruch. Novelle. 1005. 1013. 1021.
 Die schlimme Herberge. Erzähl. von R. H—l—t. 1029. 1037. 1045. 1053. 1062.
 Vergessen und Gedenken. Novelle von A. Schumacher. 1069. 1077. 1086. 1093.
 Oberst Graf Chabert. Novelle. Nacherzählt von J. F. Castelli. 1125. 1136. 1142.
 1150. 1157. 1165.
 Der weiße Luchs der langen Messer. Erzähl. n. d. Engl. des William L. Stone, Esq.
 übers. von Ed. Hawaczek. 1181. 1189. 1197. 1205.

Der gefangene Prinz. Eine historische Sage a. d. Ungarischen des Bar. Mednyánsky von J. Hammerschmidt. 1237. 1245.

Der Werth des Lebens. Erzähl. aus den hinterlassenen Schriften eines französ. Edelmannes. N. d. Franzöf. von Eduard North. 1269. 1277.

Der Doppelgänger. Erzähl. von Andr. Schumacher. 1285. 1294.

Ethnographie und Reiseberichte.

Sittenbilder aus Frankreich. 989. 997.

Nationalscenen, von Carl Vanderschelde. 1101.

Wanderungen durch Italien. Von H. Langerhans. 1253.

N e F r o l o g.

Abbe Maximilian Stadler. 1213. 1221.

Für Liebhaber der Botanik.

Seite 1092. 1212. 1236.

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Berlin. 1065. 1203. 1210.

» Dresden. 1108. 1184. 1193. 1201. 1209. 1217. 1262.

» Grätz. 1097. 1106.

» London. 1009. 1273. 1282.

» Mailand. 1154. 1161.

» Moskau. 1139. 1146.

» München. 1033. 1041. 1112. 1123. 1130.

» Paris. 1081.

» Prag. 962. 1083. 1090. 1241. 1249. 1259.

» Rom. 1248.

L i t e r a t u r.

Wamik und Afra, das ist der Blühende und die Blühende, das älteste pers. romant. Gedicht u. s. w. von J. von Hammer. Wien, 1833, bey Wallishausser. S. 987.

Die Grantheme der Pflanzen und einige mit diesen verwandte Krankheiten der Gewächse u. s. w. Von Franz Unger. Wien, Gerold, 1833. 1003.

Pfennig-Encyclopädie, oder: Neues eleg. Conversationslexicon für Gebildete u. s. w. von Dr. O. C. B. Wolff, Prof. a. d. Univ. zu Jena. Leipzig, Kollmann, 1834. 1178.

Allgemeines Fremdwörterbuch u. s. w. von Dr. J. Ch. A. Heyse. 6. verm. Ausg. II. Abtheil. K—Z. Hannover, Hahn. 1179.

Anzeige, die steyermärkische Zeitschrift betreffend. 1180.

Besta. Taschenbuch für das Jahr 1834. Vierter Jahrgang. Wien, bey Ludwig. 1187.

Launen des Schicksals, oder: Scenen a. d. Leben u. der theatralischen Laufbahn des Schauspielers Ant. Hasenhut u. s. w. Wien, 1834. 1218.

Kalender für alle Stände, 1834. Von J. J. Littrow, Dir. der k. k. Sternwarte in Wien. S. 1219.

Huldigung den Frauen. Taschenbuch für das Jahr 1834. Von J. F. Castille. Wien, bey Tendler. 1232.

Aurora. Taschenbuch für das Jahr 1834. Herausgegeben von J. G. Seidl. 1234.

Das Weitzen. Taschenbuch für 1834.

Der Freund des schönen Geschlechts. Taschenbuch für 1834.

Gemeinnütziger und erheiternder Hauskalender für das österreichische Kaiserthum. Von Jos. Ritter von Senfried. Bey A. Strauß's sel. Witwe. } 1235.

Geschichts- und Erinnerungskalender auf das Jahr 1834. Tagebuch für alle Stände u. s. w., von C. A. Schimmer. Wien, Sollinger, in 4. 1243.

Buch für Kinder gebildeter Stände u. s. w. Von Ernst von Houwald. Neue verb. Ausg. in 2 B. m. 15 gemalten Kupfern. Leipzig, bey Göschen. 8. 1266.

Lieb Lantchen aus Marienburg. Sammlung von moral. Erzähl. aus Preussens Vorzeit. Von J. Sartori. (Neumann.) Danzig, 1833. Mit 6 illum. Lithographien. 1267.

Wolfskalender für alle Provinzen der österreichischen Monarchie u. s. w. 1. Jahrgang. Wien, 1834, bey F. Tendler. 4. 1268.

Gedenke mein. Taschenbuch für das Jahr 1834. 1275.

Kinder meiner Laune, ältere und jüngere, ernste und scherzhafte u. s. w., von Dr. Joh. Christ. Mikán, Doctor und emer. Prof. der Prager Univ. Prag, 1833. 1292.

Penelope. Taschenbuch für das Jahr 1834. Von Theod. Hell. Leipzig, Hinrichs'sche Buchhandlung. 1207.

Österreichisches Wunderhorn. Taschenbuch der Balladen u. s. w. Von J. N. Vogl. 1834. Wien, bey Ghelen'schen Erben. 1298.

Charaden (Charadenalmanach), von M. Enk. Wien, 1834, bey C. Gerold. 1299.

Musicalische Literatur.

Zwölf Gedichte, von F. C. Peppert, für 4 Männerstimmen. Musik von C. Kreuzer. Mainz, bey Schott's Söhnen. } 1051.

Der Choralkfreund, oder: Studien für das Choralspielen; componirt von Ch. H. Rink. 6 Hefte. Mainz, bey Schott's Söhnen. }

Le serment ou les faux Monnayeurs. Musique de D. F. E. Auber. Ouverture, red. p. le Piano p. V. Rifaut. Mayence, chez les fils de B. Schott. 1052.

Etudes mélodiques etc. pour le Pianoforte. Composées par H. G. Bertini. Mayence, chez les fils de B. Schott. 1059.

Rondeau, composé p. l. Piano sur un motif du Serment de D. F. E. Auber, par G. Zimmermann. Mayence, chez les fils de B. Schott. 1060.

Deux Rondeaux p. l. Piano par Charl. Koch. Mayence, chez les fils de B. Schott. 1060.

Große Festouverture und Siegesmarsch, comp. f. d. Musikfest in Cöln 1833 von F. Ries. F. d. Pianoforte zu 4 H. von F. Weber. Mainz, bey Schott's Söhnen. 1060.

Leçons pour le Violoncelle, accomp. d'un sec. Violonc., compos. par G. I. F. Dozauer. Mayence, chez les fils de B. Schott. }

Le Rossignol. Romance pour Chant et Flûte, avec accomp. d. P. F. composée par F. A. Kummer. Leipsic, chez F. Hofmeister. } 1068.

Fünfsig vierhändige Übungsstücke für das Pianof. von C. Czerny. 1. Lief. Leipzig, bey Fried. Hofmeister. }

M a n n i g f a l t i g e s.

- Burke's vollkommene Frau. 970.
Auslegung einer Stelle im Landprediger von Wakefield. Frey u. d. Engl. von Ant.
Langerhansf. 1009. 1118.
Gerard van Swieten. 1143.
Maler Tunner. 1149.
Der Affantée in Wien. 1180.
über die Dresdener Kunstausstellung. 1184. 1193. 1201. 1209. 1217.
über die gegenwärtige Schauausstellung fremder Menschenrassen in Wien. 1230.

V e r m i s c h t e A n z e i g e n u n d B e r i c h t i g u n g e n.

- Anzeige, die Vollendung des Standbildes And. Hofer's betreffend. 1220.
Ankündigung, diese Zeitschrift betreffend. 1243.
Anzeige des k. k. Hofschauspielers Hrn. Anschütz. 1300.
Berichtigung einer in Nr. 32 des Notizenblattes enthaltenen Anzeige sehe in Nr. 46,
am Ende der 4. Seite desselben.

M u s i c a l i s c h e A n z e i g e n.

- Concert-Anzeige der Familie Kontski. 1052.
Anzeige, Hrn. Leop. Jansa's Quartettunterhaltung betreffend. 1076.
Concert-Anzeige der Dlle. Helene Legrand. } 1148.
— — des Hrn. Adner. }
— — des Hrn. Aloys Khaml. } 1204.
Musicalische Akademie des Hrn. Franz Lachner.
Quartettunterhaltung der Gebrüder Müller aus Braunschweig. 1243. 1276.
Concert-Anzeige des Hrn. Aloys Taufig. 1284.

B e y l a g e n.

- Allgemeines Notizenblatt. Nr. 40 bis 53.
Wagenbild Nr. IV., zu Nr. 138 nach S. 1124.
Musik-Beylage: „An den Mond,“ von H. von Tromlitz. In Musik gesetzt von E.
(Carolina) Wimmer. Zu Nr. 141, nach S. 1148.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Dienstag, den 1. October 1833.

118

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bei N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbe und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Der Heimatlose.

Nachstück von Emanuel Straube.

Durch die sinkenden Nebel des Abends schritt ein einsamer Wanderer den düstern Waldweg entlang, welcher zwischen nackten Klippen und hochgischenden Wogen dahinkief; denn ein schneidender Nordwind peitschte den wildgährenden, durch Regengüsse drohend angeschwollenen Strom, an dessen Ufer die Straße vorbeiführte. Immer dicker ward die Finsterniß, immer rauher schlug der Orkan an des Wallers bereifte Wangen, immer mehr verwischte sich jede Spur des Lebens, welche bisher wenigstens im Flügelschlage vorüberschwirrender Raben, oder im fernher klingenden Verhalte des Geläutes der schaurigen Nachtgegend etwas Färbung gegeben hatte. Wohl ließen sich bald wieder Stimmen durch den Forst vernehmen, aber sie waren nicht geeignet, einem Reisenden freudigere Gefühle einzusößen, denn es war das Heulen hungriger Wölfe, oder die markzererschneidende Klage des Schakals, welcher das Geklüft durchirrte. Dabey streckten die Bäume das entlaubte Geäst so gespenstisch über den schmalen Weg, daß es beynah anzu sehen war, als langten kolossale Riesenbilder mit weit ausholenden Armen nach dem Pilger, um ihn in gewaltiger Umarmung zu erdrücken. Der Wanderer aber schnallte seinen Gürtel fester, und schritt rüstig weiter, bisweilen nur einen finster lächelnden, beynah verächtlichen Blick in die Dunkelheit versendend. Wohl schwang er, wenn das Heulen der Raubthiere in näherer Richtung ertönte, mit dem Ausdrucke selbstbewußter Kraft den Knotenstock, aber sogleich ließ er wieder, als schämte er sich der unwillkürlichen Regung, den Arm sinken, und sein Haupt fiel, gleichsam in hingebender Abspannung, auf die Brust herab.

„Wird denn dieß Widerstreiten meiner menschlichen Regungen mit dem Abscheu vor dem gehaltlosen Possenspiel, das man Leben nennt, nie enden?“ rief der düstere Waller nach einem der eben erwähnten Ausbrüche innern Kampfes vor sich hin, „werd' ich nimmer, nimmer Ruhe finden?“

Und der Wind heulte gigantisch durch die Tannen und pfiff in dem dürrn Geäst, daß es schier zu vernehmen war, wie höhnisches Lachen. Den Wanderer

ergriff ein Grausen, und es schien beynah, als wolle er durch das gewaltige Ausschreiten seine innern Schrecknisse niederkämpfen.

Nach einer Weile stand er plötzlich still, hob den Blick empor zu der dichtverhangenen Himmelswölbung und flüsterte vor sich hin: „Es gibt Momente, wo selbst der vorurtheilsfreye Mensch, der die Verhältnisse des Irdischen zu Jenem, was drüben ist, mit klarem Blick durchschaut, irgend eine geheime Beziehung mit den unbekanntn Mächten ahnt, und sie zu sich herabbeschwören zu können wähnt. — Gib mir ein Zeichen, Himmel, in dieser finstern Stunde, gib mir ein Zeichen, daß du noch von einem elenden Wesen, das meinen Namen trägt, weißt, und ich will glauben, daß mir noch Ruhe zu finden beschieden ist!“

Bey den letzten Worten hatte er in fieberhafter Eile einige Schritte vor sich hin gemacht, und mit einem Male stimmerte in unbedeutender Ferne ein heller Lichtstreif durch die Nacht. Unwillkürlich zuckte er zusammen und murmelte leise, als wagte er es nicht, diese Erscheinung im Sinne seines eben laut gewordenen Wunsches zu deuten: „Sonderbar! man sagte mir doch ausdrücklich, daß mehrere Stunden im Umkreise weder Dorf noch Weiler und Gehöft zu finden sey! Oder wäre es vielleicht nur ein Irrlicht, das mich in sinkendes Moor verlockte, gleich all' den Lichtgebilden, die auf des Lebens Woge vor mir auftauchten und zuletzt, indem sie an meinen Blicken in hellem Glanze vorüberglitten, in klippenvoller Wasserwüste entschwanden? — Sey's auch, was es sey; zu heiß haben mich die Brände des Daseyns verbrüht, als daß ein neues Mißrathen der ärmlichen Hoffnung auf ein Nachtlager mich tiefer empören könnte, als die Erfahrungen meines Daseyns.“

Je weiter er schritt, desto mehr schien das Licht vor ihm zu fliehen. Hatte ihn die Nacht getäuscht, welche gewöhnlich die Richtung heller Punkte ganz anders darstellt, als sie wirklich ist; oder war es eine Folge der Krümmungen des Weges — das Flämmchen verschwand bald gänzlich, bald wieder schien es in einer ganz neuen Lage aufzutauhen. Der Fremde mochte schier an eine Stunde gegangen seyn, seit er den Schimmer entdeckt hatte, und er konnte noch immer nicht den Gegenstand erreichen, von dem dieser ausging, ja, eben glaubte er ihn nun ganz nahe vor sich zu sehen, als er unvermuthet seinen Blicken völlig entschwand. Unmuthig grollend zog der Einsame seine Taschenuhr heraus und entzifferte mit großer Anstrengung, daß es nahe an Mitternacht sey. Er forschte angestregten Blickes in der dicken Finsterniß umher nach einem Plätzchen, wo er ein Weniges rasten könne, ohne es eigentlich zu hoffen, und war daher fast freudig überrascht, als die tastende Hand plötzlich Spuren von Gemäuer fühlte.

Längs derselben vorsichtig aufwärts gleitend, stand er auf einmal vor einem Bitterthore, durch welches die Strahlen von Licht, das aus einem Häuschen drang, blendend in sein Antlitz fielen. — „Ist dieß dein Zeichen, Himmel?“ rief er schwer aufseufzend, aber sichtlich ermuthigt — da trat der Mond hinter dem Gewölke hervor, und der Reisende — sah sich an einem Kirchhofe.

„War es so gemeint?“ sprach er dann dumpf in sich hinein, als der Doppelsinn seiner Frage und ihrer überraschenden Beantwortung ihn einigermaßen wieder zur Besonnenheit hatte kommen lassen; „war es so gemeint? — Im Grabe nur werde ich Ruhe finden? — Immerhin — wie hieß das alte Lied, das mir immer so wohl gefiel?“

Im Arm' der Liebe da ruht sich's so wohl,
 Wohl auch im Schooß' der Erde;
 Ob's hier noch oder erst dort seyn soll,
 Wo Ruh' ich finden werde?
 Doch — find' ich Ruhe — wo es sey,
 — Das ist dem Müden einerley.“

Geschäftiges Treiben schien in dem Häuschen zu walten, von dem, in der Mitte des Ruheortes belegen, das karge Lichtlein herrührte, welches unserm Fremdlinge als Leitstern gedient hatte. Als er seine Anwesenheit bemerkbar gemacht und um ein Gastbett für diese Nacht gebeten hatte, ließ man ihn unbedenklich ein, bedauerte jedoch, daß ein im Hause vorgefallenes Unglück den Gast die gebührende Aufmerksamkeit werde vermessen lassen. Da er indessen nichts als eine Lagerstätte ansprach, so wies ihn die Magd nach einem ziemlich dürftigen Hinterstübchen und verließ ihn dann sehr eifertig mit dem Versprechen, sofort mit Feuerung und etwas Imbiß zurückzukehren.

Der Fremde war in einem so aufgeregten Zustande, daß weder das Bedürfniß äußerer Wärmemittel noch jenes einer körperlichen Nahrung in ihm laut wurde. Er trat ans Fenster, das, vom Froste nur wenig umflort, die freye Aussicht auf das Leichengefilde vor demselben gewährte.

Der Fremde stand mit verschränkten Armen und schaute düster auf das erste Schauspiel hinaus. Der Vollmond überstreute dabey mit unheimlichem Silberlichte das bleiche, abgemagerte, aber ungemein edle Antlitz eines, im Sommer des Lebens schon hoch vorgerückten Mannes, dessen Gestalt zwar gebeugte Kraft, aber auch männlichen Anstand ausdrückte. Tiefe Furchen striemten die schöne Stirne, und die Muskeln des Mundes unspielte das krampfhaftes Zucken des Schmerzes, dessen der Muth nicht völlig Meister werden konnte. Eine herrliche Adlernase ward von dichten Brauen überschattet, die das feurige Auge zum Theile verdeckten, wie Gewitterwolken, die zuweilen ein Blitzstrahl zerreißen.

Ein gellender Schrey durchschnitt auf einmal alle Räume des Hauses und schreckte unsern Träumer aus seinem Dahinstarren empor. Die Thüre des Kämmerleins öffnend, trat er in den finstern Gang heraus, um, falls es Noth thäte, seine Hülfe anzubieten, oder doch die Veranlassung jenes beunruhigenden Lautes zu erforschen.

Es herrschte, so viel er bemerken konnte, eine große Unruhe im Hause. Lichter rannten hin und wieder, Thüren klappten auf und zu, ein befremdendes Flüstern ließ sich von allen Seiten vernehmen; dazwischen schrillten ächzende Jammerlaute eines schmerzlichen Leidens, halbersticktes Gestöhne, und leise, wie es schien, begütigende Worte mehrerer Stimmen. Allem Anscheine nach war ein zum Tode Kranker im Hause, dessen Krisis so eben in den gewaltsamen Anstrengungen der erlöschenden Lebenskraft sich austrang.

Das Schlürfen von Fußtrittten scheuchte den Gast in seine Stube zurück. Die weinende Magd brachte ihm Licht, Brennmaterial und etwas Speise und entschuldigte ihr langes Säumen mit dem Berichte, daß die Frau des Hauses so eben den letzten Kampf ausmache, und daß sie selbst folglich nur schwer einen Augenblick für andere Sorgen abmüßigen könne. Der Fremde nahm ihr ihre Last ab und hieß sie nicht weiter um ihn bekümmert seyn, da er sich im Nothfalle schon mit geringeren Mitteln beholfen habe, und ungesäumt zu der

Leidenden zurückkehren. Sie vollzog dieß sofort und seine Einsamkeit ward später nicht wieder unterbrochen.

Er wußte nicht, wie es kam, daß eine unerklärliche Bangigkeit ihn beschlich, ein Gefühl, als träfe der Pfeil des Unglücks, welcher im Herzen dieses Hauses wüthete, seine eigene Brust; als müsse jetzt und jetzt etwas Unerwartetes, Unerhörtes geschehen, das grausend in sein Leben hineingriffe. — Abgemattet von dem Mühen, diese ängstlichen Bilder von seiner Seele wegzubannen, warf er sich endlich auf das Bette; aber kaum war er einige Minuten auf demselben gelegen, als das entsetzliche Winseln der Sterbenden sich erneute, und das unruhige Treiben der Hausgenossen in noch höherem Grade als früher das Häuschen zu bewegen anfing.

Es war ein unbeschreiblicher Weheruf, welcher des Fremdlings Blut in den Adern zu Eis verwandelte, wenn er aus der nicht bedeutenden Entfernung an sein Ohr, in seine Seele drang, minutenlang verstummte, und dann nur um so gräßlicher in unartikulirten Tönen emporquoll. Er verwünschte seine Verirrung an diesen Ort des Jammers, und dann wieder beschlich ihn Erbarmen mit dem Gegenstande so unsäglicher Pein; er wünschte nichts sehnlicher, als hinuntereilen und der Leidenden Trost bringen zu können; ja zuweilen stand es vor seiner Seele wie eine klare Anschauung, als könne er, nur er allein die finsternen Qualen von dem Siechbette jener Unglücklichen hinwegbannen. — Mehr als einmal war er im Begriffe aufzustehen und den Schauplatz der Todesscene aufzusuchen; es war, als stachelte ein finsterner Geist ihn vom Lager fort: — dann aber fiel ihm ein, daß man dieses Eindringen eines Fremdlings in die Trauergeschichte der Familie nur als eine schöne Verletzung des Gastrechtes erklären könnte und er blieb, blieb, was auch die innere Stimme ihm zuflüsterte, was selbst die entsetzliche Angst seines Herzens ihm als Befehl anzuzeigen zu wollen schien.

Mehrere Stunden waren in dieser peinlichen Lage vergangen, als endlich die erschöpften Lebenspotenzen, der Ruhe bedürftig, dem Schlummer wichen und unser Reisender in eine bewußtlose Apathie hinsank, die mit dem Schlafe kaum etwas Anderes gemein hatte, als eine Reihe von Träumen, deren Gebilde sich, wie es auch nicht anders zu gewärtigen war, an die Erscheinungen der vorhergegangenen Stunden anschlossen.

Eine Uhr hatte eben die zweyte Stunde nach Mitternacht angeschlagen, als unser Fremdling, durch eine blendende Helle geweckt, in seinem Bette emporfuhr. Das Zimmer war mit Tagesklarheit erhellt, und Harfentöne, wie aus endloser Ferne herüberschwimmend, glitten melodisch durch dasselbe hin. Dünner Nebel erfüllte den Hintergrund und entwirrte sich und gewann Gestalt und jezt — dem Fremdlinge sträubte sich das Haar auf dem Haupte und Fiebersfrost rieselte durch sein Gebein — jezt schwebte ein Schatten an ihm vorüber, dessen Hände bittend gefaltet, dessen Blicke mit dem Ausdrucke des Flehens auf ihn gerichtet waren, während die freideweisse Hand rückwärts deutete, wie auf versunkene Tage des Glückes, wobey Thränen von der farblosen Wange herniederflossen.

Des Gastes Augen traten weit aus den starr geöffneten Höhlen heraus, die Zunge versagte ihm den Dienst und sein ganzer Körper schien zum Bilde des Entsetzens versteint. Als aber die Erscheinung mit immer grasserem Ausdrucke der Verzweiflung in modrigen Duff zerrann, da entfesselte sich

seine Sprache und mit wildem Grausen, das aber ein matter Ton des Erbarmens durchklang, stieß er die Worte heraus: „Elisa, ich habe dir verziehen.“ Die Sinne vergingen ihm, nur schallte ein süßer Wohlklang durch seine Seele hin, und über ihm lispelte es wie Musik der Engel: „Gualtiero — dort!“

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Abend an meinem Fenster.

(Avignon, 4. July 1832.)

Die Sonne sinkt; in purpurrothe Schleyer
Hüllt sie der gold'nen Strahlen glänzend Feuer;
Und an dem weiten, klaren Horizont
Steigt mild herab der sanfte Silbermond.

Und nach und nach erglänzt das Licht der Sterne,
Sie strahlen an des Himmels blauer Ferne, —
So heilige Ruhe herrscht auf Au und Fluß,
Und Andacht weht im Tempel der Natur.

Wie heilig bist du, stille Abendstunde,
Ach, Wehmuthslust mit süßem Schmerz im Bunde
Ergreift das tiefbewegte, bange Herz!
Ist's Liebesthust? ist's sehnsuchtvoller Schmerz?

Von des Geliebten traurem Arm umschlungen,
Von namenlosem Hochgefühl durchdrungen,
Steh' ich am Fenster, bebend, tiefbewegt,
Von heiliger Erin'ung aufgeregt.

Wie reich, Natur, sind hier doch deine Spenden!
Wohin ich mag das feuchte Auge wenden,
Da lächelt mir entgegen schön und mild
Des Südens zaubervolles Anmuthsbild.

Hier kann ich Myrth' und Lorbeer blühen sehen,
Und durch den Ölbaum streift des Westes Wehen;
Es würzt die warme, reine Himmelsluft
Der Mandelbaum, der Pomeranzenduft.

O schönes Land, reich an des Südens Gaben,
Und durch Gesang Jahrhunderte erhaben,
Hier prangt' in Liedern einst der Troubadour,
Begeistert von der herrlichen Natur.

Natur und Liebe! — Mächtiges Empfinden!
Doch Eines kann vor ihnen selbst nicht schwinden,
Und unter diesem Himmel, schön und mild,
Sucht stets mein Blick der fernen Heimat Bild.

Sucht doch mein Aug', umflort von sanften Thränen,
Die Meinen! ... ruft sie mit des Herzens Sehnen;
Und in des Abends wehmuthvoller Ruh'
Send' ich die wärmsten Grüsse ihnen zu!

Mina von Guyon, geb. Rouland.

Correspondenz-Nachrichten.

Prag, den 25. August 1833.

Ich habe mir schon lange Vorwürfe darüber gemacht, daß ich Ihnen noch keinen Bericht über eine neue vaterländische Patriotenverbindung erstattet habe, welche den erhöhten Flor des Vaterlandes zum Zwecke hat. Es ist dieses der erst im heurigen Jahre vollständig begründete „Verein zur Ermunterung des Gewerbsgeistes in Böhmen.“ Man hat nemlich zur Erweckung des Vertrauens gegen die inländischen Fabricate in den Jahren 1828, 1829 und 1831 drey böhmische Gewerbsausstellungen veranstaltet, welche zwar nicht allein die befriedigendsten Resultate über die böhmische Industrie überhaupt darboten, sondern zugleich die raschen Fortschritte, welche das Gewerbs- und Fabrikwesen in dem kurzen Zeitraume, der zwischen der ersten und dritten Ausstellung lag, anzeigten. Gleichwohl erkannte das scharfe Auge des tiefer eindringenden böhmischen Patrioten, daß diese Progression und Blüthe der Industrie noch nicht mit dem natürlichen Reichthum unsers gesegneten Vaterlandes in genügendem Verhältnisse stehe, und daß bey einer vollkommen zweckmäßigen Benützung aller vorhandenen Mittel die Fortschritte noch reißender seyn müßten. Herr Joseph Graf von Dietrichstein, welcher die Oberleitung der Gewerbsausstellungswillig übernommen hatte, entwarf einen Plan, die böhmische Industrie auf eine noch höhere Stufe zu erheben, und sagte schon 1828 über diesen Gegenstand: „Es ist nothwendig, das Wort Industrie in zwey sehr verschiedene Bedeutungen abzutheilen; es bedeutet entweder Gewerbsfleiß oder Gewerbsgeist. Der Gewerbsfleiß, eine bloß mechanische Thätigkeit, vermehrt bloß das Vorhandene und nur in so fern, als ihm der Lohn seiner Mühe im Voraus gesichert scheint. Er ist also durch den Absatz, und somit durch die Zeitumstände bedingt. Für sein Nichtvorschreiten genügen die obigen Gründe. Doch dieser Gewerbsfleiß ist nur der Körper der Industrie. Sie wird von einem schaffenden Geiste beseelt, und dieser schaffende Geist ist der Gewerbsgeist.“ Um diesen letztern zu beleben, wurde der erwähnte Verein gebildet, der am 1. März d. J. förmlich ins Leben trat und mit seinen Statuten bekannt gemacht wurde. Der Verein besteht aus stiftenden und wirklichen Mitgliedern, doch ist die Zahl der erstern im Allgemeinen mit dem Tage der ersten Versammlung abgeschlossen, und unter dieselben können nachträglich nur noch Landstände, mit Bewilligung der übrigen; stiftenden Mitglieder, oder Erben eines solchen an dessen Stelle aufgenommen werden. Wer gegenwärtig dem Verein zu so schönem Zwecke noch beytreten will, kann als wirkliches Mitglied aufgenommen werden, das entweder durch einen gleichen Beitrag, wie die stiftenden, oder durch Arbeiten für den gemeinschaftlichen Zweck sich dazu eignet, oder als Belohnung für die höchste Auszeichnung in Gewerbszeugnissen dazu ernannt wird. Doch haben die stiftenden Mitglieder vor den wirklichen keine andere Vorrechte, als: die in ihrer Benennung liegende Erinnerung, daß sie die Gründer der Anstalt gewesen, dann die Wahl des Generaldirectors aus ihrer Mitte, und die Vererblichkeit dieser Vorrechte. Übrigens haben alle Mitglieder Sitz und Stimme in der Generalversammlung, in welcher die Mitglieder der Generaldirection — welche die Cassa verwaltet, darüber Rechnung legt, überhaupt den Gang der Vereinsgeschäfte leitet, das nöthige Personale aufnimmt, alle Emolumente bestimmt und die Schlüsse der Generalversammlung vollzieht — erwählt werden, ferner die Übernahmscommission, welche mit der Leitung der Gewerbsausstellung beauftragt wird, dann eine Prüfungscommission, aus drey Mitgliedern bestehend, und ein Beurtheilungsausschuß, welcher bey jeder Ausstellung das Geschäft hat, die ausgestellten Gegenstände zu beurtheilen, die Preise zuzuerkennen, und neue Preisaufgaben vorzuschlagen. Die Generaldirection besteht aus einem Generaldirector und neun Directionsmitgliedern. Diese wie jener werden auf sechs Jahre gewählt, doch darf keines der letztern mehr als drey mal wieder gewählt werden. In Bezug auf den Generaldirector enthalten jedoch die Statuten keine ähnliche Beschränkung, und er kann nach Gefallen immer wieder gewählt werden.

Die Generalversammlung, in welcher bey allen Beschlüssen die Mehrheit, und bey gleicher Stimmenzahl jene des Generaldirectors entscheidet, und welche jährlich im Herbstmonate zusammenberufen wird, übernimmt alle Berichte, besetzt jedesmal die erledigten Stellen, und kann allein Anordnungen in den Reglements vornehmen. Doch hat die Generaldirection das Recht in besonders wichtigen Fällen auch außer dieser Zeit ihre Zusammenberufung zu verlangen.

Die ersten Rücksichten bey einem so umfassenden Unternehmen sind unstreitig die Steigerung der Uryroduction, Vervollkommnung der Gewerbe, Emporhebung des Fabrikwesens und Belebung des Industriehandels. Der Gewerbestand soll ermuntert, und in eine rege Thätigkeit versetzt, die Blüthe und Entwicklung desselben möglichst gefördert, und mit dem durch die Anwendung größerer Hülfsmittel, durch gesteigerte und erleichterte Fabriksindustrie erzielten höheren Stande anderer Länder Europa's, wenigstens ins Gleichgewicht gebracht werden. Daher besteht der erste Zweck und das Hauptaugenmerk dieses Vereins darin, die gewerbetreibende Classe sowohl durch die öffentliche Ausstellung der inländischen Gewerbszeugnisse zu ermuntern, als durch Beschaffung und Vorzeigung von Musterstücken, so wie Mittheilung in- und ausländischer Erfindungen und Verbesserungen zu belehren, dann die Lösung technischer Aufgaben durch anerkannte Geld- und andere Preise, oder technische Leistungen der Gewerbsausstellung durch Auszeichnungen zu belohnen. (Die Stufenfolge dieser Auszeichnungen ist: 1. Erwähnung in dem Hauptbericht über die Gewerbsausstellung — 2. Anerkennungsdecrete, wenn die Denkmünzen nicht ausreichen, bey gleich würdigen Leistungen desselben Gewerbszweiges — 3. bronzene, silberne und goldene Denkmünzen — und 4. Diplome als werthvolle Mitglieds-, als höchste Auszeichnung, welche der Verein erteilt). Um nun die beyden Hauptzwecke der Ermunterung (Gewerbsausstellung) und Belohnung und Antrieb (Kenntniß ausländischer Industrie) zu erreichen, müssen sowohl die Resultate der Ausstellung von Sachverständigen beurtheilt und besprochen, und alle neuen in- und ausländischen Erfindungen, Entdeckungen und Verbesserungen im Gebiete der Industrie durch eine technische Zeitschrift, die in möglichst wohlfeilem Preise und in einzelnen Abtheilungen für verschiedene Classen erscheinen soll, schnell zur allgemeinen Kenntniß der Gewerbsleute gebracht werden. Zur näheren Erklärung der darin vorkommenden Ansichten sollen Modelle und Zeichnungen, wie eine technische Bibliothek angeschafft, und eine Lesbibliothek errichtet werden, wodurch der Verein jedem Gewerbsmann ein treuer Rathgeber wird. Mit allen diesen Zwecken wird aber der Verein auch noch jenen verbinden, armen, aber geschickten Handwerkern ein Unterstüzer zu werden, welche hier nach Verhältniß einen zweckmäßigen Vorschuß erhalten, den sie nach ihren Kräften zurückerstatten können.

Hr. Graf Dietrichstein erließ am 19. März 1829 einen Aufruf an den böhmischen Adel und die hohe Geistlichkeit, welcher eine kurze Andeutung über Zweck und Organisation der Anstalt enthielt, und Se. Excellenz der Oberstburggraf von Böhmen, Herr Carl Graf von Chotek (gegenwärtig Protector des Vereins), erklärte sich zum ersten stiftenden Mitgliede. Ein solches Beispiel wirkte mächtig, und trotz der Stürme des Schicksals, welche in den darauffolgenden Jahren in Gestalt von Krieg und Seuche Europa theils bedrohten, theils wirklich heimsuchten, erfreute sich das vaterländisch-gemeinnützige Unternehmen des glänzendsten Erfolges. An der Spitze des Verzeichnisses der Mitglieder dieses schönen Vereines zur Beförderung des Gewerbsgeistes im böhmischen Königreiche glänzt der Name Sr. Majestät des jüngern Königs von Ungarn und Kronprinzen der übrigen Erblande, N. S. M. J. H. der Erzherzoge Carl und Anton, und an diese hochverehrten Namen schließt sich die Blüthe des böhmischen Adels und der höheren Geistlichkeit nebst einigen patriotischen Privaten an. „In der Folge,“ äußern sich die öffentlichen Berichte über diese neue Institution, „werden, wie es bey dem Gemeinfinn der Böhmen zu erwarten steht, Personen aus allen Ständen sich diesem Verein anschließen, was um so mehr zu wünschen ist, damit in jeder Richtung nach dem gemeinsamen Ziele gestrebt werde. Die größere Zahl der Mitglieder dürften vielleicht Theilnehmer aus den beyden Classen der Fabricanten und des Handelsstandes ausmachen, und diese mit den gegenwärtigen stiftenden Mitgliedern in ein sorgsam zusammengewirkendes Ganze verschmelzen, den Verein vor Einseitigkeit bewahren, indem sie die verschiedenartigsten Ansichten und Interessen in den Generalversammlungen zur Sprache bringen werden.“ In der ersten Generalversammlung des heurigen Jahres wurde zum Generaldirector Hr. Graf Joseph Dietrichstein, zu Directionsmitgliedern aus der Classe der Stifter die Herren Grafen Hugo zu Salm, Friedrich von Deym und Joseph von Nostitz erwählt.

Zu den erfreulichsten unter den wohlthätigen Anstalten unserer Stadt muß unstreitig auch die hiesige Versorgungs- und Beschäftigungsanstalt für erwachsene Blinde in Böhmen, durch deren Begründung Professor Aloys Klar sich ein großes Verdienst um das Vaterland erworben hat, gezählt werden. Kein Böhme ist wohl mit den Wohlthaten unbekannt, welche die Gesichtlosen des Vaterlandes dem im J. 1808 begründeten „Privatinstitute für arme blinde Kinder und Augenkranken“ verdanken. Eine große Anzahl erwachsener Blinden erhielt in demselben durch die Kunst des Dr. Johann Fischer das Augenlicht wieder, und eben so viele blinde Kinder wurden darin zu brauchbaren Mitgliedern der bürgerlichen Gesellschaft gebildet, ja manche derselben sogar mit dem Schmucke der Künste für ihr dunkles Leben beschenkt. Prof. Klar, bey der ersten Gründung schon als Mitbegründer, und 1825 als Director auf die schönste Weise wirksam, da er nicht allein den Plan für dasselbe entwarf, sondern seine volle Sorgfalt und Thätigkeit demselben widmete, führte in der Folge die schöne Idee noch weiter aus; er überdachte theilnehmend den Zustand des mittellosen Blinden, der nach erhaltener möglicher Bildung aus dem Institute ohne Unterstützung in die Welt treten muß, und bildete nach jahrelanger Überlegung den Entwurf zur Errichtung einer Versorgungs- und Beschäftigungsanstalt für erwachsene Blinde, in welcher diese ein Asyl finden, und unter dem Schutze eines Vereins uneigennütziger Menschenfreunde Gelegenheit fänden, sich ihr Brot durch die erworbenen Fähigkeiten und Geschicklichkeiten zu gewinnen. Durch jahrelange angestrenzte Bemühungen und zahlreiche Opfer gelang es Prof. Klar seine wohlthätige Idee ins Leben zu rufen. Er begann sein Werk 1831 mit der Abfassung der „Denkwürdigkeiten des Prager Privatinstitutes für arme blinde Kinder und Augenkranken“ (dessen Ertrag sogleich zur Begründung der Versorgungs- und Beschäftigungsanstalt für erwachsene Blinde bestimmt wurde), welche er Ihrer Majestät unserer gnädigsten Kaiserinn Carolina Augusta ehrfurchtsvoll empfahl. J. M. die Kaiserinn geruheten die Dedication huldreichst anzunehmen, und in gewohnter Mildthätigkeit trat die durchlauchtigste Frau mit einem Beytrage von 1000 fl. als erste Beschützerinn der jugendlichen Anstalt an die Spitze der Wohlthäter, welche das erhabene Beyspiel in Böhmen zum Beytritte anregte.

Die erste Auflage der erwähnten Schrift (von 3000 Exemplaren) war in vier Wochen vergriffen, eine zweyte mußte alsogleich veranstaltet werden, und an dem befehlenden vierzigsten Jahrestage der glorreichen Regierung unsers angebeteten Monarchen Kaiser Franz I. am 1. März 1832 trat ein Institut ins Leben, dessen fröhliche Blüthe, und Gedeihen keinen andern Wunsch übrig läßt, als daß es dem menschenliebenden Begründer desselben (welcher vor wenigen Monaten zur ewigen Ruhe einging) hätte vergönnt werden mögen, sich seines Werkes länger zu erfreuen. Vor Kurzem erschienen nunmehr (gleichfalls zum Besten dieser Anstalt) die „Statuten der Versorgungs- und Beschäftigungsanstalt für erwachsene Blinde in Böhmen“, ebenfalls von Hrn. Prof. Klar verfaßt und herausgegeben, Sr. Excellenz dem Herrn Oberstburggrafen in Böhmen, dem thätigen Protector der Anstalt, zugeeignet, welche nicht verfehlen können, die Aufmerksamkeit des Publicums noch mehr auf jene zu richten, und derselben neue Freunde und Theilnehmer zu erwerben. Vor Kurzem besuchte der Protector das Institut und bezeugte seine volle Zufriedenheit über die innere Einrichtung, Ordnung und Reinlichkeit desselben. Zwen hiesige Künstler, ein Dichter und ein Tonsetzer, hatten ihr Schärfein zur Feyer des Tages beygetragen; nemlich Hr. Rudolph Glaser hatte die „Worte des Dankes“ an Sr. Excellenz gedichtet, und Hr. Wenzel Tomasek dieselben, seines Rufes würdig, in Musik gesetzt, welche die Gesichtlosen hierauf gemüthlich vortrugen. Auch ein ausländischer Dichter, Prof. Carl Förster in Dresden, hat die Gelegenheit ergriffen, dem menschenfreundlichen Erblichenen durch ein Gedicht: „Erinnerung an Aloys Klar, den edlen Versorger der armen Erbblindeten seines Vaterlandes“ ein wohlverdientes Blümchen auf das Grab zu streuen.

(Mit Nr. 40 des Notizenblattes.)

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und M o d e.

Donnerstag, den 3. October 1833.

119

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modellsbild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. E. W., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. E. W. des H. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nro. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbs- und 26 fl. 24 kr. E. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Des Glückes Lieblingsbaum.

Zur Feyde des 4. Octobers.

FRANCISCI
NOMEN,
VT
FORTVNAE PIGNVS,
PILS AVSTRIAE CORDIVS
INHAERET!

In Europa blüht ein Garten, reich an Baum und Blum' und Blatt,
Über den sein Zelt der Himmel, glänzend, ausgebreitet hat;
Und in dieses Gartens Herzen, mitten im begrünten Raum,
Steht, mit Ästen, weithin schattend, gar ein mächtig stolzer Baum.

Deutschland nennt sich dieser Garten, und der Baum, dem keiner gleich,
Der die Äste, segnend, breitet, ist mein liebes Osterreich!
Stark an Wurzeln, frisch im Holze, reich an Laube, schwer von Frucht,
Steht er, ungebeugt vom Sturme, grünt, von Blüten unversucht.

Hingelehnt, an seinem Stamme, ruht der süße Friede gern;
Durch's Gegitter seiner Zweige blickt der Treue gold'ner Stern;
Perlend rauscht des Frohsinns Quelle zwischen seinen Wurzeln hin;
Schaaren wohl von zwanzig Zungen wölbt er sich zum Baldachin.

Drum hat auch des Glückes Göttinn sich den Wunderbaum ersch'n;
Sonst so flüchtig, wie ein Falter, bleibt sie unter diesem steh'n;
Freut sich seines üpp'gen Wuchses, seiner ewig jungen Kraft;
Tränkt wohl selbst ihm gar die Wurzeln mit ambrosisch mildem Saft.

Und so stand sie eines Tages, wie versenkt in süßen Traum:
„Ja, verew'gen,“ rief die Göttinn, „will ich dich, mein Lieblingsbaum!
„Einen Namen will ich schneiden in die frische Rinde dir,
„Daß, ein Talisman, der Name wach' und zeitige mit ihr!“

„Daß er tief in deinem Herzen, unverilglic durch die Zeit,
„Deutlicher von Jahr zu Jahre, lesbar sey der Ewigkeit!
„Daß er Jedem, dessen Auge, neidisch, deine Fülle mißt,
„Klar, wie Demantschrift, es künde, daß mein Lieblingsbaum du bist!“ —

Und den Griffel nahm die Göttinn, und ihr Aug' warf hell'ren Glanz,
 Und in's Herz des Baumes grub sie Deinen Namen, Vater Franz!
 Als die Bürgschaft ihres Segens, als des Friedens heilig Pfand:
 Heil dir Lieblingsbaum des Glückes, Osterreich, mein Vaterland!

Eint.

Prof. Johann Gabriel Seidl.

D e r H e i m a t l o s e .

(F o r t s e t z u n g.)

Der Fremde, dessen Namen in der That Gualtiero, im Deutschen Walter hieß, erwachte ziemlich spät am Tage und in Schweiß gebadet, ein Umstand, der bey den Vorfällen der letzten Nacht ziemlich begreiflich war. Er warf unruhige Blicke im Zimmer um sich her, gleichsam als wollte er sich vergewissern, ob er wirklich noch an dem Orte sey, den er gestern Abends betreten hatte; und als kurz darauf die Magd eintrat, fragte er sogleich mit scheuer Hast, wie es mit der Patientinn stehe.

„Sie hat ausgerungen,“ war die mit unterdrücktem Weinen hervorgebrachte Antwort.

„Todt?“ murmelte Gualtiero vor sich hin, mit einem Tone der Stimme, der etwas auszudrücken schien, was der Sprechende erwartet hatte.

„Und wann,“ fuhr er fort, „wann ist sie verschieden?“

„Schlag zwey Uhr nach Mitternacht.“

„Wie war der Taufname der Verewigten?“

„Elisabeth — sie soll aus einem vornehmen Hause in Welschland abstammen.“ —

„Und Euer Herr? — Elisa's Gatte?“

„Ist hier Todtengräber seit zwey Jahren.“

„Wißt Ihr vielleicht, wo er sich vorher aufhielt?“

„Nein, und doch bin ich von allen Hausleuten am längsten hier.“

„Kann ich Euer Herrn sprechen?“

„Unmöglich. Er ist außer sich, er raset und flucht seit dem Tode der Frau wie unsinnig. Wir fürchten für sein Leben.“

„Könnt Ihr es wohl ausmitteln, daß ich noch einen oder ein paar Tage hier verweilen könne? — Ich will keinerley Ungelegenheit machen und Alles gebührend ersetzen. — Meine Glieder sind von der Reise so zerbrochen, daß ich außer Stande seyn würde, weiteren Anstrengungen Trost zu bieten, und meines Wissens ist noch ein weiter beschwerlicher Weg bis nach dem nächsten Orte.“

„Fünf starke Meilen und der Himmel hängt voll Schnee, zudem ist der Weg so schlecht, daß beyhm Eintritt eines Unwetters selbst Leute aus der Gegend nur mit Mühe sich zurechte finden. — Ich will mit dem Herrn darüber zu sprechen suchen, und findet das nicht Statt, so soll wenigstens der Großknecht einen Wagen herbeychaffen, damit Ihr leichter nach dem Dorfe drüben gelangen möget.“

Sie ging,ehrte aber bald mit dem Bescheide zurück, der Fremde könne bleiben, so lange es ihm beliebe, wenn er anders mit den geringen Mitteln des Hauses sich begnügen wolle.

Gualtiero verließ bald nachher seine Wohnung, um die Gegend zu durchstreifen und sich, so gut es anging, der quälenden Gedanken zu ent schlagen, die seine Seele umdüsterten.

Bilder der Vergangenheit zogen an ihm vorüber, schwarze Schreckgespenster tauchten vor ihm auf, und die Empörung seines Innern steigerte sich zu einem Grade wilden Trostes gegen das Verhängniß, so daß er sich immer weiter in die unwirthbare Klippengegend hineinlocken ließ, welche den Saum des Thales, worin der Kirchhof lag, auszumachen schien.

Dicke Schneeflocken rieselten von der Himmelsdecke herab und gestalteten sich allmählig zum heftigen Gestöber, das wie ein Schleyer alle Gegenstände des Gesichtskreises umhüllte. Gualtiero aber schritt immer kühner in die Berge hinein, und ein tolles Lachen rang sich bisweilen zwischen seinen Lippen hervor, wenn er sah, wie selbst die Thiere des Waldes in ihre Zufluchtsstätte ent schlüpften; es schien, als wolle er die Natur herausfordern, ihm ein Zeichen von Furcht oder eine Spur von Scheu vor ihren Schrecknissen abzu zwingen.

Es ist kein guter Geist, der den Menschen beseelt, wenn er, unangefochten von den äußeren Stürmen, nur dem leidenschaftlichen Drange seines Innern folgt, und den Orgelton der Elemente gleich Musik in sein Ohr aufnehmend, nach Eindrücken verlangt, welche die Aufregungen seines Gemüthes übertäuben sollen. Der Genius der Jugend schwebt dann bebend an seiner Seite und die Mächte der Finsterniß frohlocken, denn dann entgeht der Unglückliche nur selten den Nehen, womit sie seine Tritte umgarnen. Umsponnen von den grausen Erscheinungen seiner Phantasie vermag er es nicht immer, diese von den Schauerthaten des Abgrundes zu unterscheiden; und willenlos, ohne es selbst zu wissen, taumelt er in die Pfade des Lasters, von denen sein bisheriges Leben sich ferne gehalten hatte.

So war die Stimmung, mit welcher Gualtiero an jenem Wintermorgen durch die Felsgruppen schweifte, die sich mit dem Gewande des Grabes zu bekleiden angingen. Einzelne Raben schwirren krächzend an ihm vorüber, Schwärme von Krähen schrien ihre häßlichen Mißtöne aus den entlaubten Ästen herab, und sonst regte sich kein Leben in der Wüsteney. Da klang auf einmal ein Wimmern wie eines weinenden Kindes an sein Ohr, und aufblickend gewahrte er auf einer jähem Bergesklante einen Knaben von etwa sechs Jahren, der in der unverkennbarsten Angst umhersah, um Hülfe zu entdecken.

Gualtiero sah die Gefahr des Kindes, das ohne zu stürzen weder vorwärts noch zurück konnte, und rief ihm zu, stehen zu bleiben und keinen Schritt zu wagen, bis er nicht bey ihm seyn würde.

Ein Grausen erfaßte ihn, als er, ein geübter Kletterer, ohne sonderliche Beschwerde oben angelangt, dem Kleinen ins Antlitz sah und Züge erblickte, die zu tief, mit zu furchtbarem Griffel in sein Herz eingegraben waren, als daß er sie hätte mißkennen sollen.

Einen Augenblick stand er entgeistert, seine Sinne waren verwirrt, die Zunge schien keines Wortes mächtig, alle seine Gliedmaßen zuckten convulsivisch und er starrte den Knaben mit durchbohrenden Blicken an, so daß dieser furchtsam zurücktrat, indem er mit zagender Scheu die Bewegungen desjenigen verfolgte, den er für seinen Retter gehalten hatte, dessen Anwesenheit ihm aber nunmehr eben nicht sehr erwünscht seyn mochte.

„Wer bist du, Kleiner?“ fragte endlich Gualtiero den Knaben mit bebender, dumpfgrollender Stimme, während dieser immer unruhiger nach einem Wege zur Flucht umherspähte.

„Ich bin Ermino, und mein Vater wohnt dort unten im Thale in dem Hause, neben welchem so viel Todte liegen,“ erwiderte das Kind mit sicht-

barer Angst, „ach, nun werden sie auch die Mutter dort einscharren, denn sie ist heute Nacht gestorben — und da bin ich fortgelaufen, um es nicht zu sehen, wenn die gute blasse Mutter weggetragen würde, und Niemand hat es bemerkt, und da lief ich immer weiter, bis die garstigen weißen Fleckchen herabfielen; da sah ich nicht mehr wo ich war, und kam hier herauf — ich weiß nicht wie.“

Gualtiero trat an den äußersten Rand der Klippe vor, blickte ernst hinab, dann wieder auf den Knaben, und ein Schatten grimmigen Frohlockens fuhr über sein edles Antlitz. „Tief genug für meine Rache,“ grollte er dann in sich hinein, sah wieder auf Erminio und lachte gellend in die öde Wildniß hinaus. „Habe Dank, o Schicksal, das mir immer feindselig erschien, das mich freund- und lieblos, das mich zum Heimatlösen gemacht, habe Dank, daß du mir endlich, endlich einen hellen Punct in meinem Leben, den Moment der Vergeltung zusendest. Ich kann ihm zwar nicht Gleiches mit Gleichem vergelten, kann ihn nicht um Gattinn, Vermögen, Vaterland und Ehre mit einem Schlage betrügen; aber ich werde seinem Vaterherzen eine so tiefe Wunde schlagen, daß sie ihn elend machen soll für immer. — Sprich,“ wandte er sich dann gegen Erminio, „sprich, elende Brut des zehnfachen Mörders! hast du noch Geschwister?“

Der Knabe schüttelte verneinend das lockige Köpfchen.

„Nun dann,“ schrie Jener fürchterlich, „dann soll er kinderlos in die Grube fahren.“

Und den lautausschreyenden Kleinen mit wüthender Kraft umklammernd, floh er mit ihm an den Absturz, bereit zur schrecklichen That; plötzlich aber brachen ihm die Knie, die Farbe wich aus seinem Gesichte, die Arme fielen straff herab und Erminio glitt auf den Boden.

„Gualtiero — dort!“ rief der Unglückliche, „sagte sie nicht so? — Mit welcher Miene könnte ich an jenem Tage des Jorns vor ihr und dem ewigen Richter erscheinen, wenn das Gewicht einer solchen That meine Brust belastete? — Nein, ich will glühende Kohlen auf sein Haupt sammeln, will rein bis an das Ziel der Tage schreiten wie bisher, will ihm die Rache anheimstellen, der da wägt und richtet als ein gerechter Richter alles irdischen Thuns. — Für mich ist's ja doch Nacht auf immer!“

Und den Kleinen mit sanfter Zuredede beschwichtigend, hob er ihn wieder in seine Arme, und brachte ihn den Berg hinab nach dem Waterhause.

Gegen Abend desselben Tages fand die Beerdigung der Verbliebenen Statt. Gualtiero saß eben in tiefem Dahinstarren am verlöschenden Kamin seines Stübchens, als das Geräusch mehrerer Kommenden und das Licht von Fackeln ihn an das Fenster zogen. Er sah den Sarg aus dem Hause bringen — ihm folgte eine verhüllte Gestalt, mühsam sich einerschleppend, und durch einen ehrwürdigen Priester unterstützt, der anscheinend mit frommen Trostesworten das Gemüth des Leidtragenden zu erheben bemüht war.

Um eine Störung der heiligen Feyer zu verhüten, falls er mit Jenem zusammentraf, blieb Gualtiero auf seinem Zimmer, aber seine Seele war bey der frommen Handlung, und das verzeihende Gebeth seiner gesühnten Liebe schwebte als Cherub über das frischgeworfene Grab. Jetzt hielt der Zug; der Geweihte des Herrn sprach die Worte der Benedeyung — jetzt rollte das enge Haus des Todes in die Grube hinab, jetzt kollerten mit dumpfem Getöse auf den Sarg die ersten Schollen, und dazwischen klangen die Stimmen des

Grabgefanges. — Gewaltiges Schluchzen wie aus zerrissener Brust unterbrach die heiligen Accorde und Schauer gingen durch Gualtiero's Gebein, als das Einstinken der Erdschollen immer weniger dumpf erklang, um so wilder aber und heftiger das Weinen des Verhüllten ausbrach. Ernst blickte er zum Himmel empor, und in Wehmuth aufgelöst bethete er laut für die Hingeshiedene, für alle Menschen, für seine Feinde und inbrünstig auch für ihn, der alle Sterne seines Daseyns verwischt, der ihn tausendfältig gemordet, der alle Stacheln des Schmerzes in sein Innerstes gebohrt hatte — bethete mit einer Reinheit des Gefühls, wie es seit seiner Kindheit aus ihm gewichen war, bethete mit einer Andacht und Rührung, die in sich selbst den Lohn der lautersten Beruhigung erzeugt.

Als er sich von den Knien erhob, war es draußen still und finster geworden wie in dem Reiche der Verwesung, das nun sein neuestes Opfer auf immer umklammert hatte. Er schritt hinaus auf den Todtenacker, fand den frischen Hügel und warf sich auf denselben schluchzend hin. „Elisa!“ rief er aus, „wir sind versöhnt. Gerne hätte ich noch einmal dich in deiner irdischen Hülle gesehen, gerne dir selbst noch im Leben das Wort der Verzeihung zugelacht, gerne noch einmal deine Hand lindernd auf dieß verbrannte Haupt gelegt und den Odem deiner Rede als Balsam in mein zerfleischtes Herz geträufelt; aber der allmächtige Lenker hat es anders gefügt, ich sollte erst am Grabe dir wieder nahen, erst in die lautlose Erde dir meine Segnungen nachrufen. — Hab' gute Nacht, Elise! Nicht du warst es, die den Dolch in meinem Blute wühlen ließ, nicht du hast die Blüthe meines Lebens vergiftet; und wenn du jetzt im Cherubsgewande der Verklärung über dieser Stätte weilest, so siehe diese Hand, die dein Grab verzeihend berührt und dir den Gruß unveränderter Liebe hinüberwinkt in das Jenseits!“

Als Gualtiero nach dem einsamen Kämmerlein zurückgekehrt war, machte er Vorbereitungen zu seiner Weiterreise, welche er für den nächsten Morgen anberaunt hatte, schrieb mehrere Briefe in großer Aufregung, belohnte die Magd mit seltener Freygebigkeit für das, was sie ihm geleistet hatte, zog Erkundigungen nach dem Wege ein, den er zu machen hatte, und warf sich dann angekleidet auf das Bette.

Er konnte nicht schlafen, eine peinliche Vellommenheit schnürte seine Brust zusammen und sein Kopf brannte wie nach einer durchschwärmten Nacht. „Ich will ihn nicht wiedersehen,“ sagte er zu sich selbst, „das Strafgericht hat ihn schwerer getroffen, als es Menschenhand vermöchte — der Wurm der Verzweiflung nagt an seiner Wurzel — noch in dieser späten Stunde der Nacht will ich sein Haus verlassen und gehen, so weit mich diese lebensmüden Füße tragen, wandern bis an den Markstein meiner Tage, wandern, bis ich endlich die Heimat finde im Grabe.“

Und seinen Wanderstab ergreifend, sah er nach seinen Pistolen, schnallte den Gürtel, und noch einen Blick aus dem Fenster über das schweigende Gesilde des Todes werfend, war er reisefertig. Leise klinkte er die Thüre auf, und eben so leise wieder zu; als er die Schwelle überschritten hatte, schlich er den Haussur entlang und trat unbemerkt in das Freye hinaus.

(Die Fortsetzung folgt.)

Burke's vollkommene Frau.

Vor einer Reihe von Jahren circulirten in der deutschen Literatur bis zum Überflus Männer und Frauen, wie sie seyn sollten; es herrschte damals eine wahre Musterreiterey nach den herrlichsten Exemplaren der Menschheit. Bedenklichen Personen wurde das Heirathen dadurch unendlich erschwert; zuletzt faßten sie im Verdrus der Langenweile wieder Muth, warfen die Engelsbücher ins Feuer, stürzten sich selbst hinein und hielten in den Flammen unversehr aus gleich den Salamandern. Diese Gehirnentzündung ist längst glücklich überstanden, hier und da erinnert nur noch stilles Herzwel an jene selige Qualperiode, aber auch dieß dürfte in der Apotheke unserer Zeit durch ein weltberühmtes Universalmittel, durch einfache Magenbeschwerden, allmählig von Grund aus geheilt werden. Die Franzosen haben auf männliche und weibliche Ideale nie so stark Jagd gemacht als die Deutschen; da sie dem Generalisiren schwärmerisch zugethan sind und sich mehr mit den Massen als mit den Individuen beschäftigen, so bleibt ihnen keine Muße übrig, mit den Larven überschwänglicher Menschengebilde sehnsüchtig zu liebäugeln. Das Temperament vertritt bey ihnen in diesem Puncte hülfreich die Stelle der Vernunft. In den Engländern schlägt sichtlich die germanische Natur nach. Grandison, in seinem Flügelkleide, war sieben bis acht Bände stark, und jeder Band vollgestopft von robusten Tugenden: was hat Deutschland gegen diesen Normal-Pudding von Alt-England in die Wage zu legen? Es gibt indessen auch Engländer, die aus einem Nufkern eben so viel Saft zu ziehen wissen als Andere aus einer Apfelsine. Da ist mir z. B. kürzlich in einem englischen Werke, wo ich dergleichen nicht suchte, das „Porträt einer vollkommenen Frau“ zu Gesichte gekommen, das Jemand mit der nöthigen Geschicklichkeit recht bequem auf seinen Daumen schreiben kann. Es schwebt zwischen Wahrheit und Dichtung, und erhält einen besondern Werth durch den großen Namen des Verfassers; vielleicht hat es aber für deutsche Leser zu wenig romantische Färbung. Burke überreichte es am Jahrestage seiner Verheirathung seiner Gattinn, die ihm unfehlbar in vielen Zügen zu dem Bilde gefessen hat*). Die Anführung des überaus interessanten Buches ist durch den Gegenstand hinlänglich gerechtfertigt. Eine literarische Notiz und zur Seite eine vollkommene Frau dürften ja wohl in einem journalistischen Reisewagen zusammen nicht übel fahren. Leider ist die vollkommene Frau längst gestorben und die literarische Notiz etwas alt. Jetzt mag Burke reden; das Vorwort ist für den Redner ungefähr so viel als der Wollfack im englischen Parlament: —

„Ich suche meine Idee von einer Frau auszusprechen; wenn sie irgend einem Original völlig entspricht, wird es mich freuen, denn gibt es wirklich eine Person, wie die, welche ich schildern möchte, so muß sie meine Schilderung weit überragen: und so wie ich bin, muß ich sie dann zu herzlich lieben, als daß ich vermöchte, ihr Bild zu malen, wie ich sollte.“

„Sie ist schön, aber ihre Schönheit entspringt nicht aus Gesichtszügen, Farbe oder Gestalt, sie besitzt jedes von den drey Dingen in einem hohen Grade, allein nicht dadurch rührt sie das Herz: all das Süße der Stimmung, des Wohlwollens, der Unschuld, des Gefühls, was ein Gesicht ausdrücken kann, das bildet ihre Schönheit.“

„Ihr Anfsiz ist ein solches, daß es bey dem ersten Anblick eure Aufmerksamkeit erregt, dieselbe jeden Augenblick steigert und ihr euch darüber wundert, warum es anfänglich bloß Aufmerksamkeit erregte.“

„Ihre Augen strahlen von mildem Glanze, aber sie lehren euch Achtung, wenn es ihr beliebt; sie befehlen wie ein wackerer Mann außerhalb seines Postens, nicht durch Amtsansehen, sondern durch Tugend.“

„Ihre Züge sind nicht vollkommen regelmäßig; diese Art von Abgemessenheit läßt sich besser preisen als lieben, denn sie ist niemals besetzt.“

*) Nähere Auskunft gibt: *Memoir of the life and character of the right hon. Edmond Burke, with specimens of his poetry and letters, and an estimate of his genius and talents, compared with those of his great contemporaries.* By James Prior, Esq. Second edition, 4 Vol. London 1826.

„Ihre Gestalt ist keine von den hohen; sie ist nicht für die allgemeine Bewunderung vorhanden, sondern für das Glück eines Einzigen.“

„Sie hat alle Festigkeit, welche sich mit der Zartheit verträgt; sie hat alle Sanftmuth, welche die Schwäche nicht in sich schließt.“

„Oft zeigt sie mehr Gefallsucht in einer erkünstelten Offenheit, als im schimmernden Aufspuk; sie erscheint jederzeit in ihrem reinen Gehalt ohne Härte und Ziererey. Ihr Ernst ist ein holdes Sinnen, das ihre Züge säufstigt, ohne sie zu verunzieren; gewöhnlich ist sie ernst.“

„Ihr Lächeln ist unaussprechlich. Ihre Stimme ist eine leise, weiche Musse, nicht dazu gemacht, in öffentlichen Versammlungen zu herrschen, wohl aber diejenigen zu erfreuen, die eine Gesellschaft von einem Haufen zu unterscheiden wissen; es ist der Vortheil dabey, daß man ihr näher treten muß, um zu hören.“

„Die Beschreibung ihres Körpers ist die Beschreibung ihres Geistes, einer das Abbild des andern. Ihr Verstand thut sich nicht hervor in der Mannigfaltigkeit von Gegenständen, um welche derselbe sich bemüht, sondern in der Richtigkeit, mit welcher sie auszuwählen weiß.“

„Sie zeigt dieß nicht so sehr, indem sie etwas Treffendes sagt oder thut, als durch Vermeidung dessen, was sie nicht zu sagen oder zu thun hat.“

„Sie findet das Rechte oder Unrechte an den Dingen nicht durch bloße Schärfe der Überlegung. Die meisten Frauen, auch viele gutartige, haben etwas Beengtes und Selbstisches in ihren Richtungen; sie besitzt den wahren Edelmut des Gemüthes. Die Maßlosesten können in ihrer Freygebigkeit nicht ungebundener seyn als sie, die Kargsten nicht umsichtiger bey dem Austheilen.“

„Keine Person von gleich geringen Jahren kennt die Welt besser, keine war je durch diese Kenntniß weniger verderbt.“

„Ihre Artigkeit scheint mehr aus einem natürlichen Zuge verbindlichen Wohlwollens zu fließen als aus dafür erlernten Regeln, und deswegen schlägt es ihr nie fehl, auf diejenigen zu wirken, die gute Erziehung kennen oder nicht kennen.“

„Sie stürzt sich nicht mit mädchenhafter Hestigkeit in neue Freundschaften, die, unbegründet in der Vernunft, bloß dazu dienen, Mißhelligkeiten zu mehrren oder zu verbittern; es dauert lange, ehe sie sich zur Wahl entschließt, aber einmal getroffen, steht diese dann auch fest für immer und die ersten Stunden romantischer Freundschaften sind nicht wärmer als bey ihr nach dem Verlaufe von Jahren. Wie sie ihren edlen Sinn niemals verunstaltet durch strenge Bemerkungen über Andere, so setzt sie ihr Urtheil nie herab durch ausschweifende oder übelangebrachte Lobeserhebungen, denn alles Gewaltfame ist der Anmuth ihrer Neigungen und dem Gleichmaße ihrer Tugend zuwider. Sie hat einen steten und gediegenen Verstand, der vom weiblichen Wesen nicht mehr annimmt als die Festigkeit des Marmors vom Glanze der Glättung. Sie hat Tugenden, die uns das wahrhaft Große unsers eigenen Geschlechtes schäken lehren; sie hat alle die herzugewinnenden Grazien, die uns sogar die Fehler lieben lassen, welche wir an der Schwäche und Schönheit des andern Geschlechtes erblicken.“

R. R. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Mittwoch, den 25. September, zum ersten Male: „Agnes und Fitz-Henri.“ Pan-tomimisches Ballet in 2 Acten von Hrn. L. Henry. Musik von Hrn. W. A. Grafen von Gallenberg.

Der Inhalt des heutigen Ballets ist ohne wesentliche Veränderung des Stoffes der bekannten, namentlich dem Wiener Publicum aus den Darstellungen des unnachahmlichen Lablache erinnerlichen Oper: „Agnese,“ von Paer, nachgebildet. Hr. Henry hat es sich demnach, was die Erfindung betrifft, merklich leichter gemacht als sonst, und vielleicht noch obendrein darauf gerechnet, daß bey der Aufführung sein eigenes Mitwirken, welchem allerdings eine große Verdienstlichkeit nicht abzuspochen ist, dem durchaus unhaltbaren Stoffe zu Hülfe kommen werde. Seine Rechnung hat sich als ziemlich richtig erwiesen; das Ballet hat, als solches, wohl nur wenigen der Zuschauer gefallen und gefallen können, allein die wirksame Darstellung der Hauptrolle hat Vieles vergessen und Manches sogar erträglich gemacht. Unter andern Umständen würde

die Geduld des Publicums wohl schwerlich eine so harte Probe bestanden haben. Schon die absolute Handlungslosigkeit des Stoffes läßt ein lebendiges und dauerndes Interesse des Zuschauers gar nicht aufkommen; die Geschichte des Ganzen reducirt sich auf den einzigen factischen Moment, wo ein erzürnter Vater seiner davongelaufenen Tochter verzeiht. Daß dieser erzürnte Vater nebenbey auch wahnsinnig ist, macht die Handlung nicht um das Geringste interessanter, anziehender, oder auch nur weniger dürftig; dem Zuschauer aber legt es die trostlose Nothwendigkeit auf, durch zwey lange Acte einen Seelenzustand mit ansehen zu müssen, der an und für sich keineswegs zu den erfreulichsten gehört, und den die Kunst nur unter gewissen Bedingungen und mit sehr sorglicher Beschränkung des Raumes zu verwenden hat. Die psychologische Wahrheit des Ausganges, nemlich die Heilung des Wahnsinns durch die höchste und letzte Aufregung des Vatergefühls, wollen wir dahingestellt seyn lassen; das Reich der Möglichkeiten in dieser traurigen Nachtseite des Erdentlebens ist unbegrenzt, und so wird denn am Ende jeder Erfolg wahr, der glückliche aber immer der willkommenste seyn. Zu bedauern ist dabey nur, daß wir, um zu diesem versöhnenden Erfolge zu gelangen, uns so lange und bey nahe methodisch abmarten lassen und volle zwey Stunden lang Zeugen seyn mußten, wie die wechselnden Paroxysmen der Wuth, der Verzweiflung und des Wahnsinns nach dem Tacte der Musik kommen und verschwinden, und wieder kommen und wieder verschwinden, je nachdem der Darsteller einen ausgiebigen Moment der Rührung oder Erschütterung brauchte. Einmal und zur rechten Zeit angewendet wird so etwas seine Wirkung nie verfehlen, wiederholt aber und bis zum Überdruße vervielfältigt, muß es selbst das rührbarste Gemüth ermüden. Wir haben uns nicht die Mühe genommen, allein es wäre vielleicht dieser Mühe werth, zu zählen, wie oft die reuige Tochter fortgestoßen und wieder in die Arme genommen, verflucht und gesegnet, gesholten und geliebt wird. Etwas ganz Ähnliches geschieht mit dem Kinde, und in dieser regelmäßigen Abwechslung zwischen Haß und Liebe, zwischen Verwerfen und Vergeben besteht die Handlung des Ballets. Daß Hr. Henry, der Erfinder und Anordner der heutigen Vorstellung, die Rolle des wahnsinnigen Vaters mit großer Wirkung und vielleicht eben so großer Wahrheit spielte, wird wohl von Keinem geläugnet werden können; um so dankenswerther wäre es gewesen, wenn er nicht nur das Ganze um die größere Hälfte gekürzt, sondern auch seine eigene Rolle mit etwas minderer Parteylichkeit bedacht hätte. Man hätte dann andere, erfreulichere Gegenstände zu sehen bekommen, und wäre dadurch auch nachsichtiger gegen die unerquickliche Zugabe geworden. — Mit großer Innigkeit und Wahrheit spielte Mlle. M u r a t o r i die Rolle der Tochter. Als mimische Künstlerinn behauptet sie einen sehr ehrenwerthen Platz, und was das Beste an ihren Leistungen ist, sie läßt sich nie zu jenen unnatürlichen, übertriebenen und höchst unschönen Verzerrungen hinreißen, mit denen die meisten ihrer Kunstgenossen den höchsten und letzten Preis zu gewinnen glauben. Ihre Bewegung und der Ausdruck ihres Gesichts bleibt immer schön und hört darum nicht auf wahr zu seyn; so, glauben wir, sollte die Pantomime immer behandelt werden. Die eingestochenen Tänze zeichneten sich, wie das meistens in den Erfindungen des Hrn. Henry der Fall ist, durch die schöne Geschäftigkeit der Tanzfiguren und Gruppierungen aus. Unter den tanzenden Mitgliedern, die heute, wahrscheinlich zu Ehren des Balletmeisters, zu dessen Vortheil die Vorstellung gegeben wurde, in ungewöhnlicher Vollzähligkeit versammelt waren, thaten sich die gegenwärtigen Lieblinge des Publicums, die H. C r o m b é und M a t t i s, sodann Mad. M a t t i s, die Mlle. K a b e l, M a z z a - A u r e g i o und B a s e g, so wie auch Hr. L a v i l l e rühmlich hervor. Hr. S t ö c k e l, als der Gatte Agnesens, hatte keine Gelegenheit, mehr als seine einnehmende Gestalt zu zeigen. Ein äußerst talentvolles Kind, die kleine H e r o l d, stellte den Sohn der beyden verstorbenen Gatten mit überraschender Kunstfertigkeit dar. Die Musik des Grafen von G a l l e n b e r g bewährte auch heute das ausgezeichnete Verdienst des Componisten in dieser Gattung von Tondichtungen.

M o d e b i l d X L.

Kleid von Rosa-Atlas, mit schwarzen Blonden geziert, nach einem Original von J. G. B e e r, bürgl. Damenkleidmacher in der Dorotheergasse Nr. 1108.

Toque von Blonden und Maraboutfedern, nach einem Original von M. L a n g e r in der Annagasse Nr. 986, im 1. Stock.

Herausgeber und Redacteur: J o h a n n S c h i c h.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Sonnabend, den 5. October 1833.

120

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modedild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Der Heimatlose.

(Fortsetzung.)

Der Himmel hatte seine Decke den Tag hindurch abgeschüttelt und breitete sich klar, sternbesäet am Horizonte aus. Die Luft war schneidend kalt und der Schnee knisterte unter den Fußtritten des Wanderers, dessen Augen zwar zuerst durch das Mondlicht und die blendende Weiße des Schnees, welcher jenes vervielfältigte, unfreundlich angestrengt wurden; aber schon nach wenigen Augenblicken gewöhnte er sich daran und pries sich glücklich, um desto leichter die ihm ange deuteten Kennzeichen des Weges entdecken und benützen zu können.

An dem Gitterthore der Ringmauer angelangt, warf er noch einen Blick nach dem Grabe Elisa's und wehmüthige Regungen traten in seine Seele. „Elisa,“ bethete er zu den Gestirnen der Nacht empor, „Elisa, schlummere süß! Dich selbst habe ich zwar im Leben nicht wiedergesehen; aber dein Traumbild, eine Ahnung von dir umschwebte mich die letzte Nacht in der Stunde deines Sterbens. Unsere Liebe — ich weiß es — hat sich wiedergesunden am Thron des Lebens — bald, bald sehen wir uns wieder!“

Ein seltsames Rauschen, das er sich nicht zu erklären vermochte, hatte schon beym Austritt aus dem Hause seine Aufmerksamkeit erweckt, jetzt ward es immer lauter — fast war es zu vernehmen wie eiliges Scharren im Boden, vermengt mit fremdartigen und unheimlichen Lauten, daß Gualtiero versucht ward zu glauben, es werde noch zu so später Zeit ein Grab gegraben, und ein oder mehrere Hunde, die bey den Gräbern wachten, witterten nun vielleicht seine Nähe und deuteten die Störung durch zürnendes Knurren an.

Der Gedanke, daß vielleicht Er, dessen Namen auszusprechen seine Lippen versagten, dem Schmerz erlegen seyn oder wohl gar die frevelnde Hand an sich selbst gelegt haben könnte, stieg urplötzlich in Gualtiero's Seele auf, und er ließ die schon angefaßten Riegel des Thores fahren, um sich Gewißheit über den Grund oder Ungrund seiner Befürchtungen zu verschaffen.

Er wußte selbst nicht, wie es kam, daß er leiser auftrat, als er nach dem theuern Hügel seine Tritte richtete; denn eben aus dieser ihm so hochwichtig gewordenen Gegend des Friedhofes schien das Geräusch zu kommen. In weni-

gen Secunden war er dort, bog um das lerge Gestrippe, das sich daselbst angefedelt hatte, und trat in die spiegelhelle Nacht hinaus.

Welch ein Anblick!

Eine Rudel ausgehungertes Schakale zerrte einen, eben aus der frischen, vom Froste noch nicht erstarrten Erde aufgewühlten Leichnam auf dem Boden umher. —

Wie in einem Anfalle von Wahnwitz stürzte Gualtiero auf die Ungeheuer los, schoß beyde Pistolen unter sie ab, und heulend zerstoben sie in die Wildniß. Jener aber trat außer sich, willkürlich, ohne zu wissen, was er wolle, zwey Schritte näher, schrie mit dem zerschneidenden Wehrufe des ungemessenen Grauens: „Elisa!“ und taumelte an den Boden.

So sah er auch ihre sterbliche Hülle noch, wie er es ersehnt hatte, aber auf eine Weise, wie sie wohl nie in eines Sterblichen Wunsche liegen möchte!

Er glaubte zu träumen, als er die Augen aufschloß und die Gestalt des Mannes vor sich stehen sah, der ihm in der tiefsten Seele verhaßt war, wie den Engeln des Lichtes die Erscheinung der verworfenen Geister.

„Altamonte,“ rief er schauernd, „kommst du mich vollends hinzuwürgen, wie du den Frieden meiner Seele mordetest?“

Der Angeredete leuchtete ihm mit der Fackel ins Gesicht und bebte entsetzt zurück.

„Gualtiero — du?“ stammelte er nach einer geraumen Pause hervor, dann setzte er, sich die Stirne reibend, hinzu: „Ich träume wohl nur, denn wie könnte das unglückliche Geschöpf, dessen Namen über meine Lippen ging, wie könnte es noch leben!“

„Das Meisterstück der Schöpfung,“ erwiderte Gualtiero dumpf, „hat den Vorzug vor den übrigen lebenden Wesen, daß es das einzige ist, welches Vermögen, Vaterland, Liebe, ja selbst die Ehre verlieren kann, und dennoch ein Leben erträgt, dessen beste Lichter im Pfuhl der Verhältnisse erstickten. — Ich lebe, Altamonte, aber erst jetzt fühle ich die ganze Werthlosigkeit des Daseyns, da es mich zwingt, deinen Anblick zu ertragen.“

„Fluche mir nicht, Gualtiero!“ unterbrach Altamonte seine Rede, „o fluche mir nicht! Elisa ist hinübergegangen und hat mir verziehen: laß auch du mich nicht vergebens das Wort der Sühne erlehen!“

Und Gualtiero blickte ihn an, sah die verfallene Gestalt, die schon dem Grabe entgegenreifte, schaute in das hohle, gramzerstörte Auge, und eine Regung des Erbarmens stahl sich in sein Herz. Da stieg die Erinnerung an die zerfleischte Leiche der Märtyrinn vor seiner Phantasie empor, und mit graufigem Widerstreben wandte er sich seitwärts in der Richtung, wo der gräßliche Anblick ihn durchbohrt hatte.

Altamonte verstand seine Bewegung, verhüllte sich das Antlitz und flüsterte mit bebender Stimme: „Sie ruht nun sicher.“ Jetzt erst bemerkte Gualtiero, daß er wieder auf seinem Bette lag und allein mit seinem Todfeinde in der Stube war, die er durch zwey Tage bewohnt hatte. Er richtete sich vom Lager auf und sein Auge ruhte mit dem wilden Ausdrucke des Hasses auf dem Manne, der die Blüten seines Erdenglückes zerspücket und ihn in die tiefste Kluft des Elendes gestoßen hatte. Verachtung überkam ihn, da er die Kraft des Unglücklichen gebrochen sah und in dem ganzen erlöschenden

Bilde desselben die Spuren der Auflösung erkannte, während doch er selbst, sein Opfer, noch Stärke genug in sich fühlte, den Anblick seines Henkers zu ertragen, ohne den Drang, seinen Ingrim in dem Blute des Schuldigen auszutoben.

„Gualtiero,“ begann dieser nach einer qualvollen Pause von Neuem, „ich fühle, daß meine Stunde herannaht, und daß dort ein schweres Gericht meiner harret. Aber nicht vor diesem zittere ich, der Ewige ist gerecht, allein auch gnädig. — Eines nur macht den Gedanken der Auflösung mir schrecklich — das Loos meines Kindes, meines Erminio; das ist die Geißel meiner letzten Augenblicke, das ist die Furie, die in meiner Seele zischt, das der Brand, der mein Inneres verzehrt. Großmüthiger Feind, ich will dich nicht durch mein Vertrauen ehren, ich lasse dir nur Gerechtigkeit widerfahren, wenn ich dich bitte, dafür Sorge zu tragen, daß er meinen Anverwandten in Messina zukomme. Sie sind arm, aber redlich, und durch ihre Erziehung wird er den unschätzbaren Vorzug der Tugend vor seinem Vater erlangen. Gualtiero, willst du dieser furchtbaren Folter mich entledigen?“

„Der Knabe ist Elisa's Blut — ich will.“

„Und soll kein Blick der Vergebung mir werden?“

„Dort, Altamonte, hienieden ist unsere Rechnung abgeschlossen.“

„Gualtiero! um Elisa's willen!“

„Sie ist entführt.“

„Gualtiero, was du auch littest, diese Stunde wiegt Alles auf!“

„Wie,“ rief Gualtiero mit flammenden Blicken, „ich war ein beglückter Gatte und Vater, geehrt als unverdrossener Diener meines Vaterlandes, geliebt als biederer Freund und Beschützer der Armuth, war wohlhabend, angesehen, hochgeachtet von allen Menschen, die mich kannten. Da kamst du in mein Haus, stahlest mir meines Weibes Liebe, schwärztest mich an durch Papiere, deren Falschheit nur du kanntest, als Hochverräther, brandmarkest mich im Angesichte der Welt als ein gifthauchendes Ungeheuer — ich ward verurtheilt, geächtet, landesflüchtig, mein unbescholtener Name durch Henkershand an den Schandpfahl geheftet, mein Habe ward eingezogen, mein armes, betrogenes Weib von mir, dem bürgerlich Todten, getrennt und dir angetraut; — durch dich bin ich zum Elendesten aller Menschen, bin ein Heimatloser geworden; und du, der du in meinem Raube geschwelgt, meine heiligsten Kleinodien, Liebe, Vaterland, Ehre verwüstet hast, — du wolltest mit einer Stunde der Zerknirschung, mit wenigen Minuten des Abscheues vor dir selbst, mit einem Traume geheuchelter Reue die große Rechnung getilgt haben, ja wohl gar dich rühmen, bitterer gelitten, schmerzlicher gebüßt zu haben als ich?“

„Ja, Gualtiero,“ entgegnete Altamonte, in einen Stuhl sinkend, „ja, Gualtiero, ich habe bitterer gelitten, habe schmerzlicher abgebüßt als du. Glaube mir, des Wermuths unsäglich viel habe ich eingeerntet aus der Beute deines Falles. Mißtrauen und Argwohn umlauerten meine Schritte, der Neid vergällte den Genuß des Reichthums, in den Armen meines Weibes tauchte deine zürnende Erscheinung vor meiner Seele durch ihre unausgesprochenen Vorwürfe, aus den verweinten Augen der hinwelkenden Gestalt empor. Die Mißgunst legte mir Fallstricke, ich ging hinein, verlor Alles, mußte unter fremdem Namen in fremde Länder ziehen, ein Preis stand auf meinem Kopfe, und ich schäkte mich nach mondenlangem, ruhelosen Herumirren glücklich, unter

der Maske des Todtengräbers ein unverdächtiges Asyl zu finden. Aber selbst dieser erbärmlichen Schatteneristenz konnte ich nicht froh werden; Elisa schwand zusehends hin, und ich vermochte kaum, ihr aus den kahlen Trümmern deines, ihres Vermögens jene dürftigen Mittel herbeizuschaffen, welche ihr Zustand gebieterisch erheischte. Denke dir zu allen diesen Foltergraden noch die Ratter des Gewissens, den Hinblick auf die Zukunft und das Gewicht meiner Beschäftigung — fasse alles dieses in die Lebenstage eines einzigen Menschen zusammen, und dine Billigkeit wird entscheiden, wer von uns bitterer gelitten habe.“

„Wie aber, Altamonte — wie aber magst du vergessen, daß ich der Schuldlose war, der dich nie beleidigt, der dir wohlgethan hatte; und daß, was dir Bitteres geschah, nur Folge deines Verbrechenens war?“

„Dieß eben,“ seufzte Jener aus bellommener Brust, „dieß Bewußtseyn der Schuld ist's, was mich in der Schule der Leiden weit über dich stellt. Du hattest den Trost, dich rein zu wissen, was aber blieb mir?“

Und Gualtiero sah ihm mit wehmüthiger Nührung ins Auge und sprach: „So möge ein gnädiger Gott den Fluch von deinem Haupte nehmen, wie ich es thue! Elisa ruft, ich sehe ihre Lichterscheinung im Sternengewande der Cherubim vorüberschweben, — ich verstehe das himmlische Lächeln ihres Mundes, — folge ruhig dem Winke des Allmächtigen, wenn er über dich gebet — Altamonte — ich verzeihe dir!“

Der Todtengräber aber, die dargebotene Rechte ergreifend, kniete nieder und heiße Zähren rollten ihm das Antlitz herab, „Und Erminio, mein Knabe?“ fragte er dann schluchzend.

„Er soll mein Sohn seyn. Mit meinem eigenen Kinde, dem letzten Angedenken seligerer Zeiten, will ich ihn zum wackern Manne auszubilden suchen; um ihretwillen will ich noch einmal mit diesem morschen Brack mich in den Sturm der Lebenswogen wagen, Beyde sollen gleiche Rechte auf meine Liebe, auf mein wenig Besizthum theilen, in Hermann will ich deinem Sohne einen Freund, einen Beschützer werben, und wenn die Vorstcht das Werk der Veröhnung ihres Segens würdigt, so sollen unsere Kinder dereinst auf unsern Gräbern als lebenskräftige Denkmäler unserer Veröhnung dem Andenken ihrer Väter ein heiliges Weiheopfer darbringen!“

„Amen!“ bethete Altamonte und sank an Gualtiero's Brust, der, das scheidende Leben des Unglücklichen ahnend, ihn sanft in die Kissen legte und nach Hülfe rief.

Das Gesinde eilte herbey, man brachte den Leidenden in sein Bette, von welchem Gualtiero nicht mehr wich, und versuchte Alles, um den schwindenden Funken zu erhalten. Altamonte sprach nur wenige Worte mehr mit Gualtiero und seinem Sohne, dem er seinen Segen und den Befehl ertheilte, dankbar an dem neuen Vater zu hängen, und in Allem sich seinen Befehlen, seinem Beyspiele zu fügen. Als nach zwey Stunden der Arzt anlangte, um den Zustand des Kranken zu untersuchen, hatte dieser bereits vollendet. Sein Blick ruhte verklärt auf dem wiedergewonnenen Freunde, und den er grenzenlos elend gemacht hatte, drückte ihm zum Schummer der ewigen Ruhe die Augen zu.

Es war am dritten Tage darauf, als Gualtiero mit Altamonte's Sohn den Wagen bestieg, und das Gehöft verließ, in dessen Umgebungen Beyde so wichtige Erinnerungen zurückließen. Das Erbe des Letztern hatte so wenige Schwierigkeiten rücksichtlich der gänzlichen Schlichtung dargeboten, daß sich von dieser Seite kaum ein Hinderniß entgegenstellte, und Gualtiero's Absichten mit dem Kleinen machten es sogar dringend nothwendig, ihn so bald als möglich von dem Schauplatze seiner ersten Jugendjahre für immer zu entfernen.

Als sie im nächsten Städtchen angelangt waren, ließ Gualtiero seines Pfliegling's Garderobe mit anständigerer Kleidung vertauschen, was nicht wenig dazu beytrug, ihm dessen Herz zu gewinnen, wenn gleich schon das milde, väterliche Benehmen seines Führers für sich allein geeignet war, die unerfreuliche Vorstellung ihrer ersten Zusammenkunft im Gebirge aus dem Gedächtnisse des Knaben zu vernichten. In der That schien es beynahe, als lebte der düstere, verschlossene Mann in dem zutraulich kindlichen Anschmiegen seines kleinen Gefährten allmählig wieder auf, als erwachte neue Lebensfreudigkeit in seiner Brust und neigte sich wieder den Menschen, ihrem Treiben und Wirken zu, als sproßten frische Hoffungsreiser aus dem vom Wurme des Grames angefressenen Stamme. Was Gualtiero Jahrelang nicht geachtet, was er fast durch ein ganzes Leben mit dem gleichgültigen Blicke der Geringschätzung übersehen, ja wohl gar absichtlich vermieden hatte: Schauspiele, Sehenswürdigkeiten, nicht selten auch Tand, dem nur Gewinnsucht und Mode, oder Vorurtheil und Neugier einen momentanen Werth beylegen, suchte er auf und führte seinen Pfliegsohn dahin, und wenn der Kleine entzückt oder staunend davor stand, freute er sich mit ihm und schien aus des Knaben fröhlichen Ergießungen eine Art von Wollust zu schlürfen, die nur große Seelen begreifen können, deren Werth aber, gegenüber von dem Verhältnisse, in welchem Gualtiero zu Erminio's Vater gestanden hatte, als moralische Seltenheit unschätzbar ist.

Die Reisenden waren schon in der zweyten Woche unterwegs, als sie sich eines Morgens den Thoren einer ansehnlichen Stadt näherten, deren Anblick den muntern Knaben mit der größten Bewunderung erfüllte. Nachdem Gualtiero ihm auf seine Frage den Namen des Ortes genannt hatte, konnte er nicht Worte genug finden, seinen Gefühlen beym Anblicke der Thürme, Zinnen, Kuppeln und glänzenden Dächer Luft zu machen, und als vollends sein Mentor ihm gesagt hatte, daß er hier bleiben würde, kannte seine Freude keine Grenzen.

„Aber,“ setzte Gualtiero hinzu, „was dir noch lieber seyn wird, ist, daß du hier einen Spielcameraden finden sollst, meinen Sohn. Er ist zwey Jahre älter als du und wird dein Führer seyn, wenn ich nicht bey dir bin — er heißt Herrmann, wie du.“

„Dein Sohn?“ antwortete Erminio ziemlich kleinlaut, „ach Vater, dann wirst du mich auch wohl nicht mehr lieben und über deinem Herrmann den armen Erminio vergessen!“

„Wenn du immer brav bist, wie bisher,“ entgegnete Gualtiero, „so wird er dir in meiner Liebe keinen Eintrag thun. Du weißt ja, wie lieb du mir bist!“

„Ach!“ fuhr der Kleine wehmüthig fort, „er wird gewiß braver seyn als ich, und dir nicht so vielen Kummer gemacht haben, als ich wohl oft gethan.“

Eine bittere Erinnerung stieg in Gualtiero's Seele unwillkürlich empor, aber er bewältigte sie, indem er den Kleinen an seine Brust drückte und den Kutscher zur größeren Eile antrieb.

Sie stiegen vor einem niedlichen Hause vom Wagen und gleich darauf flog ein schöner Knabe von ungefähr acht Jahren herbey und warf sich mit ungestümer Freude an Gualtiero's Brust, dessen Auge sich mit Thränen füllte. Dann faltete er die Hände mit dankenden Blicken zum Himmel, und führte die beyden Kinder einander in die Arme.

Die Glieder der kleinen Haushaltung wurden bald heimisch unter einander, besonders knüpfte sich ein inniges Band zärtlicher Bruderliebe zwischen Hermann und seinem Namensgefährten an, welchen Gualtiero Jenem als einen jüngern Bruder vorstellte, dessen Daseyn er ihm bisher verschwiegen habe, weil gewisse Verhältnisse es zweifelhaft gemacht hätten, ob er ihn jemals wieder in seine Arme schließen würde. Diese Versicherung wiederholte er so oft in Ermino's Gegenwart, daß dieser am Ende selbst daran glaubte oder sich doch daran gewöhnte und sich um desto glücklicher fühlte.

(Der Schluß folgt.)

Nach dem Englischen: Forget thee? no!

So sey es denn! ich will dich steh'n,
Weil mir nicht glückte dich zu rühren,
Doch eitel wäre das Bemüh'n,
Dein Bild dem Herzen zu entführen.
Mag ich mit bitterm Weh' die Kluff,
Die uns auf ewig trennt, ermessen,
Mein innerstes Gefühl, es ruft:
Ich will, ich kann dich nie vergessen!

Es bleibt mir die Erinnerung,
Ihr wird's mit holder Kunst gelingen,
Mit Kränzen, ewig frisch und jung,
Mein welkes Leben zu umschlingen.
Der Traum, der mich so süß umsing,
Wohl war er eitel und vermessen;
Gebrochen ist der Täuschung Ring —
Doch werd' ich nimmer dich vergessen!

So lebe wohl! und möge sich
In Thränen nie dein Auge trüben!
Noch je der Hoffnung Trugbild dich
Im Kampfe der Entsagung üben! —
Die Liebe, die dein Blick versprach,
Ich habe ganz sie nie besessen;
Doch ob an ihm das Herz mir brach —
Ich kann und will dich nie vergessen!

H. v. Str...

K. K. privil. Theater in der Josephstadt.
Gastrollen der Ule. Friederike Herbst.

Ule. Fried. Herbst, vom känd. Theater in Prag, hat bisher an sechs Abenden eine Reihe von Gastrollen an diesem Theater gespielt, welche zwar noch nicht geschlossen scheint, den Beurtheiler jedoch hinlänglich in den Stand setzt, über die Leistungen dieser verdienstvollen Schauspielerinn einen Gesamtüberblick und eine Totalansicht aussprechen zu können. Bey dieser Gelegenheit kommen auch einige erstmalige Vorstellungen der Josephstädter Bühne zur Sprache, welche durch das Gastspiel der Ule. Herbst herbegeführt, nur mit diesem zugleich beurtheilt werden konnten. Ule. Herbst, vortheilhaft bekannt, und früher in Grätz, wie dermalen in Prag ein ausgezeichnetes Lieb- ling des Publicums, endlich auch hier mit den ehrenvollen Zeichen eines ungetheil- ten Beyfalls empfangen und begleitet, fordert schon darum die Kritik zu strenger Un- parteilichkeit auf, weil sich ihr hier ein bereits abgeschlossenes Streben, eine absolute Stellung in der Kunst, nicht vielleicht erst ein anfängerhaftes Emporklimmen darbietet. Von diesem Standpunct aus müssen wir zuvörderst erwähnen, daß Ule. Herbst uns durch die Art und Maßgabe ihrer Mittel, namentlich aber ihres Organes, auf das senti- mentale und auf das Fach der Conversationsstücke angewiesen scheint: hier hat die Natur Alles für sie gethan, und mit einem solchen Empfehlungsbriefe, den das Talent einer so verständigen Schauspielerinn gar bald nach seinem vollen Inhalte geltend zu machen weiß, kann die Reise in das Land der Kunst nur eine erfolgreiche seyn. Im Fache des höheren Cothurns tritt der umgekehrte Fall ein: hier scheint Ule. Herbst sehr viel für die Natur thun zu müssen; eine Wechselbehülfslichkeit, die bey vorwaltendem Verstande und genauer Selbstkenntniß oft recht genügend ausfallen kann, mitunter jedoch unzu- länglich erscheint und in dem Zuschauer ein sonderbares, unbefriedigtes Gefühl erregt. Mäge man jedoch dieser Bemerkung keine schiefe Deutung geben, indem eben der beyfällige Succes, dessen sich die Leistungen der Ule. Herbst auch in dieser leztbezeichneten Sphäre erfreuten, ihrer intellectuellen Befähigung ein gutes Zeugniß gibt. Wir sahen sie zuerst als „Gabriele“ in dem gleichnamigen Drama, worin Ule. Herbst, eine freundliche Erscheinung, alle Vorzüge eines verständigen, richtigen und besonnenen Spieles entfaltete, ohne auf gewisse vielbeliebte Glanzmomente hinzutrachten; sie hat sich in dieser wie in ihrer nächsten Rolle als Caroline in der „Familie Rieckburg“ von jeder Absichtlichkeit fern gehalten und nuancirte eben so sinnig, als überhaupt ihre ganze Haltung und Bewegung gefällig und anziehend erschien. Nur hätten wir in der vorletz- ten Scene der Caroline jene Winke beseitigt gewünscht, durch welche sie auf den Neffen ihres Gemahls zu wirken glaubte. Hier hat Ule. Herbst vielleicht der Verständlichkeit nach außen die innere Poesie der Situation geopfert, welche darin besteht, daß Frauen- würde von so hoher Reinheit errathen seyn und mit Verschmähung aller Behelfe mehr wirken will, als eine wirkliche Schuld je mit allen Zusuchtmitteln „hinter dem Rücken Anderer“ durchsehen könnte. Beyde Stücke, neu auf dieser Bühne, nahmen in ihrer übrigen Besetzung kein besonderes Lob in Anspruch; nur Hr. Hölzel, welcher den al- ten Rieckburg mit Humor und Wahrheit darstellte, verdient eine ehrenvolle Anerken- nung, die ihm auch wiederholt und allgemein zu Theil wurde. Hr. Kändler spielte den Baron in „Gabriele“ ganz in seiner gewöhnlichen Manier, die sich mit den Anforderun- gen des guten Geschmacks schwer assimilirt — durchaus geschraubt, gestoßen und mit einer vibrirenden Beweglichkeit. Hr. Bergmann war als alter Diener recht gut. — Die nächste Gastrolle der Ule. Herbst war die Marie in Raupach's schaurigem Volksdrama: „Der Müller und sein Kind,“ worin sie reichen und verdienten Beyfall erwarb. Sie zeichnete sich durch richtige Auffassung und Durchführung dieses fast ein- zigen verfühnenden Charakters aus, woben zarte Weiblichkeit ihr schönes Recht behauptete. Besondere Hervorhebung verdient der Moment, in welchem Marie wahrnimmt, daß Conrad auch sie im Todtenzuge sah; und die Wirkung auf das Publicum durch Ton und Geberde, und ohne Anwendung irgend eines theatralischen Kunststückens war un- verkennbar. Ule. Herbst wurde zu mehreren Malen gerufen. Hr. Fischer hat als Reinhold einzelne gelungene Momente, bleibt sich jedoch nicht gleich und läßt sich durch Jugend und Organ oft so hinreißen, daß kein Ganzes zu Stande kommt. Hr. Diet- rich entwickelte in seinem Vortrage Ruhe und Herzlichkeit. — Wir sahen hierauf Ule. Herbst in Hrn. Dams's bereits besprochener Beneficevorstellung: „Die Stumme von Portici“ als Fenella. In dieser Vorstellung, deren glücklicher Erfolg schon früherhin an- gedeutet wurde, entfaltete sie höchst bemerkenswerthe mimische Vorzüge. Sie gestaltete

in dieser „rührenden Sprache des Herzens“ ihre Scenen zu einem verdienstvollen Ganzen, brachte alles klar zur Anschauung, ohne zu gewissen überkräftigen oder allzu süßlichen Wendungen ihre Zuflucht zu nehmen, füllte auch jene Stellen, die im Buche leer geblieben sind, zweckmäßig, man kann sagen mitunter malerisch aus, — und wenn es sich auch ergab, daß sie nirgend „zu wenig“ gethan, so war dieses „mehr als gewöhnlich,“ doch; durchaus verständig, wohlangebracht und gefällig. Bey dieser Gelegenheit können wir nicht umhin einer spätern Vorstellung derselben Oper zu gedenken, worin Mad. Fischer die Stumme spielte; eine Erscheinung, von der wir früherhin recht Erfreuliches prognosticirten, die aber — so kann man sich irren! — hinter unserer Erwartung weit zurückblieb. Ihrer Vorgängerinn hätte diese *Fenella* unstreitig so Manches abmerken können. In allen Bewegungen lag etwas krampfartig Zuckendes, ein Etwas jenseit den Grenzen der Weiblichkeit; stellenweise überladen und so kräftig, daß es drohend erschien — stellenweise ganz leer und theilnahmlos. Diese Stumme, die den Bruder von allen Gräueln zurückzieht und selbst so edel verzeiht, ist ein ganz anderes Gemüth, als es hier veranschaulicht wurde; ein Mißgriff, den wir rügen müssen, weil ihn ein Talent beging, von dem sich mehr Sorgfalt in der Auffassung verlangen läßt. — Ue. Herbst erschien zunächst als Donna Mencía in der erstmaligen Aufführung des „Don Gutierre, oder: der Arzt seiner Ehre,“ nach Calderon von West für die deutsche Bühne eingerichtet. Obschon diese Parthie jenen benuzählen ist, welche der Individualität des Gastes nicht ganz zusagen, so wußte die Darstellerinn doch, so weit es in ihren Kräften liegt, ein lebhaftes Interesse von Furcht, Hoffnung und Mitleid für den Charakter einzufößen und fortwährend zu fesseln. Ihre Haltung war das ganze Stück hindurch edel zu nennen. Die Titelrolle war in den Händen des Hrn. Fischer, der in den beyden ersten Acten recht vortheilhaft hervortrat; im Verlaufe der Vorstellung ließ er sich jedoch von der Sucht nachzuahmen irre leiten — was uns um so tadelnswerther scheint, da ein talentvoller Schauspieler wohl nicht erst fremder Manieren bedarf, um einen Charakter treu im Geiste des Dichters wiederzugeben. Hr. Dietrich spielte den Don Enrique und bot stellenweise Befriedigendes. Jacintha erschien mit geschwärtztem Gesichte und weißem Nacken. Ausstattung und Arrangement war lobenswerth. — Die fortgesetzten Gastvorstellungen der Ue. Herbst brachten auch die „Bestürmung von Smolenst“ auf diese Bühne, worin sie die Fedorowna mit jener Sicherheit und so befriedigend spielte, als man es von einer an sich talentvollen und durch Routine vielgewandten Schauspielerinn erwarten durfte, ohne jedoch durch ihre Leistung die Bemerkung zu beheben, daß ähnliche Rollen eben nicht die eigentlichen Glanzpuncte ihres Strebens sind, welche sich, wie wir im Eingange bemerkten, mehr im sentimentalten und Conversationsfache für sie vorfinden. Die übrige Besetzung war im Ganzen ziemlich schwach. — Vermuthlich waren es Repertoirrücksichten, welche die Wahl der Gastspielerinn auf die Blanca in Kosehues „Bayard“ lenkten, als welche sie zuletzt vor uns erschien und in ihren wenigen Scenen dasselbe Lob verdiente, welches wir ihren früheren gelungenen Darstellungen zuerkannten. Im Ganzen ist diese Parthie jedoch weniger zu einer Gastrolle geeignet, indem sie dem Interesse des Zuschauers immer aus dem Auge gerückt wird. Wäre die *Miranda* nicht zusagender gewesen? — Betrachten wir den Gesamteindruck, welchen Ue. Herbst in ihren bisherigen Gastvorstellungen hervorbrachte, so ist dieser ein recht günstiger zu nennen; und was vielleicht bis jetzt noch hier und da von Schwächerem erschien, wird durch Nächstkommendes ehrenvoll ausgeglichen und überragt. Als Beneficevorstellung der Ue. Herbst ist ein neues, hier noch ganz unbekanntes Schauspiel von Calderon: „Das Mädchen des Don Gomez Arias,“ in einer dem Vernehmen nach recht gelungenen Bearbeitung von A. Schumacher angesetzt.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Dienstag, den 8. October 1833.

121

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. E. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. E. M. den H. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. E. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Der Heimatlose.

(Schluß.)

Guattiero widmete sich nun gänzlich der Erziehung seiner Lieblinge und fand eine süße Freude in dem physischen und moralischen Gedeihen derselben, ja selbst der schroffe Gegensatz beyder Gestalten und Charaktere, deren Extreme sich dennoch wieder unmerklich berührten und auf eine überraschende Weise in einander verschmolzen, trug dazu bey, um sein Vergnügen an den Kindern zu erhöhen, und ihn mit schönen Hoffnungen für die Zukunft zu erfüllen. Wirklich schien es kaum möglich, einen auffallenderen Contrast herzustellen, als der blonde, zartfühlende, tiefsinnige, beynahe ernste Herrmann mit seinen klaren blauen Augen und dem schmelzenden Wohlklang seiner Stimme darbot, wenn man dagegen Erminio betrachtete, dessen schwarzes Haar und Auge, dessen lachende Miene und treuherzige Entschlossenheit zu seinem jungen Cameraden nicht besser zu passen schien, als das stinke Sichhörnchen zum Gefährten der bedächtigen Dogge. Dessenungeachtet hätte Einer dem Andern mit Freuden jedes Opfer gebracht, Erminio wäre für seinen Herrmann durch's Feuer gegangen und ließ sich willig von ihm, dem Älteren, Verständigeren leiten, wenn auch bisweilen dessen gefestere Neigung seinen lebhafteren Wünschen entgegenlief.

Guattiero's Freude wäre noch ungetrübter gewesen, wenn nicht die Eifersucht der Kinder, deren keines in seiner Liebe zurückgesetzt seyn wollte, und daher jede seiner Mienen, Worte und Bewegungen überwachte, einen Stachel in seine Brust gepflanzt hätte, der es ihm bisweilen als eine Ungerechtigkeit vorkam, wenn er die gleiche Hälfte seines Herzens auf den Sohn seines Feindes übertrug, und daran dachte, daß er auch seine Habe dereinst werde zerstückeln müssen, um seinem eigenen Blute einen Theil desselben zu Gunsten eines Fremden zu entziehen. Dann darbt er sich die nothwendigsten Bedürfnisse ab, um das Erbe seines Erminio ohne Vererbung Herrmanns zu vergrößern, knäulte sich immer mehr in sich selber ein, und versank in seine vormalige Düsterei.

Wohl bestürmten ihn die Kleinen wieder mit den rührendsten Liebkosungen, und besonders äußerte sich des stillen, aber um so reizbareren Herrmanns

leidenschaftliche Anhänglichkeit mit einer Hefigkeit, die ihn erschrecken machte, da er aus eigener Erfahrung nur zu wohl wußte, wie gefährlich diese empfänglichen Naturen, wie bedenklich dergleichen Erscheinungen eines hohen Grades von Erregbarkeit seyen. Er war daher auf seiner Hut, keine Veranlassung zu ähnlichen Eruptionen zu geben, denn er ahnte einen Vulcan in des Knaben Brust und fühlte sich nicht mehr kräftig genug, um einen Ausbruch desselben zu vermeiden, oder ihm einen Damm zu setzen.

Was ihm bey dieser bestürzenden Entdeckung keinen geringen Trost gewährte, war die Überzeugung von Herrmann's trefflicher Gemüthsrichtung. Er glühte für alles Große und Edle, er ward enthusiastirt von hochherzigen Thaten, begeistert von schönen Aufopferungen, und viele einzelne Züge aus seinem Jugendleben verschafften dem Vater die Gewißheit, daß sein Sohn dereinst diese trefflichen Anlagen nicht bloß durch Wortprunk zu Markte tragen, sondern durch Handlungen zu verwirklichen streben werde. —

Jahre vergingen in angenehmen und nützlichen Bestrebungen, eine stille Freude kehrte nach und nach wieder in Gualtiero's Seele ein, er hatte wieder eine Heimat, hatte wieder Herzen entdeckt, die in ihm und für ihn lebten, er wußte wieder, warum er lebte und hatte eine Aufgabe gefunden, deren Lösung ihm des Daseyns würdig schien, die Bilder der Vergangenheit dämmerten im Rosendust der Gegenwart hinunter, ja, er gab sich schon einem Traume von Glück, einer hoffnungsgrünen Aussicht in die Zukunft hin; der Fluch des Mißgeschickes dächte ihm weggetilgt und der Abend seines dornenvollen Wanderns heiter zu seyn.

Die beyden Knaben hatten in der Zwischenzeit das Alter erreicht, wo er ihre Erziehung nicht mehr selbst genügend besorgen zu können glaubte und deswegen beschloß, sie an eine höhere Lehranstalt zu führen, wo seinem Gebäude der Siebel aufgesetzt werden sollte. Wenige Tage bevor er ihnen sein Vorhaben mittheilte, schnitt ein unerwartetes Ereigniß das Gewebe seiner Pläne durch, und erinnerte den Unglücklichen, daß das Schicksal seiner nicht vergessen habe und ihm wirklich nicht eher Ruhe vergönnen wolle, als im Grabe.

Gualtiero war mit den Jünglingen an einem wunderschönen Nachmittage im Spätsommer spazieren gegangen. Es war sehr heiß und sie beschloßen, sich in einem Mühlbache, an dessen Ufer sie gelangt waren, durch ein Bad zu erfrischen.

Da sowohl Herrmann als Erminio geübte Schwimmer waren, so konnte dieß unbedenklich geschehen, wie es auch wohl hundertmal bereits Statt gefunden hatte. Sie kleideten sich aus und sprangen hinein, Gualtiero aber setzte sich unter einer schattigen Linde nahe am Quellbecken nieder, um sich die Zeit durch Lectüre zu vertreiben.

Herrmann verließ zuerst das Wasser, von dem sich sein jüngerer Genosse, der in der lauen Flut muthwillig spielte, gar nicht losreißen wollte, und setzte sich halb angekleidet am Rande nieder, geduldig abwartend, bis der tändelnde Erminio seinem Vergnügen ein Ende machen würde.

Ein durchdringender Schrey entriß Gualtiero seinen Gedanken und aufblickend sah er Herrmann mit dem Ausdrucke des Entsetzens in die Wellen springen. Mit zwey geflügelten Schritten war er am Bache, und wer malt sein Entsetzen, als er keinen der beyden Jünglinge in demselben erblickte!

Entgeistert starrte er in das Element, unfähig, sich das plötzliche Verschwinden Beyder zu erklären. Märchenhafte Bilder von Wasserfeyen und Nixen stiegen in seiner Seele, auf und er brachte es erst nach einigen Augenblicken dahin, einen durchbohrenden Hülfseruf auszustößen. Da tauchte ein Arm aus den Wellen auf und wieder einer, und schon war er in dieser Richtung hineingesprungen und ruderte mit verzweifelter Anstrengung auf den Anker seiner Rettungshoffnung los. Einen Moment später schwellten die Wasser einen schwimmenden Körper in seine Nähe, jauchzend riß er ihn an sich und schwamm mit Riesenkraft an's Ufer. Der Gerettete schlug die Augen auf — o Himmel und Erde — Erminio!

In wüthender Hast stürmte Gualtiero neuerdings zum Bache hin, seine Augen schienen die Wellen durchdringen, den Spiegel der Flut austrocknen zu wollen — vergebens — keine Regung auf derselben schien anzudeuten, daß noch etwas unter ihr sey, das dem Leben angehöre; ruhig und glatt rauschte sie dahin, als bürge sie gar kein Verderben in ihrem süßlosen Schooße, gleich dem Herzen des Menschen, das, von einer Leidenschaft augenblicklich aufgereggt, wenn es dieselbe gebüßt hat, kaum einen flüchtigen Eindruck als Spur davon zurückbehält.

Der unglückliche Vater sank auf den Sandboden hin, unwissend, was um ihn her vorgehe, nur sein Blick haftete auf dem argen Elemente; leblos und verglast schweifte sein Auge über den Wellen hin, und nur, wenn ein Hauch des Abendwindes dieselben lebhafter kräuselte, oder hie und da kleine Wirbel bildend über der Fläche hinglitt, gewann er Leben und Feuer; fiebrische Röthe glühte in seinem Gesichte auf, und mit hoffender Spannung verfolgte er die luftigen Bläschen; wenn sie aber, in tausend Ringe aufgelöst, zerstoßen und das Wasser wieder seine vorige Gestalt annahm; dann brach er in lautloser Erstarrung zusammen und seine Gliedmaßen hingen schlaff am erschöpften Körper herab.

Erminio war indessen nicht müde gewesen. Im Fluge war er nach der Mühle gelaufen, hatte erzählt, wie er, von einem Krampfe ergriffen, im Bache untergegangen sey, wie sein Bruder, der dieß vom Rande bemerkt, alsogleich hineingesprungen, aber mit einem herzerschneidenden Schmerzenslaute verschwunden sey, ohne seitdem wieder zum Vorschein zu kommen. Ihn selbst habe ihr Vater gerettet, der nun am Ufer liege und der Verzweiflung nahe sey. Er bat, er beschwor, er versprach reichen Lohn und begleitete seine Worte mit so eindringlichen und rührenden Äußerungen, daß die Zuhörer in einem mitleidigen Enthusiasmus auf der Stelle mit ihm nach dem Orte des Schreckens enteilt.

Wohl hatte der Müller bey dem Berichte des Jünglings bedenklich den Kopf geschüttelt und Andeutungen fallen lassen, die das Schrecklichste befürchten ließen; doch zog er selbst an der Spitze seiner Leute hinaus, um Alles aufzubieten, was noch für den Verunglückten versucht werden konnte; „wenigstens,“ meinte er, „kann doch die Leiche nicht verschwunden seyn, und schon diese zu finden, ist Etwas für ein Vaterherz.“

Als die wohlmeinenden Helfer erschienen, richtete sich Gualtiero matt vom Boden auf, lächelte über ihre Werkzeuge und Vorbereitungen, sah aber gar nicht mehr hin auf ihren Verkehr, ein Beweis, daß er das Nutzlose derselben wohl ahnen mochte.

Erminio trat weinend zu ihm und versuchte ihm Hoffnung einzufößen — er drückte ihm die Hand, lächelte ihn mild an und sagte mit kaum vernehmbarer Stimme, indem er bedeutungsvoll auf die Fluten wies: „Für dich.“

Die Müllerleute begannen nun mit Stangen und Rudern den Grund des Wassers zu sondiren, machten einen Nachen flott und durchkreuzten den Bach in allen Richtungen; mehrere von ihnen tauchten an verschiedenen Stellen unter, in der Erwartung, dennoch zu einem Resultate zu kommen, umsonst, es war nicht anders, als wenn ein Ungethüm den armen Knaben verschlungen, oder als wenn er sich in das flüssige Element aufgelöst hätte.

Erminio blieb nicht lässig bey allen diesen Vorkehrungen, überall wirkte er selbst mit, so gut er es vermochte, half überall nach und legte überhaupt eine so heiße Zärtlichkeit für den Verunglückten an den Tag, daß Gualtiero, wenn er anders für Etwas außer seinem Schmerze Sinn gehabt hätte, gewiß durch den Anblick davon erschüttert worden wäre. Allein er lag fortwährend in bewußtlosem Dahinbrüten neben dem Bache, man würde ihn für einen Todten gehalten haben, wenn nicht bisweilen ein vorwurfsvoller, Blick gegen Himmel seine Wimpern gehoben, oder ein hämisches Grinsen um den Mund seine aschfarben Wangen belebt hätte. Indessen hatte es den Anschein, als dringe das Treiben des rührigen Müllers gar nicht zu seinen Ohren, denn er veränderte nicht einen Augenblick seine Stellung, noch äußerte er die entfernteste Theilnahme an ihren Anstalten.

Als Alles, was bisher verfügt worden war, sich als fruchtlos bewährte, gab der Müller den Befehl, die Schleußen aufzuziehen und das Wasser des Behälters mit gehöriger Voracht ablaufen zu lassen, da er kein anderes Mittel mehr wußte, um diesem seltsamen Unglücksfalle auf die Spur zu kommen.

Man machte sich sogleich an's Werk, und Erminio, der nun wohl auch seinerseits erkennen mußte, daß seines geliebten Freundes Daseyn für jeden Fall verloren sey, stand ängstlich lauschend an den Schleußen, jeden Augenblick zitternd, die Leiche von den Fluten daher geschwellt zu sehen, aber auch diese einzige, letzte, ärmliche Hoffnung blieb lange getäuscht.

Als aber die Oberfläche des Wassers immer mehr und mehr einsank, die Wellen langsamer, seichter flossen und der Boden des Baches immer sichtbarer hervortrat, welsch ein grausenhaftes Schauspiel bot sich da den Blicken der erblickenden Zuschauer dar!

Vor Zeiten hatte eine stattliche Weide unsern des Ufers, vom Bache angeschwellt, halb in demselben gestanden; als die Wasser nach und nach den Rand abspühlten und das Becken erweiterten, kam der Baum ziemlich tief im Bette des Weihers zu stehen, vermorschte allmählig, die Krone mit dem Obertheile des Stammes brach ab, und der Strunk ward von den Wellen überdeckt. Nur wenige alte Leute der Gegend erinnerten sich an diesen Umstand, der in der That dem Müller bey Erminio's Erzählung sogleich eingefallen war.

Seine Befürchtung hatte sich auf eine entsetzliche Art verwirklicht.

Herrmann war im Hinabspringen offenbar, gerade auf den scharfspizigen Strunk gestürzt und hatte sich den Keil mitten durch die Brust gestoßen, indem er zugleich sowohl durch diese Wunde getödtet, als von dem Schwallen des Wassers erstickt wurde. Das verderbliche Holz saß so fest in seinem Körper, daß nicht einmal das Blut hatte herauspringen und zum Verräther des fürchterlichen Ereignisses werden können.

Bei dem Anblicke des Schreckbildes ward Erminio ohnmächtig und über den Bemühungen, ihn wieder zur Besinnung zu bringen, vergaß man ganz des Waters, der aus seiner Lethargie in das Bette der Strömung hinabstieg, seinen Sohn von der Spitze des Keils löste und ihn an das Ufer trug.

Sanft legte er ihn dort im hohen Grase nieder, blickte ihn mit dem ganzen, unbeschreiblichen Ausdrücke der Vaterliebe an, beugte sich über die Leiche herab, drückte einen langen Kuß auf den bleichen Mund und lächelte die Umstehenden freundlich an. Seinen Lippen entstrangen sich die leisen Worte: „Verstümmelt, zerrissen — Mutter und Sohn! — Wer's doch auch schon so gut hätte!“

Als Erminio zum Bewußtseyn zurückkehrte und an seines Waters Seite eilte, fand er ihn — wahnsinnig.

Die Schlacht war geschlagen — die siegenden Truppen verfolgten den Feind und der Fürst ging im Gefolge zweyer Adjutanten über die Wahlstatt hin, Hülfse, wo sie noch möglich, oder doch, wo diese nicht mehr am Platze war, Linderung und Trost zu spenden.

Mitten auf dem Schauplatze des Grauens fesselte eine ergreifende Gruppe seinen Blick, — neugierig und theilnehmend blieb er stehen.

Eine ehrwürdige Greisengestalt, den Kopf durch eine tiefe Wunde zerschmettert, und mit einem Schusse in der Brust lag am Boden. Der Veteran schien so eben geendet zu haben und ein bildschöner junger Soldat in Cadetenuniform bemühte sich vergebens, den erloschenen Lebensfunken von Neuem anzufachen. Einige bärtige Krieger, ebenfalls verwundet, drängten sich mit thränenden Augen um das Paar, das schier anzusehen war, wie das Bild des Todes nach der schönen Mythe der Griechen.

„Wer ist der alte Mann,“ fragte der Fürst einen der Umstehenden, „dessen Sterben eine so rege Trauer erweckt?“

„Hauptmann Walter, Durchlaucht,“ erwiederte der Befragte, „die Armee hat einen ihrer bravsten Officiere in ihm verloren.“

„Wie?“ rief der Fürst, „Hauptmann Walter, oder wie man ihn gewöhnlich nannte, Gualtiero? — Er fiel?“

„Sein Tod bey dem Erstürmen der feindlichen Batterie hat den Ausgang des heutigen Tages entschieden,“ bemerkte einer der Adjutanten.

„Und der junge Mensch ist sein Sohn?“

„Cadet Herrmann Altamonte,“ antwortete ein alter Soldat, indem er sich die Augen wischte, „zwar nicht sein Sohn, aber er verdient's zu seyn.“

„Ja, Durchlaucht,“ sprach der weinende Jüngling, indem er die Augen des Gefallenen zudrückte, „ich bin sein Sohn, zwar nicht durch sein Blut, aber durch seine Liebe. Er hat das Vaterrecht auf mich heilig erworben und durch die schrecklichsten Opfer bezahlt: er war mir mehr als Vater.“

„Ich kenne seine Geschichte,“ fiel der Fürst ihm in's Wort, „ich kenne sie genau, und wenn je ein Mann väterlich gehandelt hat, so that er es an Ihnen. Ich habe einen ausgezeichneten Officier, Sie einen Vater verloren. Aber sein Angedenken soll nicht mit ihm verlöschen — im Leben war er ein Verbannter, Heimatloser, ein Leidensheld, und im Tode ein Held für seinen Fürsten; ihn kann ich nicht mehr belohnen, aber ich will ihm ein bleibendes Gedächtniß in dem Sohne seiner Liebe gründen. — Herr Lieutenant Herrmann Walter von Heldengleich — erhalten Sie den Namen

des Unglücklichen, den ich im Grabe den Reihen meiner Edlen zuzähle, und bringen Sie mir einst Söhne, die an Größe der Seele Ihrem Ahnherrn gleichen.“

Ehe noch Herrmann seines Dankgefühls Herr werden konnte, war der Fürst verschwunden.

Der junge Officier warf sich auf die Leiche seines Vaters hin und schluchzte laut. „Vater, Vater!“ rief er dann schmerzlich aus, „o wie freudig gäbe ich Ehre, Glanz und alle Freuden des Lebens hin, — könnte ich dich wieder aus der Todesnacht erwecken! Was gälte auch das Glück einer Waise, die deinen Verlust zu betrauern hat!“

„Gönnen Sie,“ sagte der herantretende Arzt, des Verewigten persönlicher Freund, „gönnen Sie ihm die Ruhe, die ihm so spät erst geworden. Er genas vom Irtsinne, um für sein Vaterland zu sterben; und sehen Sie, so hat er Ehre, Liebe, Vaterland und nun auch die Heimat gefunden: denn des Unglücklichen Heimat ist — im Grabe!“ —

Der Dichter an die Schönen.

Ihr Schönen, wenn wir euch besingen,
So schwebt das Lied auf Ätherschwingen
Heraus aus Welt und Wirklichkeit.

Wir zeichnen nicht genau, wir malen
Das Wirkliche zum Idealen,
Den Mangel zur Vollkommenheit.

Die Leen werden zu Helenium,
Die Langbejahrten zu Athenen
Durch unsrer Saiten Zauberschlag;
Die Irdischen zu Huldgöttinnen,
Zu Musen leichte Dichterinnen,
Des Geistes Dämmerung zum Tag.

Wo wir, auch ernster, Ernstes loben,
Wird Sanftmuth, Treue, Kraft gehoben,
Wird jede Tugend groß und wahr.

Pantheen, Penelopen schweben
Um des beglückten Mannes Leben,
Und bis zum Tode untrennbar.

So, wie ihr seyd und lebt und leibet,
Wird nicht gemalt; zum Edlern treibet
Des Dichters Kunst, des Sängers Geist.
Laßt nie der Demuth Sinn ersterben;
Sucht nur bescheiden zu erwerben,
Was, wie schon da, der Harfner preist.

Joh. Rud. W y s, der Ältere.

K. K. privil. Theater in der Josephstadt.

Es wäre unbillig, die erneuten Vorstellungen der Oper: „Robert der Teufel“ auf dieser Bühne mit Stillschweigen zu übergehen. Sie haben am Schlusse des vorigen Monats begonnen und gehören fortwährend zu den interessantesten Repertoireartikeln, obgleich sich auch die fortgesetzten Gastvorstellungen der Ulla Friederike Herbst von Prag und des Hrn. Nabe hl von Leipzig einer benfälligen Theilnahme erfreuen. Die Oper wird unter zweckmäßigen Verbesserungen wiederholt, welche sich namentlich auf die Ergänzung und Verstärkung des Chores, und besonders auf die des weiblichen beziehen. In diesem sehen wir Solosängerinnen, wie Ulla Kratky, Die ten und Seeburg (mit ihnen auch Ulla Beisteiner, die sonst nur dem Schauspiel angehört) als Chorführerinnen beschäftigt, Vorzügliches leisten, schon wegen

dieser bereitwilligen Übernahme jedesmal vom Publicum auf das ehrenvollste empfangen, und da unter solchen Verhältnissen der ehemals ganz spurlos vorübergegangene Frauenchor des zweyten Actes zu einer Bedeutsamkeit erhoben wurde, welche gegen das frühere überraschend erscheint, ist auch der Beyfall jedesmal ein stürmischer, der immer nur nach Wiederholung dieses Musikstückes ruhiger wird. Recht gefällig sind die neuen Einlagen in der pantomimischen und Balletscene des dritten Actes; endlich ist die nunmehrige Einrichtung der Schlafscene des vierten Aufzuges sehr lobenswerth zu nennen. Bey dem Umstande, daß das bedeutende Interesse, welches der Meyerbeer'schen Schöpfung in Wien gewidmet wird, jetzt dieser Bühne allein zugewendet ist, tritt die eifrige Aufmerksamkeit, mit welcher Hr. Director Stöger den Erwartungen des Publicums jederzeit nachzukommen strebt, vor ein großes Forum und gewinnt verdiente, rühmliche Anerkennung, die sich in überaus zahlreichem Besuche und lautem Beyfall ausdrückt. Die Verbreitung endlich, welche das musicalische Werk bereits erlangt hat, macht das Publicum für die feineren, eigentlich schönen Stellen empfänglicher: man kann die herkömmlichen Bravo's der Anciennität von den beyfälligen Ausdrücken des Entzückens gar wohl unterscheiden. Unbegreiflich ist es, wie sich der höchst originelle Geisterchor des dritten Actes noch nicht mehr Anerkennung erzwingen kann. — Daß das großartige Schlusstück des vierten Actes, das glänzendste Meisterstück der ganzen Oper, nicht mehr so rauschend applaudirt wird, als frühere, weit minder verdienstliche Piecen, liegt in der Natur der Sache; der Zuhörer ist bereits zu weit in der Zeit vorgeückt, und eigentlich geistig erschöpfter als die Sänger, welche selbst dieses Schlusstück nach so mannigfaltigen Anstrengungen mit fast unbegreiflicher Ausdauer vortragen. Über die Aufführung selbst haben diese Blätter bereits zu wiederholten Malen berichtet; es erübrigt uns daher nur noch Weniges. Wir sind nemlich der Oe. Ruth für ihre Leistung als Isabella lobende Anerkennung schuldig. Unparteyisch und streng, wie unsere Referate jedesmal lauten, vermochten sie den bisherigen Leistungen dieser Sängerin in der Gegenwart nur wenig, für die Zukunft höchstens das Prognostikon der Hoffnungen einzuräumen. Die neuerlichen Wiederholungen des „Robert“ haben sie in einem viel vortheilhafteren Lichte gezeigt. Fleiß und Studium ist jetzt überall sichtbar; für Fähigkeiten hat die Natur hinlänglich gesorgt. Der zweyte Act geht stelsweise noch etwas schwerfällig; ihre Scene des vierten Actes ist vollkommen entsprechend. Solche Fortschritte sind erfreulich und es ist eine angenehme Pflicht der Kritik, ähnlicher Weiterbildung ihr Recht widerfahren zu lassen.

L i t e r a t u r.

„Wamîf und Ufra, das ist der Glühende und die Blühende.“ Das älteste persische romantische Gedicht, im Fünftelstact abgezogen von Joseph von Hammer. — Wien, 1833. Druck und Verlag von J. B. Wallishausser. 8. S. 40.

Der Verfasser des in Rede stehenden ältesten persischen romantischen Epos, das schon früher unter der letzten Dynastie der altpersischen Könige erschienen, ist Anšari, welcher, wenn nicht der größte, doch gewiß der mächtigste Dichter war, dessen die persische Geschichte erwähnt. Hrn. v. Hammer's ausgezeichnete und im Bereiche der Literatur dieses Zweiges unerreicht dastehende „Geschichte der Redekünste Persiens“ gibt über diesen „König der Dichter“, welchem der geistreiche Bearbeiter erst fünfzehn Jahre später seine productivste Mühe zuwendet, sehr interessante Mittheilungen. Er stand an der Spitze von vierhundert Dichtern, welche Sultan Mahmud's Regierung verherrlichten (benläufig in der ersten Hälfte des eilften Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung), und erhielt von demselben ein Diplom als „König der Dichter“, dem alle übrigen untergeordnet und an ihn angewiesen waren, ihm ihre Werke zur Einsicht und Beurtheilung vorzulegen, ehe sie dem Sultan dargebracht werden durften. Eine anerkannte Oberherrschaft, die gewiß in den Jahrbüchern der Dichtkunst als einzig dasteht, und, wenn man den panegyrischen Zeugnissen seiner Zeitgenossen glauben darf, auch keinem Würdigeren anvertraut werden konnte. Anšari arbeitete zugleich mit Firdusi; dieser an dem weltberühmten „Schahname“, jener an der Liebesgeschichte von „Wamîf und Ufra“, die unter den Sessaniden erschien, aber seitdem verloren gegangen war, so daß nur noch die Namen der Hauptpersonen, aber nicht das Gedicht selbst auf uns gekommen. Als schon fast alle Hoffnung verloren schien, dieses poetische Werk aufzufinden, begegnete es der unermüdeten Thätigkeit und dem regen Forscherfinne unseres großen Orientalisten in einer türkischen Bearbeitung Lamî's, eines geschätzten, ro-

romantischen Dichters der Osmanen. Nachforschungen und theilnehmender Verwendung eines literarischen Freundes gelang es endlich, diesen Schatz orientalischer Poesie aufzutreiben, der sich nun einzig und allein auf der k. k. Hofbibliothek in Wien vorfindet, und von dessen innerer Wesenheit, dem Inhalte und Geiste nach, Hr. v. Hammer in vorliegendem Büchlein einen höchst dankenswerthen poetischen Auszug liefert, der uns einen genügenden Blick in die eigentliche Gestalt und Tendenz dieses an sechs- tausend Distichen umfassenden Gedichtes werfen läßt. — Mit strengem, unparteyischen Blicke betrachtet, findet sich in der Richtung des persischen Dichters, nach diesem vor uns liegenden Fünftelsaße seines Hauptwerkes, eine sonderbare Mischung und Vereinigung aller zu seiner Zeit herrschenden oder durch diese zunächst begründeten poetischen Dichtungsarten. Einer Periode angehörend, wo in Persien durch die Eitelkeit der Fürsten und durch die Niederträchtigkeit der Panegyriker die Poesie zur schmeichelnden Folgebild des Despotismus erniedrigt war, trägt auch Anfsari, durch seine Stellung schon zu solchem poetischen Dienste gleichsam bevorrechtet, sie und da merkwürdige Spuren dieses Strebens. Jedoch machte die romantische Poesie, aus frühern Jahrhunderten herüberstrahlend und in Ferdusi und Nisami wieder glänzend verherrlicht, hauptsächlich ihr Recht auf Anfsari und seine großen Fähigkeiten geltend, welches sie jedoch — so bitter ist oft der Beysaß — zuweilen mit einem mystischen Streben theilen mußte, das, obschon erst in spätem Zeitraume ganz aufblühend (durch Dschelaledin Rumi), in Anfsari schon vorläufig einen starken Verfechter und Gewährsmann fand. Dieser Theil und namentlich die im Gedichte angepriesene Lehre der alten Feuerdiener, welche im neuern Persien als eine verbannte und verdamnte galt, ist die schwächste Beygabe und Grundlage dieses alten persischen Epos, und keiner andern als ihr verdankt es seine Unterdrückung im Vaterlande. —

So viel über den Dichter selbst. Der Bearbeiter hat für Klarheit und Anschaulichkeit alles gethan. Das Gedicht ist in wohlklingenden, ziemlich gleichartigen, neunzeiligen Strophen, die einen englischen Zuschnitt haben, abgefaßt, und wenn es Noth thäte, etwas zu seinem Verdienste anführen zu müssen, so brauchten wir nur zu erwähnen, daß es mit der unvergeßlich schönen „Schirin“ einen und denselben Verfasser hat. Wie wohl vierzig Jahre später nachgeblüht, athmet es denselben Geist, der sich dort in jugendlich poetischer Fülle und Zartheit, hier, dem Stoffe gemäß, durch Besonnenheit und Klarheit kund gibt. Sey es uns vergönnt eine Stelle als Probe der gelungenen Bearbeitung zu liefern. Der Dichter malt das Feuer in seinen wechselnden Formen und Quellen. Strophe 27:

Als Feuerjunge spricht in Ungewittern
Der Blich des Himmels Zorngerichte aus,
Der Erde Westen und Tyrannen zittern
In ihrem hochgewölbten gold'nen Haus;
Es bethen die Einsiedler in der Klauß;
Mit Keilschrift schreibt der Blich in Felsenwände
Die Sage von des jüngsten Tages Grauß;
Es widerhallt des Donners Wort ohn' Ende
Von Gottes Grimm und seiner Hulden Spende.

Strophe 30:

Es wallt im Menschen selbst ein thierisch Feuer,
Das in dem Blute kocht den Lebenssaft,
Verbrennend oft der Herzensruhe Scheuer,
Wenn es aufkramt als wilde Leidenschaft.
Ein feurig Ross bedarf des Zügels Kraft,
Und Feuer sprüht das seid'ne Haar der Kaze;
Weh dem, den Fiebers Hitze niederrafft
Und Kohlen brennt aus seines Blutes Schaze!
Gemäßigt nur ist Blut an ihrem Plage.

Wem es um die Literatur des Orients, die sich jetzt eines so freundlichen Empfanges, einer so verbreiteten Theilnahme in Deutschland erfreut, zu thun ist, wer Lectüre mit Studium vereinigt, wird Hrn. von Hammer's rühmlichem Fleiße für diese interessante Erscheinung Dank wissen, welche wie eine vergessene Sage schöner wunderbarer Vorzeit durch die Harfentöne des deutschen Liedes zu uns herüberklingt. — Die äußere Ausstattung könnte eleganter seyn. P.

(Mit Nr. 41 des Notizenblattes.)

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 10. October 1833.

122

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hie gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. E. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. E. M. bey A. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 18 fl. 12 kr. halbs und 26 fl. 24 kr. E. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Sittenbilder aus Frankreich.

Suchst du die alte französische Heiterkeit und Lebenslust? Komme nicht nach Paris, denn da ist Alles zu finden, nur diese beyden Lebensingredienzen nicht. Ich weiß aber, wo sie sich hingeflüchtet haben: an den Fuß der Pyrenäen in die Bäder von Bagnères und Cotterets. Dort ist heitere Einfalt, Naivetät, Mittheilung und lustiger Sinn unter heiterem spanischen Himmel zu finden. Einförmigkeit und Langeweile kann in diesem Lande voll Schönheit und Abwechslung nicht aufkommen. Hier gedeiht noch Liebe mit ihren wahren Freuden; Luxus, Neid, Politik, Charlatanerie sind aber fern. Hier ist unstreitig das Paradies Frankreichs. Durch den Pyrenäencanal, der zwey Meere mit einander verbindet, wird dieß Land mit der Zeit auch wohlhabend und reich werden, es wird den Luxus, seine Erzeugnisse und seine Bedürfnisse kennen lernen und das Glück wird — fliehen.

Nichts ist origineller im französischen Süden als die Farandolen. Denken Sie sich in einer Stadt die engen gewundenen Straßen, in die die letzten Sonnenstrahlen fallen. Alle Hausthüren stehen offen und auf den steinernen Bänken in beyden Reihen sprechen die Leute laut zu einander hinüber und herüber, und nennen sich bey Namen. Die Mädchen kommen herbey, die Mütter kosen mit einander, die Familienväter gehen in der Straße auf und ab, und immer mehr werden ihrer, denn alle politischen Köpfe schließen sich an. Zwischen ihnen durch drängen sich die jungen Bursche zu den Mädchen. Einige machen förmliche Besuche und sprechen mit denen, die ihnen gefallen, andere müssen sich auf den Wechsel freundlicher Liebesblicke beschränken, weil ihnen der Eltern Wille entgegen ist, was im Grunde aber wenig nützt, denn der französische Süden ist noch ein Liebesland, wo die jungen Männer ganze Nächte unter den Fenstern ihrer Geliebten zubringen, wo sie keck über Gartenmauern klettern und dabey die Flintenschüsse der Herren Papa's nicht scheuen, die „Halt den Dieb!“ rufen, auch sich nicht vor großen Kettenhunden fürchten. In diesem Süden bleiben die Frauen bis ins zwanzigste Jahr romantisch: sie haben heimliche Correspondenzen — wenn sie schreiben und lesen können, was freylich nicht häufig der Fall ist — in alten hohlen Bäumen; sie steigen des Nachts wohl gar barfuß aus ihren Fenstern, um eine heimliche Thüre zu öffnen; sie lassen

sich auch entführen und setzen sich hinter dem Reiter auf's Pferd, um mit ihm in irgend eine kleine Meierey zu flüchten, wo das Paar die gezwungene Einwilligung des Vaters erwartet. Dergleichen kann man noch täglich im Süden sehen. Diese Leute sitzen und gehen ruhig an einem milden wohlgeruchdustenden Abend vor ihren Thüren und scherzen und kosen mit einander. Da stimmen auf einmal ein paar junge Leute ein heiteres, aufmunterndes, gleichsam herausforderndes Lied an. Im Anfange waren nur der Stimmen wenige, doch sie mehren sich, sie werden immer lauter und lecker. Bald theilt sich aber auch die lebhafteste Bewegung den Händen und Füßen mit, es beginnt ein tactmäßiger Marsch. Kommt nun aus Versehen oder mit Fleiß eine Dirne durch den Zug auf die andere Seite der Straße zu gehen: so ergreift man sie, und sie mag wollen oder nicht, so muß sie mit fort und die Sänger lassen sie nicht los. Schnell fassen sich nun Alle bey den Händen, rechts und links werden die Mädchen von den Hausbänken, ja sogar aus dem Innern der Häuser weggenommen. Der Zug wird nun immer länger und immer lebhafter in Gesang und Tanz. Von Haus zu Haus, von Straße zu Straße, von Quartier zu Quartier nimmt er zu, die Leute an den Fenstern werden herabgerufen, junge Männer und Mädchen verschlingen sich in mänadischer Wuth, Ausgelassenheit und ein fürchterliches Lachen beginnt, als wollte man sich aneifern zu dem, was noch kommen soll. Der Zug geht durch die ganze Stadt, zwingt sich, wie eine Riesenschlange, in hundert Ringen und Windungen durch alle Gassen und Straßen, selbst durch die engsten, um Kirchen und Monumente herum. Auch aus den Häusern wiederhallt nun wildes Geschrey, und wer nicht mitziehen und tanzen kann, schreyt wenigstens und stellt Lichter in die Fenster zum Zeichen seiner Theilnahme, und klatscht in die Hände und eifert die wilde Farandole durch Beyfallklatschen zu noch größerer Wildheit an. Der Tanz ist nicht mehr besonnen und mäßig wie im Anfange, er nimmt die unsittlichen Bewegungen des spanischen Fandango an und übertreibt sie noch. Bald darauf bewegt sich der Zug in noch wilderem Schritt, Raserey und Unbändigkeit beginnt. Dann endlich tritt Ermüdung ein nach so vielem Rasen, die Kette bricht und auf den Plätzen bilden sich Runden und Reihen, die noch eine Zeitlang, aber ziemlich matt forttanzen. Nun endlich werden die Mädchen nach Hause geführt. Bey ihrer Ankunft zanken die Mütter nur etwas Weniges, denn sie erinnern sich, daß ihnen in ihrer Jugend die Farandole auch über Alles ging. Bald darauf legen sich alle erschöpft nieder, keine Musik, kein Tanz, kein Ton, ja kein Lebenszeichen wird mehr gehört, alle schlafen tief und erst nach Mitternacht oder in den ersten Morgenstunden knarrt hier und da ein Fenster oder eine Thüre oder ein Gartenpfortchen. Es beginnen die bey der Farandole abgeredeten Zusammenkünfte, denn gar manche Mädchen leiten von ihr das Glück oder das Unglück ihres Lebens her.

Es gibt aber auch noch andere Farandolen, bey denen Jugend und Liebe, und ihre Freuden und Genüsse mit Tanz und Gesang nicht vorherrschen, sondern politischer und fanatischer Haß, der sich in der neuern Zeit so blutig im mittäglichen Frankreich gezeigt hat. Keine lieblichen Mädchen führen hier den Reihen, sondern wilde fanatische Kerle in Lumpen, ekelhafte alte Weiber. Sie heulen durch die Vorstädte, und wie ein Strom von Schlamm wälzen sie sich durch die Straßen der Stadt, um auch da den verworfensten und rohen Pöbel anzuziehen, dem nichts lieber ist, als Gelegenheit zu Plün-

derung, Mord und Befriedigung seiner gehässigen Leidenschaften. Thüren und Fenster schlossen sich schnell bey allen ordentlichen Einwohnern. Die Farandole rennt und tanzt mit wüthendem Geschrey und Gesang durch die öden verlassenen Straßen, bey dem wilden Licht der Fackeln glänzen Piken, Messer, Pistolen und Flinten. Durch den Gesang hindurch hört man furchtbares Fluchen, Verwünschungen und Todesdrohen. Die Pöbelsfreunde aller Parteyen kommen herbey und mischen sich in den Zug, denn Blut muß fließen, gemordet oder geplündert muß werden, es sey Freund oder Feind. Nichts entsetzlicher als wenn solch eine Farandole an den Gefängnissen vorüberzieht. Ungeheure Wuth und Verzweiflung ergreift dann die Gefangenen, daß sie nicht mitlönnen, sie reißen und brechen an den dicken Eisenstäben der Fenster, manche beißen hinein. Manchmal hört man ihr Heulen, das dem einer Heerde Schakals oder Hyänen gleicht. Es ist unmöglich, sich in Ihrem gestitteten, menschlichen und ächt religiösen Deutschland von diesem Cannibalenzuge einen rechten Begriff zu machen, wenn er eben ein Verbrechen begehen will. Ein dumpfes Gemurmel läuft dann mit dem Namen des Unglücklichen, den sich ihr Haß aufersehen, durch die lange Reihe und durchzuckt sie wie ein elektrischer Schlag, unbändiges Freudengeschrey und Lachen bezeichnet den Augenblick, wo die Henker vor dem Hause ihres Opfers angekommen sind. Ich habe die furchtbare Farandole in Toulouse gesehen. Der Name Ramel fiel wie ein Funke in diesen schrecklichen Zündstoff. Nach zwey Minuten war er von einem Ende des Zuges bis zum andern gelaufen, und es waren noch keine zwey Stunden vergangen, so lag der Unglückliche todt von mehr denn fünf und zwanzig Messersstichen durchbohrt auf seinem Bette, Frauen und Kinder zerfleischten und zertraxten mit den Händen sein Gesicht, zerrissen seine Kleider, dann zogen sie den nackten Körper unter hundert schamlosen Ausrufungen aus einem Zimmer ins andere, die Treppen hinunter, über die Thürschwelle auf die Straße. Die Leute, die solche Gräuelpverübten, leben noch in Toulouse, aber keine Obrigkeit wagt sie anzugreifen.

Ich brachte vorigen Frühling im ehemaligen Bourbonnois, einige Stunden von Moulins zu. Die befreundete Familie, bey der ich war, bewohnte Condemine, eines der alten Schlösser, an denen jene Gegend so reich ist. Es war Abends spät am 1. May. Ich saß, in Erinnerungen vertieft, an einem Fenster auf der breiten Mauerbrüstung und sah ins Weite der sonderbaren Erscheinung zu, die meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. In den Weinbergen auf der gegenüberliegenden Anhöhe bewegte sich's zuerst wie große Leuchtwürmer durch das junge Grün. Dann entstanden hier und da größere Feuer und zwischendurch bligten und knallten tüchtige Flintenschüsse, eine Menge dunkler Gestalten bewegte sich zwischen den Lichtern, bald mehr, bald weniger. Der Wind trug verworrenes Geschrey zu mir herüber und zu Zeiten ward es durch ein Geräusch unterbrochen, das dem Klappern einer Mühle gleich. Meine Neugierde stieg immer mehr und drein mischten sich dämmernde Erinnerungen aus der Kindheit, wo das Geistige und Gespenstige sich farbig ins aufgehende Leben mischt. Manchmal war mir's, als fürchte ich mich und meine Augen mühten sich in der Dunkelheit umsonst ab, das Wunderliche und Phantastische zu begreifen. Endlich faßte ich mir ein Herz und tappte im Finstern durch einen langen Gang die enge Wendeltreppe hinab in den kleinern innern Schloßhof. Da fand ich alte Knechte und Mägde mit den benachbarten Bauern und Bäue-

rinnen in sonderbarer, mitunter schauerlicher Verkleidung um ein großes Feuer, und einer der alten Schloßdiener hielt eine rostige Flinte, an der er den Stein mit seinem Taschenmesser zurecht klopfte. Ich trat zu ihm und fragte nach Ursache und Bedeutung des Vorganges. Erst sah er mich lange und mit Verwunderung an, dann schien er meine Frage für Scherz oder Spott zu nehmen, er sah mich nicht weiter an und antwortete nicht. Ich mußte also meine Erkundigung wiederholen, und da er endlich wohl sehen mochte, daß es mir Ernst damit sey, antwortete er mir gutmüthig: „Sehen Sie, Herr, es ist heute der erste May.“ — „Ey nun freylich, das ist mir nichts Neues, also weiter.“ — „Ja weiter, nun das versteht sich ja von selbst, es gibt Hexen und Zauberer.“ — „Ja freylich, das weiß ich.“ — „Nun, darum rousinen wir.“ — „Wie? ihr rousint?“ — „Ja, Herr (notre hoargeois), wir rousinen. Die Hexen und Feen ziehen diese Nacht durch Felder und Wälder und Äcker und Weinberge.“ — „Ey nun, die Nacht ist schön, da ist's verzeihlich zu promeniren, aber was machen sie denn da eigentlich?“ — „Jh, du mein Gott, sie rousinen.“ — „Da bin ich um kein Haarbreit weiter!“ — „Nun, sie schleppen ihre langen Kleider über die Wiesen und wischen damit den Thau weg: wenn nun die Kühe von dem Gras fressen, so geben sie nur schlechte blaue Milch ohne Rahm; im Vorüberziehen blasen die Hexen auch auf die Äcker und Weinreben, dann erfrieren die Weinstöcke und die Äcker tragen nur magere und leere Ähren. Da sie aber Feuer und Lärm fürchten, so jagen wir sie damit bis um Mitternacht fort, denn nach dieser Stunde hat ihre Hexerey nichts mehr zu bedeuten, sie müssen dann machen, daß sie zum Teufel kommen, mit Allen denen, die sich ihm ergeben haben.“ All' diese Erklärungen genügten mir aber nicht, darum machte ich mich auf die Beine, um nach jener fernen Anhöhe zu gelangen, die mich zuerst angezogen.

(Der Schluß folgt.)

Der schwarze See*).

Was färbet wohl, du schwarzer See,
So dunkel deine Wogen,
Erzeugt von blendend weißem Schnee,
Aus Himmelstbau gezogen?
Sie stürzen doch wie Vergtreyfall,
So klar und rein — am Wasserfall,
Den Erlen dort verstecken, —
In's selbstgewählte Beden.

Der blaue Himmel schaut so mild
Auf deine Wellen nieder:
Wie finster gibt das heit're Bild
Dein dunkler Spiegel wieder!
Die grünen Büsche rings umher —
Der Wiesenmatten Blüthenmeer
Erhöhen deine Schauer,
Du düst'res Bild der Trauer.

Ein Windstos tobt das Thal entlang,
Es beugen sich — gleich Ruthen —
Die Föhren dort am Felsenhang;
Nun stürzt er in die Fluten,

*) Der schwarze See, zwey Stunden von Ischl, dessen scheinbare Farbe durch saurendes Erlenlaub, welches seinen Grund deckt, bedingt wird.

Und wühlt sie auf bis tief zum Grund; — —
 Des Räthfels Lösung gibt sich kund, —
 Denn faules Laub von Erlen
 Durchkreist des Schaumes Perlen.

Du gleichst, See, recht wundervoll
 Dem Vorn in meinem Herzen,
 Der einst so klar und lauter quoll;
 Was mochte ihn wohl schwärzen?
 Ich schau' hinab auf seinen Grund, —
 Da gibt sich mir das Räthfel kund:
 Es modern dort die Kränze
 Von meines Lebens Lenze.

R. K. Hoftheater nächst der Burg.

Freitag, den 27. September, zum ersten Male: „Maria, oder: Die Pest in Leon.“
 Trauerspiel in 3 Aufzügen von D. Ernst Wohl.

In den Gebirgen von Leon, unfern der gleichnamigen Hauptstadt dieser Provinz, lebt der Förster Gusman mit seiner Gattinn Maria. In stiller Einsamkeit, ungekannt, unbeneidet, aber auch unbefreundet, haben die Liebenden eine Zuflucht gefunden vor den Verfolgungen einer Welt, deren Satzungen sie mit kühner Entsaugung Trotz geboten hatten. Maria, von ihrem stolzen, ehrsüchtigen Vater einem ungeliebten Gatten bestimmt, war dem eigenen Herzen gefolgt, das einen edlen, aber unbemittelten Jüngling erforen hatte. Mit ihm floh sie aus dem elterlichen Hause, beladen mit dem Fluche eines unverföhnlichen Vaters, ausgestoßen, vergessen von einem Stande, dessen Glanz und Vorrechte ihr entbehrlich schienen. Zehn Jahre sind seit ihrer Flucht verfloßen, sie ist Mutter eines Knaben geworden, den sie zur besseren Erziehung nach Leon gegeben und daselbst der Obhut ihres Oheims Bernardo, eines frommen Klausners, vertraut hat. So finden wir die Verhältnisse bey dem Beginne der Handlung. Die Ruhe des heimatlosen Paares wird plötzlich durch die Ankunft eines Truppencorps gestört, dessen Befehlshaber, der Graf von Alcora, die einsame Försterwohnung zu seinem Hauptquartiere wählt. In Leon ist die Pest ausgebrochen, und die Truppen sind bestimmt, die unglückliche Stadt von aller Verbindung mit der Umgebung abzusperrn. Der Obrist entdeckt dem Förster diese Umstände, so wie die Maßregeln, die er zu nehmen entschlossen ist. Maria, die sich den Blicken der Fremden entziehen mußte, hat im Nebenzimmer einen Theil der Wahrheit erhorcht; von Angst und Verzweiflung über das Schicksal ihres Kindes getrieben, benützt sie den ersten unbewachten Augenblick, verläßt ihre Wohnung, und eilt der verpesteten Stadt zu, ihren Sohn auf die Gefahr ihres eigenen Lebens zu retten. Die Mittheilungen des Obristen haben aber auch zu andern Entdeckungen geführt, und Gusman erkennt in seinem Gaste den Vater seiner Maria, der mit der Zeit nur noch unverföhnlicher geworden, die Tochter mit einem doppelten Fluche belastet hat. Er beschuldigt sie nemlich, bey ihrer Flucht aus dem Vaterhause auch Documente von großer Wichtigkeit, ihm von der Regierung anvertraut, entwendet, einem fremden Staate verkauft, und so den eigenen Vater um Ehre, Ansehen und bürgerliche Existenz gebracht zu haben. Gusman, der nicht einmal seinen Namen und sein Verhältniß zu dem Obristen entdecken darf, vernimmt mit Empörung den entehrenden Verdacht, der auf seiner Maria haftet, aber schweigend muß er den Fluch des zweyfach gekränkten Vaters über sie und sich selbst ergehen lassen. — Maria ist unterdessen glücklich in dem verödeten Leon angelangt. Sie trifft Bernardo, der sie über das Leben ihres Sohnes tröstet. Der Befehlshaber der Stadt, der Johanniter Don Mendez Riccabrun, hat sich seiner angenommen; von ihm will Maria die Auslieferung des Kindes in ihre Hände erbitten. In feyerlichem Ernst tritt der Ritter ihr entgegen; da erkennen sich Beide: sie den Mann, der ihr einst von ihrem Vater bestimmt gewesen, und vor dem sie aus dem Vaterhause in die Wildniß geflohen; er die noch immer Heißgeliebte, um derentwillen er der Welt entsagt, und im strengen Ordenskleide die Wünsche seines Herzens geopfert hat. Sein edles Herz vermag es nicht, den Thränen und der Angst einer Mutter das Gebot der Bürgerpflicht entgegenzusehen, er bezeichnet ihr einen einsamen Pfad, auf dem sie mit ihrem Kinde aus der Stadt entkommen, und auf die menschenleeren Gebirgswege gelangen kann. Mit segnenreichem Dank scheidet die Mutter von dem Edlen, dessen Amt ihn zu einem andern Geschäfte ruft. Er muß Zeuge der letzten Bekennnisse Jeronimo's, eines Kaufmanns von Leon, seyn, der vom Wahnsinn ergriffen, ihn

selbst angefallen und von den Partisanen der Wache durchbohrt, im Gefühle des nahen Todes, wichtige Entdeckungen zu machen hat. Einst Diener des Grafen Alcora, war er Gusman und Marien bey ihrer Flucht behülflich gewesen, und er war der Entwerfer jener Documente, deren Verlust den Grafen in Schande und Unglück gestürzt hatte. Von dem Ertrage des Raubes wohlhabend geworden, hatte er in Leon sich niedergelassen, Handelsgeschäfte getrieben und auf einem seiner Schiffe, das aus der Levante nach Leon zurückkehrte, die giftige Seuche in sein Vaterland gebracht. Alle diese Bekenntnisse werden in Gegenwart Riccabrun's und anderer Zeugen gerichtlich aufgenommen und in einer officiellen Depesche dem Grafen Alcora mitgetheilt, dessen langgekränkte Ehre durch ein so unverwerfliches Zeugniß auf das vollkommenste hergestellt wird. Der Obrist empfängt die Nachricht dieser erfreulichen Entdeckung in Gegenwart Gusman's, der noch immer scheu vor dem unerbittlichen Richter sich entfernt hielt. Von der Angst um die noch nicht zurückgekehrte Maria getrieben, und im Vertrauen auf die mildere Stimmung des Grafen, wagt er es sich ihm zu entdecken, und um Vergebung, um Schonung für die unschuldige Maria zu flehen. Das strenge Vaterherz weicht endlich den Bitten des Reuigen, Vielgeprüften, er vergibt der verlorenen Tochter, und eingedenk der Gefahr, in welche ihre heldenmüthige Mutterliebe sie gestürzt hat, scheidet er Gusman selbst ihr in das Gebirge entgegen. Aber die Unglückliche ist ihrem Verhängnisse schon verfallen. Auf unwirthbaren Felsenpfaden ist sie mit ihrem zum Tode ermatteten Kinde glücklich der ersten äußersten Truppenreihe entgangen, allein sie hat eine zweyte zu durchbrechen, und der Befehl des Obristen heißt: auf jeden, ohne Ausnahme, der aus der verpesteten Stadt kommt, Feuer zu geben. Sie wird entdeckt und angerufen. Wohl erscheint Gusman auf den Felsenspitzen gegenüber, allein zu spät; den Schuß des einen Soldaten kann er hindern, der andere trifft um desto sicherer, Maria sinkt durchbohrt zusammen. Der unglückliche Vater wird zu der Jammercene gerufen; er kommt noch zur rechten Zeit, der verschheidenden Tochter vergeben und sie segnen zu können. Gusman legt seinen und Mariens Sohn in die Hände des Großvaters, der treu und liebend für ihn zu sorgen verspricht; er selbst wendet seine Schritte nach Leon, denn er will auf Erden kein Geschäft weiter haben, als dort die von aller Welt verlassen Kranken zu pflegen.

Es ist dem heutigen Stücke gegangen, wie es Menschen zu gehen pflegt, die das Unglück haben, einen übel berüchtigten Namen zu führen, dessen unangenehme Wirkung selbst der entschiedenste innere Werth nicht schnell und ganz zu überwältigen vermochte. Der Titel des Stückes hat die Leute eingeschüchtert, indem er ihnen schon vor hinein eine bange, ernste Vergangenheit zurückrief, und der Dichter war zu ehlich, ihnen diese düstere Richtung seines Werkes zu verschweigen. Allein der Erfahrungsfah, daß die Erinnerung an überstandene Gefahren wohlthue, gilt nur für starke Seelen, die der Gefahr selbst muthig die Stirn boten; den Schwachen schreckt sie auch in ihrem gemalten Ebenbilde, und er verzichtet lieber auf einen Kunstgenuß, als daß er ihn mit einer solchen Erinnerung erkaufen sollte. Diesem Umstande hat das Stück die meisten der Einwendungen zu verdanken, die sich gegen dasselbe erhoben haben; zum Unglück sind sie noch obendrein unwiderlegbar, denn sie sind rein Sache des individuellen Gefühls, und dem lassen sich Gründe weder aufdringen, noch entgegensetzen. Desto wohlthätiger hat das Werk unsers Dichters auf jene gesunden, kräftigen Gemüther gewirkt, die noch im Stande sind, eine ernste Empfindung festzuhalten, ohne durch nervenschwache Reminiscenzen gestört oder beirrt zu werden, auf jene, die gewohnt sind, ihre dramatischen und poetischen Erhebungen in etwas anderem zu finden, als in dem erkünstelten Genusse, in einer Minute vom Lachen zum Weinen und vom Weinen zum Lachen hinübergelieft zu werden. Für alle jene ist das heutige Stück eine wahrhaft erfreuliche Erscheinung, ein Werk, das ächt poetisch empfangen und geboren, dem Namen seines Urhebers eine ehrende, dauernde Stätte bereitet. Dieß zu verkennen wäre eben so ungerecht, als wenn man sich in blinder Befangenheit über die Mängel täuschen wollte, die wohl jeder Erstlingsfrucht, zumal einer dramatischen, als unerläßliche Mitgift zufallen. Wohl unserer vaterländischen Dichtkunst, wenn alle Mängel, die ihren kommenden Erzeugnissen ankleben werden, nicht schlimmer und nicht unverbesserlicher sind, als die des heutigen Stückes. Keiner dieser Mängel fällt dem Dichter zur Last, denn der ist vom Anfang bis zum Ende in herzlichster Begeisterung dem Gotte gefolgt, der ihn trieb und erfüllte; der erfahrene und geübte Bühnenkünstler dagegen würde Manches anders gemacht oder anders gewendet haben, was so, wie es ist, der scenischen Wirkung hin und wieder Eintrag thun mag. Dahin gehört namentlich die Behandlung des zweyten Actes, dessen Bestandtheile, einzeln genommen, nicht minder gelungen

sind, als das Ganze, durch ihre Aufeinanderfolge aber, statt das Interesse zu steigern, es stufenweise schwächen und so den Eindruck des Vorgegangenen aufheben. Eine Verletzung der Scenenreihe würde, ohne den Gang der Handlung zu hemmen oder zu verwirren, diesem dramatisch nothwendigen Gesetze der Steigerung leicht und vollkommen Genüge geleistet haben. Etwas Ähnliches gilt auch von dem Schlusse des Ganzen; die Sterbescene Maria's ist schon an und für sich ein wenig lang ausgesponnen, aber alles, was nach dieser Sterbescene folgt, so menschlich und poetisch schön es auch begründet ist, tritt der dramatischen Wirkung durch eine gewisse, allzu praktische Vollständigkeit entgegen, indem es zugleich dem Zuschauer die ergänzende Operation seiner eigenen Phantasie verbietet. Ein paar andere geringere Übelstände, die nur bey der ersten Aufführung stören konnten, und die sich nur auf einzelne, zu medicinisch klingende Verse beschränkten, sind durch einen Federstrich zu tilgen und dem Vernehmen nach getilgt worden. Wir haben diese Einwürfe mit beynahe ängstlicher Genauigkeit aufgezählt, aber nur um sie ein für alle Mal beseitigt und damit Alles aus dem Wege geräumt zu haben, was uns in der Anerkennung dieses interessanten Werkes hindern möchte. Eine regelrechte, nach den bestehenden Vorschriften der Schule gemodelte Tragödie hat der Verfasser uns allerdings nicht geliefert, es ist die Frage, ob er das überhaupt nur gewollt hat, aber eine dramatische Handlung hat; er uns gezeigt, voll warmen, wahren und tiefen Lebens, in der wir die menschliche Natur im Doppelkampfe mit ihrer eigenen Gebrechlichkeit und mit dem unerbittlichen Walten eines furchtbaren Verhängnisses zu ächter Heldengröße verherlicht finden. Wir sehen eine Gattinn und Mutter, von dem Bewußtseyn ihres unkindlichen Vergehens gegen ihren Vater gedrückt, die große, wenn auch einzige Schuld ihres Lebens durch den freiwilligen Opfertod für ihr Kind büßen; wir sehen einen Vater, der im unbedachten Zorn den Fluch auf das Haupt der zwar schuldigen, aber nicht verworfenen Tochter herabrief, durch die entsehlliche Nothwendigkeit seines Amtes zum eigenen Vollstrecker dieses Fluches werden, und reuevoll, versöhnend und versöhnt, an der Leiche eben dieses Kindes den Fluch in Segen wandeln. Wenn jemals ein Stoff sich zur dramatischen Behandlung eignete, so ist es dieser; ihn erfunden, gewählt und so behandelt zu haben, beweist wohl hinlänglich den entscheidenden Dichterberuf des Verfassers. Daß gerade eine so schauerliche Mittelperson, wie die Pest, zur Entwicklung des Ganzen verwendet wurde, scheint freylich auf den ersten Anblick verkehrt, ja unkünstlerisch, da Zufall und Schickung mehr als Menschenwille und Menschenthat dabey in das Getriebe der Begebenheiten greifen; aber wo wäre die Handlung, die Thatfache, bey deren Entscheidung nicht jenes Etwas einwirkte, das außer dem Willen und außer der Berechnung des Menschen liegt, und das der kurzflichtige Erdensohn Zufall oder Schickung nennen muß, weil er einen andern Namen nicht finden kann? Wer im Stande ist, in dieser dunkeln, pfadlosen Verschlingung einen höhern Zusammenhang zu ahnen, der hat das Leben am besten verstanden, der wird auch die Kunst und den Künstler am besten verstehen, wenn Beyde an diesen seinen Glauben appelliren; dann wird er das scheinbar Zufällige schon als nothwendig, und in der Nothwendigkeit den Gang der Weltordnung erkennen. In diesem Sinne können wir die Benützung jener verhängnißvollen Schickung zu den Materialien der Handlung durchaus nicht verwerfen; um so weniger, da sie keineswegs als Hauptsache, als Mittelpunct des Ganzen behandelt, sondern nur als Werkzeug, gleichsam nur zur Aushülfe verwendet worden ist. Daß der Dichter die Sache selbst mit ihrem ganzen düstern Gefolge so viel als möglich in den Hintergrund gedrängt hat, von wo sie nur als drohende Mahnerinn auf das Treiben der Menschen hinüberschaut, beweist am besten, daß er über die Bedingungen der poetischen und dramatischen Nothwendigkeit vollkommen im Reinen ist. Die Handlung, die außerhalb der verpesteten Stadt vorgeht, war ihm die Hauptsache, die Pest brauchte er nur zum Ausschlag, um den Willen und die Thatkraft seiner Menschen zu prüfen. Daß ihm die Abrundung und Vollständigkeit jener Handlung mehr am Herzen lag, als die detaillirte Ausmalung der Schreckens- und Jammer scenen, geht schon aus den vielfachen Wechselbeziehungen hervor, welche die Verhältnisse der Handelnden noch aus früheren Zeiten an einander knüpfen. So sind Bernardo, Jeromino, Riccabrun, dem ersten Anscheine nach fremde, episodische Personen, in das Gewebe der Haupthandlung auf das innigste verflochten, und zur Entwicklung derselben durchaus nothwendig. Selbst Bernardo's frühere Geschichte, so unwesentlich sie auch zum Ganzen sich ausnehmen, ja so undramatisch wirksam auch diese späte Eröffnung erscheinen mag, so wichtig erweist sie sich doch in psychologischer Hinsicht, denn sie motivirt den Charakter des Grafen, und gibt seiner menschenfeindlichen Strenge gegen seine Umgebungen den ersten Impuls. Charakterwahrheit hat hier einmal über scenische Wirksamkeit den

Sieg davon getragen; einen auf jeden Fall für den Verfasser sehrreichen Sieg, da er ihm zeigen wird, wie man die eine, erste Bedingung erfüllen kann und doch zugleich die andere, zweyte, nicht zu vernachlässigen braucht. Die Charaktere überhaupt sind mit sicherer, kräftiger Hand entworfen. Am meisten ausgeführt ist der Graf Alcora, in welchem wir den Vater, den Edelmann, den Staatsdiener, den Spanier, mit unverkennbaren, scharfen Zügen gezeichnet finden. Daß die Begebenheiten und stufenweisen Entdeckungen seine anfangs unerklärliche Strenge vollkommen rechtfertigen, mag wohl nicht zu den kleinsten Vorzügen des Stückes gehören. Ein überaus schönes, wohlthuendes, wenn auch nur skizzirtes Bild ist der edle Riccabrun, der den Schmerz über sein verlorne Lebensglück im Wohlthun seiner Mitbürger und in selbstopfernder Pächterfüllung zu begraben strebt. Maria ist ganz Mutter- und Gattenliebe, und stirbt als Heldinn, als Märtyrinn dieser menschlichsten und reinsten aller Empfindungen. Sie büßt ein Vergehen, das jahrelanges Dulden nicht verwaschen konnte, mit der größten Ruhe, die der Mensch auf Erden dem ewigen Richter darzubringen hat, mit dem Tode; aber in ihm findet sie das Langentbehrte wieder, Liebe, Veröhnung, Segen. Wahr, kräftig, einfach ist auch Gusman, Mariens Gatte, gehalten. Seine scheue Demuth vor dem Grafen spricht auch in seiner Seele das Urtheil aus, daß Elternwille und Elternsegnen den Kindern eine ewige, unüberspringbare Grenzlinie zieht. — Was die poetische Ausführung der Einzelheiten betrifft, so ist das Stück daran so überreich, daß wir sehr viele Stellen und Scenen anführen müßten, wenn wir dem Verdienste des Werkes und unserem Wunsche genügen wollten. Wahre Dichterbegeisterung spricht hier aus jeder Zeile, und man kann wohl mit Recht sagen, daß in dem Ganzen nicht ein Wort vorkommt, das nicht ehrlich, wahr und rein aus der innersten Seele des Dichters gestossen wäre. Freylich besticht er das Ohr der Oberflächlichen nicht mit dem hoch- und hohlst klingenden Schwulst leerer Phrasen und mühsam zusammengesuchter Bilder, bey denen sich selten etwas denken, noch seltener etwas empfinden läßt; aber er spricht mächtig und geradenweges zum Herzen, und wer die Sprache nicht verlernt hat, der wird ihm noch lange für die schöne Gabe danken, die er in diesem Stücke seinen deutschen Landsleuten dargebracht hat.

In Betreff der Aufführung haben wir der sämmtlichen Männerrollen mit ungetheiltester Anerkennung zu erwähnen. Hr. Anschütz, als Graf von Alcora, entwickelte jene Tiefe und Fülle der Empfindung, die ihn in allen seinen Rollen so achtungswerth, oft so bewunderungswürdig macht: die Mischung des Strengen, Herben, Feindseligen mit dem noch immer lebendigen, weichen Vatergefühle erschütterte und rührte auf gleich unverständliche Weise. — Edel, großartig, obwohl in der äußern Erscheinung heute nicht vortheilhaft, erschien Hr. Korn als Riccabrun. Er hat zwar nur eine Scene, nemlich das Wiedersehen mit Maria, allein die herrliche Scene gewann in seinen Händen doppelte Bedeutung. — Herzlich, einfach, aber eben in dieser Einfachheit wahr und selbst groß gab Hr. Löwe den Gatten Maria's. Die Scene, wo er sich dem Grafen entbedt, war ein Beweis, wie unmittelbar der treffliche Künstler die Herzen der Zuschauer zu treffen weiß. — Sehr verdienstlich sprach Hr. Weber, als Adjutant des Obristen, die Schilderung von den Schrecken der Seuche. Die Rollen des Jeromino und Fernando wurden von den H. H. Wilhelmi und Heurteur mit gewohntem Fleiße und entsprechender Wirkung gegeben. — Die einzige Frauenrolle des Stückes ist die der Maria. Mad. Lange hat sich mit der Ausführung derselben gewiß alle nur erdenkliche Mühe gegeben, aber gerade in dieser sichtbaren Mühe lag vielleicht der Grund, daß die Wirkung so weit dahinter zurückblieb. Natürliches, wahres Gefühl ist der einzige Weg, der vom Herzen zum Herzen führt, das tragische Pathos allein, und wäre es mit größerer Virtuosität angewendet, wird immer und ewig kalt lassen; am leichtesten würde man es gelten lassen, wenn es durch besondere und ausgezeichnete Vorzüge der Declamation gehoben ist; allein der Vortrag der Mad. Lange ist weder durch Correctheit, noch durch Anmuth und Wohlklang der Sprache geeignet, für jenen Mangel auf eine billige Weise zu entschädigen.

Modellbild XLI.

Pelisse-Überrock von Moulle, lila gefüttert, nach einem Original von J. G. Beer, bürgerl. Damenkleidermacher in der Dorotheergasse, Nr. 1108.
Eine Tülle-anglaise-Haube mit Band geziert. Nach einem Original von M. Langeter in der Annagasse, Nr. 986, im 1. Stock.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

f ü r
Kunst, Literatur, Theater
u n d
M o d e.

Sonnabend, den 12. October 1833.

123

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. E. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. E. M. von H. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. E. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Sittenbilder aus Frankreich.

(S t u f.)

Ich stieg demnach über eine der doppelten Leitern, die hier wie in der Bretagne gebräuchlich sind, über den Zaun des Schloßgartens und damit gelangte ich ins Freye. Nun ging's frisch über Stock und Stein und niedere Hecken, über Wiesen und Felder. Um mich her suchte ich nach den weißen Schleppen der Feen und Heren. Manchmal war mir's, als gewahrte ich sie, es war; aber nur ein Mondstrahl auf dem Bache, der durch's Gebüsch leuchtete und schnell wieder verschwand. Nun kam ich dem Lärm immer näher, ich hörte das Freuderufen und dazwischen das sonderbare Geräusch, das ich durchaus nicht begreifen konnte. Ehe ich hinaufgelangte, mußte ich an einem uralten Gemäuer vorüber, das wahrscheinlich einmal eine Capelle war. Durch die hohen ausgebrochenen mit Blumen und Gesträuch besetzten Fenster schlug der rothe helle Schein von den Feuern herein und gab dem Ganzen wirklich etwas Geisterartiges, das noch erhöht ward durch eine uralte große Eiche, die ihre gewaltigen Äste über das Gemäuer ausbreitete und vermuthlich schon stand, als die Capelle gebaut wurde. Auf den starken moosigen Wurzeln saßen ungefähr fünfzig Bauern, andere kauerten um das Feuer, das mit trockenem Gesträuch unterhalten wurde. Von Zeit zu Zeit ließen sie einen hellen, durchdringenden Schrey hören. Die jungen Leute aber, die ihre landesüblichen blauen Kappen über Kopf und Schulter gezogen hatten, tanzten in der Runde ums Feuer. Ihre rasche Bewegung erhielt es in lustigem Brennen, und wenn die häufig sprühenden Funken den Mädchen auf die Röcke fuhren, so gab es von Neuem ein entseßliches Geschrey. Nicht weit davon standen Jäger, unablässig mit Laden und Schießen beschäftigt. Noch weiter hin, den Abhang hinunter, zogen eine Menge Buben einen Bauernkarren, dessen Speichen durch Stecken gehemmt waren. Dadurch entstand das Klappern, das ich vorher nicht begreifen konnte. Durch all diesen Lärm mußten natürlich die Feen verschucht werden, wie denn auch weit und breit kein Vogel zu hören war. Ich ging nun mitten zwischen den Leuten herum und sprach mit Alt und Jung, und alle waren freundlich und zutraulich. Bald bemerkte ich aber, daß die Verschuchung

der Feen und Hexen nicht der einzige Zweck dieser nächtlichen Zusammenkunft sey. Bey Dem rothen Leuchten des Feuers sah ich zu Zeiten wohlverschlossene Kappen dem alten Gemäuer zuschreiten und dazwischen herumwandeln. — Das Laub der alten Eiche war auch noch nicht dicht genug, man sah deutlich, daß sich die Kappen zu Zeiten bückten und einander näherten. Vielleicht irrte mich aber auch meine in dieser Hexennacht aufgeregte Phantasie. Das Feuer, die Flintenschüsse, der Lärm und das Tanzen dauerten bis zum Augenblicke, wo der Mond den höchsten Punct seines Bogens erreicht hatte und zurückzugehen begann. Die Leute wußten nun, daß Mitternacht vorüber sey und daß demnach die Hexen alle fort zu ihrem Hexentanze seyen. Nun dachten auch die Landleute an's Heimgehen. Lange Strohfackeln wurden an dem immer niedriger brennenden Feuer angezündet; denn manche mußten durch Hohlwege und dunkle, brüchige Fußpfade. Nach allen Seiten wurde aufgebrochen und am sichersten gingen die hübschen Mädchen, denn um sie her flackerten immer eine Menge Fackeln. Gellender und eintöniger Gesang schallte von allen Seiten, verlor sich aber immer mehr; lange sah ich die Fackeln zwischen Gesträuchen und Bäumen durchziehen, endlich aber erlosch eine nach der andern. Die Nacht ward nun still und immer stiller. Vor mir stand das Schloß auf der Anhöhe, zwischen seinem spitzen Dache und den kleinen Thürmchen ging der Mond nieder. Seine alten mit Epheu dicht umspinnenen Mauern sahen aus wie das Nest eines Raubvogels. Hinter mir wallte eine dichte Rauchsäule bey der alten Eiche auf, und zu Zeiten schlug ein schwacher Schein an dem alten Capellengemäuer hinauf. Ich ging langsam über die Wiese zurück, und bald bemerkte ich an meinen Schuhen, daß die Feen und Hexen wirklich nicht allen Thau weggewischt hatten.

Ich kenne zwey Schwestern in Paris. Die ältere heißt *Louise*, die jüngere *Mari e*. Jene ist schön gebaut, groß, reizend, aber auch voll Stolz und Gefallsucht. *Mari e* dagegen ist kleiner, aber lieblicher und anziehender, dabey bescheiden und schüchtern. *Louise* wohnt Rue du Helder in einem glänzenden Appartement, hat prächtige Möbels nach dem neuesten Geschmacke, die alle sechs Monate gewechselt werden, große Spiegel, Gemälde und Candelaber. Bronze und Krystall glänzen zwischen einem Garten voll der seltensten und duftigsten Blumen. An ihren Fenstervorhängen mischt sich Seide und gestickter Musselin in große, reiche Falten. Ihr Bett ist durch dichte Sammetvorhänge vor jeder äußern Störung geschützt und ein hoher Spiegel am Fuße desselben angebracht. Sie reitet und fährt täglich, bald im Wagen, bald im pfeilschnellen Tilbury. Dabey umgibt sie die Schaar ihrer Liebhaber, die dem schönen Idol gern Alles opfern. *Mari e* wohnt im Faubourg Saint-Denis ganz oben auf dem Dach in einer immer reinlichen aber engen und kalten Mansarde. Darin steht nichts als ein schlechtes, hartes Bett, zwey alte Strohstühle und ein großer Stickerahmen. — *Mari e* geht immer zu Fuß aus und ich glaube, sie ist nie gefahren. Ihre Kleidung besteht in einem Kleidchen aus Indienne. Es ist ihr einziges und ganz einfach, aber das Mädchen sieht überaus lieblich darin aus. Sie arbeitet den ganzen Tag, kann aber doch nicht genug auf die Seite legen, um ihre ärmliche Wohnung zu bezahlen, denn sie muß noch für Jemanden sorgen und hat dabey keine reichen Liebhaber, die ihr Lächeln mit Gold zahlen. Sie ist sehr arm, und der arme junge Mensch, der sie liebt, ist auch arm. *Louise* fährt an schönen Tagen nach Englien und Montmorency, da läßt

sie sich sehen und bewundern und ist glücklich dabey. Marie verläßt ihr Dachstübchen, das ihr zu theuer ist, und zieht in ein noch elenderes. Darin wohnt ein armer alter Mann. Mit ihm theilt sie das wenige Geld, das sie durch ihrer Hände Arbeit mühsam erwirbt. Wenn sie ihm ein paar Franken geben kann, so ist sie auch glücklich, und das sind ihre schönsten Tage. Louise hat nichts zu wünschen und kann jeder Laune nachhängen: sie werden erfüllt, fast bevor sie sie ausgesprochen. Marie hat bisweilen nicht Brot genug, wenn sie keine Arbeit bekommt, was in diesen Zeiten nicht selten ist. Dann muß der arme alte Mann auch hungern. Louise kann zwanzigmal des Tages ihre Kleider wechseln, wenn sie will. Für sie arbeiten die ersten Modehändlerinnen und Näherinnen. Sie besitzt Ringe, Armbänder, Ketten, ächte Shawls und dergleichen in Menge. Marie hat nichts denn ihr Indiennekleidchen. Sie hatte voriges Jahr freylich noch mehrere, verkaufte sie aber. Der arme Mann weiß es nicht, denn das Mädchen wußte es ihm immer zu verbergen. Ihre kleinen goldenen Ohrringe kommen von ihrer Mutter, sie für ein paar Franken zu verkaufen, hat sie doch nicht über's Herz bringen können. Gestern sprang sie flink und fröhlich ihre hohe Treppe hinauf, denn sie hatte den Lohn für eine ganze Woche Arbeit erhalten: seit langer Zeit hörte man sie zuerst wieder ein Liedchen singen. Ach, sie kam zu spät. Der Alte war gestorben. Abends erfuhr ich, es sey ihr Vater gewesen, so wie Louise's Vater.

Es hatte eben drey auf den Tuilerien geschlagen, da kam ein junger Mensch den Perron herunter und trat in den Garten des Palais-Royal. Er ging langsam unter den schon gelblich werdenden Linden der nördlichen Allee und hob nur manchmal den Kopf, um nach den Fenstern der Spielsäle zu sehen. Die Stunde, wo diese eröffnet werden, hatte noch nicht geschlagen, denn hinter den Fensterscheiben sah er die Spielloffizianten müßig und fast unbeweglich stehen. Sie schienen alle wie Stereotypen über einen Model geformt, so unedel ist ihr Äußeres. Der junge Mensch ging dann nach dem schönen Springbrunnen hin, an dem gewöhnlich eine Menge lieblicher Kinder spielen. Sonnenstrahlen fielen glänzend auf die schönen Wassergarben und färbten die Tropfen mit Gold und Licht. Er bemerkte es nicht, ihn freute es nicht. Er ging um das Becken herum, kalt, aufgegeben, zerstreut und theilnahmslos. Er schien nichts von dem zu bemerken, was ihn umgab, und bis auf ein höhnisches und verächtliches Lächeln deutete Alles bey ihm auf Gleichgültigkeit gegen die äußere Welt. Seine Jugend stand in traurigem Contrast mit dem kalten, entseelten und empfindungslosen Ausdruck in seinen Zügen. Sein Gesicht und sein ganzer Kopf war nicht ohne Interesse. Auf seiner Stirn lag etwas Geheimnißvolles und Unheimliches. Seine Augen hatten ungewöhnlichen Glanz, wiewohl man ihnen Krankheit, Leidenschaft und Kummer ansehen konnte. Wer's nicht wußte, hätte glauben sollen, der junge Mensch habe lange seine Nächte bey der Studierlampe zugebracht, und in dem scharfbegrenzten Noth seiner Wangen hätten die Ärzte eine Herzenskrankheit oder ein Brustübel vermuthet. Er war weder gut noch schlecht angezogen. Seine Kleider deuteten freylich nicht auf Armuth hin. Um diese zu entdecken, mußte man ihn aufmerkamer betrachten. Vielleicht hätte man es an dem ängstlich zugeknöpften Kleid vermuthet. Vom Springbrunnen weggehend, lehnte er sich an eines der eisernen Geländer, die um die Baumgruppen her stehen. Er schlug seine Arme auf der Brust zusammen, betrachtete bald die

Gebäude, bald die Vorübergehenden, bald den Springbrunnen mit zerstreutem, aber ruhigen und aufgegebenen Blick. Man konnte ihm jedoch ansehen, daß ihm diese Ruhe schon manchen Kampf, schon manche getäuschte Hoffnung gekostet hatte, und daß in Allem der Muth der Verzweiflung lag. Zu Zeiten sah er nach den Fenstern der Spielsäle, und auf einmal sah man ihn erschrecken. Er hatte die Stunde schlagen hören, in der sie geöffnet werden. Nun ging er fort, nicht geschwind und nicht langsam, trat ohne falsche Scham in die untere Thür, stieg die Treppe hinauf, öffnete eine Thür und — stand vor dem grünen Tische, vielleicht früher als er wünschte. Es war noch wenig Gesellschaft da. Nur einige alte Kahlköpfe saßen um den Tisch, nahmen zu Zeit eine Priße und sahen sich wie alte Bekannte an. Die andern Stühle waren noch leer bis auf einige Männer aus den südlichen Gegenden, in deren brennenden Augen die Spielwuth und Habgier unverkennlich war. Die Spielofficianten gingen nachlässig hin und her und warfen nur zu Zeiten einen flüchtigen Blick auf die Gegenwärtigen, wie auf eine sichere Beute. Einige Zuschauer standen um den Tisch, um dem Spiele zuzusehen, wie einer Hinrichtung auf dem Grève-Platz oder einer Einschmiedung der Gefangenen im Bicêtre. Sie betrachteten einander, als der junge Mann sich an den Tisch setzte und dann wieder aufstand. Endlich sagte einer der Spielinhaber mit gellender Stimme: *Faites le jeu!* Jeder setzte nun. Der junge Mann warf ein Goldstück auf den Teppich, das er schon lange vorher in der Hand gehalten. Seine Augen hatten dabey etwas Ersterbendes, Aufgegebenes, unaufhörlich gingen sie zwischen seinem Goldstück und den Karten hin und her. Übrigens war ihm keine Bewegung anzusehen, selbst nicht, als er — verloren. Nur für einen Moment schloß er seine Augen, seine Lippen erblichen. Gleich darauf aber schlug er sie wieder auf und seine Lippen wurden wieder roth. Ohne merkliche Unruhe sah er, wie der Spielrechen sein Goldstück wegnahm, stand auf und ging aus dem Saale. Als er die Treppe hinunterging, pff er einige Tacte aus: „*Di tanti palpiti,*“ aber so leise, daß es wohl Niemand außer ihm selbst gehört hat. Darauf ging er langsam durch den Tuileriengarten. Dabey sah er nichts, nicht das Schloß und die schönen Bäume, nicht die vielen Menschen und Blumen, sondern ging gerade auf den Pont-Royal zu. In der Mitte stand er still und sah lange in die Flut. Am andern Morgen lag sein Leichnam in der Morgue und eine arme Mutter rang dabey die Hände.

Zweysylbiges Räthsel.

Die Erste — sagt! wie soll ich loben,
 Was diese Sylbe hier Euch nennt?
 Mir steht sie hoch vor allem oben,
 Und Jedem, der sie liebt und kennt.
 O Göttertrank, der Wilde zähmet,
 Der uns das Paradies erschließt,
 Und nur dem Tropf die Zunge lähmet,
 Der, gleich dem Wasser, ihn genießt!
 Mich treibt er, ist er alt und edel,
 Manchmal sogar zur Poesie;
 Gedanken blüh'n in meinem Schädel,
 Wie sonst, zur Zeit der Ebbe, nie!

Ich fühle mich ein Held, ein König,
 Ein Kaiser, ja, ein Gott sogar;
 Den Hader aller Welt versöhn' ich,
 Und Friede biet' ich Allen dar.
 Die Liebe, die mein Herz erfüllet,
 Sie kommt von ihm, von ihm allein,
 Sie wächst, indeß mein Durst sich stillt;
 Er heißt — soll ich ihn nennen? — Nein!

Doch von der Zweiten kalt umschlossen,
 Die zum Gewölbe sich gefügt,
 In Holz gebunden, mit Genossen
 In tiefer Nacht er brütend liegt,
 Bis endlich hier, nach langem Harren,
 Er alt, er Greis geworden ist,
 Und zum Gebrauch' für Weis' und Narren
 Als köstliches Getränk entfließt.

Von allem, was wir an ihm lieben,
 Was ihn allein so werth uns macht,
 Ist dann das Ganze uns geblieben,
 Ein Niederschlag im Kerkerhacht,
 Der Gegensatz des Göttertrankes,
 Den nur die Kunst zu brauchen pflegt,
 Und ein erhitztes Blut, ein krankes,
 Als Säure fühlend niederschlägt.

Verseht das Wort: und Würzburg's Berge tragen,
 Was dann die beyden Sylben rühmend sagen.

Carl Hanisch.

A p h o r i s m e n.

Von Carl Walther.

Der erbärmliche Alltagsmensch bestimmt sich in bedeutendern Handlungen nach angenommenen Gewohnheiten — in minder bedeutenden nach Leidenschaften.

Es ist die Quelle so vieler Leiden im Leben, daß wenige Menschen vollkommener, als sie selbst sind, anerkennen.

Höbern Menschen muß unser Thun und Treiben, unser gegenseitiges Mißtrauen und Kriegsführen, höchst erbärmlich vorkommen.

Der Mensch wird vom Schicksale oft aus der glücklichsten in unangenehme Verhältnisse verseht, damit er erstere mehr schätzen lerne, mit innigerer Liebe wieder zu ihnen zurückkehren möge.

Wie oft stirbt der fühlende Mensch in den Herzen einstiger Freunde, während er selbst die Schmerzen jeder Trennung, als eben so viele Dornen, in treuer Brust bewahrt!

Es geht doch nichts über die Freude beym Wiedersehen eines Jugendfreundes. Längst erloschene Sonnen gehen in solchen Momenten mit verjüng-

tem Glanze wieder auf, und bringen uns alle Nachtigallengesänge der Frühlingszeit wieder, deren Eindruck um so ergreifender ist, als Erinnerung sie alle gleichsam zu einem Brennpuncte sammelt.

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Gastrollen der Dlle. Luher, vom ständischen Theater in Prag.

Dlle. Luher war durch die öffentlichen und Privatnachrichten, welche ihrem Erscheinen in Wien vorausgingen, unserm Publicum als eine Sängerin von eben so ausgezeichnetem Talent als vollendeter Ausbildung angekündigt worden. Ein so ungemeiner Ruf wird einer noch jungen Künstlerin leicht gefährlich; es ist von der einen Seite schwer, ihn zu rechtfertigen und zu behaupten; auf der andern wirkt er, wenn das letztere wirklich der Fall ist, nicht selten hemmend auf den Eifer des Fortschreitens und der Vervollkommnung ein. Mit großem Vergnügen bekennen wir, daß diese zwenfache Besorgniß durch Dlle. Luher selbst auf das bündigste widerlegt worden ist; sie hat nemlich die Erwartungen, die man von ihr hegte, mehr übertroffen, als bloß befriedigt, und doch zugleich in der Art ihres Auftretens jene unverkennbare Bescheidenheit kund gegeben, die immer der sicherste Bürge wie die schönste Zierde des wahren Berufes ist. Ihre Stimme ist weder durch Stärke noch durch bedeutenden Umfang ausgezeichnet; in beyden Beziehungen dürfte sie leicht von vielen, an künstlerischem Werth weit untergeordneten Stimmen übertroffen werden, allein sie ist von einem ganz eigenthümlichen Wohlklang, und in Betreff der Intonation, von einer solchen Reinheit, daß man sie nicht füglich mit einer andern, und eigentlich nur mit sich selbst vergleichen kann. Die Gesangsmethode der Dlle. Luher und ihr Vortrag sind durchaus untadelhaft, sie verrathen eine eben so treffliche Schule, als den angeborenen musicalischen Geschmack der Schülerin; in der Fertigkeit und Sicherheit der Passagen, in der Nettigkeit und Reinheit der Coloraturen hat sie einen wahrhaft seltenen Grad der Vollkommenheit erreicht. Etwas besonders Erfreuliches bey diesem Gesange liegt in dem Umstande, daß nie und nirgends ein gewaltsam forcirtes Anstrengen über die natürlichen Kräfte hinaus sichtbar wird; die junge Künstlerin sucht (und sie thut sehr Recht daran) die Schönheit und die Wirkung des Gesanges in etwas Anderem, als in dem bloßen Schreyen und sich Überschreyen; man hört ihr mit jenem wohlthuenden Gefühle der Sicherheit zu, daß ihr nie etwas mißlingen könne, weil sie nie etwas unternimmt, was ihre Kräfte übersteigt, und was sie nicht mit Gewißheit und Vollkommenheit auszuführen im Stande wäre. Sie gleicht hierin, wie überhaupt in dem ganzen Genre, zu dem ihre Individualität sich hinneigt, der unübertroffenen Fodor, welche sie sich zum Vorbilde gesetzt zu haben scheint, und die ihr dann auch füglich als das vollkommenste Muster in dieser Art des Gesanges gelten kann. Der getragene, ernste, tragische Gesang möchte, so weit wir bis jezt urtheilen dürfen, ihrer Persönlichkeit, so wie auch dem Umfange ihrer physischen Mittel weniger entsprechen, und es ist schwer zu glauben, daß zu einer großen tragischen Parthie ihre Stimme Kraft und Ausdauer genug besitze. Auch ihre dramatische Darstellungsgabe scheint sich bey weitem mehr dem Leichten und Gefälligen, als dem Ernsten, Großartigen zuwenden zu wollen. Zu dieser Ansicht hat uns die Rolle der Desdemona, die erste, in welcher wir Dlle. Luher zu sehen Gelegenheit hatten, bewogen. Was den Geschmack, die Lieblichkeit und die Vollendung des Gesanges im engern Sinne des Wortes betrifft, so haben wir der anmuthigen, talentreichen Sängerin unsere volle Bewunderung nicht versagen können; in Betreff des großartigen, dramatischen Vortrages aber, den diese Parthie erfordert, und der uns aus den Leistungen früherer Künstlerinnen unvergesslich geliebt ist, glaubten wir Dlle. Luher nicht an dem wahren, ihr von der Natur und ihrem Talente angewiesenen Plaze zu finden. Dieß gilt insbesondere von dem zweyten Acte; der erste dagegen gewährte durch den ungemein schönen Gesang der Künstlerin im Duett mit Emilia und in dem folgenden Finale einen durchaus reinen, ungetheilten Kunstgenuß. Wunderschön, mit eben so innigem Gefühl als musicalischer Vollendung, sang Dlle. Luher die weltberühmte Romanze und das darauf folgende Gebeth im dritten Acte. Der Beyfall, den diese interessante Darstellung hervorbrachte, war eben so verdient als einstimmig. — Über die Vortrefflichkeit des Hrn. Wild (zu dessen Vortheil die heutige Vorstellung gegeben wurde), in seiner Glanzrolle als Othello, so wie über Hrn. Vinders Verdienst-

lichkeit als Rodrigo haben diese Blätter schon bey früheren Gelegenheiten berichtet. — Die zweyte Gastrolle der Dlle. Luher war die Zerline in Ueber's „Fra Diavolo.“ Diese Parthie ist weder im Umfange noch an musicalischen Schönheiten besonders reich ausgestattet, allein sie sagt der Persönlichkeit der Sängerin vorzugsweise zu, und ihr schönes, reiches Talent weiß auch das minder Werthvolle wirksam und bedeutend zu machen. Spiel, Vortrag und Gesang waren heute auf gleicher Höhe der Vollkommenheit. Die allbekannte Scene im zweyten Acte, im Schlafzimmer Berlinens, haben wir noch nie so hübsch gespielt gesehen und zugleich so vortrefflich gesungen gehört. Dlle. Luher legte bey dieser Gelegenheit eine Arie von Kreuzer ein, welche sie mit unbeschreiblicher Lieblichkeit und wahrhaft meisterlicher Vollendung vortrug. — Nach einer dem Wunsche des Publicums gewiß entsprechenden Wiederholung des „Othello“ trat sie zum vierten Male, den 6. October, als Elvira in Ueber's „Stumme von Portici“ auf. Auch diese Parthie gehört nicht zu den umfangreichen, kraftanstrengenden, die Sängerin ist nur in zwey Acten, und dort nur in zwey besonders hervortretenden Musikstücken beschäftigt. Dennoch bewährte auch heute Dlle. Luher ihr seltenes Talent und die bedeutende Kunsthöhe, zu welcher ihr Fleiß und ihr ausgebildeter Geschmack sie gehoben haben; sie sang die große Scene im ersten Acte mit bewunderungswürdiger Virtuosität. Ihre ungemeine Sicherheit im figurirten Gesange, die oft überraschenden, aber immer geschmackvollen und vollkommen gelingenden Verzierungen ihres Gesanges, verbunden mit einer nie schwankenden Reinheit der Intonation, machen sie zu einer höchst interessanten Erscheinung in der musicalischen Welt und verbürgen ihr ohne Zweifel mit Nächstem eine sehr ausgezeichnete Stellung in derselben.

Die Anwesenheit der Dlle. Luher, welche wir, wie es heißt, nächstens als Marie sehen werden, hat zu der Wiederaufnahme der alten Göttr'schen Oper: „Raub der Blaubart,“ Veranlassung gegeben. Die erste Vorstellung derselben fand Statt am 2. October, und zwar zum Vortheil der Dlle. Clara Heinefetter, welcher die erwähnte Rolle der Marie zugetheilt worden war. Die Musik hat, wie das wohl natürlich und vorauszusehen war, keinen sehr bedeutenden Eindruck hervorzubringen vermocht. Es sind ihr kräftige, wirksame, recht eigentlich schöne Momente nicht abzusprechen, wie z. B. das Finale des zweyten Actes, die Scene der Marie und Vergn's im dritten; im Ganzen aber ist sie unserer Zeit und unserm Geschmacke entwachsen und würde die alte Wirkung wohl nur durch eine besonders glückliche Darstellung äußern. Der heutigen können wir diesen Erfolg mit gutem Gewissen nicht nachsagen. Die Rolle der Marie ist eigentlich mehr Spiel als Gesangparthie. Dlle. Heinefetter bot mit unverkennbarem Fleiße ihre besten Kräfte auf, und leistete in der bekannten Schreckensscene im zweyten Acte gewiß Alles, was man mit mäßigem Darstellungstalent leisten kann. Schon ein solches Streben ist verdienstlich und dankenswerth; rechnet man noch dazu, daß der Klang, ja der Zauber ihrer schönen Stimme mehr als einmal das Fehlende vergessen machte, so wird man den Beyfall, der ihr zu Theil wurde, wenigstens natürlich finden. — Hrn. Seipekt als Blaubart zu finden, war eine Überraschung, auf die wir allerdings nicht vorbereitet waren, die wir aber nicht zu der Zahl der angenehmen rechnen dürfen. Aufgaben der Art sollte man nicht unternehmen, wenn man weder als Sänger noch als Schauspieler dazu befähigt ist. — Hrn. Cramolini können wir wegen seines decenten, in mehr als einer Beziehung geschickten Spieles in der schwierigen, undankbaren, beynahe unschicklichen Rolle des Vergn nicht genug loben. Hr. Forti stellte den alten Castellan mit guter, manchmal sogar ergreifender Wirkung dar.

L i t e r a t u r.

„Die Grantheme der Pflanzen und einige mit diesen verwandte Krankheiten der Gewächse.“ Pathogenetisch und nosographisch dargestellt von Franz Unger. Mit 7 Kupfertafeln. Wien, 1833. 8. 422 S.

Es ist eine erfreuliche Erscheinung und zeigt von dem Fortschreiten einer Wissenschaft, wenn sich ihre Grenzen erweitern und die Berührungspuncte mit den Nachbarwissenschaften vervielfältigen, noch erfreulicher aber ist es, die sonst abgetheilten Kreise sich in einander verschlingen und verschmelzen zu sehen. Wie wenig die Botanik mit der Medicin gemein hatte, lehrt uns ein kurzer Rückblick in die Geschichte beyder Wissenschaften, und es ist nur zu wundern, wie der holdseligen Göttinn der Blumen, die

für die Medicin kaum mehr als eine Wurzel- und Kräuterkrämerinn war, noch in den christlichen Jahrhunderten so viele Tempel gebaut wurden.

Die höhere Würde verdankt die Botanik wohl anstrengt nur dem Versuche, in das Gebiet der Physiologie hinüberzuschweifen. Diese ist es, welche ihr mit der Erkenntniß der Natur der Pflanzen ihren eigenen Mittel- und Halt punct gab, und froh über das glückliche Ereigniß wagte sie es sogar schon, sich das Terrain der Pathologie theilweise eigen zu machen. Lehteres, was bisher nur selten geschah, hat der Verfasser vorliegenden Werkes in einem geregelten, geordneten Ganzen auszuführen unternommen. Er wählte eine der lehrreichsten Krankheitsfamilien, nemlich die Hautausschläge der Pflanzen. Wir folgen in der Darstellung derselben in Kürze seinem Ideengange.

Die Einleitung gibt den Standpunct und eine vorläufige Begrenzung dessen, was man Blattpilze, Entophyten, Grantheme der Pflanzen nennt. Der Verfasser findet es für ersprießlich, die Athmungsorgane der Pflanzen, als die leidenden Organe bey Entwicklung vorstehender Krankheit der Gewächse, ihrer innern Structur und Function nach, zuerst in Betrachtung zu ziehen. Diese beyden Untersuchungen, deren jedweder ein Abschnitt gewidmet ist, enthalten insbesondere für die Anatomie der Gewächse manche Ausbeute, namentlich wird der Bau und die Function der Poren der Oberhaut genauer als es bisher geschehen, erörtert. Der dritte Abschnitt beschäftigt sich mit den allgemeinen Verhältnissen der Blattpilze (Entophyten), worunter vorzüglich der Umstand, daß sie nur am lebenden Pflanzenkörper entstehen. dem Verfasser zur Bestimmung ihres wesentlichen Charakters als Krankheitsorganismen führen; die weiteren, denselben in gleichem Maße zukommenden Erscheinungen: ihr vorzugsweises Vorkommen an den Blättern, und zwar (wie nähere umfassende Untersuchungen zeigen) an der Unterfläche derselben; ferner ihr Hervorsprossen aus den Poren, deuten unverkennbar auf den Zusammenhang ihres Erscheinens mit Alienationen der Athmungsfuction. Welche diese seyen, und wodurch sie bedingt werden, zeigt die Pathogenie der Pflanzenexantheme. Des Verfassers reichhaltige Beobachtungen in diesem Felde geben dem Gegenstande eben so viel Gründlichkeit, als sie Interesse erwecken.

Haben die bis dahin fortgeführten Untersuchungen die Generationsmomente jener Pflanzenkrankheit erörtert: so gibt nun die im fünften Abschnitte folgende Nosographie die vollständige Geschichte der Entwicklung. Es ist dieß der Mittelpunkt des Werkes und darum auch mit aller Umständlichkeit und Umsicht ausgeführt. Gleich anfangs zeigt der Verfasser im 3o. S., welcher die Aufschrift: „Verhältniß der Pflanzenexantheme zur Gesamtvegetation des Erdkörpers“ führt, wie weit er das Gebiet seiner Untersuchungen ausgedehnt hat; überdieß ist keines der zeitlichen und räumlichen Verhältnisse in der Lebensgeschichte dieser mikroskopischen Wesen übersehen worden. Dieser Abschnitt ist reich an Entdeckungen, welche besonders für Morphologie und Classification der Entophyten von Wichtigkeit werden, und den Wunsch erzeugen, der Verfasser, welcher sich so sehr mit denselben vertraut machte, möchte sie doch dereinst auch für die Systematik monographisch bearbeiten.

Um endlich auch die Grenzen kennen zu lernen, innerhalb welcher das Pflanzenexanthem gedacht und aufgefaßt werden muß, theils auch, um seine Verwandtschaft mit andern Krankheiten kennen zu lernen, sind noch einige ausführliche Untersuchungen über die Natur des Brandes, des Ayloms (Verhärtung), des Mutterkorns, des Crineums (krankhafter Haarwuchs), ferner des Mehl- und Rosthaues angehängt worden. Auffallend ist, daß eine merkwürdige Übergangsform der Grantheme, eine in dem Getreidebrand des Verfassers neu aufgestellte Gattung Protomyces, gleichzeitig auch von Wallroth (Flora cryptogamica Germaniae, P. II. 1833. pag. 192) unter dem Namen Physoderma beschrieben wurde. Eben so verdient bemerkt zu werden, daß des Verfassers Ansicht über die Bedeutung des Mutterkorns mit den Untersuchungen Wigger's (Inquisitio in Secale cornutum etc. Goettingae, 1833.), die ihm noch nicht zu Handen gewesen seyn müssen, ziemlich übereinstimmen.

Im lehten Paragraphen werden die Pflanzenexantheme mit den gleichnamigen Krankheiten des Thierleibes verglichen. Wenn man sich mit den Resultaten dieser Betrachtung auch nicht ganz einverstanden fühlt, so ist nichts desto weniger des Verfassers Bestreben: Einheit in diese analogen Erscheinungen zu bringen, lobenswerth, und nur zu wünschen, daß sie allgemein beachtet und weiter verfolgt werden mögen.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Dienstag, den 15. October 1833.

124

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl., und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl., und ganzjährig um 16 fl. C. M. den H. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbs- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das Inn- und Ausland versendet.

Der Zigeunerspruch.

Novelle.

Auf seinem einsamen, dicht am Fuße der Pyrenäen gelegenen Landgute, lebte schon seit mehreren Jahren der Graf von Montfort in tiefer menschenscheuer Verborgenheit. Der Tod hatte ihm seine Gemahlinn früh geraubt, später war er von falschen Freunden hintergangen, in seinen ehrgeizigen Plänen getäuscht, um alle seine Hoffnungen betrogen worden; er floh daher die Welt, in welcher er einst zu glänzen gesucht hatte, fest entschlossen, seinen einzigen Sohn so erziehen zu lassen, daß sie nie einen verderblichen Einfluß auf ihn üben, nie seine Ruhe zu zerstören vermögen werde.

Er hielt Wort! — Der Lehrer des Knaben, ein Kenntnißreicher, vielseitig gebildeter Mann, der dem Grafen in seine Einsamkeit gefolgt war, bereicherte den Geist seines Zöglings zwar mit allen Schätzen des Wissens; aber er lehrte ihn auch, daß ein einfacher Sinn, ein stilles bescheidenes Wirken weit beglückender sey, als das oft eitle Streben, in der großen Welt eine bedeutende Rolle zu spielen, oder dem Schattenbilde des Ruhmes nachzujagen.

Die Gegend, in welcher sie lebten, unterstützte diesen Unterricht. Wie hätte der Knabe, umgeben von der blühendsten Natur, auf seinen waldigen Gebirgen ein anderes Gefühl als das der Freyheit — einen andern Ehrgeiz als den, die Zufriedenheit der Seinigen zu erwerben, empfinden können?

Der Graf dankte dem Schicksale, daß es ihm in dem biedern Grammont einen Mann gesendet hatte, dessen Ansichten so völlig mit den seinigen übereinstimmten, der ihm Freund, seinem Sohne aber, durch Lehre und Beyspiel, Wohlthäter und Vorbild geworden war. Alphons, so hieß der junge Montfort, mochte ungefähr sein fünfzehntes Jahr erreicht haben, als eine Begebenheit sich ereignete, welche, so unbedeutend sie schien, in der Folge den wichtigsten Einfluß auf sein Leben erhalten sollte.

Es war im Spätherbst, als eines Morgens der Jäger des Grafen, ein alter mürrischer Mann, sich melden ließ und dringend vorgelassen zu werden bat, weil er dem gnädigen Herrn etwas Nothwendiges mitzutheilen habe. Seine Bitte wurde gewährt; kaum eingetreten, erzählte er, daß er in vergangener Nacht im Walde gewesen sey; er hatte daselbst, wie er sagte, plötzlich

in einiger Entfernung von sich ein Feuer bemerkt, welches ihn um so mehr in Erstaunen setzte, als er sich durchaus nicht erklären konnte, wie und auf welche Art es entstanden seyn mochte. Neugierde, zu erfahren, wer hier sein Wesen treibe, hieß ihn vorwärts eilen; er schlich sich leise näher und fand, daß es eine kleine Horde von Zigeunern war, welche hier ihr Lager aufgeschlagen hatte; seine erste Sorge blieb nun dahin gerichtet, sich wieder unbemerkt zu entfernen, um dem gnädigen Herrn die gemachte Entdeckung so schnell als möglich anzuzeigen, weil er wohl wußte, wie sehr dieser jene ungebetenen Gäste hasse und wie streng er gegen sie verfuhr, wenn sich einige in seinem Gebiete blicken ließen.

Der Graf dankte dem Alten für seinen Bericht, gab auch wirklich die schärfsten Befehle, Jedem, der es wagen sollte sein Eigenthum zu betreten, ohne Umstände festzuhalten, denn er achtete sie nicht viel besser als andere Räuber und glaubte sich daher berechtigt, sie gleich jenen behandeln zu dürfen.

Einige Stunden mochten verflossen seyn; der Graf befand sich mit Alphons und Grammont im Garten — da entstand plötzlich ein ungewöhnlicher Lärm, Klagende und scheltende Stimmen wurden hörbar, das Getöse näherte sich dem Schlosse; aufmerksam gemacht, verließen alle Drey den Garten und traten so eben in den Hof, als mehrere Landleute, den alten Jäger mit seinen Gehülften an ihrer Spitze, ihnen entgegeneilten, um dem Grafen einige Zigeuner, welche sie in ihrer Mitte führten, auszuliefern.

Die Gefangenen warfen sich sogleich zu Montfort's Füßen und flehten um ihre Freyheit; sie bestanden aus drey Personen: einer Alten, deren Häßlichkeit alles übertraf, was man bisher von Weibern dieser Art jemals gehört oder gesehen hatte, einem jungen Burschen von wildem trohigen Ansehen, und endlich aus einem Mädchen von ungefähr zehn Jahren, dessen aufblühende Reize schon jetzt die werdende Schönheit erkennen ließen.

Der Graf hörte die Flehenden nicht an, er wandte sich stolz von ihnen hinweg, und befahl, sie für heute in abgesonderte Gefängnisse bringen zu lassen, am folgenden Morgen aber sogleich über die Grenze seines Gebietes zu jagen, sie jedoch jedenfalls so genau zu beobachten, daß es ihnen unmöglich werde, irgend einem seiner Unterthanen durch List oder Betrug Schaden zu bereiten.

Zinster vor sich niederblickend hörten der Bursche und die Alte dieß strenge Gebot; endlich brach Letztere das Schweigen und sprach: „Graf Montfort, Ihr haßt und verfolgt uns bis jetzt ohne Grund; hütet Euch, daß das Schicksal uns nicht einmal schrecklicher an Euch räche, als Ihr jetzt zu ahnen vermöget — der Himmel ist gnädig, aber auch gerecht!“

„Wie, Glende,“ rief der Graf entrüstet, „du wagst es mir zu drohen?“

„Ich drohe Euch nicht!“ erwiderte die Alte, „die ferne Zukunft droht Euch, gedenket meiner Worte — sie treffen ein!“

„Gauklerinn, diesen Frevel sollst du büßen!“ unterbrach sie Montfort zürnend, „hinweg mit ihr, in den tiefsten Kerker, hinweg mit der ganzen verworfenen Brut, die zu vertilgen eine Wohlthat wäre!“ Er gab hierauf seinen Leuten einen Wink, und schon wollten diese die Unglücklichen hinwegschleppen, da warf das Mädchen sich zu seinen Füßen, umfaßte seine Knie, flehte mit den rührendsten Worten um Gnade und betheuerte, daß sie gerne ein Opfer seines Zornes werden wolle, wäre nur das Leben und die Freyheit ihrer Großmutter dafür der Preis.

Jetzt hielt Alphons sich nicht länger. Theilnahme, Mitleid und inniges Wohlwollen erfüllten seine Brust, auch er eilte nun die Knie seines Vaters zu umfassen, auch er bestürmte ihn mit Bitten, den Gefangenen ihre Freyheit zu schenken, und ließ nicht eher ab, bis der Graf, durch sein Flehen erweicht, endlich unter der Bedingung nachgab, daß sie sein Gebiet sogleich verlassen und dasselbe nie wieder betreten sollten.

Alphons freute sich, wenigstens so viel erreicht zu haben; er umarmte die Kleine, tröstete sie mit den liebevollsten Worten, beschenkte sie mit allem, was er an baarem Gelde besaß, und vergaß selbst die Alte nicht, der er freundlich zurendend die Hand reichte. Sie hielt sie fest, sah ihn lange und durchdringend an, beobachtete alsdann die Linien derselben, und sprach hierauf mit ernstem, feyerlichen Tone:

„Der Vorsicht Wege bleiben zwar verbüllt,
 „Doch wird die heut'ge That dir Früchte tragen!
 „Mußt du dereinst auch für dein Leben zagen,
 „Erblickst du des Verraths, der Arglist Bild —
 „So fasse Muth, es wird ein Stern dir tagen,
 „Ein treues Herz sein Daseyn für dich wagen.
 „Doch Jenseits wird dein Sehnen erst gestillt,
 „Was deine Arme liebend hier umfassen,
 „Das wirst du auch im Tode nimmer lassen,
 „Und der Zigeunerspruch ist dann erfüllt!“ —

Nach diesen Worten wandte sich die Alte eilig von ihm ab und verließ in Begleitung der Ihrigen das Schloß so schnell, daß weder Alphons noch sein Vater eine nähere Erklärung derselben verlangen konnten.

Jahre vergingen. — Jene Begebenheit war längst vergessen, und Alphons inzwischen zum blühenden Jüngling gereift; so sehr aber auch der Graf ihn liebte, so ungerne er sich von ihm trennte, so sah er dennoch die Nothwendigkeit ein, ihn nach vollendeten Studien auf Reisen zu senden, um seinen Geist völlig auszubilden und ihn mit den Sitten und Gebräuchen fremder Nationen bekannt zu machen.

Ungefähr um diese Zeit starb ein entfernter Verwandter des Grafen, welcher ihm vor seinem Ende in einem wahrhaft rührenden Schreiben seinen einzigen Sohn empfahl, und ihn bat, Vaterstelle an dem Verlassenen zu vertreten. Montfort, so wenig er auch geneigt war, ein ihm fremdes Wesen um sich zu dulden, konnte dennoch nicht umhin, die Bitte des Verstorbenen zu gewähren.

Emil von Solange, so hieß der Verwaiste, kam daher binnen kurzer Zeit auf dem Schlosse an, und bald vereinigte das Band der innigsten Freundschaft die Herzen der beyden Jünglinge, bald fühlten sie, daß Einer nur durch die Theilnahme und den Mitgenuß des Andern den wahren Werth des Lebens zu erkennen und zu schätzen fähig sey.

Der Graf fand auch seinerseits Ursache, sich dieser gegenseitigen Neigung zu freuen. Emil war einige Jahre älter als Alphons; ein ruhiger Ernst, eine klare Besonnenheit bey jedem ihm vorkommenden Falle, verbunden mit der unwandelbarsten Anhänglichkeit an den Gegenstand, den er einmal mit Liebe umfaßte, ließen Montfort in ihm eine treue Stütze für Alphons hoffen, dessen leicht erregbare Phantasie sowohl, als sein warmes, offenes Herz, mit Recht befürchten ließen, daß er ohne Freundes Rath gar leicht die Beute eines Betrügers werden könnte, der schlau genug wäre, ihn an sich zu fesseln.

Alle Anstalten zur Abreise wurden nun eifrigst betrieben; die Jünglinge sollten in Grammont's Begleitung Frankreich, England und Italien be-

suchen, ihren Geist mit Kenntnissen bereichern und dann wieder in die Arme des ihrer indessen mit Sehnsucht harrenden Vaters zurückkehren. Der Tag des Abschiedes brach endlich an. Montfort, so ruhig er sich auch glaubte, konnte doch nur mit Mühe seine Fassung behaupten; zuletzt riß er selbst sich mit Gewalt von dem Herzen des geliebten Sohnes, trieb die Reisenden in ihren Wagen, und verbarg sich dann im entlegensten Zimmer seines Schlosses, um dem Schmerze des verlängerten Abschiednehmens zu entgehen und sich mit dem Gedanken seines nunmehrigen gänzlichen Alleinseyns vertraut zu machen.

Zwey Jahre waren vorüber. Die Freunde hatten während derselben Frankreich und England durchreist und befanden sich jetzt im Garten Europa's, dem herrlich blühenden Italien, woselbst sich besonders Alphons mit offenem, kindlichen Gemüthe allen den Eindrücken hingab, welche Natur und Kunst in ihm hervorbrachten. Neapel war gegenwärtig der Ort ihres Aufenthaltes; sie glaubten in ein Paradies versetzt zu seyn, genossen mit Entzücken die Reize, welche ihnen die schönste Stadt der Erde darbot; die Schätze der Kunst, so wie die Quellen der Freude lagen geöffnet vor ihnen, und erfüllten ihre Herzen mit einer Wonne, die sich nur empfinden, aber nicht beschreiben läßt.

Eines Tages hatten sie, nur von einem Führer begleitet, eine kleine Streiferey in die herrliche Umgegend gemacht; es war schon Nacht geworden, als sie sich auf dem Rückwege befanden — ein fürchterliches Gewitter, dessen Herannahen sie längst bemerkt hatten, brach jetzt aus; der herabstürzende Regen machte es ihnen fast unmöglich weiter zu kommen, zudem hatte Alphons schon früher über ein leichtes Übelbefinden geklagt; alles dieses vermehrte Emil's Besorgnisse und ließ ihn um so eifriger ein Obdach für sie wünschen, als er wußte, daß sie noch ziemlich weit von der Stadt entfernt waren.

Da gewahrte er plötzlich ganz in der Nähe einen Lichtschimmer — er fragte sogleich, ob sich hier herum etwa ein Haus befinde, woselbst man Aufnahme zu erhalten hoffen dürfe? Der Führer blickte hin, erschrak aber, und erwiderte ängstlich: „Allerdings, meine gnädigen Herren, kommt das Licht dort aus einer kleinen Villa, die uns Landleuten nur zu wohl bekannt ist; aber laßt Euch rathen und wartet das Gewitter lieber hier im Freyen ab, als daß Ihr Euch unter jenes Dach begeben, woselbst seit einiger Zeit ein Fremdling hauset, dem jeder ehrliche Christenmensch gerne meilenweit aus dem Wege geht!“ Emil fühlte, daß hier weder Ort noch Zeit sey, den Führer um die Ursache seiner Warnung zu fragen; er befahl ihm daher, mit Bewilligung seines Freundes, ihnen den Weg nach der Villa zu zeigen, und bestand endlich mit solchem Ernst auf seinem Gebot, daß dieser sich, ungeachtet seiner fortwährenden Weigerungen, zuletzt genöthigt sah zu gehorchen.

Sie hatten das Gebäude bald erreicht; hier aber verließ sie ihr Führer, indem er, wie er sagte, lieber seine Haut durchnässen lassen, als seine Seele in Gefahr bringen wollte; sie klopfen bereits längst an der fest verschlossenen Pforte, als dieser, sie ihrem Schicksale überlassend, schon weit entfernt war. Schon hielten sie jeden Versuch sich Eingang zu verschaffen für vergebens, schon glaubten sie die ganze Nacht dem Unwetter preisgegeben zu seyn; Emil hatte in der Angst seines Herzens eben noch einmal und zwar mit der größten Heftigkeit an die Pforte geklopft, als sie sich endlich öffnete und ein Mann ihnen entgegentrat, dessen erster Anblick allerdings geeignet war, jeden ihm Begegnenden auf die seltsamste Weise zu überraschen.

Er fragte sogleich nach ihrem Begehren, und hieß sie, nachdem sie ihr

Eindringen entschuldigt und ihn ersucht hatten, die Nacht hier zubringen zu dürfen, näher treten, indem er sie alsbald in ein kleines niedriges Gemach führte, woselbst er sie zu verweilen bat.

Nun erst hatten sie Gelegenheit ihren Wirth ungestört zu beobachten: es war eine lange, hagere Gestalt, sein schwarzes struppiges Haar, seine tiefliegenden stehenden Augen, das braungelbe Antlitz, in dessen verzerrten Zügen alle Leidenschaften gewühlt zu haben schienen, mußten unwillkürlich Schauer erregen; inzwischen behandelte er sie mit einer so zuvorkommenden Freundlichkeit, zeigte sich so besorgt um *Alphons*, wußte sie so geistreich zu unterhalten, daß die Freunde sein abstoßendes Äußere bald vergaßen und den Morgen heraufdämmern sahen, ehe sie das Ende der Nacht für möglich hielten. Ohne ihnen gerade sein Vertrauen zu schenken, hatte er, wie zufällig, erzählt, daß er sich von dem Umgange mit Menschen gänzlich zurückgezogen habe, um hier ungestört den Wissenschaften zu leben; daß ihn nur selten der Besuch eines Fremden überrasche, und daß er überhaupt die jetzige Welt nicht mit derjenigen vergleichen dürfe, in welcher er einst zu leben und zu wirken berufen gewesen sey.

Diese Worte, die halb orientalische Kleidung und die Farbe seiner Haut brachten *Emil* auf die Vermuthung, daß er wohl kein Europäer seyn möge; er äußerte dieß, allein der finstere, fast drohende Blick, das ernste Schweigen des wunderbaren Fremdlings bewiesen ihm, daß er hier eine Saite berührt habe, die Jenem nicht angenehm klingen müsse. Er brach daher das Gespräch sogleich ab, forderte *Alphons* auf, bey nun bereits angebrochenem Morgen nach *Neapel* zurückzukehren, woselbst *Grammont* ihrer gewiß ängstlich harre, und sie schieden mit den Ausrufungen des innigsten Dankes von dem Unbekannten, der sie jedoch zu ihrer größten Verwunderung einlud bald wieder zu kommen, und auch sogar verhiess, sie selbst in der Stadt aufzusuchen, wenn seine Gegenwart ihnen daselbst nothwendig oder nützlich sey.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

London, im July 1833.

Es ist wieder die Zeit gekommen, wo die Modewelt London zu verlassen pflegt; viele der ihr gewidmeten Vergnügungen sind eingestellt; die französischen Tänzer sind über den Canal, die deutsche Sängergesellschaft ist aus einander gegangen. Da auf diese Weise der Unterhaltung weniger neue Gegenstände geboten werden, als zu andern Zeiten zu geschehen pflegt, so ist es natürlich, daß man mit denen, die in Umlauf kommen, besser haushält und sie länger bespricht, als man es zu reichhaltigern Perioden gewohnt ist; das mag zum Theil die Ursache seyn, warum *Ke an* und dessen Tod noch in so freischem Andenken unter uns sind. Übrigens waren die Schicksale dieses Mannes so sonderbar, daß die Aufmerksamkeit unwillkürlich bey ihnen verweilt. Da es Ihnen vielleicht nicht unlieb ist, etwas Näheres über sie zu erfahren, so gebe ich Ihnen hier eine kurze Skizze von *Ke an's* Leben.

Ke an ward am 4. November 1787 in *Castle-street*, *Leicester-square*, geboren, sein Vater war ein Schneider, sein Oheim, *Moses Ke an*, der berühmte Bauchredner, seine Mutter die Enkelinn *Henry Carey's*, eines Balladendichters, der zu seiner Zeit eines bedeutenden Rufes genoss. Er war der Verfasser des Liedes: „Of all the girls that are so smart,“ dessen *Addison* mit so großem Lobe erwähnt, und schrieb auch die Musik dazu, von der *Geminiani* sehr vortheilhaft spricht. *Ke an's* körperliche Erziehung ward in seiner frühesten Kindheit so vernachlässigt, daß er im vierten Jahre für einen vollkommenen Krüppel gelten konnte; schon damals wünschten seine Eltern, die Direction des *Drury-Lane-Theaters* möchte ihn auf ihrer Bühne verwenden, er war

aber, seiner Mißgestalt wegen, zu nichts zu gebrauchen. Um seinen Gliedern eine einigermaßen regelrechte Form zu geben, mußte man sie auf eiserne Schienen spannen. Im fünften Jahre erschien er auf den Brettern des obenerwähnten Theaters als einer der Potlergeister in „Macbeth,“ debutirte aber mit einem so groben Versehen, daß John Kemble auf seine gewöhnliche pomphaste Weise in die Worte ausbrach: „These things must not be done after these ways, else they will make us mad.“

Nach diesem mißglückten Versuche ward Ke an einem Schulmeister in Orangecourt übergeben; bey diesem gefiel es ihm so wenig, daß er ihm bald nach seinem Eintritt in dessen Schule entlief, um sich auf einem nach Madeira bestimmten Fahrzeuge als Schiffsjunge zu verdingen. Ke an erkrankte während der Reise, und ward ohne einen Heller Geld am heimatlichen Ufer wieder ans Land gesetzt. Der Flüchtling entschloß sich, seine Eltern wieder aufzusuchen, fand aber, daß sein Vater während seiner Abwesenheit gestorben war; was aus seiner Mutter geworden, konnte Niemand ihm sagen. In diesem hilflosen Zustande nahmen sein Oheim Moses und eine Schauspielerinn vom Drury Lane-Theater, Miß Tidswell, sich seiner an; sie sorgten gemeinschaftlich für seine Bedürfnisse, und der erstere unterrichtete ihn noch überdies in der Vauchrednerey und in der Kunst Gesichter zu schneiden; in letzterer brachte er es zu solcher Fertigkeit, daß er sich in reiferen Jahren Lord Byron's Protection dadurch erwarb.

Nach seines Oheims Tode, der nicht lange nach des Neffen Rückkehr von dessen unglücklicher Seefahrt erfolgte, gesellte Ke an sich zu einer Gesellschaft von Sciltänzern, der ein gewisser Sander als Director vorstand. Im vierzehnten Jahre spielte er bey einer kleinen Schauspielergesellschaft Richard den Dritten. Auf seinen Zügen mit herumziehenden Schauspielern gerieth er auch nach Windsor, wo er durch die geschickte Weise, auf welche er Satan's Address to the Sun, und den ersten Monolog in „Richard III.“ vortrug, die Aufmerksamkeit einiger Glieder der königlichen Familie erregte. Diese Wahrnehmung brachte dem jungen Menschen eine bessere Meinung von sich selbst bey, und hatte zur Folge, daß auch Andere mehr von ihm zu halten anfingen. Doctor Drury war einer der ersten, die da wahrnahmen, daß der junge Künstler voll Anlagen sey, die verdienten, daß sie ausgebildet würden, und schickte ihn auf die Eton-Schule. Hier war Ke an sehr fleißig, und verlegte sich besonders auf das Studium der lateinischen Classiker; die Fingerzeige für Schauspieler, die in Cicero's Schriften enthalten sind, sollen ihn ganz vorzüglich angezogen haben.

Ke an blieb drey Jahre zu Eton, und spielte, nachdem er die Schule verlassen, zu erst zu Birmingham, wo er aber nur mäßigen Beyfall erntete. Dagegen gefiel er kurze Zeit nachher zu Edinburgh so sehr, daß er Hamlet zwölf Abende hinter einander geben mußte. Gleichwohl gründete ihm dieser Beyfall keinen dauernden Ruf, und er sah sich fortwährend genöthigt, mit wandernden Truppen im Lande herumzuziehen, und alles zu spielen, was man von ihm verlangte. Ernste Rollen gelangen ihm damals oft am wenigsten; zu Guernsey ward er als Richard III. förmlich von der Bühne gezißt, in Cheltenham ging es ihm nicht viel besser. Man hat ihn oft sagen gehört, daß er zu jener Zeit alle Neigung zu seinem Stande verloren habe, und nur aus Noth dabey geblieben sey. — Im Jahre 1813 sah Doctor Drury Ke an, den er immer im Auge behalten, zu Greter spielen; die Fortschritte, die sein Schützling gemacht, setzten ihn so in Erstaunen, daß er beschloß, ihm eine Anstellung bey einer der Londoner Hauptbühnen zu verschaffen. Er schrieb deshalb an das Parlamentsglied Hrn. Grenfell, welcher seinen Brief der Direction des Drury Lane-Theaters mittheilte. Das Drury Lane-Theater war zu jener Zeit eine glänzende Emdde, Downton, Elliston, Johnstone, Lovegrove, Braham vermochten durch ihre ausgezeichneten Talente das Publicum nicht anzuziehen. Auf Vermittlung des Hrn. Grenfell schickte die Direction Hrn. Arnold ab, mit dem Auftrage, mit Ke an in Unterhandlungen zu treten, wenn dessen Spiel wirklich so gut sey, als Doctor Drury's Brief es schilderte. Hr. Arnold sah Ke an zu Dorchester als Octavian in den „Moultaineers,“ und engagirte ihn auf drey Jahre, mit 8, 10 und 12 Guineen pr. Woche für's erste, zweyte und dritte Jahr. Anfangs waren Ke an's Verhältnisse bey dieser Bühne nichts weniger als freundlich; die Direction fand sein Aüßeres unvortheilhaft; sie fürchtete einen schlechten Kauf gethan zu haben und machte Hrn. Arnold Vorwürfe wegen des abgeschlossenen Contracts, den als ungültig darzustellen sie sich große Mühe gab. Doctor Drury legte sich jedoch ins Mittel, und Ke an ward aufgefordert die Rolle zu nennen, in der er zu debutiren verlange: er wählte die des Shylock im „Kaufmann von Venedig.“ Die Direction hatte ihm so Angst gemacht, das Publicum werde ihn, seiner unvortheilhaften Figur wegen, auslachen, daß er es nicht wagte in einer andern aufzutreten.

Sein Debut fand am 26. Januar 1814 Statt; das Haus war fast leer, das Par-

terre enthielt kaum Hundert Menschen; Kean ward jedoch gut aufgenommen, und von dem Augenblicke an, wo er die Stelle gesprochen: „On such a day you called me a dog,“ zeigte das Publicum sich elektrisirt, so oft er erschien. Die Kritiker erhoben ihn in den am folgenden Tage erscheinenden Journalen, bis in den Himmel, Hr. Hazlitt pries ihn im „Morning Chronicle,“ andere Kritiker nannten ihn einen zweiten Garrick. Seine nächste Vorstellung war Richard III., und die Bewunderung, von der Alle ergriffen wurden, die ihn als Shylock gesehen, theilte sich der ganzen Stadt mit.

Von dieser Zeit an war Kean ein Liebling des Publicums, sowohl in der Hauptstadt als in den Provinzen; nicht minder günstig als in seinem Vaterlande, ward er in den vereinigten Staaten von Amerika aufgenommen. In Frankreich gefiel er weniger, woran wohl die große Verschiedenheit im Geschmack der beyden Nationen besonders Schuld seyn mochte, denn Talma, ein kompetenter Richter, hielt Kean für einen der größten Schauspieler seiner Zeit.

In London pflegte Kean jede Woche dreymal zu spielen; gewöhnlich erhielt er für jede Vorstellung 60 L.; die andern drey Tage spielte er häufig, oft mehrere Male an einem Tage, auf den Bühnen der Provinz. In Gloucestershire ereignete es sich, daß er an einem Tage dreymal auf den Brettern erschien, nemlich am Morgen zu Shrewsbury, des Mittags zu Gloucester, und am Abende zu Cheltenham; für jede Vorstellung erhielt er 50 Guineen. Man schlägt Kean's Einnahme seit dem Jahre 1814 auf 176,000 L., d. h. zu beynähe 9000 L. jährlich an; es ist daher ganz natürlich, daß es ihm nicht an Freunden fehlte. Er suchte nicht vornehme Gesellschaft, lehnte sich nicht, wie Garrick, nach Bekanntschaften am Hofe, und hatte nicht den vornehmen Anstand, der Kembles Zutritt in die Zirkel der Großen verschaffte: er liebte laute Lustigkeit, und den Umgang mit Leuten, deren Gegenwart ihm keinen Zwang auflegte. Er war frengebig bis zur Verschwendung; er schien weit mehr Vergnügen daran zu finden das Geld wegzugeben, als es einzunehmen: etwas für das Alter, einen Nothpfennig zurückzulassen, fiel ihm nie ein. Den Betrag seiner Beneficevorstellungen überließ er häufig Wohlthätigkeitsanstalten; sah er einen Director in Noth, so spielte er ihm unentgeltlich; jeder Dürftige fand ihn zum Geben bereit. In New-York errichtete er dem Andenken Cook's ein Denkmal; seit dem Jahre 1818 gab er den Fährleuten auf der Themse jährlich eine Fährte, um die sie rudern mußten. Bey aller dieser Nichtachtung des Geldes, war er dennoch in allen Geldangelegenheiten äußerst pünctlich; er gestattete seiner Frengebigkeit nicht ihn ungerecht zu machen: er ließ nie auf fällige Zahlungen warten.

Von Person war Kean kaum mittler Mannesgröße, deshalb gebracht es seiner Gestalt, ungeachtet der großen Herrschaft, die er über sie gewonnen, für gewisse Rollen an der erforderlichen Würde. Seine Züge waren nicht regelmäßig, dafür aber im höchsten Grade ausdrucksvoll und beweglich: seine Augen sprachen meisterhaft die Sprache jeder Leidenschaft; Bosheit, moralische Verderbtheit, beißenden Hohn, den höchsten Grad der Wuth auszudrücken, gelangen ihm jedoch am besten, und noch lange werden seine Zeitgenossen mit einer Art von Grauen, aber auch mit der höchsten Bewunderung an die Weise denken, mit der er Shylock, Othello, Othello und Sir Giles Overreach in „A new way to pay old Debts“ darzustellen pflegte.

Kean starb am 15. May im 46sten Jahre seines Alters in seinem Hause auf Richmond Green. Seine Constitution war so vortreflich, daß er sehr alt hätte werden können, wenn er nicht Genüssen, welche die Gesundheit zerstören, zu sehr ergeben gewesen wäre. Er selbst hielt sich für drey Jahre jünger, als er eigentlich war, wenigstens behauptete er beständig, er sey im Jahre 1790 geboren. Der Verhältnisse seiner frühesten Kindheit scheint er sich in reiferem Alter gar nicht mehr erinnert zu haben, denn er hielt sich für einen natürlichen Sohn des verstorbenen Herzogs von Norfolk, und der bereits erwähnten Miß Tidswell.

Kean spielte zum letzten Male auf der Bühne von Covent-Garden in der Rolle des „Othello;“ er ward krank während der Vorstellung und mußte vom Schauplatze getragen werden; er schied auf immer vom Publicum und von seiner Laufbahn mit den Worten: „Farewell! Othello's occupation's gone.“

Er verheirathete sich im J. 1812 mit Miß Chambers, und hinterläßt einen Sohn, Mr. Charles Kean, der in der letzten Vorstellung seines Vaters die Rolle des Jago spielte. —

Der Zustand unserer Romanenliteratur verschlechtert sich immer mehr. Es gibt bey unsern Romanschreibern der Grundsatz: ein schlechtes Buch ist eben so viel werth als ein gutes, wenn es eben so viel Geld einbringt, als ein gutes eingebracht haben würde. Um einen Plan befummert der Verfasser sich gewöhnlich nur sehr wenig; er sucht ein halbes Duzend interessanter Scenen zu erfinden, fügt ein paar hübsche Schilderungen bey, und gießt über das unhaltbare Grundwerk so viele Worte, als nöthig sind,

drey dicke Bände zu füllen. Diese eigenthümliche Art zu schreiben hat eine ebenfalls ganz eigenthümliche Art zu lesen eingeführt. Erhält ein Leser von Romanen vom Buchhändler ein neues Werk der Art zugeschickt, so liest er vom ersten und zweiten Bande nur ein paar Duzend Seiten, und dann den dritten von Anfang bis zum Ende. Hat er das Buch auf diese Weise durchblättert, und gefunden, daß es sich der Mühe verlohnt, es ganz zu lesen, so nimmt er die beyden ersten Bände noch einmal zur Hand.

Einen vortheilhaftern Begriff von unserm Schriftstellertalente gewähren zuweilen die Berichte von Reisenden, besonders wenn ihr Weg sie nicht über classischen Boden führte, denn unsere Fashionables von Rom und Griechenland, vom Vatican und von den Trümmern zu Athen sprechen zu hören, ist hinreichend, Einem alle Freude an der Kunst und alle Lust an den Schätzen des Alterthums zu verleiden. Eine ziemlich interessante Reisebeschreibung ist kürzlich unter dem Titel erschienen: „Tours in Upper India, The Himalaya Mountains etc. by Major Archer, late Aide-de-Camp to Lord Combermere.“ Der Verfasser gibt eine sehr lebendige Schilderung der Physiognomie der Länder, die er durchreist, und manchen interessanten Aufschluß über die Sitten und den Charakter ihrer Bewohner.

Von Robert Montgomery ist wieder ein neues Gedicht: „Woman, The Angel of Life,“ erschienen. Alle Fehler und alle Schönheiten, durch welche sich Hrn. Montgomery's frühere Arbeiten auszeichnen, sind auch dieser seiner neuesten Dichtung eigen; dieselben fehlerhaften Reime, dieselbe Menge von Flickwörtern, dieselben Verstöße gegen die Grammatik, derselbe Reichthum an nicht selten sehr schönen Bildern, dasselbe, oft erkünstelte, Feuer. Befasse Hr. Montgomery, bey allem was ihm sonst eigen, auch Genie, so würde er vielleicht eben so mächtig ergreifen, eben so gewaltig erschüttern, wie Byron ergreift und erschüttert. Die Natur scheint aber Hrn. Montgomery recht eigens zum Dichter für die Modewelt bestimmt zu haben, und so liefert er Bücher, die man hübsch einbinden und im Salon auf Tischen und Sofa's herumliegen lassen kann.

Viel Aufsehen macht jetzt ein noch ganz junger Mann, Alfred Tennyson, durch zwey Bände Gedichte: „Poems chiefly lyrical“ und „New Poems,“ die er herausgegeben. Er spricht, wie ein höchst geistreicher Psycholog sprechen würde, den Fieberhize auf den Gedanken gebracht, Verse zu machen, höchst sublim und höchst kindisch in einem Athem. Er braucht weit mehr veraltete und schwerfällige Worte und Wendungen, als irgend ein Dichter unserer Tage, und dennoch gelingt es ihm nicht, seinen Versen antike Würde zu verleihen. Ein französischer Kritiker meint, er mache sie schwer und unverständlich, und belegt, daß wenigstens er sie so gefunden, sehr naiv durch Übersetzungen, die er von einigen der Gedichte gibt; ein einziger Vers mag Ihnen als Probe dienen, wie gut er das Original verstanden:

Recollections of the Arabian Nights.

When the breeze of a joyful dawn blew free
In the silken sail of infancy,
The tide of time flowed back with me,
The forward flowing tide of time;
And many a sheeny summer morn
Adown the Tigris I was born,

By Bagdad's shrines of fretted gold
High-walled gardens, green and old;
True Musulman was I and sworn,
For it was in the golden prime
Of good Haroun-al-Raschid.

„Als noch der Hauch einer fröhlichen Dämmerung frey in die seidnen Segel meiner Kindheit blies, rollte die Flut der Zeit, die immer vorwärts strömende Flut der Zeit rückwärts mit mir. Und manchen schimmernden Sommermorgen lang ward ich den Tigris hinab, an Bagdads Tempeln von durchbrochenem Golde, an alten und grünen Gärten mit hohen Mauern, vorübergetragen: ich war ein wahrer und geschwornener Muselman, denn es war in der goldenen Blüthezeit des guten Haroun-al-Raschid.“

Les Nuits Arabes.

„Oh! comme l'âme jeune encore cède à ses impulsions! comme notre voile de joie s'enfle au souffle des autans, flotte sur le fleuve oriental, et nous emporte vers Bagdad et le Tigre, vers Bassora et Alep, vers les beaux temps d'Haroun-al-Raschid et ses vieux jardins où le feuillage verdoie entre l'or des murailles et l'azur du ciel, et ses mosquées d'argent et ses marbres ciselés! Voici les portiques des jardins magiques! Belle époque! beaux jours d'Haroun-al-Raschid!“

Auflösung des Räthsels im vorigen Blatte: Weinstein — Steinwein.

(Mit Nr. 42 des Notizenblattes.)

Herausgeber und Redacteur: Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Donnerstag, den 17. October 1833.

125

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modestück, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. den H. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbj. und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Der Zigeunerspruch.

(Fortsetzung.)

Mehrere Wochen waren vorüber, Alphons hatte sich längst von seiner leichten Unpäßlichkeit erholt; des nächtlichen Abenteuers wurde zwar zuweilen noch gedacht, doch beschäftigten andere Gegenstände des Sehens und Wissens sie so sehr, daß es bald völlig in den Hintergrund ihrer Seelen treten mußte. Da beschloßen die Freunde eines Abends, den unmittelbar am Meere gelegenen königlichen Garten zu besuchen, eilten dahin und standen bald im Anschauen verloren, trunken von Entzücken über die Aussicht, welche sich hier ihren Blicken darbot.

„Ja,“ rief Alphons lebhaft aus, „sie haben Recht, diese glücklichen Neapolitaner! auch ich sage mit ihnen: „Sich Neapel und stirb dann!“ — Gibt es noch etwas Größeres, Herrlicheres auf Erden, als diese Stadt der Wunder?“

„Vielleicht!“ antwortete plötzlich eine dumpfe Stimme hinter ihm; er wandte sich betroffen um, und erkannte sogleich den Bewohner der kleinen Villa, welcher sie beyde in jener Gewitternacht so gastlich bey sich aufgenommen hatte.

„Ihr habt mich vergessen, meine jungen Freunde!“ fuhr dieser näher tretend fort, „ich mußte daher meine Einsamkeit verlassen und euch hier auffuchen, weil ich euch eine wichtige Nachricht aus eurer Heimat mitzutheilen habe.“

Alphons und Emil sahen ihn verwundert an — der Fremde lächelte.

„Ihr glaubt vielleicht, daß ich scherze?“ begann er von Neuem, „aber mit nichten, du Alphons wirst dich bald genug von der Wahrheit meiner Worte überzeugen — sprich, erwartest du nicht seit mehreren Wochen vergebens Briefe von deinem Vater?“

Alphons bejahte.

„So wisse,“ sprach der Fremde weiter, „daß er krank war, jedoch befürchte nichts, er ist jetzt wieder völlig genesen — und in wenigen Tagen, vielleicht schon morgen erhältst du die schriftliche Bestätigung meiner Nachricht von seiner eigenen Hand.“

„Kennt Ihr meinen Vater?“ fragte Alphons staunend, „habt Ihr überhaupt Verbindungen in meiner Heimat?“

„Deine Heimat, mein Sohn,“ erwiderte der Fremde ernst, „ist nur ein kleiner Ring in der großen Kette, welche mich mit allen Ländern der Erde verbindet; doch forsche nicht weiter, hier ist weder Ort noch Zeit mich näher zu erklären! Noch eins — dein Vater sehnt sich nach eurer Rückkehr; seit seiner Krankheit hat die Furcht ihn ergriffen, von dieser Welt scheiden zu müssen, ohne dich wieder gesehen zu haben — nur noch wenige Monden sind euch zu eurem Hierseyn erlaubt, genießet sie weise und lebt wohl!“

Der Fremde wollte sich entfernen, Alphons aber hielt ihn zurück, indem er ausrief: „Nein, wer Ihr auch seyn mögt, bleibt, ich muß Euch näher kennen lernen!“

„Willst du das, so erwarte ich dich in meiner Wohnung,“ antwortete der Fremde ruhig, sah den Jüngling noch einmal durchdringend an, und war dann plötzlich im Gebüsch verschwunden.

Diese Begebenheit hinterließ einen tiefen Eindruck auf Alphons, dessen reizbare Phantasie ohnehin nur allzu geneigt war, das Abenteuerliche und Wunderbare aufzufassen. Als nun wirklich zwey Tage später der verheißene Brief seines Vaters ankam, als dieser in der That den Bericht seiner Krankheit und den Wunsch ihrer baldigen Rückkehr enthielt — da ließ Alphons sich durchaus nicht länger abhalten, jenen räthselhaften Unbekannten aufzusuchen, um wo möglich nähere Aufschlüsse über ihn und seine geheimnißvollen Verbindungen zu erhalten.

Auch Emil versäumte nicht, sich nach dem Fremden zu erkundigen; allein Niemand kannte ihn, Niemand konnte ihm Auskunft über ihn geben: man wußte nur so viel, daß er ganz einsam in jener kleinen, halb verfallenen Villa hause, die er nebst einem unfern davon gelegenen Gebäude, welches vor langen Jahren zu einer Art Capelle gedient haben mochte, dem ehemaligen Besitzer abgekauft hatte; daß die Bewohner der Umgegend, besonders die Landleute ihn fürchteten, weil sie ihn seines abschreckenden Außern und seiner Eingezogenheit wegen für einen Zauberer hielten; daß man ihm aber bis jetzt noch nicht das Geringste habe zur Last legen können, was den Aberglauben der Menge auch nur im entferntesten Grade zu rechtfertigen vermöge.

Trotz diesem eben nicht ungünstigen Berichte empfand Emil dennoch eine ihm selbst unerklärbare Abneigung gegen den Unbekannten. Das Dunkel, in welches er sich hüllte, das geheimnißvolle Wesen, das er annahm, sein sichtliches Andrängen an Alphons und die unberufene Einmischung in dessen Angelegenheiten, alles dieß machten ihm denselben verdächtig. Grammont theilte seine Ansichten und Beyde bestrebten sich nun, auch Alphons für ihre Meinung zu gewinnen; allein dieser bestritt sie lebhaft, vertheidigte den Fremden und bestand darauf, ihn wenigstens erst näher kennen lernen, erst eine Ursache zum Argwohn finden zu wollen, ehe er ihn wie sie verdamme.

Leider wurde Emil gerade um diese Zeit durch einen Sturz vom Pferde, wobey er sich das Bein sehr stark beschädigt hatte, abgehalten, seinen Freund wie sonst zu begleiten; diesen Umstand wußte der geheimnißvolle Abenteurer nur allzu gut zu benutzen, denn Emil bemerkte, daß Alphons mit der tiefsten Verehrung für ihn erfüllt war, daß er kein höheres Streben kannte, als ihn aufzusuchen und seinen Lehren gleich Orakelsprüchen zu lauschen. Auf die ihm deßhalb gemachten Vorwürfe seines Freundes erwiderte er, daß der Unbekannte sein Wohlthäter sey, welcher die Schätze seines Wissens vor ihm

auf ihn und ihn zum glücklichsten Sterblichen machen wolle, daß er aber einst gerne bereit wäre, die erworbenen Kenntnisse dem treuen Gefährten seiner Jugend mitzutheilen.

Wirklich war es dem Fremden gelungen, Alphons auf die feinste Weise an sich zu fesseln; er weckte seine Wißbegierde, füllte seine Phantasie mit tausend lockenden Bildern, nährte seinen Hang zum Wunderbaren durch räthselhafte Schilderungen der Pyramiden Egyptens und deren geheimnißvollen Bewohner, und deutete endlich mit halben Worten an, daß nur dort die Krone alles Wissens, der wahre Stein der Weisen zu finden sey. Alphons hing mit Begeisterung an den Lippen des Unbekannten, er hielt ihn bereits für den größten Sterblichen; als dieser ihm aber zuletzt entdeckte, daß er selbst die von Tausenden gesuchte und nicht gefundene Kunst des Goldmachens besitze, als er ihm jenes verfallene Gebäude als den Ort bezeichnete, wo er, abgeschieden von der Welt, in tiefer Mitternacht die wunderbare Verwandlung der Metalle beginne, und ihm versprach, auch ihn, den er liebgewonnen wie einen Sohn, einst darin einzuweihen: da kannte des Jünglings dankbare Verehrung keine Grenzen mehr, da hätte er gerne sein Leben für den geopfert, der ihm wie ein höheres, einer fremden Welt entstammendes Wesen erschien.

Wochen waren auf diese Weise verstrichen; inzwischen erschien abermals ein Brief des Grafen, worin dieser auf die schleunigste Rückkehr drang und den Tag der Abreise beynähe auf's genaueste bestimmte. Grammont und der nun wieder genesene Emil theilten Alphons diese Nachricht mit, erinnerten ihn an seine Pflicht und setzten schon den folgenden Morgen fest, Neapel für immer zu verlassen.

Bestürzt, außer sich, von dem tiefsten Schmerz ergriffen, eilte der Jüngling noch spät am Abend zu einer sonst ganz ungewöhnlichen Stunde, seinen theuren Lehrer aufzusuchen, ihm die nahe Trennung zu verkünden und ihn mit Bitten zu bestürmen, daß er ihm nachfolgen, auf dem Landgute seines Vaters ein seinen Wünschen völlig angemessenes Leben führen und ihn daselbst ferner seines Unterrichts würdigen möge.

Angekommen vor der Villa, hörte er heute zum ersten Male von einem alten Diener, daß der Herr nicht zugegen sey. Was sollte er nun thun? — Neapel verlassen, ohne dem über alles verehrten Freunde ein Wort des Abschieds zu sagen, schien ihm unmöglich; er entschloß sich daher, ihn in jenem verfallenen Gebäude aufzusuchen, woselbst er, wie Alphons wußte, manche Nacht zuzubringen pflegte, und hoffte der dringenden Ursache wegen, welche ihn zu ihm führte, Entschuldigung für sein Wagniß zu finden.

Es war bereits völlig finster geworden, als er sein Ziel endlich erreicht hatte und mitten unter den Ruinen stand. Aber auch hier blieb alles still und öde, keine Spur eines lebenden Wesens war bemerkbar, nur herabgefallene Steine und üppig wucherndes Unkraut hemmten hie und da seine Schritte; schon war er eine Zeitlang fruchtlos umhergeirrt, schon glaubte er, daß sein Meister auch hier nicht zu finden sey und wollte eben den Rückweg suchen — als er von ungefähr auf eine große Steinplatte trat, welche in diesem Augenblick unter seinen Füßen wich und schnell mit ihm in eine bedeutende Tiefe versank. Erschrocken und von dem jähen Falle betäubt, vergingen mehrere Minuten, ehe Alphons wieder zu sich kam; endlich nach und nach sich erholend, fühlte er umher, wo er sey; tappte, von dichter Finsterniß umgeben, an

den feuchten Wänden des unterirdischen Ganges fort, und erblickte nun plötzlich einen Lichtschimmer, welcher durch die Spalte einer nahe gelegenen Thüre zu dringen schien. Er näherte sich derselben mit leisen Schritten, fand sie nur angelehnt, und trat jetzt in ein kleines, enges Gewölbe, woselbst drey Männer, mit dem Rücken gegen ihn gelehrt, eifrig an einem Schmelzofen beschäftigt waren.

Mehrere Stempel und andere zum Münzen nöthige Werkzeuge, die überall umherlagen, zeigten nur allzu deutlich, welsch Gewerbe hier getrieben wurde. Alphons schauderte bey dieser Entdeckung, er wollte zurückkehren, wollte unbemerkt zu entfliehen suchen; allein das Geräusch, welches dadurch entstand, machte die Anwesenden aufmerksam, sie wandten sich schnell darnach um und hatten den Unglücklichen bald genug erreicht, den sie nun unter Drohungen und Verwünschungen in das Gewölbe zurückschleppten.

Alphons erkannte jetzt unter den drey Männern seinen sogenannten Meister; dieser trat auf ihn zu, starrte ihn mit zornglühenden Augen an und sprach: „Unbesonnener Jüngling! was führte dich hieher? Wisse, du bist verloren! Du hast unser Treiben entdeckt, das Geheimniß unsers Aufenthaltes ergründet, und nur zwey Wege bleiben dir nun noch offen: entweder du wirst ein Mitglied unsers Bundes — oder du empfängst den Tod von meiner Hand!“ — Alphons's Bestürzung bey diesen Worten war so groß, daß er im ersten Augenblick zu träumen glaubte; inzwischen sollte er sich nur allzu bald von der Wirklichkeit seiner schrecklichen Lage überzeugen; denn der Unbekannte, den seine Gefährten Omar nannten, drang im Verein mit jenen Beyden so heftig in ihn, sich zu entscheiden, drohte so ernstlich ihn bey der geringsten Weigerung, einer der Ihrigen zu werden, sogleich niederzustoßen, daß er sein Leben schon verloren glaubte, und kaum so viel Gegenwart des Geistes behielt, seinen Mördern wenigstens mit männlicher Fassung gegenüberzustehen.

Was sollte er thun? Er befand sich in der Gewalt von Verbrechern, denen Alles darauf ankommen mußte, ihr Geheimniß zu bewahren, ohne eben deshalb auf Rettung hoffen zu dürfen: kein menschliches Wesen konnte ihn hier hören, Niemand ihm zu Hülfe eilen; diese Überzeugung und die schreckliche Täuschung, welche er durch Omar erlitten hatte, drohte ihn gänzlich niederzuschlagen; plötzlich aber fühlte er sich von einem Gedanken ergriffen und sprach: „Ich bin in euern Händen! ein unglücklicher Zufall machte mich zum Mitwisser von Geheimnissen, die das Licht des Tages scheuen und die Binde des Vertrauens auf ewig von meinen Augen reißen! Thut nun mit mir, was ihr wollt, allein bedenkt, daß mein Verschwinden Aufsehen erregen, daß der Vater den Sohn, der Freund den Freund nicht so gleichgültig verloren geben wird! Ich bin fest entschlossen eher zu sterben, als einer der Eurigen zu werden; doch gibt es noch ein Mittel mich zu lösen, ohne euch der Gefahr auszufehen verrathen zu werden. Ich besitze nemlich ein Kleinod von unschätzbarem Werth, es ist mehr als hinreichend, euch Jahrelang einen weit höhern Gewinn zu sichern, als euer gefährliches Gewerbe ihn zu gewähren vermag — nehmt es als Preis für mein Leben, und empfangt zugleich mein Ehrenwort, daß ich Neapel morgen schon verlassen und keinem menschlichen Wesen jemals entdecken will, wer ihr seyd, und was mir hier begegnet ist!“

Die Verbrecher stuzten, Alphons bemerkte es und fuhr hiedurch ermutigt fort: „Ihr schweigt? ihr besinnt euch noch? bedenkt, was kann mein Tod euch nützen? — man wird mich vermissen, Verdacht schöpfen, meinen Mördern

auf die Spur zu kommen suchen, und was wäre euer Loos, wenn man euch als solche entdeckte? Statt dessen laßt mich an meinen Freund schreiben, er wird mir das Verlangte ohne Weigerung senden; bis dahin bleibe ich in eurer Gewalt und bin überzeugt, daß mein Leben euch für den Besitz dieses Kleinods als kein zu theurer Preis erscheinen wird.“

Er schwieg. Omar und seine Gefährten traten hierauf bey Seite und flüsteren lange heimlich mit einander; endlich trat Ersterer wieder zu Alphons und sagte: „Es sey! Schreibe, jedoch hüte dich deinem Freunde auch nur den kleinsten Wink über deine Lage zu geben, auch nur die leiseste Andeutung davon zu wagen! wir werden jede Zeile genau betrachten, und bey dem geringsten Anschein von Verrath dich zu bestrafen wissen!“

Alphons zeigte sich zu allem bereit; man reichte ihm jetzt das nöthige Geräthe. Omar stellte sich mit gespannter Aufmerksamkeit an seine Seite, er aber setzte sich und schrieb:

„Emil! sende mir durch den Überbringer dieses Blattes sogleich das Kleinod des Lord D... Zur Mitte rechts im Koffer wirst du es finden — aber eile, denn ich bedarf seiner. Auf Wiedersehen! Dein Alphons!“

Omar hatte nachgelesen; er nahm hierauf das Papier, gab es seinen Gefährten und bald verließ einer von ihnen das Gewölbe, um es zu bestellen.

Mitternacht war längst vorüber; in banger schweigender Erwartung saß Alphons, von Omar und seinem Gefährten scharf bewacht. — Hatte Emil ihn verstanden? durfte er auf Rettung hoffen? oder mußte er als ein Opfer seiner Leichtgläubigkeit fallen? — Sein Herz schlug immer ängstlicher, der Augenblick der Entscheidung rückte immer näher; auch Omar fing an unruhig zu werden, da der ausgesandte Bothe noch nicht zurückgekehrt war, und warf von Zeit zu Zeit drohende Blicke auf seinen Gefangenen. Plötzlich entstand ein leises Geräusch, welches von oben herabzukommen schien: kaum athmend lauschten alle darnach hin; es vermehrte sich — kam näher — bald konnte man unterscheiden, daß es die Tritte mehrerer Menschen waren, die, wiewohl mit höchster Vorsicht dem Gewölbe zueilten; in diesem Augenblick sprang Omar auf, ergriff Alphons bey der Brust und rief:

„Verräther! du hast dein Wort gebrochen, hast dir Hülfe herbeygerufen! aber sie sollen dich nicht lebendig erhalten: sind wir verloren, so wirst und mußt auch du es seyn!“

Bey diesen Worten zog er einen Dolch hervor, um den Unglücklichen zu durchbohren; noch rang der Jüngling mit seinem Mörder, noch wehrte er das Eisen mit dem Muthe der Verzweiflung von seiner Brust; aber schon fühlte er seine Kräfte schwinden, schon glaubte er der Stärke seines Gegners erliegen zu müssen: da flog die Thüre auf — ein junges engelschönes Mädchen stürzte herein, warf sich gewaltsam zwischen die Kämpfenden, fing den Dolchstoß auf, der für Alphons bestimmt war, und sank blutend zu Boden.

In demselben Moment trat auch Emil mit mehreren Bewaffneten ein; Omar's Gefährte war bald überwältigt, er selbst blutete aus einer tiefen Wunde, die ihm Emils rächendes Schwert geschlagen hatte. Das alles geschah so rasch, war so sehr das Werk weniger Minuten, daß Alphons noch immer an der Möglichkeit seiner Befreyung zweifelte, als er schon längst gerettet in den Armen seines Freundes lag.

(Der Schluß folgt.)

I c h d e n k e :

So wie der Mondschein auf der Welle zittert,
 Erhellend und zugleich sie heimlich küssend,
 So wie der Epheu sich um Lauben gittert,
 Umblühend sie — und um Geheimes wissend:
 So trifft dein Blick mich scheinbar kalt
 Und doch in süßer Liebeshuld zerfließend.
 Ist's nicht der Göttinn reizende Gestalt,
 Die sich dem Träumenden nur wollte zeigen?
 Gemach, gemach mein Herz, und lerne schweigen,
 Sonst flieht, Endymion! dein Segen bald.

O nennt mich eitel nicht, weil ich mein Loos,
 Als wär' es des Verdienstes Krone, male:
 O nein! unwürdig wohl, und glücklich bloß
 Sonn' ich mich in der Liebe reichstem Strahle;
 Doch ist mein Glück so überschwenglich groß,
 Daß ich, wenn ich euch etwas nur verriethe,
 Leicht in den Schein der Eitelkeit geriethe;
 Indes so reich ist meines Segens Masse,
 Daß ich sie selber noch nicht ganz erfasse.

Und doch, wie sich die allerhöchsten Lust
 Mit Unglück kann verschwistern und verbinden,
 Des werd' ich durch mein Schicksal mir bewußt.
 O sieh', die Rose blüht an deiner Brust,
 Beglückt so schöne Stelle sich zu finden:
 Doch harre nur, wie bald das Loos sich wendet!
 Sie zahlt dich Glück mit ihres Lebens Schätze, —
 Schön ist der Ort fürwahr, an dem sie endet,
 Und dennoch stand sie nicht an ihrem Plage.

M a n f r e d.

K. K. Hoftheater nächst der Burg.

Am 4. October wurde zur Feyer des Namensfestes Sr. Majestät des Kaisers auf unserm Hofburgtheater Schiller's „Jungfrau von Orleans,“ mit zum Theile neuer Besetzung und durchaus neuen Costümen und Decorationen gegeben. Wir können diese in der That prachtvolle, in vielfacher Beziehung ausgezeichnete Vorstellung nicht anders als der festlichen Bedeutung des Tages und der ehrenvollen Stellung einer Kunstanstalt, wie die unsrige, vollkommen würdig nennen. Das Werk unsers verklärten Sängers bedarf freylich des äußern Schaugepränges nicht, um sich unsterblich fortzuerben auf alle kommenden Geschlechter; aber es ist recht, es ist schön, es ist erhebend, daß man jenen Glanz, der die dramatische Kunst zwar nicht begründet, den sie aber auch nicht verschmäh't und bey gewissen Gelegenheiten sogar erfordert, einem vaterländischen Meisterwerke zuwendet, das vor allen dazu berufen ist, dem deutschen Genius, der deutschen Dichtkunst ein ewig strahlendes Denkmal zu errichten. Darstellungen solcher Art, zumal wenn man mit dem äußern, materiellen Aufwande auch den innern, geistig-künstlerischen verbindet, werden dann zu fortlaufenden Gedächtnißfeiern unserer großen Dahingeshiedenen, und die aufstrebende Gegenwart ermuntert sich an dem Danke, den sie der Vergangenheit dargebracht sieht. In diesem Sinne haben wir die heutige Vorstellung betrachtet, so, hoffen wir, hat auch unser Publicum sie aufgenommen und als schönes Doppelfest gefeyert. Die Ausstattung des Ganzen war im höchsten Grade glänzend, der Krönungszug mit beynabe verschwenderischer Pracht eingerichtet. In Frankreich äußerte sich einmal bey Gelegenheit der Aufführung dieses Stückes in Berlin: „Der Krönungszug müsse entweder gar nicht oder mit allem nur erschwinglichen Glanze gegeben werden.“ — Die Besetzung der Hauptrollen war mit zweckmäßiger Vertheilung an die besten Kräfte der Anstalt geschehen. Als neue Erscheinungen sahen wir Die.

Peche, als Agnes Sorel, ein schönes, freundliches Bild zarter Weiblichkeit, Hrn. La Roche, als Herzog von Burgund, in Haltung und Rede gleich würdig und verständig, Hrn. Korn als König, Hrn. Sichter als Lionel, und die H. Heurteur und Weber als Raoul und La Hire. Die übrigen Rollen waren den bisherigen Darstellern geblieben. Hr. Anschütz, als Dünnois, weiß die Mehrzahl der Zuschauer durch das Feuer und die Gewalt seines Vortrages immer zu entzusehen, aber wir möchten den sonst großen, trefflichen Künstler fragen, ob ein so ungemessener Kraftaufwand wirklich noch innerhalb der Grenzen des Schönen, Künstlerischen liege? und ob ein Künstler, wie er, dem die Liebe und Bewunderung der ganzen deutschen Bühnenwelt gewiß ist, sich auf solche Weise um das lärmende Beyfalljauchzen der Menge zu bewerben brauche? Ein Fremder, der zum ersten Male nach Wien und ins Burgtheater käme, würde, wenn er nach dem Tone und den Geberden dieses Grafen Dünnois gegen den König von Frankreich im ersten Acte und nach dem Aufrufe zu den Waffen im fünften urtheilte, es unmöglich glauben können, daß der Darsteller eben dieses Grafen Dünnois und der des „Lear“ eine und dieselbe Person sey, denn von dem letztern muß ihm gesagt worden seyn, daß seine Leistung eines der vollendetsten dramatischen Kunstwerke unserer Zeit ist, und als solches von allen Urtheilsfähigen anerkannt wird. — Ull. Fournier hat die Rolle der Johanna stets zu ihren besten und gelungensten rechnen dürfen, auch haben wir bey Gelegenheit ihrer Gastspiele und spätern Darstellungen als Mitglied unserer Hofbühne, ihrer schönen Leistung immer mit der verdienten Anerkennung gedacht. Die heutige Darstellung hat im Ganzen genommen unsere frühere Ansicht bestätigt, doch können wir die Bemerkung nicht unterdrücken, daß die Künstlerin bey einigen Stellen, wie namentlich in dem Monologe des vierten Actes, die Einfachheit und Wahrheit der Empfindung dem äußern Effecte nachzusehen schien. Eine so glückliche Persönlichkeit und ein so schönes Talent braucht wahrlich nicht solche Opfer zu bringen, um sich eines Lohnes zu versichern, der allen denen gewiß nicht fehlen wird, die ihn auf dem rechten Wege suchen.

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Der vierte October hat uns auf diesem K. K. Hoftheater eine Neuigkeit gebracht, nemlich eine sogenannte komische Oper in einem Aufzuge, nach dem Französischen, unter dem Titel: „Die Kunst der Kleinen, oder: Die Hintertreppe.“ Das Stück ist von sehr geringem Werthe, und würde, zumal da es unsern Lesern bereits mehr als nöthig bekannt seyn mag, ein längeres Verweilen bey seinem Inhalte schwerlich rechtfertigen. Zu dem Titel: Oper ist es durch ein paar eingelegte Musikstücke gelangt, welche zwar an und für sich nicht bedeutend sind, aber doch die träge und beynahe gemeine Monotonie der Handlung, die sich von Anfang bis zum Ende in der Gesindestube bewegt, unterbrechen. — Unter den Mitwirkenden haben wir nur des Hrn. Weiß zu erwähnen, der den Barbier Peregrinus zwar in etwas niederländischem Colorit, aber doch mit Laune und Beweglichkeit darstellte. Den Beschluß der Vorstellung an dem heutigen Abend machte das Ballet: „Agnes und Fitz-Henry,“ dessen wir in einer unserer frühern Nummern ausführlicher gedacht haben. — Bey einer spätern Wiederholung des Vorspiels, welche am 10. October Statt fand, trug Ull. Fürst, Mitglied der italienischen Operngesellschaft zu Dresden, eine große Arie aus Rossini's Oper: „La Donna del Lago“ vor. Die Sängerin, welche im Auslande eines sehr ehrenvollen Rufes genießt, machte sich durch eine überaus kräftige, umfangreiche, besonders in der Tiefe sehr ausgebildete Contrealtstimme bemerkbar, und verrieth in ihrem Vortrage ein eben so gründliches, als erfolgreiches Studium der italienischen Gesangsmethode.

K. K. privil. Theater in der Josephstadt.

Am 3. October wurde unter festlicher Beleuchtung des äußern Schauplazes zur Feyer des Vorabends des Namensfestes Sr. Majestät des Kaisers zum ersten Male gegeben: „Österreichs Glück,“ ein patriotisches Festspiel von G. Grutsch; hierauf folgte das bekannte Schauspiel: „Petrus Apianus,“ von Fr. Kind. Die dem Vorspiele vorangehende Ouverture war eine Composition des Hrn. Conradin Kreuzer, dormaligen Capellmeisters dieser Bühne; sie wurde sehr gut aufgeführt und mit verdientem Bey-

fall aufgenommen. Dem Festspiele selbst erlaubt sich Ref. keinen Maßstab anzulegen, da das Mittel durch den Zweck geheiligt erscheint und die in Beziehung auf den allgeliebten Landesfürsten ausgesprochenen Worte der kleinen *Werko-witsch* das gleichfühlende Publicum zu stürmischem Beyfall hinrißen. Eine Idee, die an sich recht gut ist und ihren Zweck nirgend verfehlen dürfte, indem das Flüstern der Unschuld siegreich und die süße Stimme eines Kindes so einschmeichelnd als rührend ist. Der kleine *Dotmetzsch* des allgemeinen Gefühles wurde mit Beyfall überschüttet und wußte den Dank dafür recht neckisch zu zollen. Am Ende wurde von dem versammelten Landvolke unter Begleitung einer Musikbande auf der Bühne im Costüme der Bergknappen die Volkshymne von dem ganzen Sängers- und Chorpersonale abgesungen und nach der letzten Strophe die Büste des Kaisers aus einem natürlichen Gebüsch sichtbar. Das Arrangement war sehr gut, die Ausstattung würdig und die Aufnahme so herzlich und freudenvoll, wie sie sich bey ähnlichen, das geliebte Herrscherhaus berührenden Festlichkeiten immer ausspricht. Über die Aufführung des *Rin d'schen „Apianus“* erlasse man eine detaillirte Beurtheilung. Stück und Darstellung vermochten kein Interesse zu erregen und gingen trotz der bey solchen Festlichkeiten doppelt aufgeregten Empfänglichkeit und Theilnahme des Publicums spurlos vorüber; ein Schicksal, welches dieser dramatischen Arbeit eines übrigens nicht unvortheilhaft bekannten Dichters an vielen Orten widerfuhr; ein Beweis, daß das Theaterpublicum durch die herkömmliche Autorität gewisser Namen nicht so befangen wird, wie dieß bey unserer Lesewelt gar leicht geschieht, und daß es sich unter allen Umständen gern nach dem eigentlichen inwohnenden Verdienste umsieht.

Die letzte Gastrolle der *Mlle. Friederike Herbst* (mit Ausschluß ihrer Beneficentinnenstellung) fand am 5. October in dem romantischen Schauspiel: „*Adelheid, Markgräfin von Burgau*“ (von *Fr. v. Weissen thurn*) Statt. Das Stück, auf dieser Bühne zum ersten Male gegeben, gehört einer frühern Periode an, wo sich das Interesse der Zuseher noch lebhaft an biederbe Degen, verfolgte Unschuld und Burgverließe fetzte. Wenn man die Stimmung beobachtet, die heutzutage solche Schauspiele sogar in einem gutdisponirten Sonntags-theater hervorbringen, so darf man keine weitere Angst für die Wiederkehr einer solchen frühern Geschmacksepöche hegen. *Mlle. Herbst* spielte die Gefangene, und wußte wie gewöhnlich ein recht gefälliges, wohlgeordnetes Ganzes zu liefern. Die Ausdauer der Tugend im Gefühle ihrer inneren Reinheit, gepaart mit dem sinnigen Ausdruck einer unverwelklichen Liebe, die selbst in diesem Grabe des Kerkers frisch grünt und fortblüht, sind die Charakterembleme dieser Parthie, welche von dem Gaste wohl aufgefaßt und entsprechend wiedergegeben wurden. Zu bedauern ist es jedoch immerhin, daß die dormaligen Repertoireverhältnisse des Schauspielers an dieser Bühne der *Mlle. Herbst* nicht eine Auswahl von Rollen gestatten, welche den Interessen des Publicums näher liegen, oder — um mich recht deutlich auszusprechen — gern gesehen werden. Denn man kann es doch dem Theaterpublicum wirklich nicht übel nehmen, daß es keine Lust hat, sich zu Vorstellungen, wie „*Bayard*“, „*die Bestürmung von Smolensk*“ und diese „*Adelheid*“ hindrängen. Das Schauspiel enthält außer der bezeichneten noch zwey Frauenrollen, welche recht entsprechend gegeben wurden. *Mad. Matte* spielte die *Adelheid* mit Wahrheit und Feuer, und auch *Mlle. Weisteiner* bewegte sich in der untergeordneten Parthie der *Bertha* recht befriedigend. Unter den männlichen Repräsentanten nahmen die *H. Fischer* und *Dietrich*, *Hugo* und *Pfalzer*, unsere Beachtung in Anspruch. *Hr. Bergmann* war zu gedehnt — *Hr. Walter* wieder einmal sehr maurirt.

Mod e b i l d XLII.

Ein Oberrock von grauem Moire: Gros: de: Naples, mit umgelegtem *Sevigné*. — Ein Oberrock von bronzefarbenem Satin: *Amalie*, mit einer *Luchpelerine*. Nach Originalen von *Hrn. Th. Petko*, bürgerl. Damenkleidermacher am Graben, im Trattnerhofe Nr. 618, im 2. Hof, 1. Stiege, 4. Stock.

Ein schwarzer Strohhut, mit Reihern geziert. — Eine schwarze Capotte mit Band. Nach Originalen von *M. Lan ger* in der Annagasse Nr. 986, im 1. Stock.

Herausgeber und Redacteur: *Johann Schich*.

Gedruckt bey *Anton Strauß's* sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Sonnabend, den 19. October 1833.

126

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hiegegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey A. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbs und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Der Zigeunerspruch.

(Schluß.)

Die erste Sorge aller Anwesenden war nun auf das heldenmüthige Mädchen gerichtet, welches sich so großmüthig für Alphons geopfert hatte; man verband ihre Wunde so gut man konnte und beschloß hierauf, sie nach Neapel in die Wohnung der Freunde tragen zu lassen, weil Alphons sich durchaus nicht mehr von seiner Retterinn trennen wollte; die Verbrecher aber wurden unter sicherer Bedeckung gleichfalls nach der Stadt gebracht und daselbst dem Gericht übergeben.

Dieser Vorfall erregte ein ungewöhnliches Aufsehen; die Meisten konnten nicht begreifen, wie Emil aus jenem durchaus nicht den geringsten Verdacht erweckenden Billet die Gefahr seines Freundes errathen und ihm zu Hülfe eilen konnte, da es erwiesen ward, daß das Mädchen ihn nicht dazu aufgefordert, sondern ihm nur, als er mit seinen Begleitern die wohlbekannte Villa beynähe erreicht hatte, von dort hastig entgegenkam und den Weg nach den Ruinen zeigte? Allein bald wurde das Räthsel durch Emils eigene Aussage vor Gericht gelöst. Das Kleinod nemlich, welches Alphons dem Freunde bezeichnet hatte, war ein Paar kostbarer Pistolen, welche er bey seinem Aufenthalt in London von dem Lord D... zum Geschenke erhalten hatte; das Verlangen darnach zu dieser Stunde, ohne weitere Erklärung, und die Anfangsbuchstaben der drey Worte: „Zur, Mitte, Rechts!“ machten ihn aufmerksam; er las noch einmal: plötzlich ward es ihm klar, daß sie „Zu meiner Rettung!“ heißen sollten, daß seine frühere Ahnung ihn nicht betrogen habe, daß jener Unbekannte ein Bösewicht und Alphons's Leben in Gefahr seyn mußte. Er ließ den Überbringer des Zettels jetzt in sichere Verwahrung nehmen, traf schnell alle Anstalten, dem Freunde zu Hülfe zu eilen, und war so glücklich, seinen edlen Eifer mit dem schönsten Erfolge gekrönt zu sehen.

Alphons wich indessen nur selten von dem Lager seiner Retterinn; der herbeygerufene Arzt hatte die Wunde zwar für tief, jedoch nicht geradezu für

tödlich erklärt; alles, was die zärtlichste Sorgfalt, die innigste Liebe, die heifste Dankbarkeit zu erfinden vermögen, die Leiden eines theuren Wesens zu lindern, bot er auf für ihre Pflege, und bald war sie wenigstens so weit hergestellt, um sprechen und denjenigen, die sich so eifrig um sie bemühten, ihre Geschichte mittheilen zu dürfen. Eines Tages, als Grammont, Emil und Alphons sich bey ihr befanden, winkte sie ihren Dienerinnen sich zu entfernen, und begann mit schwacher Stimme:

„Meine Freunde! meine Wohlthäter! laßt mich jetzt einen lang genährten Wunsch erfüllen: laßt mich Euch die traurigen Begebenheiten meines Lebens schildern, damit Ihr wisset, wem Ihr in diesem Augenblick Eure Güte — bald vielleicht Euer nicht ganz unverdientes Mitleid schenken werdet!“

Grammont bat sie hierauf, sich zu schonen, und ihrer Schwäche zu gedenken; sie aber bestand mit einer seltsamen Hestigkeit auf ihrem Vorhaben, sah Alphons lange wehmüthig lächelnd an und fuhr dann zu ihm gewendet fort:

„Kennt Ihr mich also wirklich nicht mehr, mein edler Graf? Habt Ihr die Kleine Zigeunerinn so ganz vergessen, deren großmüthiger Fürsprecher Ihr einst gewesen seyd? Euer Bild ist seit jener Zeit nie wieder aus meinem Gedächtniß verschwunden — unter Tausenden hätte ich Euch erkannt! Ihr habt das Kind in einer schmerzlichen Stunde getröstet, wohl mir, daß die Jungfrau Euch vergelten konnte!“ —

„Wie?“ rief Alphons verwundert aus, „du wärest —“

„Ich bin jenes Kind, das zu Eures Vaters Füßen lag und um Gnade flehte!“ fiel sie ein. „Mein Name ist Lazarilla. Seit ich denken konnte, lehrte man mich in der Alten, welche damals mit auf Eurem Schlosse war, meine Großmutter verehren; wer meine Eltern waren, weiß ich nicht; nur eine dunkle Erinnerung aus den frühesten Kinderjahren, die ich in Pallästen zubrachte, bezeugt mir, daß ich meinen Eltern von den Zigeunern, unter denen ich heranwuchs, geraubt wurde. Wir zogen jahrelang unstät umher: hier freundlich geduldet, dort gehaßt und verfolgt; bald nach unserer Art im Überfluß schwelgend, bald dem bittersten Mangel preisgegeben. So mochte ich etwa das fünfzehnte Jahr erreicht haben, als die Horde, zu welcher wir gehörten, sich wieder nach Spanien zu wenden beschloß, woselbst sie von jeher eine weit bessere Aufnahme als in andern Ländern fand.“

„In der Gegend von Granada angekommen, erschien eines Abends ein Mann in unserer Mitte, dessen Anblick mir Grauen erregte. Der Hauptmann und die Alte, welche sich meine Großmutter nannte, bezeigten ihm nach kurzer Unterredung eine fast knechtische Verehrung und schienen verschiedene Befehle von ihm zu empfangen; mir selbst aber ward bald darauf von ihnen angedeutet, daß ich dem Unbekannten folgen müsse, der sich meiner anzunehmen und in Zukunft für mich zu sorgen entschlossen sey.“

„Nichts glich meinem Schmerze nach dieser Erklärung; ich weinte heiße Thränen, beschwor den Hauptmann und die Alte, mich nicht zu verstoßen, erbot mich zu den niedrigsten Diensten — umsonst! alle meine Bitten blieben fruchtlos; der Schreckliche, dessen bloße Nähe mir schon Schauer erregte, schied nur allzu bald, und ich Unglückliche mußte ihn nach Granada begleiten, woselbst er für's Erste verweilen zu wollen schien.“

„So unerfahren ich war, erkannte ich doch bald, daß Omar-ben-Said,

so hieß mein Herr, in der ausgebreitetsten Verbindung stehen, daß er irgend ein Geschäft betreiben müsse, welches er vor den Augen der Welt zu verbergen genöthigt sey. In dem Hause, welches er ganz allein bewohnte, befand sich ein ödes, abgelegenes Gemach: mancherley seltsame Geräthschaften wurden dort aufbewahrt, deren Bedeutung ich nicht kannte; Fremde aus allen Nationen besuchten ihn daselbst in tiefer Nacht, und mein Geschäft war es alsdann, sie zu ihm zu führen; jedoch hatte ich schwören müssen, nie sein Haus zu verlassen, nie die Geheimnisse desselben zu erforschen und nie einem Sterblichen den kleinsten Wink von seiner Lebensweise zu ertheilen!“

„Nicht genug, daß diese Abgeschlossenheit von der Welt, dieser gefängnißartige Aufenthalt in engen Mauern, den schreyendsten Contrast gegen mein früheres Leben bildete, und mir endlich zur unerträglichen Last ward: O m a r fing nun auch an, mich mit seiner Liebe zu verfolgen, er machte mir die empörendsten Anträge und drohte mir zuletzt mit den härtesten Mißhandlungen, wenn ich es wagen sollte, ihn ferner abzuweisen. Schon war ich fest entschlossen zu fliehen, schon bereit, eher alles zu dulden, als länger in seiner Nähe zu verweilen, als er eines Tages mit verstörtem Antlitz in mein Gemach trat und mir befahl, alles zu unserer schleunigen Abreise zu bereiten.“

„War man seinem geheimen Treiben auf die Spur gekommen? mußte er sich dem Arme der Gerechtigkeit entziehen? ich weiß es nicht; genug, schon nach wenig Stunden befanden wir uns auf dem Wege, und langten endlich, kaum die nothwendige Ruhe genießend, hier in Neapel an, woselbst O m a r bald jene abgelegene Wohnung bezog, in welcher Ihr ihn fandet.“

„Neue, wichtige Pläne mochten ihn jetzt beschäftigen, denn er verfolgte mich weniger mit seiner mir verhassten Liebe; abermals schlichen mancherley mir verdächtige Menschen im Dunkel der Nacht in unsere Wohnung, oder er wartete ihrer in den Ruinen, abermals mußte ich befürchten, daß hier Dinge unternommen werden mögen, die das Licht des Tages scheuen. — Urtheilt daher von meinem Schrecken, als ich Euch, Graf A l p h o n s, dieß Haus betreten, als ich später O m a r's Bemühungen sah, Euch anzulocken, und Euer Vertrauen zu gewinnen!“

„Mein dankbares Herz hatte Euch sogleich erkannt! War auch der Knabe zum Jüngling geworden, die Züge blieben dieselben! Das Auge, das einst um meinetwillen Thränen vergoß, strahlte wie damals in seinem milden Glanze! Von namenloser Angst um Euch gefoltert, sann ich Tag und Nacht auf eine Möglichkeit, Euch zu warnen; umsonst! ich hatte die Unbesonnenheit gehabt, meinem Peiniger zu verrathen, daß ich Euch kannte; meine Theilnahme war seinem Scharfblicke nicht entgangen — er verdoppelte von nun an seine Wachsamkeit auf mich, die er zuletzt sogar so weit trieb, mich, wenn er glaubte, daß Ihr kommen würdet, in ein ödes, abgelegenes Gemach einzuschließen, um dadurch auch die zufälligste Begegnung zu verhindern. Der Himmel wollte indessen, daß ich den Bösewicht eines Abends ungesehen belauschte, als er seinen beyden Gefährten die Versicherung gab, daß er nun endlich die Früchte des Gaukelspiels ernten wolle, welches er bis jetzt mit Euch getrieben habe, daß er einer bedeutenden Geldsumme bedürfe, die Ihr ihm verschaffen müßtet, es koste was es wolle, und daß er deßhalb nicht säumen werde, Euch auf eine oder die andere Art zur Herausgabe derselben zu zwingen.“

„Fest entschlossen, Euch zu warnen, sollte es auch mein Leben kosten, wußte ich mir jetzt heimlich Werkzeuge zu verschaffen, um die Thüre meines Zimmers im Nothfalle gewaltsam erbrechen zu können: ich wollte dann entfliehen, Euch auffuchen, Alles entdecken und — freylich ungewiß, ob Ihr mir glauben würdet — dem Himmel das Weitere überlassen; da erschien jene verhängnißvolle Nacht und mit ihr das Ende einer lang ertragenen Qual.“

„Ich habe eigentlich nun nichts mehr hinzuzufügen,“ fuhr Lazarilla fort, „als daß ich wußte, O mar befinde sich an jenem Abend in den Ruinen; spät erst erzählte mir der alte Diener, Ihr wäret hier gewesen zu ganz ungewöhnlicher Zeit, hättet dringend nach dem Herrn gefragt und alsdann beschloffen, ihn aufzusuchen; diese Nachricht erfüllte mich mit tödtlicher Angst. Kaum war der Alte entfernt, kaum durfte ich hoffen, daß er schlafe, als ich das Haus verließ und ebenfalls nach den Ruinen eilte; hier begegnete mir Euer Freund; ich war so glücklich, ihm den Weg zu zeigen — so glücklich, zu rechter Zeit zu kommen — alles Übrige ist Euch besser als mir selbst bekannt. Möge Gott Euch ferner schützen in jeder Gefahr, auch wenn Lazarilla Euch längst nicht mehr zur Seite steht: dann ist mein innigstes Gebeth erhört, mein heißester Wunsch auf dieser Erde erfüllt!“ —

Sie schwieg, sichtbar ermattet von der langen Anstrengung, welche ihr diese Erzählung verursacht hatte, und lehnte das schöne Haupt sanft in die Kissen ihres Lagers zurück. Emil betrachtete sie mit tiefer Rührung; Alphons aber erschöpfte sich in Betherungen, daß er die Retterinn seines Lebens nie wieder von sich lassen, daß sie ihm in seine Heimat folgen und daselbst seinem Vater eine liebende Tochter werden müsse.

Wochen vergingen. Grammont und Emil konnten sich die täglich wachsende Leidenschaft längst nicht mehr verbergen, mit welcher Alphons Lazarilla liebte. Sie war sein einziges, sein höchstes Kleinod; er lebte nur in ihrem Anschauen, fühlte sich nur selig in ihrer Nähe, kannte kein größeres Glück als ihren Besitz, und erwiederte auf Emils dringende Vorstellungen, daß er seine Neigung bekämpfen, sich derselben nicht so völlig überlassen und bedenken möge, daß er wohl nie die Einwilligung seines Vaters zu einer Verbindung mit Lazarilla erhalten werde: er müsse die Zukunft dem Willen des Himmels und dem Herzen seines Vaters überlassen; er fühle sich mit unzerreißbaren Banden an Lazarilla gefesselt, sie habe seine Hand mit ihrem Blute erkauft, er werde daher seinem Vater zwar nicht ungehorsam, jedoch auch nie der Gatte eines andern Weibes seyn.

Der tiefe Kummer, den die Freunde über diese Leidenschaft, von welcher sie nimmer einen günstigen Erfolg hoffen durften, empfanden, konnte Lazarilla nicht entgehen; sie selbst hatte Alphons längst aufmerksam gemacht, daß eine unübersteigliche Kluff sie trenne, daß der Graf Montfort nie der Gatte einer Zigeunerinn werden dürfe; sie hatte ihn längst an seinen Stand, an seine Pflichten gemahnt, allein es war umsonst: der liebende Jüngling verwarf alle Gründe, die sich seiner Neigung entgegenstellten, indem er erklärte, daß er durch seines Vaters Weigerung zwar grenzenlos unglücklich werden, jedoch sie nimmer lassen, sein Herz nimmer von dem ihren trennen könne.

Lazarilla wurde nach jeder so stürmischen Äußerung einer Liebe, die sie beglückte und elend machte, stiller und in sich gekehrter; sie litt sichtbar, bat

Grammont und Emil mit rührender Innigkeit um Geduld und lächelte wehmüthig, wenn Alphons von der Reise in die Heimat sprach, welche erfolgen sollte, sobald es der Zustand ihrer Gesundheit erlaube.

Der Criminalprozeß gegen Omar-ben-Said ging indessen seinen Gang; man erfuhr, daß er ein geborner Egyptianer sey, entdeckte, daß er sich an verschiedenen Orten bald als Adept gezeigt hatte, bald als Falschmünzer verdächtig geworden war; von seinem Lebenslauf schwieg er hartnäckig, was man auch anwandte, ihn zu Aufschlüssen über denselben zu vermögen; so viel ergab sich endlich aus den angestellten Untersuchungen, daß er das Glied einer ungeheuern Kette von Betrügern war, die sich damals über ganz Europa verbreitet hatten und mit allen Orten in genauer Verbindung standen.

Auf diese Weise war ihm auch der Reichthum des Grafen Montfort bekannt geworden; die Ankunft seines einzigen Sohnes in Neapel hatte ihn sogleich bestimmt, diesen durch Künste mancher Art zu blenden und zum Opfer seiner Betrügereyen zu machen, was ihm vielleicht auch vollkommen gelungen seyn würde, hätte nicht Lazarella's Liebe, Emils Scharfsinn und seine eigene Geistesgegenwart ihn gerettet.

Omar starb im Gefängnisse, man sagte durch Gift, das er auch seinen beyden Gefährten beyzubringen gewußt haben soll.

Viele Jahre später, als man die kleine Villa, in welcher er zuletzt wohnte, niederriß, fand sich unter einer Diele des Fußbodens ein ziemlich starkes Heft beschriebener Papiere; bey näherer Untersuchung derselben entdeckte man, daß es Omar-ben-Said's von ihm selbst geschriebene Biographie enthielt, die von den Wenigen, welche sie zu Gesichte bekamen, als das Interessanteste und Merkwürdigste geschildert ward, was die glühendste Phantasie zu erdenken, das menschliche Leben wahrscheinlicher Weise je zu bieten vermag. —

Es war bereits im Spätherbst, als Graf Montfort eines Abends, wie gewöhnlich, auf dem Altan seines Schlosses stand und nach der Straße hinsah, auf welcher der längst mit Sehnsucht erwartete Sohn wiederkehren mußte. Seine Hoffnung hatte ihn schon oft getäuscht, wenn er in der Ferne eine Staubwolke sich erheben sah, wenn er dann beynahe mit Gewißheit glaubte, schon in der nächsten Minute seinen Alphons umarmen zu können und bey näherer Betrachtung erkennen mußte, daß es leider ganz fremde Gegenstände gewesen, denen er so ungeduldig entgegengesehen, die er mit so viel Liebe erwartet hatte!

Auch heute erhob sich die trügerische Wolke wieder — er wollte sich abwenden, keinem Vertrauen mehr Raum geben, aber sie bewegte sich rascher vorwärts, als sonst, eilte immer näher und näher dem Schlosse zu — jetzt erkannte er den Wagen, seine Zweifel waren gelöst, er flog hinab den Kommenden entgegen und bebte betroffen zurück, als ihm nach wenig Augenblicken die bleiche, verfallene Gestalt eines Jünglings entgegentrat, den er endlich mit tiefem Schmerze für seinen Sohn erkennen mußte!

Montfort erfuhr durch Grammont und Emil bald alle Begebenheiten, welche sich in Neapel zugetragen, so wie die Ursache von Alphonsens tiefem unheilbaren Gram!

Lazarella, die Retterinn seines Lebens, war nicht mehr! — sie starb an den Folgen ihrer Wunde, und dem Gefühl einer grenzenlosen, unauslösch-

lichen Liebe zu Alphons, welche die Welt nie zu billigen, sein Vater niemals mit seinem Segen zu krönen vermocht haben würde.

Der Zigeunerspruch war nun erfüllt: ein treues Wesen hatte sich für Alphons geopfert — allein auch die Prophezeiung:

„Was deine Arme liebend hier umfassen,
„Das wirst du auch im Tode nimmer lassen —“

traf ein — in Lazarilla's Grabe ruhte seine erste, seine letzte Liebe! — Sein Herz war mit dem ihrigen gebrochen, der Quell irdischer Freuden mit ihrem Leben versiegt! — er welkte sichtbar dahin: keine Zerstreuung konnte ihn erheitern, kein Trost ihn aufrichten. — Ein Jahr nach ihrem Tode standen sein Vater, Emil und Grammont weinend an dem marmornen Denkmal, welches der Graf dem letzten Zweige des Stammes der Montfort's hatte errichten lassen.

Aus meinem Wanderbuche.

Von Eduard Freyherrn von Feuchtersleben.

Im Gasthause.

Das Worte sich verbinden lassen,
Die mehr als Segentheile passen,
Wird jeder Reisende gewahr:
Zeigt's „Gastwirth“ doch nur allzu klar.

Zum Postillon.

Es kommt das Glück im Schlaf, hast du gewiß vernommen,
D'rum liehest eben du ihm wieder Zeit zum Kommen.

Zu meinem Bedienten.

Der Lehnte stehst du täglich auf!
Ich kann nicht in die Zukunft seh'n:
Doch liesse sich fast wetten d'rauf,
Du wirst der Leht' auch auferseh'n.

Vor einem Schachte.

Wie sich die Riesenberg' entgegendämmen!
Selbst der Gedanken Flug glaubt ihr zu hemmen?
Und dennoch drang der Mensch in euren Schoos,
Wie klein ist gegen euch der Mensch, — wie groß!

Vor einem Bergschlosse.

Zu besser'm Wunsch sollt' Euch ein Bergschloß mahnen,
Die Ihr mit Sehnsucht nach der Vorzeit ruft.
Beneidet Ihr denn wirklich uns're Ahnen,
Die sich nur sicher glaubten in der Luft? —

Auf dem Bergesgipfel.

Mögen Schmeichler mich noch so sehr loben,
 Sie thun nicht mehr, als meine Füße gethan,
 Die trugen mich rüstig immer bergan,
 Und haben mich über die Wolken erhoben.

Bey einem Dorfbrunnen.

Margretchen wäscht Schüssel und Buttertopf
 Am Brunnentroge, umstarrt vom Eis; —
 Hanns kommt, — sie fassen einander beym Kopf,
 Und küssen und küssen. — So kalt und so heiß! —

K. K. privil. Theater in der Josephstadt.

Am 9. October wurde zum ersten Male zum Vortheile der Dlle. Friederike Herbst aufgeführt: „Das Mädchen des Gomez Arias,“ Volksschauspiel in 5 Aufzügen nach Calderon, metrisch für die deutsche Bühne bearbeitet von A. Schumacher. — Calderon war ein Dichter, wenn je einer diesen Namen verdient hat; seine Empfindung ist tief, seine Phantasie kühn, seine Sprache edel, rein und wohlklingend; seine Bilder sind überraschend und mit glühenden Farben gemalt. Mit tiefer, inniger Liebe umfaßt er die ganze Schöpfung und seine Poesie ist ein immer wiederkehrender Jubelhymnus auf dieselbe. Er stellt das Fernste zu dem Nahen, das Größte zu dem Kleinsten, Sterne zu Blumen, Diamanten zu Thautropfen, und wenn auch seine Lieblingsbilder oft wiederkehren, so erfreut man sich ihrer, wie man sich einer schönen Blume von Neuem erfreut, wenn man ihr in anderer Zusammenstellung mehrmals begegnet. So hat sich der deutsche Dichter und Kritiker über Calderon ausgesprochen, dem wir die Einführung desselben zunächst verdanken, wir meinen A. W. v. Schlegel, und wenn wir seine Worte hier anführen, so geschieht es mit der Absicht, sie auch auf das vorgenannte Drama, in so fern es dem Original ähnlich geblieben ist, anzuwenden. Der Deutsche hat, seit jene Ansichten niedergeschrieben worden, den spanischen Dichtersheros bereits längst auf dem heimischen Parnasse willkommen geheißen; Perioden des Studiums, sogar der slavischen Nachahmung Calderon'scher Producte, gingen an uns vorüber, und Deutschland verehrt und bestaunt den glühenden und kräftigen Dichtersfürsten, während sein eigenes Vaterland unter politischen Veranlassungen so nüchtern geworden ist, daß es dem französischen Geschmacke auf Kosten eigener Nationalität huldigt: so daß unfähige Kritiker, wie ein D. Blas Nasare, ein D. Ignazio Lufan bis auf den unwissenden Herausgeber der „Cronica cientifica y literaria“ zu Madrid herab, es wagen durften, den Lorbeer des großen Dichters vor dem Angesichte seines Vaterlandes zu verunglimpfen, indeß sich ein Sismondi in Paris die unglückliche Mühe gibt, die hinübergedrungenen Ideen Schlegel's und Bouterwek's über Calderon verdächtig zu machen. Unter ähnlichen Verirrungen seiner Zeitgenossen strebt der Deutsche unverrückt dem schönen Ziele dankbarer Erkenntniß zu, welches selbst da, wo es eben nicht die glänzendsten Früchte trägt, Beachtung verdient. Das Eingang's genannte Drama Calderon's, im Original „la niña de Gomez Arias“ (letztes Wort als Trochäus auszusprechen) und dort in drey Iornatas abgetheilt, ist nach einer spanischen Volkssage aus der Zeit um 1500 entlehnt, wo nach Eroberung Granada's ein allgemeiner Aufstand der Mauren in den Alpujarrasgebirgen ausbrach. Es gehört zu den Schauspielen aus der spanischen Geschichte, und trägt daher die Bezeichnung: „Volksschauspiel“ nicht mit vollem Rechte. Nähere Quellen des Stoffes finden sich in Hita historia de las guerr. civ. de Gran. in Cervantes D. Quix. II. c. 17 und in Bandello III. 39. Die ungemeine dramatische Wirksamkeit der Handlung hat zur Zeit ihrer ersten Erscheinung zu Anekdoten Veranlassung gegeben, wovon sich in Huerta theat. hispañol Beweise vorfinden. Der Versuch einer Bearbeitung für die deutsche Bühne war an sich eine glückliche Idee, und Ref. ist der Meinung, daß diese hätte vollkommen durchgreifen müssen, wenn die Art der Darstellung, mitunter auch die der Scen

nirung eine delicatesere gewesen wäre, als wir sie zu entnehmen Gelegenheit hatten. Ein abenteuerlicher Liebesheld, wie dieser Gomez, der unter der Stachelsucht nach wechselnden Genüssen zum frechen Ehrendieb, zum Meineidigen und endlich so frevelhaft verworfen wird, daß er das Mädchen, das ihm mit namenloser Liebe folgt, an den Mauren als Slavinn verkauft, ist ein dramatischer Charakter, der gewiß noch nicht abgegriffen ist, und der sich, obwohl mit dem Beyfalle heimlicher Empörung, dem Interesse aufdrängt. Dabey hat das Drama sogar humoristisch-wirksame Seiten; auch hier gilt, was Dr. F. W. B. Schmidt (in seiner verdienstlichen Abhandlung über Calderon's „la cisma de Inglaterra“) als Bemerkung überhaupt anführt: durch die Massen des Ernstes schlingt sich ein Faden von Scherz und Ironie; der Repräsentant derselben ist gleichsam der einzig wissende und reflectirende im Schauspiel, der Chor, der, ohne selbst für sich etwas zu wollen und zu beabsichtigen, die Absichten der Übrigen erkennt, und ihnen in komisch verdrehten Worten einen, freylich verzogenen Spiegel ihres Innern vorhält. Durch ihn ist also jene Mäßigung dargestellt, welche den Hörer in der Verwirrung der Leidenschaften und des Mitleids erinnert, daß der wahrhaft Freye nie sich den Gemüthsbewegungen so ganz hingibt, daß er das geistige Auge einbüßt. Dieser Charakter in dem „Mädchen des Gomez,“ der Grazioso der Spanier, ist Laurencio, der Diener der Hauptperson; allein er wurde von dem Bearbeiter sehr eingeschränkt und von dem Darsteller völlig ruiniert. Ferner hat das Stück, namentlich in der ersten Abtheilung, Abweichungen vom Original zu Gunsten scenischer Ausschmückungen erlitten, welche nicht förderlich zu nennen sind, um deren willen wir jedoch mit dem Bearbeiter nicht rechten können, indem er bereits anderwärts in sorgfältigen Übersetzungen Fleiß und Treue bewiesen und hier augenscheinlich theatralischen Anforderungen nachgegeben hat. Die Beharrlichkeit im Laster endlich, womit Gomez hier dem verdienten Tode entgegen troht (während seine Schlußrede im Spanischen: „Cielos divinos pague mi culpa, mi pena!“ lautet), ist dem tragischen Interesse in etwas entgegen. Als besonders wirksam erwiesen sich die beyden Scenen Dorothea's im zweyten und vierten Acte mit Ganjeri und Gomez, endlich die Verwechslungsscene am Schlusse des dritten Aufzuges. Die Sprache ist fast durchgehends wohlklingend und stellenweise wahrhaft poetisch zu nennen, namentlich ist dieß in beyden erstgenannten Scenen der Fall; auch Dorothea's Sonett ist sehr hübsch. Die etwas starken scenischen Manövers haben eher geschadet als zur Ausschmückung beygetragen; auch die musicalischen Einschüßel sind für ein Schauspiel zu häufig und zu lang, obwohl man von vielen Stellen der Nidezki'schen Composition nur Kühnliches sagen kann, und wenn sie schon einmal Statt finden sollten, so wäre es zweckmäßig gewesen, die Mitwirkung der Ule. Die Len, des Hrn. Emminger und des Chores auf der Affiche bekannt zu geben, wie dieß bey der zweyten Vorstellung geschehen, was die Zahl der Besucher vielleicht vermehrt hätte. Unter den Darstellern vermögen wir diesmal nur Ule. Herbst als Repräsentantin der Hauptrolle hervorzuheben; ihr war es Ernst um die Leistung, sie hatte Charakter und Wort aufgefaßt und was sie bot, war in jeder Rücksicht entsprechend. Ein gleichgeartetes Zusammenwirken in den übrigen Parthien hätte dieser Novität bedeutenden Eingang verschaffen müssen, was um so wünschenswerther gewesen wäre, da der zweifelhafte Erfolg ein Stück traf, welches wahrhaft reich an innerm Verdienste, an lebendiger, kräftig durchgeführter Charakteristik ist, welche nur sorgfältiger und liebevoller dem Interesse des Zusehers vorgeführt werden will, um ein erwünschtes Ziel zu erlangen. Schließlich drängt sich uns noch die kritische Bemerkung auf, daß die „niña de Gomez Arias“ (welche unsers Wissens hier zum ersten Male über die deutsche Bühne ging) eines der wenigen Calderon'schen Stücke ist, denen keine symbolische Idee zum Grunde liegt, die selbst in seinen historischen Dramen großentheils vorwaltet. Wer über diesen Punct nähere Belehrung wünscht, lese des Dänen Dr. J. L. Heyberg's gelungene „Dissertatio de Calderone. Hafniae 1817,“ worin sich vielfache genügende Auseinandersetzungen de sine symbolico tragicum praevalente vorfinden.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Bedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

f ü r
Kunst, Literatur, Theater
u n d
M o d e.

Dienstag, den 22. October 1833.

127

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die schlimme Herberge.

Eine Erzählung.

I.

O du unüberwindlicher Geist in einer Rumflasche! Hättest du keinen Namen,
mit dem wir dich bezeichnen, wir würden dich — Teufel nennen.

Shakespeare.

Von der wenig befahrenen Landstraße, die von Riga längs dem Strande der Ostsee nach Reval führt, geht seitwärts, unterhalb der Ruinen des alten deutschen Ordenschlosses Rujen, noch ein einsamerer Weg, auf dem man zu einigen Ritterstätten, geringen Dorfschaften und einzelnen Gehöften gelangt. An diesem Wege stand, noch bey Menschengedenken, eine Herberge, oder nach landesüblicher Benennung ein Krug, von dem in jenem Theile Livlands und des angrenzenden Esthlands die seltsamsten Berichte im Umlauf waren. Zwar hielt man diesen Krug für keinen Sammelpfad von Gaunern und Räubern, auch war er nicht als ein Aufenthaltsort von Geistern und Gespenstern verrufen, gleich den einsamen Wirthshäusern und verfallenen Herbergen, von denen in Romanen und Novellen erzählt wird, aber es ward doch behauptet, daß wie man, vorstichtiger Weise, keine Reise an einem Montage oder Freytag antreten müsse, so dürfe man auch nicht kurz vor Sonnenuntergang in jenem Krug einkehren, oder gar die Nacht darin herbergen wollen, weil man sich dadurch den sonderbarsten und meist unangenehmen Zufällen aussetzen würde. Wie der Montag und Freytag, wenigstens zum Theile, einer finstern, menschenfeindlichen, dem Reisen abholden Nacht verfallen seyn sollen, so, glaubte man, siehe auch dieser Krug unter dem Einflusse einer seltsamen Zufälligkeit, deren Wirkung sich darin offenbare, daß die Nachtgäste auf die mannigfachste Weise geäfft und geängstiget würden, ohne daß ihnen übrigens ein wirkliches Leid widerführe. Dieser üble Ruf der Herberge konnte nicht anders als ihr schädlich seyn und die Zahl der Gäste vermindern; doch da sie zu einem Gute gehörte, dessen Besitzer seit langen Jahren außer Landes sich befand, so erhielten sich die nachtheiligen Gerüchte, ohne daß es sich Jemand angelegen seyn ließ, die wahrscheinliche Grundlosigkeit derselben darzuthun.

Vor diesem Krüge begegneten sich einst an einem naßkalten Herbsttage zwey mit vier Pferden bespannte Chaisen. So wie die Reisenden darin einander ansichtig wurden, ließen sie halten und bewillkommten sich wie alte Bekannte.

„Wohin des Weges, lieber Hohenbach?“ fragte der eine, ein Mann im gesehten Alter, mit geistreichen, freundlichen Gesichtszügen.

„Nach Pernaun, alter Freund Monheim,“ antwortete der Gefragte, „wegen eines Geschäftes mit einem dortigen Kaufmanne, das sich nicht länger aufschieben läßt. Aber wo hinaus geht denn deine Fahrt auf dieser Straße, doch etwa nicht zu mir? Das sollte mir leid thun, denn umkehren darf ich nicht.“

„Ich fahre nach Runaschr zu dem alten Baron,“ erwiderte der erste Reisende, „aber auch bey dir gedachte ich auf dem Rückwege anzusprechen; habe ich dir doch das eine und andere im Vertrauen zu sagen.“

„Nun, so verweile ein paar Tage in Runaschr,“ entgegnete der zweyte Reisende, „ich werde seilen zurückzukommen, um dich bey mir empfangen zu können. Aber da wir einmal so glücklich zusammengetroffen sind, so laß uns den günstigen Zufall nützen und in dem Krüge dort vorerst ein paar Worte mit einander wechseln. Unterdessen ruhen Roß und Reiter aus.“

Dieß gesagt, erhob sich Hohenbach von seinem Sitze und wie er auf der Erde stand, ward erst seine lange Gestalt, voll alter militärischer Haltung, sichtbar. Behender und leichter sprang Monheim aus dem andern Wagen, reichte dem Freunde die Hand und nun wandelten sie mitsammen dem Krüge zu. An der Thüre desselben stand aber Hohenbach plötzlich still und rief aus:

„Nun schau mir einer die vermaledeyte Geschichte: dieß ist ja die vermüßte, schlimme Herberge, in der alle tollen Zufälle hausen, als hätte der Satan hier ein Lustlager aufgeschlagen, von dem aus er die armen Menschen mit bösen Possen quält.“

„Wir können ja noch umkehren,“ bemerkte der Freund.

„Nicht doch, lieber Bruder, das soll man weder dir noch mir nachsagen, daß wir einer eingebildeten Gefahr ausgewichen sind. Es ahnt mir zwar, daß uns etwas Seltsames in dem Wetterkrüge begegnen wird, aber mag es drum seyn. Was geschehen ist, ist geschehen, wir sind einmal aus dem Wagen gestiegen, um hier einzutreten, und habe ich den Fuß aufgehoben, um vorwärts zu schreiten, so gehe ich nicht zurück.“ Mit diesen Worten zog Hohenbach seinen Freund durch die Thüre ins Haus.

Unterdessen hatte der Krüger, als er die beyden Gebietiger vor der Herberge halten sah, das Herrenzimmer geöffnet und die einzige Geräthschaft, die er im Hause besaß, einen großen Wasserkeßel in Bereitschaft geseht. Geschäftige Diener, mit der Weise ihrer Herren und den Reisegelegenheiten des Landes vertraut, besorgten alsbald das Erforderliche. Teppiche, Polster, Decken wurden aus dem Wagen herbeygeschafft, über Bänke und Tische gebreitet und dem Krüger die Weisung gegeben, den Wasserkeßel zu füllen und an dem Hafen über dem lodernden Feuer aufzuhängen. Hierauf dauerte es nicht lange, so dampfte auf dem mit feinem Damast bedeckten Tische im Herrenzimmer eine große silberne Theekanne; daneben standen Tassen von Dresdner Porzellan und Becher von geschliffenem Glase, nebst einer Flasche, von deren Halse ein zierliches silbernes Täfelchen herabhing, mit der Aufschrift: „Rum von Jamaica.“ An den Seiten des Tisches saßen die beyden Reisenden, lange Pfeifenröhre in den Händen haltend, deren Mundstücke von Bernstein waren und aus

denen sie in langsamen Zügen goldgelben Sultantabaß rauchten. In Ermangelung eines Kamins war in einem ungeheuren Ofen von schwarzen Kacheln ein Feuer angezündet, als wollte man Platina schmelzen, obgleich die Witterung noch nicht sehr rauh war. Davor lagen und streckten sich und gähnten die mitgenommenen Jagdhunde, indes näher der Thüre schweigend ein Diener der möglichen Befehle harrete.

Die Überlieferung, aus der wir unsere Erzählung schöpfen, hat nicht das ganze Gespräch erhalten, welches die beyden reisenden Herren mit einander führten. Vermuthlich war viel von Jagd, Ernte, Hagelschlag, Pferden und dem gegenwärtigen Geldmangel die Rede; indessen so unterhaltend und heiter das Gespräch auch ausschlug, so ward über dasselbe doch nicht vergessen, dem Theewasser den erheiternden Beysatz von Rum zu geben. In solchen Fällen ist eine gewisse Wechselwirkung zu bemerken. Die Heiterkeit des Gesprächs veranlaßt die Redenden das leerwerdende Glas wieder zu füllen, und der genossene, heiter dampfende, begeisternde Trank wirkt wiederum auf die Erhöhung der Redseligkeit. Das Gespräch steigert die Zahl der Gläser und die Gläser vermehren ihrerseits die Masse des Gespräches.

Hohenbach überließ sich einer lustigen Redseligkeit ohne Zwang und Beschränkung; Monheim schien ein Anlegen im Rückhalt zu haben, mit dem er bey einer passenden Gelegenheit hervorbrechen wollte. In der That, als er seinen Freund in der besten Laune von der Welt sah, fragte er ihn wie zufällig, ob er vor Kurzem nicht den jungen Herrn von Avenarius gesehen habe.

„Wie sollte ich nicht,“ erwiderte Hohenbach, „er ist ja mein Grenznachbar und ein guter, lieber Junge. Noch neulich sprach ich ihn, als ich in seinem Krüge rastete und er gerade dazu kam. Auch besucht er mich von Zeit zu Zeit.“

„Er ist ein tüchtiger Landwirth. Seine Unternehmungen gelingen ihm wohl. Es heißt, er würde jezt das große, schöne Gut Sosenau kaufen.“

„Unser altes Stammgut,“ bemerkte seufzend Hohenbach. „Über zweyhundert Jahre war es im Besitze unserer Familie und erst mein Großvater hat es nach den unseligen Kriegsjahren verkaufen müssen.“

„Es scheint dir leid zu thun, daß die Hohenbacher es nicht mehr besitzen; wie wär's, wenn du es selbst kauftest; die Gelegenheit ist da.“

„Ja wohl Gelegenheit, aber keine Möglichkeit,“ antwortete Hohenbach mit einem noch größern Seufzer, „wo soll ich den Kauffchilling hernehmen. Die Hohenbacher gaben sich von je her mehr mit Eisen und Bley ab, als mit Gold.“

„Ich wüßte ein Mittel, das schöne Gut auch ohne Kauffchilling in den Besitz der Hohenbacher zu bringen.“

„Das wäre ein Zaubermittel, werth der Hexenschenke, in der wir sitzen!“ lachte Hohenbach.

„Von Zauberey und Hexenkunst ist nicht die Rede, alles soll natürlich hergehen. Sagtest du nicht, daß der Avenarius ein guter, lieber Junge sey; nun wenn du ihm nicht in den Weg trittst, so kauft er Sosenau gewiß. Die Sache ist schon so gut wie abgemacht.“

„Das mag sie seyn, meinerwegen; hindern kann ich den Kauf nicht. Aber du sprachst von einem Mittel, das Gut den Hohenbachern zuzuwenden. Dieser Kauf thut es nicht.“

„Doch, doch. Wenn du dem Herrn von Avenarius deine Tochter Ida

vermähltest, ich weiß, daß er es sehnlichst wünscht, so käme Sosenau an die Hohenb....“

„Was, ein Fräulein Hohenbach soll eine Madame Avenarius werden,“ rief der alte Baron und setzte das Glas, das er eben in der Hand hielt, mit solcher Heftigkeit auf den Tisch, daß es zersprang, „das schlägst du mir vor, einer von Monheim, ein ritterschaftlicher Insaße des Landes seit fünfhundert Jahren!“

„Nun, nun,“ redete der Freund, „so lange sitze ich für meine Person nicht darin. Übrigens ist ja von keiner Madame Avenarius die Rede, sondern von einer Frau von Avenarius, Gemahlinn des Herrn von Avenarius, erblichen Besitzers der Güter von Compä, Stahlenhof, Kajasehr und bald auch von Sosenau.“

„Herr von Avenarius!“ sprach mit einem spöttischen Lächeln Hohenbach, „gab es solche Familien in unserm Lande, als Eberhard von Monheim fünf und zwanzigster Ordensmeister war in Livland?“

„Wenn auch nicht damals, so doch jetzt. Daß die von Avenarius zum immatriculirten, landeseingefessenen und besitzlichen Adel gehören, ist nicht abzulängnen.“

„In Gottes Namen mögen die Gerichte sie kennen, die Geschichte weiß nichts von ihnen. Wo von den Hohenbachern, von den Monheimen, von anderm ehrbaren Adel von Altersher die Rede ist, spricht man von den Avenarius nicht. Aven — — ich kann den Namen in dieser Gesellschaft kaum aussprechen. Aber sage, altes Bruderherz, wie kamst du auf diesen Vorschlag?“

„Aufrechtig gestanden — hat mich dein Grenznachbar gebeten, deine Gedanken in Hinsicht seines Wunsches auszuforschen. Er liebt deine Tochter Ida; es wäre nichts Unmögliches, wenn auch er ihr gefiele und so — —“

„Nein, nicht so, nicht also. Es gibt genug jungen Adel im Lande, ich werde meine Tochter schon verheirathen, wenn die rechte Zeit kommt. Noch ist sie ja fast Kind.“

„Aber ich dächte, Avenarius wäre nicht so von der Hand zu weisen. Ein lieber Junge, wie du vorhin selbst sagtest, dabey gebildet, auf Sitte haltend und — reich, sehr reich.“

„Alles sehr wahr, dennoch ist er kein Mann für ein Fräulein von Hohenbach. Darüber sollte eigentlich zwischen mir und einem von Monheim keine verschiedene Meinung aufkommen. Lassen wir auch daher lieber dieß Gespräch fallen und reden von etwas anderm. He, Johann, schaff' mir aus dem Wagen ein anderes Glas.“

Dieses wurde gebracht und mit Grog gefüllt. Monheim bereitete auch für sich ein Glas des genannten Getränkes, das, wie er sagte, für die Schädlichkeit der kalten Herbstluft ein erprobtes Specificum sey und fuhr dann fort:

„Erlaub' mir, lieber Bruder, einige Bemerkungen. Wenn du den Grenznachbar auch als Eidam verwirfst, so mußt du doch ihm seinen Adel lassen. Den kannst du ihm nicht nehmen, so wenig wie seine Ahnen.“

„Ahnen,“ rief Hohenbach mit einer Art von Schreck aus, „du sprichst von Ahnen! Wie kann denn ein Avenarius Ahnen haben. Er hat einen Vater, Großvater, Ältervater u. s. w., aber keine Ahnen. Wie darf denn eine Familie mit der schulfüchfigen Endung Us Ahnen haben!“

„Erst sein Großvater, der späterhin während der schwedischen Herrschaft in Livland nobilitirt ward, nahm den lateinischen Namen *Avenarius* an. Eigentlich hieß er *Habermann*.“

„Meinetwegen *Habermuß*, was geht es mich an. Familien, die Ahnen haben, führen ihre eigenen klangreichen Namen, denen man das Adelige gleich anhört. *Habermann* und *Habermuß* gehört, bey meiner Seele, nicht dahin.“

Das Gespräch ging noch eine ziemliche Weile in dieser Weise fort, wobey nicht verabsäumt ward, die Gläser zum zweyten und zum dritten Male zu füllen. Hierauf brach *Hohenbach* plötzlich auf, ausrufend: „Aber, Bruderherz, wir vergessen, daß wir Beyde heute noch eine Strecke zu reisen haben. Laß uns denn scheiden und vergiß nicht, was schon vorhin zwischen uns ausgemacht worden ist, nemlich in Runafehr auszuharren, bis ich zurück und auf meinem Gute bin. Dann wollen wir einen alten Nierensteiner uns wohl schmecken lassen. Nur von *Avenarius*, seiner Freywerberey und besonders seinen Ahnen kein Wort mehr.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

München, im August 1833.

Wenn sich Ihr freundlicher Himmel, der die Traube reift und mit Lebensgut füllt, seit der Mitte des Junius eben so wenig entwölkt, wie der unsrige in München, so können wir gemeinschaftlich den herrlichen May anklagen, der uns mit seinen reichen Blüten und mit seiner wohlthätigen Wärme zu schönen Hoffnungen verlockte. Die Berge stehen mit Wolken und Nebeln verhüllt, und entschleynern sie sich auf ein paar Stunden, so weisen sie uns die blendend weiße Schneedecke, die sie im May abgeworfen hatten. Ich durchzog im Wonnemonat einen Theil unserer malerischen Gebirgsthäler und erquidte mich im Blumenschmelze, der so früh seine bunte Pracht entfaltet hatte. Ich erstieg mehrere Almenhöhen und fand nur auf den höchsten Kulmen einzelne Schneemassen, die aber gegen alle Gewohnheit schon in der Mitte May bis auf eine schmale Kruste zusammenschmolzen. Wer hoffte nicht einen classischen Sommer, wenn er die beständig heitere Bläue schaute oder seinen Blick in Fluren und Gründe senkte, die von Saaten und Blumen wogten.

Unsere Gartengewächse sind uns daher seit vielen Wochen ganz verkümmert. Die schöne Welt klagt den Himmel an und großt dem Wonnemonat, weil er so viel versprach und seinen Nachfolgern keine Normalität, keine Consequenz einprägte, die naturgemäß zu erwarten ist. Unser lebensfrohes, genussliebendes Publicum wirft sich wie jeder Großstädter so gerne der aufblühenden Natur an die Brust und holt sich neue Lebenskräfte, neue Lebenslust und entschädigt sich für einen halbjährigen Winter. Aber unser *Tivoli*, unser *Vogenhäuser*, *Harlaching*, *Mender-Schwaige*, *Unterending*, der freundliche *Glasgarten* — der eigentliche Garten nach seiner Nominal- und Realdefinition — *Neuhofen* und viele andere gemüthliche Sommerparthien liegen öde und einsam, und zeigen ihre Weisung auf den Monat October, der hier, wenn sich die Bäume nicht schon ganz entblätterten, Lenz und Sommer zugleich ist — folglich die Eigenschaften von zwey Monaten mit ihren Charakteren in sich vereinigt. Wir träumten mit den gesegneten Korn- und Weinländern eine außerordentlich gute Ernte und Weinlese; wir sympathisirten mit ihren Bewohnern voll Theilnahme, wir sahen die köstlichen Trauben am *Leisten* und am *Stein am Main*, und phantasirten uns schöne Winzerfeste und Erntereigen vor. Allein wir tragen mit den Gestäuschten voll Resignation die Ungemache der Witterung und trösten uns mit längst dahingeschwundenen Generationen, die gleiches Witterungsloos zu erdulden hatten. Das Erfrieren der Erde, das ein großer Naturforscher vorherkündete, möchte doch noch ferneseyn und die Natur lenkt wieder in die liebgewonnenen Geleise der Regelmäßigkeit, wenn wir schon Alles aufgaben.

Mögen Thermos und Barometer nun verkünden, was sie wollen, wir leben im freundlichen München dennoch angenehme Tage, und rücken in traulichen Zirkeln enger zusammen, um durch die Wärme ungekünstelter Conversation jene des Sommers zu ersetzen. Der Faden der Mittheilung läuft munter fort, er wickelt sich auf und ab, wie das endlose Märchen der tausend und Einen Nacht und das Neue überrascht immer mit seiner Erscheinung. Die angeworbenen Truppen für das junge Königreich Griechenland wuchsen seit kurzer Zeit sehr bedeutend. Die geschmackvolle Uniform der verschiedenen Waffengattungen des griechischen Armee-corps fällt zu reizend in die Augen, als daß man ihrer nicht erwähnen sollte. Der Uhlane, der Artillerist, der Jäger und der Linien-Infanterist werden, wenn sie einmal in Massen aufgestellt werden, nicht nur auf die Classe der Waffenträger, sondern auch auf alle Civilstände den angenehmsten Eindruck machen. Eschako's und Silber-schlingen gewähren eine ausgezeichnete Zierde. Der Schnitt der Uniformen, der ziemlich von jenem unsern einheimischen Linienmilitärs abweicht, empfiehlt sich besonders. Da sehr viele junge Männer, nicht nur aus Baiern, sondern auch aus dem übrigen benachbarten Deutschland unter Otto's Fahnen treten, so bildet sich allmählig ein schönes, blühendes Heer, zu welchem selbst Officiere der bairischen Nationalregimenter, Unterofficiere und ausgediente Soldaten übertreten. Die Officiere der verschiedenen Waffengattungen imponiren in der That durch den Reichthum und durch die Eleganz ihrer Uniformen. Ein Kern junger, kräftiger Männer, welche Liebe und Begeisterung für den gepriesenen jungen König Otto unter seine Fahnen führen! Dieses Corps hielt bereits schon mehrere Waffenübungen und zeichnet sich durch schöne Haltung und Gewandtheit aufs vortheilhafteste aus. Die aufgehende, hellstrahlende Sonne, welche als Schild die Eschako's schmückt, leuchtet bedeutsam. Symbole und Leben lagen sich kaum jemals näher!

Der berühmte Tyroler Athlet Kappo, der Bögling jener Indianer, die vor mehreren Jahren die ganze Welt in Erstaunen setzten, gab auf unserer Hofbühne ein athletisches Intermezzo. Man kann sagen, er übertrifft die Meister, und leistet nicht nur Außerordentliches, sondern das Außerordentlichste menschlicher Kraft und Kunstfertigkeit! Kappo brachte es zur höchsten Meisterschaft und erregte die höchste Bewunderung. Ohne Aufwand angeborener Körperkräftigkeit, ohne gigantische Structur des Leibes leistet er das Ungeheure und wir können an die Fabeln der Griechen um so unbedingter glauben, da uns die Gegenwart einen Herkules liefert, der mit dem Schwersten tändelt! — Da die Geistesathletik unserer Tage wenig oder gar nichts Großes gewährt, was uns über uns selbst erhöhe, so vergnügen wir uns gerne am körperlichen Athleten, und nehmen sogar bis zur Conversationsstunde die Erinnerung an seine Bravour mit uns. —

Der Raum der Melpomene scheint allmählig sich immer mehr und mehr zu beschränken und enger abzugrenzen, bis sie kaum mehr eine Fußbreite für ihr sonst so mächtiges Reich behauptet. Das tragische Ach und Weh — der eiserne Gang des Schicksals und der Kampf des Menschen gegen seine zermalmende Gewalt, oder gegen das Leben, das nach unsern Begriffen das Schicksal selbst ist, scheint wirkungslos zu werden und nur Wenige spiegeln sich noch gerne an der Thräne, welche der tragische Dichter wie eine Perle hervorlockt. Inzwischen findet sich unser Publicum immer mit lebhafter Theilnahme im Theater ein, wenn der Theaterzettel eine kräftige Schöpfung ankündigt, welche treffliche Talente reproduciren. Das Publicum hat seine Lieblinge, und die Namen Shakespeare und Schiller wirken wie ewige Mächte der Phantasiewelt, die bey der leisesten Annäherung die Gemüther magisch berühren!

Wir haben nun nach langer Entbehrung Hrn. Esclair in unserer Mitte. Man bewillkommte ihn am 30. July, als er die Bühne betrat, auf eine wahrhaft herzliche Weise. Ein solcher Empfang ist eine Krone, die immer blüht, und verhallt mit dem Beyfalle auch der Zuruf: der Bühnenkünstler, der seine Meisterschaft nur dem Augenblicke anvertraut und nicht einmal von dem Raume der Bühne hinweg in feste, stehende Form prägen kann, und immer nur seine Persönlichkeit als das Mittel der Wiedervergegenwärtigung gebrauchen muß, ist doch seinen Zeitgenossen — seiner Gegenwart näher, als jeder andere Künstler, sey er Dichter oder plastischer Künstler! — —

Hr. Esclair gab in den „Jugendjahren Heinrich V.“ den Gastwirth Kropp „zum großen Admiral.“ Sein vollendetes Spiel, seine Wahrheit, seine Kunst, die, wie vom ächten Künstler zu erwarten ist, in einander fließen, war eine erquickliche Erscheinung. Es ist sehr zu wünschen, Hr. Esclair möchte noch lange auf unserer königlichen Hofbühne wirken, um auf seine jüngern, künstlerischen Umgebungen durch seine Meisterschaft einzuwirken, und den aufstrebenden Talenten die rechte Bahn des Schauspielers

vorzeichnen durch Wort und Beispiel. — Am 2. August sahen wir die „Braut von Messina.“ Hr. Esclair übernahm die Rolle des Chorführers des Don César. Daß Hr. Esclair als ein tüchtiger Choragete durch Declamation und Mimik seinem Chore Ehre machte, daß er die Würde des Chores richtig auffaßte, kann ich nur als eine Thatfache mittheilen. Freylich reichen die glänzendsten Stellen dieser dramatischen Schöpfung Schiller's nie mehr zur Höhe des antiken Chorus hinan, wenn von musikalischer Ausstattung und Begleitung die Rede ist. Die lyrische Fülle des Schiller'schen Chores, der Schwung der Gedanken, die Pracht der Bilder und der poetische Schmuck der Diction halten immer eine Vergleichung mit den Dichtungen eines Sophokles oder Euripides aus. Allein wie weit bleiben die Einrichtungen der modernen Bühne gegen jene der griechischen Vorzeit zurück, wo vielleicht gerade der Chor der Glanzpunct des Dichters war! — Mad. Schröder übernahm die Rolle der Königin Isabella und bewährte wie immer ihren hohen Beruf, eine ausgezeichnete tragische Künstlerin zu seyn. Glücklich der Dichter, den Esclair und Mad. Schröder tragen. Nur solche Talente stehen mit ihm auf gleicher Höhe und weisen den Stempel der Ebenbürtigkeit. —

Mlle. Schöller, eine junge, angehende Künstlerin, debütierte als Beatrice. Das classische Vorbild einer Schröder, die das Große und Edle einer menschlichen Natur, die tragische Würde des Leidenden und das Pathos der Leidenschaft mit dem glücklichsten Erfolge darstellt, wird sie immer mehr über diese schöne Rolle klar werden lassen! Reinheit des Organs, edler Wuchs und eine blühende Gestalt stehen der Anfängerin zur Seite. Entwickelt sich ihre Anlage unter günstiger Mitwirkung, so bildet sich an ihr der k. Hofbühne eine treffliche Künstlerin.

Nach Grillparzer's „Sappho“ ließ wieder ihrer Liebe Qual und Leiden vernehmen. Mad. Schröder liebte auch diesmal eben so feurig, als im Jahre 1818, wo diese schöne Antike der geistreiche Dichter schuf. Wir möchten die Natur bitten, Mad. Schröder in ewiger Jugend zu erhalten, um in ihr die ausgezeichnete Künstlerin in stets blühender Frische zu besitzen. Mlle. Schöller, als Melitta, verdiente „Melittion“ genannt zu werden. Nur die Blüthe der Gestalt ist einer so zarten Griechinn würdig! —

Neue Gäste besuchten uns wieder seit meinem letzten Berichte. Hr. Moriz vom Stuttgarter Hoftheater und Hr. Schunke von dem zu Berlin. Jenen sah ich als Komiker in den „Drillingen“, diesen als Tragiker in „Cabale und Liebe.“ Hr. Schunke war als Ferdinand Walter sehr brav. Die Leidenschaft der Liebe berührte nicht bloß die Haarspitzen, wenn wir von der Begeisterung sprechen, sie drang ihm ins Herz und sprach sich sehr glücklich aus. Hr. Esclair als Präsident, Hr. Vespermann als Musicus Müller und Mad. Kramer als seine Frau, boten uns den vollen Genuß dieser Schiller'schen Dichtung voll Glut und Energie.

Mlle. Senger, die als Lucia in „König Enzo“ bewies, daß sie Treffliches leisten kann und Künstlergabe besitzt, war auch als bürgerliches Mädchen in der bürgerlichen Tragödie kothurnisch. Wir erinnern uns mit Vergnügen, als sie das Gretchen im Goethe'schen „Faust“ voll Lebenswürdigkeit gab. Mlle. Senger möge sich nicht irre machen lassen und die schöne Bahn muthig verfolgen, auf welcher sie zur Freude warmer Kunstverehrer wandelt!

(Der Schluß folgt.)

K. K. Hoftheater nächst der Burg.

Sonnabend, den 12. October, zum ersten Male: „Der Gelehrte.“ Lustspiel in 2 Aufzügen, nach Scribe und Morvel, von Theodor Hell.

Um jungerer Gewohnheit treu zu bleiben, wollen wir versuchen, auch von diesem Stücke, dessen Inhalt und Handlung sich eigentlich mit zwey Zeilen ausdrücken ließe, eine Art von Abriss unsern Lesern vorzulegen. Der Professor Reinhold, ein Mann noch in den schönsten Lebensjahren, hat sich, seinen Studien zu Liebe, der äußern Welt voll kommen entfremdet, und lebt nur mit und in seinen Büchern. Von seinem Arzt und Freunde, dem Doctor Schulz, erfahren wir, daß er eigentlich kein Professor, sondern ein Graf von Falkenstein und der Besitzer von einigen Millionen ist. Eben dieser Freund und Arzt, der das Unzweckmäßige seiner Lebensart einsieht, sucht ihn durch ärztliche Gründe davon abzuführen und beredet ihn zu heirathen. Der Professor gibt ohne Widerrede nach, überläßt jenem aber die Wahl der Braut und die Sorge der Werbung. Als Graf von Falkenstein und als Brautwerber erscheint er an der Hand des Freundes in dem Hause des Geheimraths von Wertheim, dessen Nichte der Doctor für ihn aus-

gesucht hat, und die ihm von dem Onkel mit tausend Freuden zugesagt worden war. Nun aber ist eben diese Niichte in frühern Zeiten die Pflegerinn und Schülerinn des Professors gewesen und hat ganz im Stillen eine recht warme Neigung zu ihrem wohlwunderlichen, aber doch liebenswürdigen Lehrer gefaßt, eine Neigung, die dieser, obwohl ihm unbewußt und ohne ans Heirathen zu denken, erwidert. Da sich nun bey dem ersten Besuche des Grafen die beyden Brautleute gar nicht zu sehen bekommen und folglich keine Erkennung und Erklärung Statt finden kann, so schlägt Helene, die nur ihren Professor im Herzen trägt, den Grafen aus; dieser ist eben so leicht zu bestimmen, seiner neuen Braut zu entsagen, da er hört, daß ein Verhältniß zwischen ihr und einem jungen Officier besteht. Endlich, natürlich zum Schlusse des Stückes, treffen der Graf und Helene zusammen, sie erkennen und erklären sich, mit dem Ausschlagen und Entsagen ist es aus, der junge Officier, der den gelehrten Nebenbühler zum Zweykampfe gefordert hatte, tritt zurück, zumal da er in ihm seinen frühern Wohlthäter erkennt, und die Liebenden werden vereinigt.

Daß von einer Handlung, im dramatischen Sinne des Wortes, in diesem Stücke nicht die Rede ist, wird sich wohl hinlänglich aus der vorstehenden Inhaltsanzeige ergeben. Die bloße Vereinigung eines liebenden Paares, hier wie bey nahe in allen Komödien, das Ende der Handlung, kann für keine Handlung selbst gelten, da außer dieser Vereinigung durchaus nichts geschieht, und noch obendrein die wenigen Hindernisse, die dieser Vereinigung entgegenstehen, willkürlich und unwichtig sind, indem eine einzige Begegnung Helenens und des Professors sie sammt und sonders über den Haufen geworfen und die ganzen zwey Acte auf eine Scene, nemlich die gegenseitige Liebeserklärung, reducirt hätte. Allein dieses Gebrechen der Handlungslosigkeit hat das Stück mit manchen andern gemein, die wir dem ungeachtet zu den guten, ja vortreflichen rechnen können; solche Stücke nennen wir alsdann Charaktergemälde, und finden uns durch die interessante und belehrende Schilderung des inneren Seelenlebens für den Mangel des äußeren materiellen entschädigt. Nach einer solchen Schilderung aber sehen wir uns vergebens in diesem „Gelehrten“ um. Die Geschichte mit dem „Grafen“ und mit den „Millionen“ wollen wir ganz bey Seite lassen; sie dürfte, trotz aller Lafontaine'schen Nabobs und Romanenonkel, mit der Wahrscheinlichkeit einen harten Strauß zu bestehen haben; allein sie hat mit der Charakterzeichnung des Helden, worauf es hier abgesehen war, unmittelbar nichts zu schaffen und könnte als Reiz- oder Effectmittel allenfalls hingehen. Desto unbarmherziger ist man mit dem Charakter des „Gelehrten“ umgegangen. Pedanterie und Zerstreutheit mögen der Satyre des Lustspiels immerhin ein erlaubtes, ja dankbares Feld darbieten; dann aber bleibe man bey dem Namen wie bey der Sache, und vermische nicht zufällige Nebendinge mit nothwendigen Hauptsachen; man nenne und behandle einen Pedanten oder Zerstreuten, wie er es verdient, aber man fasse nicht die Albernheiten beyder in dem achtbaren Namen und Bilde eines Gelehrten zusammen, der als solcher weder das eine noch das andere zu seyn braucht. — Der Dialog hat mehrere für die Bühne wirksame Stellen, einige Späße nehmen sich ganz gut aus, nur wäre zu wünschen, daß nicht Anekdoten, wie die bekannte mit dem eingesteckten Pantoffel, sich eingeschwärzt hätten.

Die Aufführung, namentlich in Betreff der Hauptperson, die eigentlich das ganze Stück allein zu spielen hat, war durchaus gelungen und erfolgreich. Hr. Löwe spielte den Professor Reinhold mit dem ganzen Aufwande seines reichhaltigen, vielseitigen Talentes. Es war ihm darum zu thun, das Ganze zu einem eigentlichen Charakter zu gestalten. Die übrigen Rollen sind nicht bedeutend; liebenswürdig, lebendig und angenehm war Mad. Anschütz als Helene; ihre zwey kurzen Scenen erfreuten und befriedigten vollkommen. Hr. Costenoble, als Doctor Schulz, war in seiner Art wirksam, Hr. Koberwein als Geheimrath, Hr. Swoboda als Lieutenant (dessen Costüm wohl etwas willkürlich gemischt erschien), Mad. Poller als Geheimrätthin und Hr. Moreau als Bedienter füllten ihre Plätze mit Fleiß und Wirkung aus.

(Mit Nr. 43 des Notizenblattes.)

Herausgeber und Redacteur: Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Donnerstag, den 24. October 1833.

128

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. von N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbs und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die schlimme Herberge.

(Fortsetzung.)

Die beyden alten Freunde drückten sich herzlich die Hand und standen auf, worauf die Diener die herbeygeschafften Geräthschaften eilig wieder in die Wagen packten. Die Zechbrüder prüften unterdeß ihre Reisekräfte. „Mich dünkt,“ sagte Hohenbach lachend, „wir haben Beyde etwas zu viel Grog getrunken. Das ist eine Gewohnheit, die uns aus der Embarcationszeit geblieben ist, als wir mit unserm Regiment eingeschiffet wurden. Aber nur zu, alter Kriegscamerad, hier ist unter uns wenigstens kein schwanker Schiffsboden, sondern die gute, treue lievländische Erde.“ Er faßte hiemit Monheim am Arm und schritt mit ihm aus dem Hause dem Wagen zu. An demselben angelangt, half er dem Freunde bey dem Einsteigen. „Nur hinein, nur hinein,“ rief er, „ich sehe schon, daß ich für dießmal fester auf den Füßen bin als du. Ein nächstes Mal stehst du mir bey. Nun, Kutscher, vorwärts!“

Dieß gesagt, wandte sich Hohenbach eilig zu dem zweyten Wagen, schob den Diener zurück, um zu zeigen, daß er keiner Hülfe bedürfe, und befohl mit der gebietenden Stimme, der man es anhörte, daß sie selten zu nachgiebigen Worten gebraucht werde, rasch zuzufahren. Der Befehl ward von dem Kutscher, dessen Leib nicht ihm selbst gehörte und dessen Seele in der Vermögensrechnung eines Andern eingeschlossen war, mit jähem Diensteifer ausgeführt.

Die Freunde entfernten sich nun von einander in entgegengesetzten Richtungen. Wir wollen Monheim eine Weile fahren lassen und dem ahnenbesißlichen Hohenbach folgen. In einen warmen Mantel dicht eingehüllt, drückte er sich in eine Ecke des weichgepolsterten Wagens und suchte einzuschlafen. Dieß gelang ihm bald mit dem Beystande des mächtigen Geistes, welcher aus Zuckerrohr gezogen und Rum genannt wird, und den Shakespeare Teufel nennen möchte, wenn er nicht schon einen Namen hätte. Während unser Reisende schläft, werden wir ihn unsern Lesern, wenn sie Antheil an ihm nehmen, etwas näher beschreiben, als ihn das Gespräch mit seinem Freunde bis jetzt hat erkennen lassen.

Freyherr von Hohenbach gehörte zu jenen alten Geschlechtern in Livland, welche stolz darauf sind, von den tapfern Rittern abzustammen, die in grauer Vorzeit, unter dem Schutze des deutschen Ordens, das Land an der Ostsee mit dem Schwerte in der Hand erobert und es gegen übermächtige Feinde siegreich behauptet haben. Sie nennen sich den heermeisterlichen Adel, weil ihre Ansiedelung im Lande bis in jene Zeit zurückgeht, wo Heermeister des deutschen Ordens dasselbe regierten. Es sind alte ehrbare Geschlechter und obgleich viele, auf rühmlichem Kriegsfelde verblutend, gegenwärtig ausgestorben sind, so blühen doch auch viele in stets erneuerter Herrlichkeit. Ein vermehrter Glanz strahlt auf diejenigen unter ihnen, die aus ihrer Mitte dem deutschen Orden Hochmeister und Heermeister gegeben haben. Solche sind die von Saltza, von Fersen, von Böklersahm, von Vietinghof und andere, welche hier zu nennen der Raum nicht vergönnt, die aber im Lande hinlänglich bekannt sind. Zu ihnen gehörte auch der Freyherr von Hohenbach und er pflegte gern und oft von Voltho von Hohenbach zu sprechen, der, wie man es leicht aus Chroniken ersehen kann, im Jahre 1289 Meister des deutschen Ordens in Livland ward und während seines Regiments sich als ein tapferer und frommer Herr erwiesen hat. Jeder, der das Gedächtniß edler und hochherziger Thaten achtet, wird mit dem Nachkommen über diese Anhänglichkeit nicht rechten. Erfreut sich doch das Herz eines jeden ächten Deutschen, wenn Lied oder Geschichte tüchtige Altvordern preiset; soll das Blut daher nicht noch freudiger wallen, wenn diese Altvordern uns näher angehören, uns ihren ehrbaren Namen zum Eigenthum vererbt haben? Leider geschieht es aber oftmals, daß zwar der Name als ein eisernes Inventar oder ein unveräußerliches Fideicommiss dem späten Nachkommen ungeschmälert überkommt, indeß die andern Besitzthümer im Laufe der Jahrhunderte und im Wechsel der Zeiten in mannigfache Trümmer zerfallen. Die Freyherrn von Hohenbach hatte ein ähnliches Schicksal getroffen. Im Verfolge der Jahre hatte zwar die Zahl der Ahnen zugenommen, aber das Besitzthum sich vermindert, und der Baron, dem wir jetzt auf seiner Reise nach Pernau folgen, genoß nur noch die beschränkten Einkünfte eines sehr verschuldeten Gutes. Dieß bewirthschaftete er zwar mit Einsicht und Sorgfalt, indeß vermochte er kaum allmählig die übernommene Schuldenlast zu tilgen und befand sich oft seinen Gläubigern gegenüber in großer Verlegenheit. Die gegenwärtige Reise nach Pernau ward hauptsächlich durch die ungestümen Forderungen eines Kaufmanns veranlaßt, der eine dem Baron geliehene Geldsumme zurückverlangte. Der Schuldner hoffte durch eine persönliche Zusammenkunft mit dem Gläubiger eine nur zu nothwendige Fristverlängerung zu erlangen, deren Verweigerung ihn in die größte Verwirrung stürzen mußte.

Des Barons älteste Tochter Ida war ein schönes, aber, wie es sich aus dem Obengesagten ergibt, armes Fräulein, der Grenznachbar hingegen ein reicher junger Mann, dessen Werbung, trotz seines bürgerlichen Namens, wohl zu berücksichtigen war. Als er daher Monheim um seine Vermittelung bat, schlug sie ihm dieser nicht ab, obgleich er vorausah, daß hier die eigenthümlichen Ansichten und Meinungen seines Freundes zu bestreiten seyn würden. Einen ersten Versuch machte er nun in der schlimmen Herberge und obgleich dieser ihm fehlgeschlug, so war er doch schon so sehr auf Widerspruch und Schwierigkeit gefaßt gewesen, daß er deßhalb seine Unternehmung noch nicht aufgab.

Im Wagen allein sitzend, sann er eine Weile über Mittel und Wege nach, wie er seine Werbung nochmals und mit glücklicherm Erfolg anzubringen hatte, bald aber sank auch er, von dem Schaukeln des Wagens eingewiegt, in die Arme des Schlafes.

Hohenbach war vielleicht der erste, der wieder erwachte. Es schien ihm, als sey der Wagen plötzlich kürzer geworden, wenigstens konnte er die Füße nicht mehr in der gewohnten Weise ausstrecken, welcher Umstand, wie alle nicht zwergartig geborne Personen uns zugeben werden, ein sehr beschwerlicher ist. Der Reisende versuchte sich anders zu setzen, um die wohlerinnerliche immer Statt gefundene Gemächlichkeit wieder zu erlangen. Doch vergeblich war seine Bemühung; er mochte sich setzen, wenden und drehen wie er wollte, er vermochte nicht in das Geschiek zu kommen. „Sonderbar,“ dachte er bey sich, „bin ich denn in der verwünschten Schenke gewachsen, oder ist der Wagen zusammengekrochen?“ Jetzt dünkte es ihm, als ob der Wagen überhaupt seine Gestalt geändert habe. Er griff an die Polster und in die Taschen desselben. Sie schienen ihm fremdartig und der Inhalt in den letztern war ihm unbekannt. Noch ganz verwundert und bestürzt schaute er zum Wagen hinaus in die nächste Landschaft. Wie? was war das? Es schien ihm, als fahre er eben bey einem verfallenen, öden Krüge vorbey, an dem er vorhin einen Augenblick still gestanden, um die Pferde zu tränken; dieses Haus mußte aber weit hinter ihm zurückliegen. War es der unsichere trügerische Schimmer einer sternhellen Nacht, oder war es später Feldnebel, der ihm Gaukelbilder schuf, aber er sah und erkannte jetzt mehrere Gegenstände, Bäume, Zäune, Brücken, die ihn glauben machten, er fahre rückwärts dorthin, von wo er gekommen war. „Halt!“ rief er und der Bediente, der hinten auf den, nach Landesbrauch zusammengebundenen, mit einem Teppich bedeckten Bettstücken gesessen, sprang hinab und trat an den Schlag des Wagens.

Hatte Hohenbach sich vorher gewundert, am Wege lauter bekannte, eben gesehene Gegenstände unverhofft wieder zu erblicken, so erstaunte er jetzt nicht wenig, als statt des bekannten Dienergesichts, das er zu sehen erwartete, das Antlitz eines Fremden in den Wagen schaute. Auch vom Kutschbock drehte sich ein unbekannter Kopf halb herum und blickte ihn fragend an.

„Was Henker ist denn das für eine Geschichte? wer seyd ihr, wo bin ich?“ rief der Bestürzte.

„Gnädiger Herr,“ erwiederte der am Schlage stehende Bediente, „Sie sitzen im Wagen Sr. Gnaden des Herrn von Nonheim und wir sind, auf dem richtigen Wege nach Runafehr.“

„Möchte euch der Wolf fressen, euch verdammte Brut, wer hat euch geheissen mich rückwärts zu fahren; nicht nach Runafehr will ich, ich reise nach Pernau.“

„Halten Ew. Gnaden nichts für ungut; was können wir arme Diener wissen, wohin Sie eigentlich reisen, wenn uns das Gegentheil befohlen wird. Vor etwa zwey Stunden, als Ew. Gnaden aus dem Ruje'n'schen Krüge austraten und geruhten sich in den Wagen zu setzen, hatten Sie unserm gnädigen Herrn in Ihren eigenen Reisewagen hineingeholfen und darauf Ihren Kutscher ausdrücklich geheissen, rasch vorwärts zu fahren, was er auch sogleich gethan hat. Der mag nun schon weit vor auf der Pernauer Straße seyn. Ihrerseits setzten Sie sich in den Wagen unsers Herrn und befahlen uns ungesäumt weiter zu fahren.“

Hohenbach mußte laut auflachen, als er die Verwechslung begriff, die hier Statt gefunden hatte. „Der verwünschte Krug!“ sagte er halb für sich, „ich hatte wohl eine Ahnung, daß etwas Seltsames vorkommen würde, aber was ist zu machen! — Nur rasch die Deichsel umgedreht,“ so wandte er sich zu den Dienern, „und zurückgefahren; ich hoffe, daß euer Herr dasselbe thun wird, wenn er nicht bereits früher den Irrthum bemerkt hat.“ Auf erhaltenen Befehl wandte der Kutscher, an Gehorsam ohne Widerspruch und Nachdenken gewöhnt, stillschweigend den Wagen um und fuhr in der entgegengesetzten Richtung wieder zurück.

II.

Was sind das für so lange
Gebirge weit und breit?
Mir wird auf einmal bange
In dieser Einsamkeit?

Romanze von F. v. Eichendorff.

Ungefähr eine Stunde vor Mitternacht hielt man zum zweyten Male vor dem verhängnißvollen Krüge. Er war gänzlich leer und der Krüger schien verwundert zu seyn, daß man für die Nacht Herberge bey ihm suche. Indessen ward der Schuppen sogleich aufgemacht, der Wagen eingefahren und der Reisende in das Herrenzimmer geleitet. Hier bettete der Diener in üblicher Art. Frisches Heu ward hoch aufgeschüttet; Teppich und Glendshaut darüber gebreitet, feine weiße Bettleinen und eine seidene, warme wattirte Decke aufgelegt. Man kann in Frankfurt am Main im „römischen Kaiser“ kein besseres Lager finden.

Während dieses geschah, rauchte Hohenbach aus einer langen Pfeife türkischen Tabak, sah zu und gab hin und wieder seine Weisungen. Als der Diener das Geschäft vollzogen, die letzten Befehle empfangen und darauf sich in die große Wirthsstube zurückgezogen hatte, blieb Hohenbach mit den Dampfwolken der Pfeife und seinen Gedanken allein. Er gehörte zu den Naturen, die Adam Müller, im Gegensatz der monologischen, die dialogischen nennt. Gespräch war ihm so nothwendig, als Essen und Schlaf. Jetzt war er wider sein Vermuthen auf Monologe eingeschränkt.

„Wo Monheim nur bleiben mag?“ dachte er, in dessen Nachtrock auf und abgehend, den er in Erwartung des eigenen mittlerweile angezogen hatte, „es ist doch eine einfältige Geschichte, den Wagen zu verwechseln und nun vollends den Abend in dem öden Hause so einsam und langweilig zuzubringen!“ Unter diesen und ähnlichen, bald nur gedachten, bald halb laut ausgesprochenen Reflexionen war Hohenbach eine Weile in dem Zimmer umhergegangen, als er gähmend und zerstreut, die eine Hand in die Seitentasche des Rocks steckte, und einen Brief darin erfaßte. In gänzlicher Vergessenheit, daß er nicht seine eigenen, sondern seines Freundes Taschen durchgreife, nahm er den Brief heraus und sich nicht darauf besinnend, was dieser enthalte, trat er mit demselben an's Licht, um, nach seiner Meinung, dessen Inhalt in seinem Gedächtnisse aufzufrischen. Der Brief lautete wie folgt:

„Hochzuverehrender Herr Baron! (So konnte auch ein Brief an ihn anfangen — und Hohenbach las daher ruhig weiter) Vergebens würde ich versuchen, Ihnen das innige Gefühl der Dankbarkeit auszudrücken, das mich für Sie erfüllt. Es dürfte mir dieß schriftlich wahrscheinlicher Weise noch weniger gelingen, als früher mündlich. Aber weßhalb suche ich nach Worten? Das Bewußtseyn in Ihrer Brust, das Glück

„eines Menschen begründet oder wenigstens ernstlich darnach gestrebt zu haben, ist ein Lohn, der alle meine Worte überwiegt. Mögen diese Zeilen das Geständniß enthalten, daß ich mit gerührtem Herzen die Mühe anerkenne, die Sie über sich genommen haben. — (Hohenbach rieb sich die Stirne: er konnte nicht d'rauf kommen, wer ihm den feyerlichen Danksa- gungsbrief geschrieben hatte. „Nun, wir wollen sehen, wer die dankbare Seele ist,“ dachte er bey sich, „ich muß doch wohl einmal ein Körnchen Wohl- that oder Gefälligkeit auf guten Boden geworfen haben.“ (Er las weiter:)) „Indem ich die wichtigste Angelegenheit meines Lebens in Ihre Hände gelegt habe, erlaube ich mir hier, aber nur gegen Sie, eine Sache zu berühren, die damit in Beziehung steht. Sie wissen, daß Ihr von mir innig verehr- ter Freund in mannigfachen Geldverlegenheiten sich befindet. Die Schulden, die auf ihm lasten, sind zum Theil ererbt, zum Theil nur durch die un- günstigen Zeitverhältnisse entstanden, so daß kein Vorwurf ihn treffen kann. Indessen ist seine Lage darum nicht weniger schwierig und eine gewisse Wechselschuld besonders drückend für ihn, da der Gläubiger ein ungestümer, rücksichtsloser Mann ist. Von dieser Seite drohet ihm ein offenerer Ruin. Nachdem ich solches in Erfahrung gebracht, bemühte ich mich den verderb- lichen Schlag abzuwenden. Ich verfügte mich daher zu dem Gläubiger und da ich diesen, indem er selbst in Verlegenheit war, nicht nur gänzlich abge- neigt fand, seinem Schuldner auch die geringste Frist zu gewähren, sondern vielmehr ernstlich entschlossen, im Nichtzahlungsfall sofort zu gerichtlich zwingenden Maßregeln zu schreiten, so beredete ich mich zu einem Schritte, den Sie vielleicht tadeln werden. Ich kaufte den Wechsel ganz zur Zufrie- denheit jenes, jedoch mit dem Beding ab, gegen den Aussteller nichts davon verlauten, sondern vielmehr auf sein wahrscheinliches Nachsuchen um Frist- verlängerung, dieselbe ohne Weigerung Statt finden zu lassen. Ich weiß nicht, was der Kaufmann, der gänzlich die gewöhnliche Denkungsart seines Standes hat, von mir meinte, aber so viel ist gewiß, daß er, höchst zu- frieden einen unsichern Wechsel gegen gleich baare Zahlung zu verkaufen, mir gerne versprochen hat, gegen den eigentlichen Wechsellaussteller genau nach meinem Verlangen sich zu benehmen. Mithin wird Ihr Freund nie den wahren Zusammenhang der Sache erfahren, die gewünschte Frist erlangen und von dieser Seite ruhig seyn. Ich weiß wohl, daß er niemals eingewil- ligt haben würde, auf diese Weise mir eine Verpflichtung schuldig zu wer- den und so habe ich ohne Zweifel eigenmächtig verfahren, indessen richten Sie mich nicht zu streng; es war mir unmöglich den Ehrenmann in den Händen eines herzlosen Gläubigers zu lassen. Übrigens baue ich auf diesen Umstand keineswegs irgend eine Hoffnung; im Gegentheil, ich ersuche Sie inständigst desselben mit keiner Sylbe gegen Ihren Freund zu erwähnen. Den mehrmals gedachten Wechsel werden Sie zerrissen hier angelegt finden.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

München, im August 1833.

(S c h l u ß.)

Am 13. August hatten wir eine „dramatisch-musicalische Abendunterhaltung“ in 4 Theilungen. Hr. Santini und Hr. Bayer sangen Parthien aus der Rossini

schen Oper: „Il Barbiere di Sevilla,“ aus der Oper: „Italiana in Algeri“ und aus Cimarosa's „Il matrimonio segreto.“ Hr. Santini gehört entschieden zu den ersten Sängern und verbindet mit seinem herrlichen Gesang zugleich ein eminentes Komiker-talent. Im „matrimonio segreto“ wirkten — im Finale und Duett — Hr. Pellegri und seine Frau mit den Dlle. Fuchs und Deisenrieder und Hr. Bayer mit. Ein rauschender Beyfall lobte die Sänger für das köstliche Ensemble. — Hr. Stiefstahl aus Berlin spielte Variationen über russische Lieder von L. Maurer. Die russischen Lieder und Weisen mögen ihren nationalen Werth haben. Lyrische Klänge aus jenen rauhen, winterlichen Regionen greifen auch in die Seele des Südländers, aber sie wirkten mehr, wenn wir sie aus dem Munde guter Sängler hörten. Hr. Stiefstahl zeichnet sich aus durch die reine, kräftige Führung des Bogens, durch eine schmelzende Zartheit und Fülle, und ist Meister eines Instrumentes, das zu den schwierigsten gehört. — Mimisch-plastische Darstellungen, mit Musikbegleitung von Seyfried, erfunden von Mad. Schröder und von ihr dargestellt, machten den Schluß. Liebe, Eifersucht, Haß, Verachtung u. s. w., kurz die ganze Tonleiter des menschlichen Herzens wurden von ihr mit allgemeinem Beyfalle plastisch ausgeprägt.

Mad. Schechner-Wagen ist nun von Berlin zurück. Sie trat in der Beethoven'schen Oper: „Fidelio“ zum ersten Male wieder auf und gönnte uns den langentbehrten Genuß ihres ausgezeichneten Gesanges. Musicalische Kritiker im Auslande wollen behaupten, daß diese Sänglerin, die sich binnen kurzer Zeit einen so großen Ruhm erwarb, an Umfang und Fülle ihrer Stimme verloren habe. Mad. Schechner-Wagen widerlegte als Fidelio diese Meinung vor einigen Tagen auf unserer königlichen Hofbühne. Wenn wir im Drama sehr selten große Erscheinungen sehen, wenn Dichtungen aus der Sphäre der Tragödie ersten Ranges nur spärlich an uns vorübergehen, so werden wir dagegen durch die vorzüglichsten Opern entschädigt. Vielleicht überrascht uns der k. Capellmeister Hr. Chelard, der vor Kurzem von London zurückkam, mit einer neuen Tonschöpfung, wozu ihm der zweijährige Aufenthalt in der größten Stadt Europa's Stoff an die Hand gab. Er würde uns sehr erfreuen, wenn er zu seiner Oper „Macbeth,“ den der größte dramatische Dichter mit einem unerreichbaren Aufwande poetischer Kraft ausgestattet, ein Seitenstück lieferte. Die genialen Compositeurs unserer Zeit treten nun zusehends an die Stelle der Tragöden, als wollten sie die Eindrücke ihrer Dichtungen, weil sie allmählig im Erlöschen begriffen sind, durch die Macht der Töne wieder beleben und selbst alle tragischen Mittel in ihr bezauberndes Reich herüberziehen. Das Wort des Dichters, die Prägnanz seiner Diction, sein Pathos und die Plastik seiner Charaktere scheinen ihre Wirksamkeit zu verlieren und man läßt sich die Poesie durch die Töne in das Herz schmeicheln. Wo einmal Rossini's „Othello“ gegeben wurde, findet jener eines Shakespeare schwerlich einen Eingang mehr. Eine singende Desdemona, ein singender Mohr Othello haben das Übergewicht erhalten, und eine schmelzende Arie, ein meisterhaftes Duett oder Terzett der nemlichen Situation erfreuen sich einer günstigeren Aufnahme, als der geistreichste oder leidenschaftlichste, mit allem dichterischen Schwunge ausgerüstete Dialog. In dieser Erscheinung liegt vielleicht ein Wink für den dramatischen Dichter, sich wieder der Tragödie der Alten zu nähern und, was dort der Chor, der Träger der höchsten Fülle lyrischer Dichtung und tiefgehender Reflexion, mit so großem Erfolge wirkte, sich mit dem Tonkünstler zu verbinden und mittelst dieses Bundes die Gegenwart zum Schönen emporzuheben, das ihr nur mehr durch ein stoffartiges Medium in seinem ganzen Zauber erscheint. — Die Oper breitet ihr Reich immer mehr aus, aber der Dichter der Gattung (der Tonsetzer dürfte mithin als Art-Dichter gelten) muß sich, um seine Ansprüche und Rechte nicht zu vergeben, vertragsmäßig in diese Herrschaft theilen und sie werden vereint eine Ara herbeiführen, welche das Höchste in der Kunst löset! — Aber immer steht der Dichter noch auf einer höhern Stufe von wissenschaftlicher Bildung und Intelligenz, um zu jedem Tonsetzer herabzusteigen, der bey aller Fülle seines schöpferischen Talentos in den unendlichen Ideenkreis des Ersteren sich nicht finden wird und darum einen Bund mit ihm ausschlägt, der an ihn zu große Forderungen macht. Der Dichter steht im Augenblicke in einem zu untergeordneten Verhältnisse zum Tonsetzer; er ist nur sein Diener, und darf ihm höchstens nur ein Gerippe, nur leichte Umrisse liefern, um diese durch den Tondichter ausfüllen zu lassen und zu einem poetischen Kunst-Ganzen zu erschaffen. Kein großer Dichter schmeigte sich noch in die Herrschaft des Compositeurs, weil er sich nicht in Fesseln schlagen lassen mag, die seinen Aufschwung niederdrücken, um die freye Bahn poetischen Wirkens abzutreten. Wer lieferte Operntexte seit Mozart? Kennen Sie ein Talent von Bedeutung? Welchen dichterischen Werth

haben alle gedichteten Operntexte? — Wohl! Schifane der träumte einmal poetisch und verrieth wenigstens eine romantische Anlage.

Ich verlor mich in eine Betrachtung, die mich zu weit führen würde, wenn ich sie vollenden wollte. Eine Andeutung in Ihrem Blatte kann vielleicht eine Anregung geben und den Forscher zu einer gründlichen Deduction veranlassen! —

Da ich Ihnen Neuigkeiten aus unserer Königsstadt mittheilen wollte, so darf ich noch Manches berühren. — Am 25. August fand die Einweihung der neuen protestantischen Kirche Statt. Dieser Tempel zeichnet sich durch hohe Einfachheit und Würde aus. Ihre Majestät die Königin Witve beehrte die protestantische Gemeinde mit Ihrer hohen Gegenwart. Nachmittags ging die Trauung eines evangelischen Pfarrers vor sich. Die innere Ausschmückung entspricht ganz dem Geiste der Confession. Das Gewölbe zieren sehr gelungene Gemälde aus dem neuen Testamente. Das Gemälde am Altar, das Abendmahl darstellend, zeugt von einer geübten Künstlerhand. Die Nacht, obwohl vom Lampenschein erleuchtet, erscheint uns vom Künstler zu düster gehalten. Man muß dem Gemälde sehr nahe treten, um die Figuren zu erkennen, die sehr geistreich behandelt sind. Die Kirche hat die Form einer Rotunde und wirkt durch Heiterkeit sehr wohlthätig auf das Gemüth.

München hat nun um ein ausgezeichnetes Gebäude wieder mehr, dem sich allmählig die neue k. Hofbibliothek, die Ludwigskirche und der erst vor Kurzem begonnene Bau des nördlichen Residenzflügels anschließen werden. Der südliche Theil ist nun von Außen vollendet, und ich behalte mir vor, in einem besonderen Berichte die innere, herrliche, alle Erwartung weit übertreffende Ausschmückung Ihnen mitzutheilen.

Die Kunst entfaltet hier den üppigsten Reichthum, die höchste Fülle und die königliche Pracht, wie sie kaum in Europa gesehen werden kann, wenigstens in dieser Neuheit, in dieser Anordnung, erhöht die künstlerischen Erzeugnisse durch einen unübertroffenen Glanz.

Der große Obelisk auf dem Carolinenplatz erhebt sich bereits als Denkmal für die 30000 Baiern, die in Rußland bluteten und dem fürchterlichen Ungemache jener Expedition erlagen, der keine aus der ganzen Geschichte an die Seite gestellt werden kann.

So reihen sich an die großartigen, königlichen Bauten merkwürdige Denkmäler, und erheben die lebende Generation zu einem edlen Gefühle, das die Kunst allein zu befehlen vermag und für das Große concentrirt.

K. K. privil. Theater an der Wien.

Am 9. October wurde als Beneficevorstellung des Verfassers zum ersten Male gegeben: „Robert der Teufel,“ parodirende große Zauberposse mit Gefang in 3 Acten von Joh. Neffron. — Der Erscheinung dieser ziemlich lange erwarteten Parodie gingen die vortheilhaftesten Gerüchte voraus; die Erwartung war auf etwas sehr Gelungenes gespannt und von dem Verfasser des in seiner Art wirklich ausgezeichneten „liederlichen Kleeblattes Lumpacivagabundus“ konnte man wohl auch mit gutem Rechte etwas Entsprechendes hoffen. Die Aufnahme selbst und der Erfolg waren jedoch nichts weniger als glücklich zu nennen. Als das Schiffslein der Laune am ersten Abende scheiterte, durfte man sich vielleicht mit einem bessern Success der späteren trösten: allein was anfangs Widerstand gefunden hatte, ging weiterhin matt und spurlos vorüber, — und es ist in solchen Fällen eine wirklich undankbare Rolle der Kritik, die Vermittlerin zwischen Stück und Publicum spielen zu müssen. Allerdings fehlt es dieser neuen Neffron'schen Arbeit an den eigentlichen fesselnden Elementen; statt daß der Humor selbstthätig und originell hervortritt, ist er in die engen Fesseln slavischer Nachahmeren geworfen: denn es ist wirklich leichter eine gute Originalposse zu liefern, als sich in der schmälern Bahn der Parodie frey und ungehemmt, mit Witz und Laune zu bewegen. Was nun das Product selbst anlangt, so walidet darin eine sonderbare Zwittererey zwischen Parodie und Travestie vor; es ist großentheils der Form nach die erstere, dem Inhalt zufolge die letztere — und in einzelnen Situationen tritt wieder das umgekehrte Verhältniß ein. Sollte nun diese Mengeren Statt finden, so sehen wir hinwieder vergeblich nach ihren unerläßlichen Aggregaten, nach Humor, dem Grazioso der Parodie, und nach Ironie, der Soubrette der Travestie, um. Freylich vertragen sich diese beyden Geister nicht mit einander, aber sie lassen sich mit Erfolg einander gegen über stellen — und dann wird auf diesem humoristisch-ironischen Wege allerdings wahrhaft Lächerliches an den Tag kommen, wie es auf den bunten Markt einer solchen Mischkomödie gehört. Da nun ein solches Erzeugniß mit den localen und Tagesinteressen in Berührung steht, so müssen auch diese

sorgfältiger berücksichtigt werden. Die Parodie hätte sich hier weniger an Persönliches, mehr an den Gang der ohnedies sehr auf die Spitze gestellten Handlung des Originals halten sollen, der Sachwitz hätte durch komische Situationen und Inversionen als vorwaltend behandelt werden, und das Publicum in seinem Genusse nicht einzig und allein auf ein paar Späße angewiesen werden sollen, mit Ausnahme deren alles Übrige recht matt und langweilig dasteht. Endlich hätte auch die Musik des Originals parodirt werden dürfen, wozu recht hinlängliche Veranlassungen vorhanden; — man hätte uns auf diese Art Hrn. A. Müller's Musik erspart, für dessen Composition wir — da Kohesbue bereits die Gretry'sche eine ungesalzene nannte — wirklich um eine bezeichnende Benennung verlegen sind. Der Franzose hat Recht, wenn er sagt: alle Arten sind gut, mit Ausnahme der langweiligen; und wenn es in dem Gefühle eines Parodisten einen Barometer für diese Abweichungen gäbe — so hätte auch im „Robert der Teurel“ so Manches geändert werden müssen. Es genüge anzudeuten, daß die einzige Scene, zu welcher das Original keine Veranlassung gab, nemlich jene Kauschcene, wo Reimbodert Bertram's infernalisches Frack anthut, die drolligste und wirksamste war. — Betrachtet man jedoch das Stück nach seiner Tendenz und mitunter nach seinem technischen Baue, vergleicht man es ferner mit einem Nachwerke ähnlichen Inhalts, das den Besuchern eines andern Vorstadttheaters über zwanzigmal aufgedrungen wurde, bedenkt man endlich, daß es einen eben so unermüdet thätigen als verdienstlichen Komiker zum Verfasser hat, so wird man die Meinung des Ref. theilen, welcher die ganz theilnahmlose Aufnahme einen allzu strengen Ausspruch nennen muß. Sollte diese Strenge in gleichem Verhältnisse bey andern Vorstellungen dieser Bühne in Anwendung gebracht werden, so zweifelt Ref., ob so manche bis zum Ende gespielt werden dürften. Ein besonderer Übelstand bey der in Rede stehenden Parodie ist es, daß die Hauptperson, welche dem Stücke den Namen gibt, kein Interesse erregt: aber dem Verfasser ist es doch nicht zur Schuld anzurechnen, daß der Darsteller sie noch tief unter alles Interesse setzte. Es ist kaum begreiflich, wie man eine Rolle mit solcher Polichinellbeweglichkeit und doch so ganz ohne alle Laune ins Leben treten lassen kann. Oder sollten sich die Zuhörer dadurch entschädigt finden, daß er unziemliche Späße auf persönliche Kosten der Mitbeschäftigten vorbrachte, und Anspielungen auf die Handlungsweise eines entwichenen Mitgliedes dieser Bühne, über welche ohnedies eine nichts weniger als freundliche Meinung im Publicum herrscht. Solche ärmliche Witzressourcen, wenn sie auch ein momentanes Lachen erregen, verletzen doch das Zartgefühl des Publicums und bringen hintennach die unangenehme Stimmung hervor, in welcher man sich schämt, über solche Citate der chronique scandaleuse gelacht zu haben, welche gewöhnlich nur durch Umschlingung höherer Instructionen und durch Nichtachtung des Anstandes zum Vorschein kommen. Der Beneficiant war in der drolligen Rolle des Bertram von großer Wirksamkeit; er hatte sich sein Terrain scharf und richtig vorgezeichnet und verdient um so mehr die Anerkennung der Kritik, da ihm unter unfreundlichen Umständen die theatralische entgegen ist. Diese trockene Komik, mitunter Frage, dieser doppelte Contrast in der Ungereimtheit der Sache und in der ernstern Miene der Person sind unläugbar lächerlich und jene Sicherheit, im Gefühle welcher diese Grenzen nirgends überschritten werden, ist das Zeugniß eines ausgezeichneten komischen Talentes, durch welches Hr. Nestron uns bereits vielfach werth geworden ist. Die Persönlichkeit des Hrn. Scholz ist für den Reimbodert sehr förderlich und der spärliche Beyfall bezog sich größtentheils auf seine Scenen. Dlle. Böllner ist mit ihrer Eifert in Verlegenheit; viel Beweglichkeit und Worte — wenig Eindruck. Decorationen und Costume waren neu, das Arrangement nicht übel, doch sogar diese bewährten Zugmittel blieben ohne Erfolg. Die erste Vorstellung war über alle Massen stark besucht, aber schon die nächste im Vergleiche sehr mäßig und diese absteigende Linie erstreckte sich auf alle späteren.

Modell XLIII.

Ein Mantel (Pompadour) von Atlas mit unaufgeschnittenem Sammet geziert, nach einem Original von J. G. Beer, bürgl. Damenkleidmacher in der Dorotheergasse, Nr. 1108.

Eine Gros-de-Naples-Capotte, mit schwarzen Blonden und Gazeband geziert, nach einem Original von M. Langer in der Annagasse Nr. 986, im 1. Stock.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schich.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

f ü r
Kunst, Literatur, Theater
u n d
M o d e.

Sonnabend, den 26. October 1833.

129

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. von N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die schlimme Herberge.

(F o r t s e t z u n g.)

Als Hohenbach so weit gelesen hatte und noch immer den Brief nicht recht verstand, schlug er das Blatt um, um durch Ansicht des Wechsels ein näheres Licht zu erhalten. Aber wie erstaunte er, als er seine eigene Verschreibung vernichtet darin fand. Hastig sah er nach der Unterschrift des Briefes. Diese lautete: von Avenarius, und die Aufschrift an den Baron von Monheim.

Jetzt ward dem Überraschten plötzlich alles klar. Er griff an den Rock, den er anhatte, und erinnerte sich, daß er den anfangs unverständlichen Brief aus einer fremden Tasche gezogen und dadurch nun wider Willen und Vermuthen hinter ein Geheimniß gekommen war, das man vor ihm hatte verbergen wollen. Nach dieser Entdeckung wechselten rasch verschiedene Empfindungen in seiner Brust; er fühlte sich gekränkt und doch konnte er auch dem Edelmuthe des unaufgeforderten Vertreters der Schuld seine Achtung nicht versagen. Dieser, weit entfernt irgend einen Vortheil bezwecken zu wollen, verlangte ja ausdrücklich, daß das ganze Verfahren ein Geheimniß bleiben solle, und nur ein Zufall, außer dem Bereich aller Berechnungen, hatte es aufgedeckt.

„Es ist eine verwickelte Geschichte geworden,“ sprach Hohenbach zu sich selbst, „wenn doch wenigstens Monheim wiederkäme. Er muß wie ein Siebenschläfer schlafen, und meine Leute sind im Stande ihn bis Perna zu fahren. Ubrigens kann ich selbst nun freylich meine Reise dorthin aufgeben.“

Hohenbach war durch die Auffindung des zerrissenen Wechsels so aufgeregt worden, daß ihm der Schlaf darüber verging. Er pfliff in hastigen Absätzen Bruchstücke eines Marsches und trommelte dazu auf den Scheiben des Fensters, an welches er getreten war. Draußen beleuchtete der Mond eine öde, hügelichte Landschaft, in deren Hintergrunde die Ruinen des Ordenschlosses Ruhen in grauen, unbestimmten Massen gegen den Nachthimmel emporstarrten. Als eben sein Blick zufällig an denselben haftete, glaubte er eine dunkle Gestalt zu sehen, die aus dem alten Gemäuer hervortauchte und sich thalwärts

bewegte. Neugierig verfolgte er sie und unterschied bald einen Reiter, der in einem raschen Trabe von der Burg her sich dem Krüge näherte. Es dauerte auch nicht lange, so vernahm er dicht am Hause den Hufschlag eines Pferdes; ein Mann stieg an der Thüre ab, übergab es in einem gebietenden Tone dem Krüger und trat darauf in die Herrenstube. Nach einer stummen Verbeugung gegen den Baron, ganz in der Art eines Mannes, dessen Stand und Bewußtseyn ihn zu einem gewissen unabhängigen, kurz angebundenen Benehmen gegen Andere gewöhnt hat, legte er einen Mantelsack und zwey Cantinen auf den Tisch und begann sich daselbst einzurichten. Bald waren zierliche silberne Reisstellerchen, ein ähnlicher Becher, Messer und Gabel und zwey gebratene, in reinliche Linnen eingewickelte Repphühner hervorgekamt. Die Cantinen lieferten hiezu zwey hellgeschliffene Flaschen, deren goldgelber Inhalt sich als alter Rheinwein ankündigte.

Während dieß geschah, stand Hohenbach noch immer am Fenster und sah dem Beginnen des neuangekommenen Reisenden nicht ohne Befremden zu. „Der später Ankommende,“ dachte er, „könnte doch dem früher Eingekehrten ein paar verbindliche Worte sagen, ehe er ihn, besonders bey so später Zeit, mit seinem Reiselärm stört.“ Diese erste unwillige Regung wurde aber bald durch die bereits erwähnte dialogische Natur des Barons besiegt. Wenn der Fremde sich auch etwas rücksichtslos benahm, so war es doch immer Jemand, mit dem vielleicht ein Gespräch anzuknüpfen war, und sein ausgezeichnetes Äußere, seine obgleich altmodische, doch reiche Kleidung, seine zierliche Reiseeinrichtung ließen in ihm einen Mann von Stande vermuthen. „Es ist vielleicht ein reisender Engländer,“ meinte Hohenbach, „und mit diesen Leuten muß man es nicht genau nehmen. Bis Monheim kommt, ist er vielleicht gut genug.“

„Sie reisen so spät und so einsam?“ fing Hohenbach zum Fremden gewendet an.

Der Reisende sah sich langsam um und erwiederte in einem ernsten Tone der jedoch nichts Zurückstoßendes hatte: „Sie nennen meine Eigenschaften, mein Herr: ich bin spät und einsam.“

Hohenbach, der heiter und freundlich war und nicht leicht eine Rede übel nahm, deren Angriff nicht offen zu Tage lag, wie eine aus der Scheide gezogene Degenspitze, entgegnete: „Wäre ich nicht der früher Angekommene, so würde ich Ihre einsame Eigenschaft achten, da Sie aber mich bereits hier getroffen haben, so bitte ich mich als Jemand zu betrachten, der nicht mit Vorbedacht Ihre Einsamkeit stört.“

„Meine Einsamkeit stört Niemand,“ sprach der Fremde, „vielmehr störe ich die Einsamkeit Anderer. Meine Worte sollten nichts Unfreundliches enthalten, und zum Beweise bitte ich Sie, mein Herr, ein Glas Wein mit mir zu trinken.“

„Das ist gewiß und wahrhaftig ein Engländer,“ sprach Hohenbach für sich; „nun, auf der Reise kommt man mit allerley Leuten zusammen und läßt sich ihre Weise gefallen; zum Glück scheint dieser gesprächiger zu seyn, als seine Landsleute es gewöhnlich sind.“ Der Baron rückte einen Stuhl an den Tisch heran und setzte sich.

„Sie sind vermuthlich ein Engländer?“ fing er an, mit seiner vorgefaßten Meinung fortdauernd beschäftigt.

„Bewahre der Himmel!“ erwiederte der Fremde, „ich bin ein guter, als

ter Lievländer von ächtem deutschen Schrot und Korn. Ja wenn Sie mir einen großen Gefallen thun wollen, so lassen Sie uns die neumodische, ungesüßte, ja unsinnige Redeweise mit Sie und Ihnen vermeiden. Ich sehe in Ihnen, und irre mich gewiß nicht, einen alten Adelligen des Landes und so wird Ihnen die alte, rechte Redeweise mit Ihr und Euch, als der Gebrauch der Ahnen, recht und lieb seyn.“

Hohenbach nannte sich, und da ihn die Worte des Fremden für ihn eingenommen hatten, fügte er hinzu, daß ihm die neue und alte Anrede recht sey.

„So recht, so recht, Freyherr,“ rief der Fremde mit größerer Lebhaftigkeit aus, als er bis jetzt geäußert hatte, „erlaubt mir, daß ich Euch den Becher mit dem Wapen unseres Geschlechtes voll alten Weines gieße, und thut mir Bescheid: die alte Weise soll leben!“

Hohenbach trank und sah dann bedächtig das zierlich eingeschnittene Wapen an, aber er setzte alsbald befremdet den Becher nieder und sprach: „Ich kenne wohl das Wapen, jedoch ist es das eines lange ausgestorbenen Geschlechtes!“

„Es ist das Wapen Derer von Nordeck,“ entgegnete der Fremde, „Herr Walther von Nordeck war der fünfzehnte Meister deutschen Ordens in Lievland.“

„Vollkommen richtig, aber das Geschlecht Derer von Nordeck, durch mehr als vier Jahrhunderte eine Zierde Lievlands, ist jetzt ausgestorben. Der letzte Nordeck fiel auf dem Schlachtfelde von Kirchholm an der Düna, nachdem er siebzehn Polen getödtet hatte und sein Schwert auf dem Schädel des achtzehnten zerbrochen war.“

„Könnte jener Nordeck nicht von seinen Wunden genesen seyn?“ fragte der Fremde.

„Die Geschichte meldet hierüber nichts. Auch sind seit jener Schlacht bekanntlich mehr als anderthalb hundert Jahre verflossen,“ antwortete Hohenbach.

„Das Leben eines Menschen wird manchmal wunderbar gefristet und die Dauer eines Daseyns gleicht nicht der Dauer eines andern. Ich will Euch einen Vorfall in Erinnerung bringen, der Euch nicht unbekannt seyn wird. Als vor mehr denn drehundert Jahren das Kriegsmüde Lievland, dem eiteln Schutze der Polen vertrauend, sich seiner Selbstständigkeit begab, versammelte der letzte Heermeister Gotthard Kettler die Ritter auf dem Schlosse zu Riga. Dort legten sie in Gegenwart der polnischen Abgeordneten das Ordenskleid, das Kreuz und die Ritterkette ab, überlieferten das große Siegel, die kaiserlichen Diplome, die Marienfahne und die Schlüssel des Schloßes, umarmten sich unter einander und schieden aus der Gemeinschaft des Ordens, indem Thränen des Unmuths und des Schmerzes über die männlichen, im Kriege verwitterten Antlitz rannen^{*)}. Ein Ritter in dieser Versammlung ertrug es nicht, er entfernte sich schweigend, gebrochenen Herzens, behielt Kleid und Kreuz und entwich in die Wälder, die empfangene Ritterweihe und Würde behauptend. Vergeblich verfolgte man ihn und suchte ihn gefangen zu machen. Er ließ sich nicht ergreifen, obgleich er sich oft und vielen Leuten gezeigt hat. Man sah ihn lange Jahre nachher auf den Zinnen der geschändeten, verwüsteten Schloßer trauernd sitzen, an der Küste mit flatterndem Ordens-

^{*)} Ketz's lievländische Friedens- und Kriegsgeschichte. S. 260.

gewand sich über die Trümmer der Orlogsschiffe beugen und auf den Schlachtfeldern wie eine graue Nebelgestalt umherwandeln, ja sogar noch jetzt blickt oft sein behelmtes Haupt durch die Mauerlöcher und über die Ruinen der gebrochenen Schlösser in die Thäler hinab, wenn unten auf den Heerstraßen Reisende der Gegenwart vorbeiziehen. So lebt der alte Ritter bis in unsere Zeiten hinein und Ihr werdet gewiß von ihm gehört haben, ja vielleicht habt Ihr ihn selbst gesehen.“

„Wohl kenne ich die gemeine Sage vom alten Ritter Weiland,“ erwiderte Hohenbach, „sie hat sich unter den deutschen Landeinsassen Livlands erhalten und man kann sie nicht ohne Behmuth erzählen hören. Indessen hat wohl schwerlich Jemand den alten Ritter gesehen, ausgenommen mit den Augen reger Einbildungskraft, wenn er altem Mauerwerk tapferer Vorwelt gegenüber sich zu lebhaft in die längstvergangenen Zeiten zurückgedacht hat.“

„Das ist Eure Meinung, Freyherr, die durch eine entgegengesetzte Meinung entkräftet werden kann.“

„Sie könnte doch leicht die Meinung der Mehrzahl seyn und darin ihre Bekräftigung und Unwiderlegbarkeit finden.“

„Wer darf entscheidend sagen, ob Mehrzahl oder Minderzahl irrt! — doch lassen wir das, Freyherr, und halten wir uns an den Wein. Es ist Rudesheimer, würdig an der Tafel unserer alten Heermeister getrunken worden zu seyn.“

Hohenbach betrachtete den räthselhaften Gast etwas betreten. Es war ein hoher, hagerer Mann, schon vorgerückt in der letzten Hälfte des gewöhnlichen Menschenalters; seine Weise deutete auf frühern Kriegsdienst, welche Voraussetzung durch eine breite Hiebwunde bestätigt ward, die sich über die Stirne nach der linken Braue hinzog und diese über dem Auge tief niederdrückte. So seltsam der Mann erschien, so mundete doch dem Baron der Wein, den er eingeschenkt hatte. Hohenbach leerte den zweyten, geräumigen Becher, und in der immer mehr erheiterten Stimmung, die der freudebringende Trank veranlaßte, fragte er den Fremden, warum er zu Pferde reise und eine Art des Fortkommens gewählt habe, die in dem Lande, worin sie sich befänden, mit mannigfachen Entbehrungen verknüpft sey.

„Sie ist aber auch mit Genüssen verknüpft, die die breite Fronte und die weite Spur des Wagens nicht gestattet,“ versetzte der Fremde; „ich dringe durch Wälder auf schmalen Holzwegen, ich trabe leicht durch tiefen Sand und erklimme ohne Noth die oft bahuosen Höhen, auf denen die Trümmer unserer alten Schlösser liegen.“

„Sie beschäftigen sich wohl mehr mit der Vorzeit unseres Landes, als mit seiner Gegenwart,“ sagte Hohenbach.

„So ist es,“ antwortete der Fremde, „auch gehöre ich der vergangenen Zeit mehr an, als der jehigen, oder rage eigentlich, wie Ritter Weiland, aus der alten in die neue hinüber.“

Der Baron sah den Fremden wieder einen Augenblick prüfend an, dann fuhr er fort: „Ihre Gesichtszüge deuten auf kein so hohes Alter.“

„Erlaubt mir, Freyherr, eine Vergleichung. Wie über ein bestimmtes Alter hinaus die Jahre eines Pferdes nicht mehr an dessen Zähnen erkannt werden können, so erreichen auch die Gesichtszüge des Menschen eine gewisse Starrheit, die das fortrückende Alter nicht mehr wesentlich verändert, selbst wenn man es auf hundert und fünfzig Jahre gebracht hat.“

Aufgeklärte Leser, die dieß von uns getreulich wieder berichtete Gespräch in der jetzt gebräuchlichen, hastigen Weise, mit jener halben Aufmerksamkeit lesen, mit der sie Erzählungen und Novellen raschen Blicks und geschäftigen Daumens zu durchheilen pflegen, werden die Worte des Fremden für scherzhaftes Gespräch oder irre Reden zu halten geneigt seyn. Wir wollen ihnen nicht voreilig widersprechen, halten aber doch für nöthig, über die Lage des Freyherrn von Hohenbach, dem Fremden gegenüber, einige Worte einzuschalten. Wer in einem hellerleuchteten Redoutensaale einer grauenhaften, fragenhaften Räubermaske mit Pistolen im Gürtel begegnet, auf den macht sie gewiß nicht denselben Eindruck, als auf einen Andern, der einsam wandernd, eine ähnliche Maske plötzlich in einem Hohlwege erblickt; dergleichen vernimmt ein und derselbe Mann den Knall eines Schusses bey einem heitern Scheibenschießen ohne die geringste Bestürzung, hingegen ihn ein naher Schuß bey finsterner Nacht, mitten im Walde, auf keine wohlthuende Weise überrascht. Diese vorläufigen Bemerkungen auf den Baron angewandt, finden wir, daß er einsam, in einer verrufenen Herberge, um Mitternacht einem plötzlich erschienenen, geheimnißvollen Fremden gegenübersteht, der in einer imponirenden Weise die seltsamsten Behauptungen ausspricht. Einige Bestürzung und selbst Grauen ist ihm daher nicht zu verargen, denn obgleich er ein Mann war, der überall, wie man zu sagen pflegt, seinen Mann stand, so drängten sich doch jetzt in seiner erregten Einbildungskraft die Sagen von Wahrgeistern, herumirrenden Todten und Vampyren schnell auf einander. Indessen faßte er sich mit dem muthigen Anstande eines Zeitgenossen der siegreichsten Gegner einer eingebildeten Geisterwelt und führte das Gespräch mit anscheinend ruhiger Besinnung fort:

„Ich muß gestehen, daß ich nie Ritter Weiland gesehen habe. Die alten Spießbürger in unsern Städten, wenn sie einmal über's Land reisen, so wie unsere landbewohnenden Förster und Posthalter, sind darin glücklicher. Ich für meinen Theil halte die Geschichte für ein Märchen, das mir übrigens lieb und theuer ist. Sind Sie nicht meiner Meinung, Herr von Nordack? Ich nehme mir die Freyheit Sie so zu nennen, weil Sie das Wapen dieses alten Geschlechts auf Ihren Bechern führen.“

„Es ist jetzt ein neueres Geschlecht in diesen Ländern ansäßig, das dasselbe Wapen hat,“ bemerkte der Fremde.

„Um die neuen Wapen und die neuen Familien kümmere ich mich nicht.“

„Da sind Sie strenger als selbst Ritter Weiland, der, obschon mit seinem innigsten Wesen an alter Herrlichkeit hängend, dennoch mit theilnehmendem Auge in die Gegenwart hineinschaut. Sein Daseyn ist übrigens für mich kein Märchen.“

„Vielleicht also, nach Ihren letzten Worten zu urtheilen, eine ironische Allegorie, gleichsam ein Popanz, der die allzu große Anhänglichkeit an die vorige Zeit personificiren soll?“

„O gewiß noch weniger. Existirte der Ritter Weiland nur durch die Sage, so würde ich darin eine rührende Gedächtnißsäule finden, die der rühmlichen Vorzeit, im Geist und Gemüth der nachfolgenden Geschlechter, ohne Stein und Erz errichtet ist; aber das Daseyn des Ritters ist auf eine andere Weise ausgemacht und wirklich. Ich habe ihn vor Kurzem gesprochen.“

„Sie haben ihn gesprochen?“ rief der Freyherr, ungewiß, ob er zu erschrecken oder zu zürnen habe.

„Ja, ich habe ihn in den Ruinen der Burg Kokenhusen an der Düna gesprochen und dachte ihn heute auf Schloß Ruken wieder zu treffen. Damals erzählte er mir eine wunderbare Geschichte.“

„Nun, wäre es nicht möglich, diese Geschichte zu erfahren?“ sagte Hohenbach halb ungläubig, halb spöttisch.

„Sehr gern, ich werde dieselbe mit seinen eigenen Worten, so gut ich solche behalten habe, wiederholen,“ antwortete der Fremde und fuhr dann folgendermaßen fort:

(Die Fortsetzung folgt.)

K. K. privil. Theater in der Josephstadt.

Gastrollen des Hrn. Nabehl.

Wir haben absichtlich mit unserm Referat über die Gastrollen des Hrn. Nabehl, vom aufgelösten k. sächsischen Hoftheater zu Leipzig, geögert, um mit der Zeit wo möglich auch die Gelegenheit zu gewinnen, den Gast in einer Reihe verschiedenartiger Rollen beschäftigt und sein Talent auf eine wechselnde Art vor uns entfaltet zu sehen, um über sein Streben und seine Fähigkeit ein begründetes Urtheil im Allgemeinen abgeben zu können. So leicht sollte es uns jedoch nicht werden. Unter Umständen, deren Erklärung nicht hieher gehört, erschien Hr. Nabehl nur in zwey Rollen vor uns, nemlich als Baron St. Georges im „Schwäher“ und als Tanzmeister in „Johann Hasel“, wovon er die erste dreymal, die letzte zweymal spielte, und uns nach fünfmaligem Auftreten daher nur diese zwey chargirten Parthien als Maßstab für sein gesamntes Streben kund gab. Bey solchen Verhältnissen kann auch unsere Beurtheilung nur bedingungsweise lauten: da man uns wohl unmöglich zumuthen kann, daß wir einen Schauspielers, der zwey Rollen, wie die vorgenannten, tadellos spielt, gleich für einen Stern erster Größe anerkennen sollen, — was wir doch thun müßten, wenn wir nur seine Leistung und den glücklichen Erfolg derselben vor Augen hätten. Hr. Nabehl spricht sehr elegant Französisch, ziemlich wohlklingend Italienisch, er hat viel Beweglichkeit und Anstand, gute äußere Mittel, und wenn seine übrigen theatralischen Schöpfungen dem Tanzmeister in „Johann Hasel“ und den beyden ersten Abtheilungen des „Schwähers“ gleich kommen, so ist er ein ehrenwerther Schauspieler. Die erstgenannte Parthie ist unseres Bedünkens die bey weitem gelungenere, obwohl die zweyte durch vielfältige Beschäftigung mehr auf den Applaus wirkt, welcher Hr. Nabehl auch im Übermaße zu Theil wurde. Aber eben in der Rolle des „Schwähers“, worin er anderweitig so manches Verdienstliche entfaltete, hat eine gewisse Selbstgefälligkeit im Auffassen die Gestalt der objectiven Erscheinung vergessen, welche etwas trocken und recht arm an Humor dasteht. Überdies sind Zuthaten, wie das Maultrommelspiel, das höchst mittelmäßige Absingen französischer und welscher Lieder, endlich der vielfach abgeknetete Dialektreig am Schlusse, Dinge, über die wir lieber schweigen, als sie etwa wie Geschmacksproben des Gastes betrachten wollen. Mit der Aufnahme, welche Hr. Nabehl hier fand, hatte er wohl alle Ursache zufrieden zu seyn; der Standpunct der Kritik ist jedoch ein anderer und von diesem aus kann dem Gaste nur die ziemlich befriedigende Lösung dieser beyden, eben nicht sehr schwierigen Aufgaben zugestanden werden. Hr. Nabehl ist unseres Wissens auch dramatischer Schriftsteller, und da sich in seinem ganzen Wesen eine gewisse feine Bildung und ein glückliches *savoir faire* ausdrückt, so unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß sein Talent auch in andern Leistungen beachtenswerth hervortritt, zu welcher vollen Überzeugung jedoch, wie gesagt, uns bisher die Gelegenheit fehlte. Beyde genannten Piecen waren erstmalige Vorstellungen der Josephstädter Bühne. Die übrige Besetzung des „Schwähers“ entsprach gerade so weit, um nicht störend zu seyn, — auch dienen eigentlich alle Mitwirkenden nur zur Fosse der Hauptfigur. Im „Johann Hasel“ verdient Hr. Kändler für die so passende als lebendig wahre Ausführung der Hauptrolle in den beyden ersten Abtheilungen eine höchst lobenswerthe Erwähnung. Welch ein erfreulicher Contrast gegen seine sonstigen fast ans Karrikirte grenzenden Darstellungen! Dieser Johann Hasel, so lange er den Gallarod noch nicht kennt, war doch ganz natürlich — ein frappantes Lebensbild; aber wie der Modestrad angethan, war es auch wieder um Natur und Wahrheit geschehen.

Mad. Fischer, welche in letztgenannter Gastvorstellung des Hrn. Nabehl recht erfreulich mitwirkte, erschien seither bey der zweyten Aufführung des Calderons Schumacher'schen „Mädchen des Gomez Arias“ am 11. October als Dorothea, in welcher Rolle Ute. Fried. Herbst von dem Wiener Publicum auf eine recht ehrenvolle Weise Abschied genommen hatte. Wir haben uns bereits weitläufig über den Erfolg dieses Stückes ausgesprochen: diese Veränderung in der Besetzung war nicht zu seinem Vortheile. Man kann eine talentvolle und in frühern Darstellungen recht verdienstliche Schauspielerinn nicht genug vor solchen abweichenden Wegen warnen, wie sie Mad. Fischer jetzt leider schon öfter betritt, wo jeder Zug Unnatur, jede Tirade eine Übertreibung ist, wie dieses in ihrer Dorothea ganz besonders der Fall war. Je lauter da der Beyfall von oben ertönen mag, desto ernster verstummt der verständige Kunstfreund und bedauert ein ganz verkehrtes Streben. Dieses absichtliche Überbieten und Zuvielsthen ist von der Grenzlinie des Schönen so weit entfernt, als es der Sphäre der Weiblichkeit fremd ist. Statt Effect hervorzubringen (der selbst wo er als gesucht erscheint, doch immer etwas der Natur mindestens Halbähnliches zur Grundlage verlangt) haben solche Leistungen das Loos aller — Herrbilder, und es ist doppelt schmerzlich, in solchem anhaltenden Irrthum ein Talent befangen zu sehen, das zu Bedeutendem befähigt ist.

Am 14. October sahen wir w. M. Stegmayer's Ritterschauspiel: „Friedrich der Streitbare“ unter einer solchen Constellation über diese Bühne gehen, daß sich das spärlich versammelte Publicum stellenweise zu einem Beyfall herbeyließ, dem nur eine ironische Deutung gegeben werden konnte. Ref. erinnert sich, mit alleiniger Ausnahme des weitland „Jurioso“ keiner ähnlichen so ganz verunglückten Vorstellung. Hr. M. a. t. t. e., Mad. S. c. h. m. i. d. l., und theilweise auch Mad. F. i. s. c. h. e. r. und Hr. W. a. l. t. e. r. truaen zu dieser Gestaltung reichlich bey. Die Kritik braucht über gewisse Dinge, die so tief unter ihr stehen, wohl nicht erst die jammernde Stimme zu erheben.

F o n k u n s t.

„Zwölf Gedichte,“ von F. C. Peppert, für 4 Männerstimmen in Musik gesetzt u. s. w. von Conradin Kreutzer. Livre (?) 1. Mainz, bey Schott's Söhnen.

Diese sechs Gesänge, wozu der Text aus einem hier völlig unbekanntem Dichter gewählt ist, liegen in abgeforderten Stimmen vor, und können daher, aus Mangel einer Partitur, nicht genau beurtheilt werden. So viel sich indessen aus der, den Gesang führenden Oberstimme (Tenore primo) abnehmen läßt, ist die Melodie dem durch die Worte ausgedrückten Sinn und Gefühle größtentheils entsprechend. Als tüchtiger Harmonist hat der Hr. Tonsetzer sich in seinen größern Werken und seinen übrigen Liedern hinlänglich bewährt, und es ist daher nicht zu zweifeln, daß die vorliegenden Gesänge auch in dieser Hinsicht das Ohr des Musikfreundes und die Forderungen des Kenners befriedigen werden.

Die Textbehandlung angehend bleibt uns in Nr. 3 zu wünschen, daß der Zusammenhang des Satzes:

„Die Wand'rer, sie schauen,
Ob nirgends ein Licht
Das nächtliche Grauen
Gar freundlich durchbricht,“

nicht unterbrochen worden wäre. Hätten die Wand'rer das Licht gesehen, so möchte die Wiederholung der Worte: „ein Licht!“ und das bey dem zweyten Male darüber angebrachte Ferma ihre freudige Überraschung ausgedrückt haben und daher an rechter Stelle gewesen seyn. Da sie aber das Licht suchen, so können die Wiederholung und das Ferma den Sinn des Ganzen nur stören. In den zwey folgenden Strophen bietet der Text sich dieser Behandlung williger dar, und sie veranlaßt keine Störung.

Wenn wir sagen, daß uns Nr. 4 am gelungensten scheint, so soll damit keineswegs gemeint seyn, daß nicht alle sechs Nummern Sängern und Zuhörern eine angenehme Unterhaltung zu gewähren im Stande sind.

Format, Druck und Papier sind gut, nur hätte der Text sorgfältiger corrigirt werden sollen. So steht z. B. gleich im ersten Gesange: Vor den Träumen, statt: Von den Träumen. — Morgen wird, statt: Morgenwind; im zweyten: Felsen-gin, statt: Felsenjinnen u. m. dgl.

„Der Choralfreund, oder: Studien für das Choralspielen,“ componirt von Ch. H. Rink. Sechs Hefte in klein Querfolio. Mainz, in der Hofmusikhandlung von B. Schott's Söhnen.

Die Tendenz dieses Werkes ist, wie der Verfasser selbst erklärt, die Choramusik im weitesten Umfange des Wortes und somit auch das Orgelspiel überhaupt, in so weit es mit dem Choral in Verbindung steht, zu pflegen und zu fördern. Dieser Endzweck wird auch vollkommen erreicht, um so mehr, als Hr. Rink bey den einfachen Choralen so-

wohl (wozu die bekannten Melodien beibehalten wurden), als auch den der zwey-, drey-, vier- und fünfstimmigen Bearbeitung derselben noch die Bezeichnung beigelegt hat, wodurch Anfänger in den Stimm gesetzt werden, sich diese Chorale in vier Stimmen selbst auszusagen, was ihnen als Übung im vierstimmigen Satz von entschiedenem Nutzen seyn wird.

Das Werk eignet sich daher nicht nur für die Begleitung des Gesanges der Gemeinde beim Gottesdienste, sondern auch für das Studium des Orgelspiels.

Die ersten drey Hefen enthalten jedes drey, das vierte zwey, das fünfte vier, und das sechste zwey Chorale mit ihren Veränderungen.

Die Auflage ist lobenswerth.

„Le Serment, ou les faux Monnoyeurs.“ Musique de D. F. E. Auber. Ouverture, réduite pour le Piano par V. Rifaute. Mayence, chez les fils de Schott.

Die Composition einer Ouverture läßt sich kaum nach einem Clavierauszuge würdigen. Leichter ging dies noch zu jener Zeit an, wo die Tonsetzer den Werth dieser Musikgattung vorzüglich in wohl gewählte Motive und deren plan- und kunstmäßige Ausführung setzten; Verdienste, die auch in der dürftigen Form eines Clavierauszuges noch zu erkennen sind. In unsern Tagen aber, wo in derley Tonstücken von Durchführungen einer herrschenden, dem Charakter der Oper, welcher sie zur Vorrede dienen soll, angemessenen Idee nicht mehr die Rede ist, sondern meistens eine Art von Potpourri aus einem halben Duzend in der Oper selbst vorkommenden Motiven zusammengekettert wird, und aller Reiz der Composition in eine mäßlich reiche, wechselnde, selten geschmack, immer aber geräuschvolle Instrumentirung gelegt wird, kann ein Clavierauszug durchaus keinen richtigen Begriff von der Originalcomposition für das Orchester gewähren.

So weit übrigens auch Auber — nach unserer Meinung — als dramatischer Componist hinter Cherubini, Nabul und Boieldieu zurücksteht, welche, mit Verschmähung des jetzt allgemeinen Haschens nach Effect und Zuhlers mit der ungebildeten Menge, den wahren Effect nicht in betäubendem Lärm und in Uebereinanderhäufung gewaltsamer, ohrenzerreißender Modulationen, sondern in der Wahrheit des Ausdrucks und der Richtigkeit der Charakterisirung suchten; hat er sich doch in seiner „Stimmen von Portici“ und, stellenweise, auch in seinen übrigen Werken, den Platz des ersten französischen Operncomponisten gegenwärtiger Zeit errungen, wovon jedoch in der vorliegenden Ouverture wenig zu bemerken ist, welche wahrscheinlich so, wie die meisten ihres Gleichen, nur durch die oben angedeutete Instrumentationsweise anzusprechen vermag.

Die Einrichtung derselben für das Pianoforte ist mit Fleiß und mit Kenntniß des Instruments verfertigt.

Die Ausstattung läßt an Druck und Papier nichts zu wünschen übrig.

Concert-Anzeige.

Die Familie K o n t s k i, deren wir in diesen Blättern schon öftere rühmende Erwähnung gethan haben, wird vor ihrer Abreise noch einmal vor dem Publicum unserer Hauptstadt auftreten. Die Brüder Carl und Anton von K o n t s k i, Mitglieder der Gesellschaft der Musikfreunde des österreichischen Kaiserstaates und des Musikvereins in Krakau, werden zu diesem Ende Sonntag, den 27. October, im Saale der Gesellschaft der Musikfreunde ihr letztes hiesiges Concert geben. Es läßt sich erwarten, daß ein beynabe einjähriger Aufenthalt in Wien und ein unermüdetes Studium in der Composition wie in der Behandlung ihrer Instrumente, für die künstlerische Ausbildung dieser talentvollen Brüder recht interessante und erfreuliche Resultate geliefert haben, weshalb wir auf die bevorstehenden Leistungen, und namentlich auf das von beyden Brüdern neu componirte Doppelconcert für Violine und Pianoforte, besonders aufmerksam machen zu dürfen glauben. Der Inhalt des Concerts besteht in folgenden Musikstücken: 1. O u v e r t ü r e, componirt von A n t o n v. K o n t s k i. 2. „Les adieux de Vienne,“ Doppelconcert für Violine und Pianoforte, componirt und vorgetragen von den beyden Concertgebern Carl und A n t o n v. K o n t s k i (Erster Satz). 3. Arie aus der Oper: „I Montecchi ed i Capuletti,“ gesungen von Fräulein E u g e n i e v. K o n t s k i. 4. Neue Variationen auf einen beliebigen Mazur, für Violine und Pianoforte, componirt und vorgetragen von den beyden Concertgebern. 5. Arie aus der Oper: „Joseph und seine Brüder,“ gesungen von Hrn. G o t t f r i e d (Dilettant). 6. Polonaise concertante für die Violine, componirt von J. B e n e s c h und vorgetragen von dem kleinen A p o l l i n a r v. K o n t s k i, Schüler seines Bruders. 7. Divertimento für das englische Horn, componirt und vorgetragen von Hrn. Giovanni Daniele C a r i n i. 8. Adagio und Rondo aus obigem Doppelconcert, vorgetragen von den beyden Concertgebern. — Eintrittskarten sind in den Kunsthandlungen der Herren H a s l i n g e r, D i a b e l l i, A r t a r i a und an der Casse zu haben. Der Anfang ist um halb 1 Uhr.

Herausgeber und Redacteur: J o h a n n S c h i d h.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Dienstag, den 29. October 1833.

130

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. von H. Strauß sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die schlimme Herberge.

(Fortsetzung.)

III.

Der Tod, der ist dein Feind,
Ein Sarg dein Hochzeitbett,
Dein Eh'herr, dein getreuer,
Liegt auf dem schmalen Bret.

Altes Volkslied.

„Im Gesichtskreise der gebrochenen Burg Kremon, unweit des gleichfalls ruinirten heermeisterlichen Schlosses Wenden, lebte auf seinem Gute vor jetzt hundert und zwanzig Jahren ein Edelmann, dessen Stamm vordem in vielen Zweigen geblüht hatte. Die blutigen und langwierigen Kriege aber, die in jener Zeit unser Land bestehen mußte, hatten alle diese Blüthen abgestreift und dem Edelmann war von Söhnen und Brudersöhnen nur eine Tochter geblieben, auf deren künftigen Gemahl sein Wapenschild übergehen sollte. Diese Tochter, deren Name Agnes war, wuchs hold und lieblich auf, alle Blicke auf sich ziehend, wie eine einsam im wüsten Felde in glänzender Farbenpracht emporgekeimte Blume. Aus dem engen Thale, in welches die Schlösser Kremon, Treiden und Segewold hinabschauen und in dem ich mich oft und gern aufhalte, wandelte ich zu Zeiten hinüber in den Garten des Edelmanns, um mit Agnes zu spielen, wenn das liebliche Kind sich gerade allein dort befand. Zuerst vor mir erschreckend, hatte sie sich nach und nach an mich gewöhnt, nannte mich Oheim Weiland, nahm die bunten Steine, Muscheln und Blumen an, die ich ihr brachte, und versprach dagegen, wenn sie groß seyn würde, mir einen neuen Mantel zu machen und, statt des schwarzen Kreuzes, ein goldenes darauf zu heften.“

„Sie war eine holdblühende Jungfrau geworden und ich hatte längst aufgehört zu ihr in den Garten zu kommen, als ich einst von den Zinnen von Kremon sie und einen schönen, kühn blickenden Jüngling im Felde lustwandeln sah. Sie waren in ein heiteres Gespräch versunken, sahen sich in der reizenden Landschaft um und mochten auch wohl über den Mauern der Burg meine vermittelte Gestalt erblickt haben, denn die Jungfrau neigte plötzlich erbleichend ihr Haupt auf die Brust des Jünglings und dieser fuhr auf, muthig und fast

drohend zu mir hinüberschauend. Ich suchte darauf Kunde über ihn zu erlangen und erfuhr, daß er ein Oberster deutscher Söldner sey, die der Feldherr Graf von Mansfeld dem schwedischen Heere zugeführt. Er hatte dazu beygetragen die räuberischen Polen Kopfüber aus dem Lande zu werfen und man sprach rühmend von seiner Tapferkeit, Kriegskunde und seinem Edelmuthe. Während der Ruhe, die auf beschwerliche Feldzüge gefolgt war, stand er mit seinem Regiment in der Stadt Wenden und hatte von da aus den Edelmann und dessen schöne Tochter kennen gelernt. Es hieß, daß er sich um ihre Hand bewerbe und ich freute mich, die holde Jungfrau, die ich von ihrer Kindheit her liebte, mit einem tapfern und edlen Gemahl verbunden zu denken.“

„Hierauf wanderte ich weg aus jener Gegend und verbrachte wohl ein Jahr in den Ruinen der Schlösser Helmet und Sonneburg. Dann geschah es, daß ich zurück auf Burg Kremon kam, welche mir die liebste ist vor allen. Einstmals stand ich harrend an der Mauer des Gartens, um wieder einmal Agnes zu schauen. Da kam sie einen schattigen Weg hinabgewandelt, gesenkten Blicks und in ihrer Haltung tiefe Trauer ausdrückend. Mich rührte ihr Anblick. Ich ergriff den Stamm eines Baumes mir zunächst und schüttelte ihn so mächtig, daß die Äste und Zweige des Wipfels rauschend zusammenfahren und gegen einander schlugen, als brause ein gewaltiger Sturm hindurch. Agnes sah empor und erbebte, da sie mich erblickte, bald faßte sie sich aber und sprach: „Ach, guter Ritter Weiland, ich habe Euch lange nicht gesehen, als Kind habt Ihr mich wohl lieb gehabt, aber dann verlassen. Jetzt verlassen mich Alle, selbst mein eigener Vater! Könnt Ihr mir nicht helfen!“ Indem sie so sprach, naheten sich eilige Tritte und ich verschwand hinter der Mauer, hörte aber eine unangenehme, männliche Stimme sagen: „Mit wem unterhaltet Ihr Euch, sprödes Fräulein? doch nicht mit Eurem alten Bekannten dem Ritter Weiland? der wird Euch in Eurem Starrsinn nicht beystehen und vielmehr die Meinung Eures Herrn Vaters theilen. Die neuaufgeschossenen Glückspilze werden nicht nach dem Geschmack des ehrbaren Ritters seyn!“ Ich sah behutsam über die Mauer, um den zu betrachten, der solche Reden führte. Es war ein mir unbekannter, reich und cavaliermäßig gekleideter Mann, mit Ehrenketten auf der Brust und einem schmalen Stoßdegen an der Seite. Am meisten fiel mir sein bleiches, fast bläuliches, abstoßendes Antlitz auf.“

„Für jetzt zog ich mich in meine Ruinen zurück, ruhete aber nicht, bis ich die Veranlassung der Betrübniß wußte, in der ich Agnes gesehen. Jener Oberster, der die erwachende Neigung der Jungfrau erlangt, hatte bey dem Vater um ihre Hand geworben, aber dieser wies den Freyer mit Hochmuth zurück, denn, obschon er eine hohe Kriegswürde bekleidete, war er doch nur von geringem Herkommen und führte keinen andern Namen, als den ihm die Krieger gegeben. Eisehand hieß er wegen der Tapferkeit seines Armes und in seinem einfachen Wapenschilde, das ihm der König von Schweden verliehen, waren, ohne Eckschilder, nur sieben gebundene Schwerter zu sehen, zum Andenken, daß er einst durch einen kühnen Reiterstreich einen ganzen polnischen Kriegsrath mit sieben ihrer Heerführer gefangen ins schwedische Lager gebracht hatte. „Nie,“ sprach der ahnenstolze Edelmann, „werde ich mein altes Wapenschild an dieses junge hängen, eine so rühmliche That es auch vergegenwärtiget, und eher verlobe ich, so wahr ich lebe, meine Tochter einem Todten!““

„Die wieder begonnenen Feindseligkeiten riefen den Obersten an die Grenzen des Landes. Während seiner Abwesenheit erschien ein anderer Freyer, der zwar nicht die Gunst der Tochter, aber die Begünstigung des Vaters zu gewinnen wußte. Es war dieß der Graf Schreckenstein, der, wie er behauptete, nach Livland gekommen war, um in dem schwedischen Heere einem Feldzuge als Freywilliger beizuwohnen. Obgleich nun die Truppen, mit denen er sich vereinen sollte, weit in Litthauen vorgerückt waren, so weilte der Graf noch immer unter diesem und jenem Vorwande auf dem Gute des Edelmanns und umlagerte mit seinen Bewerbungen die arme Agnes. Sie verbarg ihm ihre Abneigung nicht, aber Schreckenstein bemühte sich um so eifriger um sie und lag dem Vater unablässig an, vor seiner Abreise zum Heere seine Vermählung mit Agnes zu begehren. Der Edelmann war nur zu sehr mit ihm einverstanden, indem die Beschleunigung dieser Vermählung ihm als das sicherste Mittel erschien, den andern, ihm unwillkommenen Eidam für immer zu entfernen. Demnach setzte er einen nahen Tag an, an dem Agnes dem Grafen, wenn auch gezwungen, zum Traualtar folgen sollte.“

„So standen die Sachen, als ich auf Burg Kremon zurückgekommen war und mich Agnes gezeigt hatte. Ich konnte der Unseligen nicht helfen und doch würde ich das Äußerste versucht haben, hätte ich ihr ganzes grauses Schicksal vorausgesehen. Aber es ist mir nur gegeben in der Gegenwart an die Vergangenheit zu mahnen; die Zukunft steht mir wie eine bezwingende Gegnerin gegenüber. Indessen unterließ ich nicht einen Versuch. Als ich in einer Nacht die Thore des Edelmanns unbewacht fand, trat ich an sein Bett, in dem er schlaflos lag. Ich sprach zu ihm von dem Widerwillen seiner Tochter gegen den Grafen und ermahnte ihn, ihr keinen Gemahl aufzudringen. Zuerst war er über meinen Anblick bestürzt, dann versank er in Nachdenken und entgegnete mir hierauf: „Wie, Ritter Weiland, seyd Ihr es? Ich erkenne Euch wohl an Eurer Gestalt, aber nicht an Euren Worten. Ihr seyd von der Würde der alten Zeit durchdrungen, sie ist Euer Daseyn und Wesen und Ihr könnt Euch von der bunten, frischen Farbe der Gegenwart und ihrem oberflächlichen Glanz also bethören lassen! Haben Euch die Thränen junger Augen so sehr durchweichen können, Euch mauerstarr, granitsten Greis! Wandelt zurück in Eure zertrümmerten Burgeshallen, setzt Euch an dem bemoosten Wapenhalter im Eingang nieder und wenn Ihr meine Tochter mit dem Grafen Schreckenstein zur Kirche wandeln seht, so gedenkt, daß keines der Wapenschilder, die Ihr bewacht, das seinige an Alterthum überragt.“

„Ich schritt durch die nächtlich dunkle Landschaft betrübt zurück. Tiefe Unzufriedenheit ergriff mich, ich wollte mein düsteres Daseyn von mir streifen und nicht mehr die Menschen der Gegenwart an die Vergangenheit erinnern, auf daß sie nicht über das Gedächtniß der alten die Forderungen der gegenwärtigen Zeit unbillig verachteten. Als ich aber Kremon erreicht hatte und von weitem die Zinnen von Segewold und Treiden hinübersahen, da drang wieder Ruhe in mein entrüstetes Herz. „An die Kriegsmühen,“ sprach ich zu mir, „die Tapferkeit, den Hochsinn untergegangener Altvordern mahnen diese Mauern, erinnere dich verwittertes, behelmtes Haupt. Lasse von deiner Bestimmung nicht ab, belebe auch ferner die Schlawheit der Gegenwart durch den erfrischenden Odem der Vorwelt, und wenn, neben den noch duftenden und kräftigen Blüten derselben, auch dürre gepflegt werden, so erkenne darin nur die allgemeine Achtung für das Erbe der Ahnen!“

„Am dritten Tage nach meiner Unterredung mit dem Edelmann sah ich aus den Schießscharten der alten Thürme den Brautzug Agnesens. Sie saß, nach damaliger Sitte, auf einem mit reichen Decken behangenen Pferde hinter ihrem Brautführer. Neben ihr ritt der Bräutigam. Ihr Blick war gesenkt und das Antlitz bleich, wie einer Sterbenden; das seinige bläulich wie das eines Todten und im dunklen Auge brannte ein wildes Feuer. Ich seufzte, und wie die Abendnebel sich ins Thal senkten, verließ ich Kremon und wanderte weit weg an die Marken des Landes, auf Schloß Neuhaus, das Ritter von Uexkull einst so tapfer vertheidigt hat. Hier weilte ich bis in den Herbst, da die Ruinen der Burgen über den entblätterten Wäldern von grauen Wolken umlagert und von Stürmen durchtobt, noch starrer und trüber in die bewohnten Ebenen hinabschauten. Es erwachte mir in dem alten, versteinerten Herzen eine wehmüthige Sehnsucht, nach meinem holden Kinde, der blassen Lillie Agnes, zu schauen.“

„Ich ging die Narowa hinauf an den sturmbelegten Peipussee und kam wieder auf Burg Kremon. Aber vergebens sah ich mehrere Tage hindurch in die Thäler hinab, den weiten Gesichtskreis mit dem Blick durchirrend. Weder Agnes, noch ihr schauerlicher Gemahl, noch der alte Edelmann waren zu erspähen. Jetzt stieg ich in einer mond hellen Nacht in die Ebene und schlich umher und horchte nach den Gesprächen der Menschen. Da erfuhr ich eine gräßliche Geschichte, die wieder zu erzählen mir schwer wird.“

„Es hatte der Vater der unglücklichen Agnes einst im unbedachten Eifer ausgerufen: „Eher als dem Eisenhand vermähle ich meine Tochter einem Todten!“ Die lauernde Hölle überhörte seine Worte nicht und eine überfüllte Leiche warb um das holdeste Leben.“

„Ich hatte den unheilvollen Hochzeitzug gesehen. Die Vermählung ward, nach alter Sitte, mit großem Gepränge begangen. Der Bräutigam führte die nicht erröthende, nur immer mehr erbleichende Agnes in das prachtvoll gezierte Brautgemach, das ein düsterer Trauersaal werden sollte. Die Gäste jubelten die Nacht hindurch und als am andern Morgen sie mit ihren Glückswünschen sich naheten, war der Graf entwichen, die arme Braut aber lag da, eine blasse, blutlose Leiche.“

(Der Schluß folgt.)

K. K. privil. Theater in der Josephstadt.

Am 17. October zum Vortheile des Regisseurs Hrn. Fried. Demmer zum ersten Male: „Der Zwenkampf“ (Le Pré aux Cleres). Komische Oper in 3 Aufzügen, frey nach dem Französischen; für diese Bühne eingerichtet von J. Kupelwieser. Musik von Herold. Bevor wir zur eigentlichen Beleuchtung dieser neuen Opernvorstellung schreiben, können wir nicht umhin, vor Allem Hrn. Stöger's rüsigem, erfreulichem Streben die verdiente Anerkennung zu zollen. Welche bedeutende Zahl namhafter Neuigkeiten verdanken wir nicht seinem unermüdlchen Bemühen, das Publicum nach Kräften zufrieden zu stellen. Kaum verklungen die gewaltigen Tonmassen „Roberts“, dessen erste Bekanntschaft auch das Josephstädter Theater gewährte, so geht schon Herold's viel besprochene letzte Oper über dieselbe Bühne, eine Novität, welche bisher nur an zwen Orten in ganz Deutschland zur Vorstellung kam, und mit Nächstem tönt uns wohl der berühmte „Ali Baba“ von dort entgegen. Betrachtet man ferner die Art, wie hier alles Neue in Scene geht; wie selbst bey Piecen, wo für die Folge durchaus auf keinen goldenen Success zu rechnen ist, keine Kosten gescheut und alle Kräfte aufgebotten werden, nach Maßgabe der vorhandenen Mittel das Entsprechendste zu leisten: so muß eine, so

achtsame Führung eines Privat-Institutes die allgemeine Achtung in hohem Maße für sich gewinnen. Es gibt überall Parteyen; daß die so nahe liegende Veranlassung zu Parallelen eine Partey gegen die Josephstädter Operngesellschaft ins Leben gerufen hat, läßt sich nicht nur denken, sondern ist vielmehr factisch vorhanden; — daß es aber auch eine Partey geben könne, welche die schöne Absicht und den redlichen Willen dieser Leitung verkennen sollte, das müssen wir nach der Summe vorliegender Thatsachen wirklich als eine Unmöglichkeit annehmen. — Herold's „Zweykampf“ gehört wie die „Marie“ und die „Braut“ zu der Classe jener Opern, welche nirgends in ganz Deutschland — mit alleiniger Ausnahme Wien's — lebhaftere Sensation erregen können. Die Oper (oder vielleicht richtiger: das Singspiel) ist durchaus nicht im großen Style geschrieben; man begegnet da keinen imponirenden Massen; alle glänzenden Arioso's fehlen; die Chöre selbst erscheinen nur in sehr leichten Situationen; die Ensembles sind keine brillirenden Concertstücke — und der Stoff erregt kein Hautschauern. Und doch liegt in diesen leichten, kleinen Melodien, in dieser notwendigen Reciprocität von Spiel und Gesang ein eigener Reiz, der in der erforderlichen Stimmung empfunden, dieser Arbeit einen stillen, aber darum nicht minder ehrenvollen Triumph sichert. Journale überliefern uns die Nachricht, daß der Erfolg dieser Oper an zwey deutschen auswärtigen Bühnen sehr schwankend war; also ein factischer Beweis für unsere oben ausgesprochene Ansicht, der indessen (wir wollen recht offen reden) aber auch vielleicht nichts weiter darthut: als daß die Sänger anderwärts eben so schwache Schauspieler sind, als bey uns, die aber noch lange nicht so gut zu singen wissen, als man dies bey uns gewohnt ist. Wir haben im obigen Satze Wien ausgenommen, und gewiß mit vollem Rechte: denn hier allein versteht man das Verdienst eines musicalischen Productes, sey dieses auch nur eine Miniatur, zu würdigen: der gute, richtige Geschmack läßt sich hier die Mühe oftmaliger Überzeugung nicht reuen; dieselben, die sich oft am ersten Abende ganz kopfschüttelnd über eine Novität äußerten, findet man als aufmerksame Zuhörer in der zweyten, dritten Vorstellung wieder versammelt, nachholen, was ihnen etwa entgangen, auffassen, was sie vielleicht mißverstanden, und am Ende entzückt widerrufen, was sie anfangs ausgesprochen. Man abstrahirt nach und nach von dem Fremdartigen, hält sich an das eigentliche Gute, läßt keinen Tact unerforscht und dieser thätige, wohlthollende Sinn, das Gute „aufsuchen zu wollen“, dieses offene, empfängliche Gemüth unsers Publicums gilt jedem Verdienste als Bürge dereinstiger Anerkennung: indeß man auswärtig gewohnt ist, sich auf superflüge Weise in der Genusseligkeit einzuschränken, viel zu radotiren, und im Geschmace der literarischen Wortführer überall zu opponiren. Bey uns ist der Fall nicht selten, daß eine Oper, die bey der ersten Vorstellung lautlos vorüberging, mit der zehnten eine Lieblingsoper des Publicums geworden ist, welches in solchen nachgehobten Ehrenrettungen gewiß einen schönen Beweis seines Sinnes für alles Gute gibt. Wir fanden uns veranlaßt, diese ofgedachte Ansicht auszusprechen, weil sie es ist, die mit der Zeit wohl auch ihre Rechte über vorgenannte Herold'sche Composition geltend machen wird. Was nun die Urtheile der streng- oder deutsch-Musicalischen (eine Secte, deren allzu kräftige Propaganda auch vom Norden herabwirkt) über den „Zweykampf“ anlangt, so wird es da freylich sehr viel zu tadeln geben: es klingt das Meiste so siederartig; das Genre ist bloß gefällig, ohne grandios zu seyn; der Contrapunct läßt sein Recht nicht genugsam vorwalten und die Begleitung ist allenthalben so discret: — aber diese Raisonnements machen sich glücklicherweise meist nur auf dem Druckpapiere breit, und Rossini's, Bellini's, Kuber's und Herold's Compositionen gefallen, obgleich ihnen jene Hermandad in ihrem Bereiche längst den Stab gebrochen hat. — Was den Stoff des „Zweykampfes“ betrifft, so handelt es sich hier um nichts weiter, als um die heimliche Vereinigung und Flucht der Gräfinn Isabella Montal mit dem Navarreser Gesandten Baron Mergy, zu welcher die Prinzessin Margaretha selbst die Hand bietet, weil sie es nicht dulden kann, daß diese Hofdame, ihr Lieblich, einer Laune aufgeopfert und an den händelsüchtigen Obrist Comminge vermählt werden soll. Die hiezu nöthigen Behelfe führen gefällige Situationen, einen Maskenball, eine ländliche Hochzeit und endlich ein Duell herben, woben der ziemlich prablerische Comminge schwer verwundet wird. Die Dragoner des Obristen bilden den männlichen Chor; auf dem Maskenballe, wie bey des Gastwirths Girots Hochzeit vereinigt sich das Ballet mit dem besten Chorpersonale und Isabella's Hofdamen und Susanna's Freundinnen bilden den weiblichen Chor. Das Hauptpersonal der Oper ist ein Septett (in den zwey ersten Finalen vereinigt), zwey hohe Soprane und ein Alt, Isabella, Susanna, die Prinzessin, ein Tenor, Mergy, und drey Bässe, Girot, Cantarelli und Comminge: im Original ist, wenn wir nicht irren, auch Girot und Cantarelli für Tenorlagen berechnet. In der

Besehung des Josephstädter Theaters nimmt sich nun der einzige Tenor, Hr. Demmer, in diesem Septuor ärmlich aus, zumal da die großen Ensembles wirklich in einem etwas großartigen Style gehandhabt sind und überdies noch in den Chören eine gewisse Dürftigkeit oder Unzulänglichkeit der Tenorstimmen fühlbar ist. Von den beyden genannten Massastücken ist das Finale des zweyten Actes reich an Wechsel und wahrhaft musicalischen Schönheiten; jenes des ersten Actes enthält ein schönes Crescendo; das Schlussfinale endlich ist als solches ganz unbedeutend und eigentlich nur die kurze Endführung des vorhergegangenen Würflerchores: „Was soll das tolle Treiben“ mit dem höchst passenden Refrain: „Sie spielen um ihr Leben, wir spielen um ihr Geld.“ Dieser Chor ist mit Rücksicht auf Situation und Charakteristik ausgezeichnet zu nennen und obwohl nur kurz, der trefflichste in der ganzen Oper: indem unsers Bedünkens der durch verschiedenartige Motive belebte Maskenchor des zweyten Actes wohl Anspruch auf Gefälligkeit, aber auf keine besondere musicalische Bedeutung hat; auch verliert er sich späterhin zum bloßem Accompagnement einer etwas dürftigen Cavatine, welche einen langweiligen in die Situation bringt. Betrachten wir die einzelnen Nummern, so bezeugen wir im ersten Acte, welcher wohl der schwächste ist, einem niedlichen Duett zwischen Susanne und ihrem Bräutigam Giro: „das Rendezvous vom besten Tone,“ welches voll gefälliger Motive, aber für das, was es vorstellt, etwas zu lang ist. Zu bemerken ist jedoch, daß sich Hr. Kott, Giro, hier wie überhaupt in seiner ganzen Parthie mit so vielem mißverstandenen Ernste benimmt, indessen eine komische Wichtigthuerey zweckmäßig und auch für das leichte Musikgenre förderlich seyn würde. Das Duett gefällt immer und Alle. Die Len erntet Beyfall. Die nächstfolgende Arie Mergy's: „O geliebtes Leben, bist so nahe mir!“ ist ganz liederartig gehalten, das liebliche Thema kehrt freundlich wieder — aber als Einführung des Haupttenors ist das Ganze zu leicht. Ein Gleiches gilt von Comminge's Arie: „Lieber wäre mir in Frieden,“ welche in der Originalpartitur gar nicht vorhanden, für Hrn. Böck vom Hrn. Capellmeister Kreuzer zwar ganz im Geiste des ersten Actes componirt wurde, aber durch das vielfache Wiederkehren des Hauptmotives und durch die zu starke Instrumentaldeckung im Mittelfache nur zu den Längen dieses Actes gehört. Den zweyten Act eröffnet eine so schön instrumentirte als melodiose Arie Isabella's: „Was in Kinderjahren“ mit einem obligaten Violinsolo, welches von Hrn. Groidl elegant und präcis vorgetragen wird, so daß nur zu wünschen wäre, der Vortrag der Arie stünde damit in gleichem Verhältnisse. Allein Die. Segatta läßt hier, wie überhaupt diesmal an vielen Stellen, Vieles zu wünschen übrig, und unter diese Wünsche wäre Reinheit, Gefühl und entschiedenes Bringen des Tones, nicht das gewisse à peu près zu zählen. Das bald folgende Terzett zwischen Isabella, der Prinzessin und Cantarelli: „Stets gabt ihr mir die Lehre,“ ist dem musicalischen Werthe nach wohl die bedeutendste Nummer der ganzen Oper, und wird besonders im zweyten Theile, der mit den Worten: „Den eifersüchtigen Thoren“ anhebt, hinreichend schön. Hier findet vorzüglich Die. Kratky in der Abwechslung ihrer wohlklingenden, tiefen Chorden mit eben noch voll zu Gebote stehenden höhern und im eleganten Staccato Gelegenheit, ausgezeichnet zu wirken: nur sollte die Sängerin sich auch einer deutlichen Aussprache der Worte befeissen. Die dem Maskenchoire eingewebte Arie Susanna's: „Ach mein Herr, ich bitte, Schuh mir zu verleih'n,“ bezeichneten wir bereits früherhin, jedoch ist nicht zu läugnen, daß sie durch den netten Vortrag der Die. Die Len recht ergötzlich wird, wie wir ein Gleiches von ihrem zweystrophigen Liede, mit Chor und Tanz im Anfange des dritten Actes bemerken müssen, was sich ohnedies durch den jedesmaligen Beyfall ausspricht. Den glücklichen Erfolg anlangend, ist, das Terzett des letzten Actes zwischen der Prinzessin, Isabella und Mergy das hervorragendste Musikstück des ganzen Abends, welches bisher noch in jeder Vorstellung wiederholt werden mußte und von den Sängern auf die gelungenste Weise erquirt wird. Das Treffende der gefälligen Melodie zu dieser Situation à la hâte, die delicate Behandlung der Stimmen und der vortreffliche Ausdruck eines den nahen guten Ausgang ahnenden Vorgefühls gibt dieser Nummer einen ungemeinen Reiz. Wir haben bey dieser Einzelschilderung der hervortretenden Piecen noch der correcten und lieblichen Ouverture zu gedenken, welche gewiß allenthalben gefallen muß und hier da capo verlangt wurde. An gefälligen Melodien und Motiven ist in der ganzen Oper kein Mangel: sie ist reichlich damit versehen. Wenn so manche nur allzuschnell vorübergehen, ohne der gehörigen Ausarbeitung Platz zu gönnen, so haben hinwieder andere durch die liederartige Behandlung des Ganzen etwas zu viel Ausbreitung, ein gewisses Ausspinnen, bis in die kleinsten Fäden gefunden; das ist nun freylich ein kleiner Uebelstand in der Form — aber das Gefällige siegt und unter seinem Zauber verzeiht man wohl auch bekannte Anklänge, weil man doch eigentlich die

Oper nicht besucht, um nachzuzählen, wie oft man eine Melodie hört. — Es ist vor allen Dingen nicht zu übersehen, daß der „Zwenkamps“ zu der in Frankreich zuerst entstandenen Gattung der Spieloper gehört, und daß dieser Umstand bey deutschen Sängern eine große Schwierigkeit herbeizieht. Denn wären diese erst so weit, daß bey der Sicherheit eines natürlichen und gefälligen Spieles der Ton an Leichtigkeit und Pikantem gewänne, so müßte der Erfolg einer dießfalls so wohlberedelten Oper als die in Rede stehende gleich anfangs ein entschieden glücklicher seyn. In dieser Rücksicht aber standen nur Uffe, Dielen und Hr. Preisinger genügend da. Cantarelli, der Italiener, welchen Letzterer darstellt, ist eine humoristische, dem Ganzen allenthalben so glücklich eingewebte Parthie, die eben keinen bedeutenden Sänger, aber einen beweglichen Schauspieler erfordert, und hier ist Hr. Preisinger ehrenvoll am Plage. Auch Comminge und Isabella sind Spielparthien: aber was in dieser Art die beyden Darsteller leisten, gehört kaum in die Classe des Nothdürftigsten. Die erstere Parthie ist überdies von gar keiner musicalischen Wichtigkeit, wie sie das hiesige Publicum mit der Erscheinung des Hrn. Pöck gerne verbindet, und die zweyte liegt durch ihre zarte, delicate Gestalt nun einmal ganz außer der Gesangsfähigkeit der darin beschäftigten Sängern, welche diese Tonperlen in einem eben nicht sehr sorgfältigen à jour bringt. Unter diesen Umständen muß die Oper durch oftmalige Wiederholungen heranreifen, um entweder (und dieses halten wir selbst für das Unwahrscheinliche) nach und nach durch ein halbwegs gerundetes Spiel den Ausdruck der Musik zu rechtfertigen: oder das Publicum muß Zeit gewinnen, vom Spiel ganz abstrahiren und die Aufmerksamkeit der Tonwerke selbst in einer idealen gelungenen Ausführung widmen zu können — und dann wird mit der Zeit der Erfolg für den Compositeur gewiß ein erfreulicher seyn. An der Handlung läßt sich nicht viel aussetzen; sie ist abwechselnd und unterhaltend, ohne eben reich zu seyn. Nöthige Änderungen scheinen ein paar Lücken veranlaßt zu haben, wodurch aber keine halbsprecherischen Ideensprünge nothwendig werden. Das Zusetzen des Billets im Finale des zweyten Actes sollte durch das Spiel etwas bemerkbarer und deutlicher gemacht werden. Den Versen des Bearbeiters müssen wir nachrühmen, daß sie recht fließend, wohlklingend gereimt und ausdrucksvoll sind. Die äußere Ausstattung der Oper ist höchst elegant; das Costume (mit alleiniger Ausnahme des Jagdoberkleides Isabella's) gefällig und zeitgemäß: die Angabe des Hrn. Schmuher verdient hier rühmende Erwähnung; die neuen Decorationen von Hrn. Neefe sind, namentlich der Säulengang mit Perspective und Aussicht, frappant schön. Auch das Arrangement läßt nichts zu wünschen übrig. Die Oper hat seit ihrer ersten Vorstellung, die mit einer Generalprobe viel Ähnlichkeit hatte und wobey fast Niemand der Beschäftigten im Besitze seiner Mittel war, bereits bedeutend in der Theilnahme gewonnen, und es sollte uns freuen, wenn wir durch vorstehende Bemerkungen, die das Resultat viermaligen Anhörens sind, etwas zu dieser verdienten Verbreitung beitragen könnten. Zwar klingen uns noch die gewaltigen Tonmassen des Meyerbeer'schen „Robert“ und der Bellini'schen „Norma“ erschütternd durch Herz und Ohr; sie stehen wie schöne ernste Gewitter am musicalischen Himmel: aber das Herz sehnt sich auch nach Erholung und leichtem Aufathmen im Genusse, und vielbedeutend sagt Goethe: „Wird nur erst der Himmel heiter, Tausend zählt ihr und noch weiter.“

L o n e u n f t.

„Etudes mélodiques, ou troisième Suite de petits morceaux pour le Piano-forte,“ composés par H. J. Bertini. Mayence, chez les fils de B. Schott.

Sieben Tonstücke, worin die ursprüngliche Melodie ein- oder zweymal verändert vorfällt. Sie bieten keine übermäßigen Schwierigkeiten, und zeichnen sich dadurch vor den Modeerzeugnissen vortheilhaft aus, worin die Tonsetzer bloß darnach zielen, die Aufgabe bis zum Unmöglichen schwierig zu machen, wobey die Spieler oder Schüler, wenn sie Stunden und Stunden darauf verwendet haben, diese Seit tänzerkünste in die Finger zu bekommen, weder für ihren Geist noch für ihr Gefühl etwas gewinnen, sondern bloß die Befriedigung einer Eitelkeit erringen, die, weil sie sich bloß auf mechanische Übung und Fertigkeit stützt, der geist- und gefühlloseste Mensch eben so gut befriedigen kann, wenn er nur Zeit und Geduld genug darauf verwenden will.

Da in den vorstehenden sieben Tonstücken eine verständige Abwechslung nicht nur in Ton und Tactarten, sondern auch im Charakter angebracht ist: kann der Spieler sich

auch im Vortrage verschiedenen Ausdrucks üben, und eben so gut Gesang als Figuren ausführen lernen. — Die Auflage ist vortrefflich.

„Rondeau,“ composé pour le Piano sur un motif du „Serment“ de D. F. E. Auber, par J. Zimmermann. Mayence, chez les fils de B. Schott.

Ein angenehmes Gesellschaftsstück, das, ohne eben Anspruch auf ausgezeichneten Compositionswerth zu machen, doch mit Geschmack erfunden ist und von den Zuhörern dankbar wird aufgenommen werden. Auch dieses Rondeau, obschon es beyde Hände reichlich beschäftigt und besonders der linken Gelegenheit gibt, Geläufigkeit zu zeigen, enthält keine übertriebenen Difficultäten und wird daher um so leichter die verdiente allgemeine Verbreitung erreichen. — Von Stroh, Druck und Papier läßt sich nur Gutes sagen.

„Deux Rondeaux“ pour Pianoforte etc., par Charles Koch. Mayence, chez les fils de B. Schott.

Von diesen beyden, der Frau Fürstin von Linange gewidmeten Tonstücken ist das erste: à l'Espagnole, das zweyte: à l'Allemande überschrieben, in dem angedeuteten Geschmack erfunden und dergestalt ausgeführt, daß der Spieler sich im Vortrage von Gesang und von Tonläufen auszeichnen kann, ohne daß in letzterer Beziehung übertriebene Anforderungen an seine Virtuosität gestellt würden. Beyde Rondeaux sind ebenso gefällig als leicht faßlich, ohne deshalb im geringsten trivial zu seyn, vielmehr herrscht in jedem eine gewisse Eleganz, die das Ganze noch wesentlich verschönert.

Sie geben übrigens Gelegenheit zu der allgemeinen Bemerkung, daß die meisten Componisten für das Pianoforte nicht bedenken, wie die größere und beliebtere Zahl der Clavierspieler zum schönen Geschlechte gehört, und diesen keine Decimen-Accorde zuzumuthen werden sollten, die wohl die Hand des Mannes, nicht aber die kleinen, niedlichen Finger der Dame zu umspannen vermögen.

Die Auflage dieser zwey, abgefordert gedruckten Compositionen ist besonders zierlich, nur minder correct; doch wird die wenigen, in Auslassung oder Versehung von Vorzeichen bestehenden Fehler nicht nur jeder Kunstverständige, sondern auch jeder, der ein geübtes Ohr besitzt, leicht verbessern können.

„Große Festouverture und Siegesmarsch,“ componirt für das niederrheinische Musikfest in Cöln 1833, von Ferd. Ries, arrangirt (eingrichtet) für das Pianoforte zu vier Händen von Franz Weber. Mainz u. s. w. bey B. Schott's Söhnen.

Über die Schwierigkeit der Beurtheilung eines, für das große Orchester berechneten Tonstückes aus einem Clavierauszuge berufen wir uns auf dasjenige, was wir hier über bey Gelegenheit der Ouverture von Auber geäußert haben. Indessen kann bey Werken, wie das hier besprochene, wenn auch nicht die Gesamtwirkung, doch die Erfindung und Ausführung der Motive gewürdigt werden, da es sich nicht um eine, bloß auf die Instrumentaleffecte begründete, sondern in großartigem Style gedichtete und kunstmäßig durchgeführte Composition handelt, die auch ohne den Glanz der Instrumente ihren Werth so vollkommen darlegt, als dieß in einem Auszuge möglich ist. Und so können wir sagen, daß sowohl die Ouverture als der Marsch (zu welchem das Motiv aus einem Mittelsatz der Ouverture entlehnt ist) ihres ausgezeichneten Tonsetzers vollkommen würdig seyen und auch in vorliegender Gestalt den Ausführenden und Zuhörern einen interessanten Kunstgenuß gewähren werden.

Die Einrichtung für das Pianoforte zeugt von Einsicht und Fleiß des Bearbeiters. Bey Gelegenheit der trefflichen Ausgabe dieser Composition können wir nicht unterlassen, die lobenswerthe Gewohnheit der Verlags-Handlung zu bemerken, ihre Musikalien mit einem gefärbten Umschlage, worauf der Titel nochmal abgedruckt ist, zu versehen, was zu deren guten Erhaltung wesentlich beiträgt.

(Mit Nr. 44 des Notizenblattes.)

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

f ü r
Kunst, Literatur, Theater
u n d
M o d e.

Donnerstag, den 31. October 1833.

131

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbs- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Der letzte Damendienst.

B a l l a d e.

Herr Roland trägt eine Schleife blau,
Ein rabenschwarz' Löckchen der schönsten Frau;
Er hat ihr geweiht in Liebe und Kraft
Die Dienste der Minne und Ritterschaft.

Ihre Farbe trägt er bey Strauß und Turnier,
Den Preis des Kampfes empfängt er von ihr,
Und wo er übt Sitte und Ritterthum,
Da thut er es ihr nur zu Ehr' und zu Ruhm'.

Und daß sie die treu'ste der Damen sey,
Das ruft er laut bey jedem Turney,
Sein Schwert ist scharf, Jeder glaubt es gern,
Und preißt sie mit ihm als der Minne Stern.

So trieb er es lang und warb ihre Hand;
Da kam aus der Ferne ein zierlicher Fant,
Trug bald eine Schleife aufflatternd und blau,
Und ein rabenschwarz' Löckchen der schönsten Frau.

Wie der nun reitet die Schranken heran,
Hält Ritter Roland das Streitroß an;
„Herab mit der Farbe, — die Dame mein,
„Die Ehre, das Schwert darf getheilt nicht seyn!“

Aufsicht der Fremde, und sprengt am Altan'
Vorbey, grüßt zärtlich bekannt hinan.
„Die treu'ste der Damen sey sie geehrt,
„Wer zweifelt, den lehret es Roland's Schwert.“

„Hoch, Stern der Treue!“ rufen Alle aus,
Nur der Fremde, der stellt sich schnell zum Strauß,
Es fliegen die Klingen, ein Herz muß vergeh'n,
Und doch ist's ein prächtiges Schauspiel zu seh'n.

Doch die Dame droben wird bleich wie Schnee,
Nie wühlte im Busen noch solches Weh,
Wohl fühlt sie's, er, den sie schnöde verließ,
Ist im Reiche der treu'sten Ritter gewiß.

Die Schilde fallen, kräftig gewandt
Löst nun sich der Knoten, ringt Arm nun und Hand;
Ein gewaltiger Hieb, zum Altar' stumm
Rollt des Fremden Kopf, da sinkt sie um.

Ernst reitet Ritter Roland herbey:
„Gehalten hab' ich den Schwur der Treu',
„Und die einzige Zunge, die Euch gehöhnt,
„Hat baß sich an ewiges Schweigen gewöhnt.“

Die Schleife löst er, das Rabenhaar,
Das bietet er flatternd den Winden dar;
„Doch als des letzten Dienstes Gewinn
„Laßt ledig und frey mich fürbaß zieh'n!“
Eschabuschnigg.

Die schlimme Herberge.

(S c h l u ß)

IV.

Er küßt ihn, der's so treu gemeint,
Ihn streichelnd lind und leise,
Und durch das Fenster sauft bescheint
Das Abendroth die Weise.

Romanze von H. Immermann.

Der Fremde endete hier seine Erzählung, ohne ein Wort hinzuzusetzen. Nach einem kleinen Schweigen sagte Hohenbach: „Die Geschichte ist grauenhaft, grauenhafter als — eine Fabel seyn sollte. Aber da sie eine Fabel, wo ist die Moral, die Nuhanwendung?“

„Lag Beydes nicht schon,“ entgegnete der Fremde, „in Ritter Weiland's eigenen Worten? Sagte er nicht, daß — —“

Die weitere Erörterung der Nuhanwendung ward durch ein Geräusch an der Thüre unterbrochen. Zwey rasch rollende Wagen hielten plötzlich vor dem Krüge und man hörte Reisende aussteigen. Gleich darauf traten Monheim und ein junger Mann mit einem angenehmen Außern in das Zimmer. Hohenbach bezeugte laut seine Zufriedenheit, den längst erwarteten Freund endlich zu erblicken und reichte zugleich seinem Begleiter mit großer Freundlichkeit die Hand: „Herr von Avenarius,“ sprach er, „seyn Sie mir willkommen, es konnte mir keine größere Freude begegnen, als so unverhofft mit Ihnen im Beyseyn meines alten Freundes Monheim zusammenzukommen.“ Ein Wiederglanz dieser Freude strahlte vom schönen, männlichen Antlitze des also Angeredeten und ein bedeutender, fragender Blick fiel zugleich auf den früher angekommenen Fremden, der die stumme Frage mit einem ruhigen Lächeln beantwortete.

Trotz der Freude und Lust, die hier erheiternd durch hoffende und gewährende Herzen zog, mußte doch an Nachtruhe und Lager gedacht werden. Hohenbach erhielt jetzt sein eigenes Bett, das Eigenthum des Freundes ihm wieder überlassend; auch für die beyden andern Reisenden war bald gesorgt, und nachdem man nochmals die Wagenverwechslung belacht hatte, begab sich die sämmtliche Gesellschaft zur Ruhe. Während sie derselben genießt, wollen wir über Monheim's Fahrt und den geheimnißvollen Fremden die nöthigen Erläuterungen hier einschalten, in der Voraussetzung, daß müßige, günstige Leser sie ihrer Aufmerksamkeit würdigen.

Monheim war in dem fremden Wagen eben so gut eingeschlafen, wie Hohenbach in dem seinigen, und da der, in welchem er saß, lang genug war, und er die Füße hinlänglich ausstrecken konnte, würde er vielleicht noch später als sein Freund den wechselseitigen Irrthum erkannt haben, wenn nicht ein anderer Umstand ihn um seinen Schlaf gebracht hätte. Auf einer engen Wegstrecke, zwischen Gestripp und Moor, kam ihm ein Wagen entgegen, dem auf dieser Stelle nur mit großer Mühe auszuweichen war. Bey den lauten Verhandlungen beyderseitiger Kutscher wachte Monheim auf und da er dem seinigen einige, wie er meinte, für den Fall zweckdienliche Verhaltensbefehle erteilen wollte, merkte er, daß er mit einem ihm gänzlich fremden Besitzer des Wockes zu thun habe. Während eines Stromes ungeduldiger Fragen, Verwünschungen und Worte der Entrüstung, die sich hierauf über Monheim's Lippen ergossen, trat ein Mann aus dem gegenüberstehenden Wagen an den Schlag des seinigen und bot ihm lachend einen guten Abend. Es war Avenarius. Dieß Begegnen beschwichtigte den Zorn Monheim's, er lachte nun selbst über den sonderbaren Vorfall und folgte der Einladung seines jungen Freundes, sich in seinen Wagen zu setzen, um so in Gesellschaft nach der schlimmen Herberge zurückzufahren, wo, wie man mit ziemlicher Gewisheit voraussehen konnte, auch Hohenbach bald wieder eintreffen würde. Avenarius reiste übrigens nicht allein. Neben ihm im Wagen befand sich sein Oheim, ehemals Oberst in ***schen Diensten, doch jetzt in stiller Zurückgezogenheit in einem Landstädtchen wohnend.

Da ihm die Entwürfe und Wünsche seines Neffen kein Geheimniß waren und dieser ungeduldig war, die Ergebnisse des zufälligen Gespräches Monheim's mit Ida's Vater zu erfahren, so stand sein Freywerber nicht an, ihm den ersten verunglückten Versuch der schwierigen Unterhandlung im Beyseyn des Oheims zu vertrauen. Man kann sich leicht denken, wie betrübend diese Eröffnungen auf einen Verliebten wirken mußten, und als nun die fahrende Rathsversammlung zu überlegen anfing, wie man bey der vermuthlichen Zusammenkunft mit Hohenbach sich gegen ihn zu benehmen habe, sagte der Oberst: „Hör', Neffe, laß mich voraus, wie einen Vortrag von Plänklern. Ich werde den zu bestiegenden Gegner nach meinem Plan angreifen, necken, ermüden, du rückst mit dem Heere von Monheim als Gewaltthausen nach und vielleicht gewinnen wir die Schlacht, will sagen die Braut.“ Der Oberst theilte ihnen in wenigen Worten seinen Entwurf mit, der, wie er lachend hinzusetzte, auf der Kenntniß des Terrains, nemlich der schlimmen Herberge, basiert sey. „Erweist sich,“ so schloß er, „mein Vorpostengefecht fruchtlos, nun so ist es ein Spaß, über den selbst Hohenbach, wenn nicht als Schwiegervater, so doch als freundschaftlicher Grenznachbar lachen wird.“

Den Anordnungen des Obersten gemäß, wurden jetzt die nothwendigen Anordnungen getroffen. Ein Vorreiter mußte absteigen und ihm sein Pferd überlassen, in einen Mantelsack packte man die von ihm verlangten und uns schon bekannten Sachen; worauf er sich lächelnd in den Sattel schwang und plötzlich sein ernstes Gesicht in noch ernstere Falten ziehend, rasch in die Nacht hineinsprengte. Wir wissen bereits, wie künstlich und zugleich von mancher Zufälligkeit begünstigt, er die Rolle des nächtlichen, seltsamen Wanderers gespielt hat.

Nach dieser nothwendigen Einschaltung kehren wir zu unsern Schlum-

mernden zurück. Ob *Avenarius* in dieser Nacht viel geschlafen, wissen wir nicht, zweifeln jedoch und meinen, daß er höchstens mit offenen Augen und bewegtem Herzen träumend im Bette gelegen habe. Der erste indeß, der sich vom Lager erhob, war *Hohenbach*. Er schaute leise und vorsichtig nach *Monheim*, und da er bemerkte, daß dieser nicht mehr schlief, sagte er ihm ins Ohr die Bitte, sich anzukleiden und ihm auf einen Augenblick ins Freye zu folgen. Als sie unter vier Augen waren, eröffnete *Hohenbach* seinem Freunde, daß er aus Gründen seine gestrige abschlägige Antwort auf die Bewerbung um seine Tochter zurücknehme und jetzt im Gegentheil ihn bitte, ihm, da er seine Reise nach *Pernau* aufgegeben habe, in Gesellschaft des Freyers auf sein Gut zu folgen, wo sie denn das Nähere in der vorliegenden Angelegenheit verabreden würden.

Eine so schnelle Sinnesänderung hatte *Monheim* nicht erwartet, jedoch nahm er die Einladung an und sagte auch für seinen Schüßling zu. Als hierauf die beyden Freunde in das Wirthszimmer zurückkehrten, fanden sie den *Oheim* und den *Neffen* bereits angekleidet und erwartend am Tische sitzen, worauf Kaffeh und Thee aus silbernen Kannen dampften. Die Eingetretenen nahmen ihre Plätze ein und die Morgenpfeifen wurden gebracht. Während des Gespräches, das jetzt folgte, bemerkte *Hohenbach* auf einem der Löffel, die in den Schalen lagen, dasselbe Wapen, das er gestern auf dem Becher des Reisenden erkannt hatte. „Herr Oberst,“ sagte er, „Sie haben Ihr Incognito abgelegt und ich wiederhole Ihnen meinen Dank für die Gesellschaft, die Sie mir geleistet haben und besonders die schaurige Spannung, in der Sie mich erhielten. Man erlebt dergleichen nicht alle Tage und allenfalls nur in so verurufenen Herbergen. Aber eine Frage erlauben Sie einem eifrigen Wapenkundigen: wie kommt das von *Nordeck'sche* Schild auf all dieß verschiedene Geschirr, das ich gestern und heute gesehen?“

„Sie werden sich erinnern,“ erwiderte der Oberst mit heiterer Laune, „daß ich mich selbst nie von *Nordeck* genannt habe. Das Wapen, das Sie sehen, ist das der Familie *Avenarius*. Es ward meinem Großvater verliehen, als er geadelt ward und zugleich die von *Nordeck'schen* Stammgüter kaufte. Gestern durfte ich Ihnen diese Erklärung nicht geben und so nöthigten Sie mich so zu sagen selbst, mich für einen *Nordeck* halten zu lassen, der gleich einem Dampyr aus der Schlacht bey *Kirchholm* zurückgekommen war. Nebenbey gesagt, wollten Sie aber auch unser Wapen, als das einer neuen Familie, nicht einmal kennen.“

„Das ist vorbei,“ erwiderte *Hohenbach*, indem er dem *Neffen* die Hand reichte, „ich denke, daß ich es künftig so gut wie mein eigenes kennen werde.“

Nach dem Frühstück brach die Gesellschaft auf, und als *Hohenbach* aus der Thüre trat, rief er: „Nun, meine Herren, jetzt können wir die Wagen nach Belieben wechseln, wir fahren alle zusammen doch nur an einen Ort.“

Zwey Monate nach diesem Vorfalle ward auf *Hohenbach's* Schlosse ein frohes Fest begangen; es war die Verlobungsfeyer *Ida's* mit *Avenarius*. Als *Monheim* den *Baron* in der heitersten Stimmung sah, sprach er: „Gesteh, alter Freund, es war doch eine glückliche Verwechslung der Wagen, und wäre nicht die schlimme Herberge, wir wären heute nicht so froh.“ — „Wohl bin ich deiner Meinung,“ erwiderte *Hohenbach*, „und gebe auch zu, daß der Abgeordnete des Ritters *Weiland* seine Rolle glücklich ausgeführt

hat; die eigentliche wohlthätige Macht des Zufalls erwies sich aber in der Verwechslung der Taschen! du wirst mich wohl verstehen.“

R. von H. l. . t.

Correspondenz-Nachrichten.

Berlin, den 18. September 1833.

Die Blätter unserer Linden und Kastanien sind herbstlich vergelbt, fallen ab, und unfreundliche Novemberstürme treiben ihr Spiel damit durch die regennassen Straßen, als wollten sie die ersten Nachfröste oder den ersten Schnee verkünden, und so ist denn wieder ein Sommer dahin, der so freundlich begann, bald seine ihm fremde südliche Maske abwarf, und uns auf unsere Nachbarschaft mit einem Lande hinwies, dessen Eigenthum der Nordpol, und dessen einzige Jahreszeit der Winter ist. Dennoch entfaltete sich in diesem Sommer ein regeres Leben als in dem frühern schönern, und der fortdauernde Friede zeitete seinen belebenden Einfluß auf den Unternehmungsgeist im bürgerlichen Treiben, so wie im Reiche der Künste, des Luxus und des öffentlichen Vergnügens.

Schwer wird es dem Berichterstatter fallen, bey so langem Schweigen, einige Ordnung in das Nachzuholende zu bringen. Doch sey es versucht, und im Voraus für chronologische Fehler um Nachsicht gebeten. Der Titel dieser Zeitschrift soll uns selbst den leitenden Faden geben, und so möge denn Kunst den Anfang machen, dann Literatur, Theater und endlich Mode, mit allem tagesgeschichtlichen Zubehör folgen.

Was die Kunst betrifft, so scheint sich die Malerey nicht mehr recht in Berlin gefallen zu wollen, viele unserer besten Meister haben Berlin auf lange, manche es auf immer verlassen. Düsseldorf bildet für diese Kunst in unserm Staate immer noch den Hauptanziehungspunct, und Schadow's geschickte Leitung der dortigen Malerakademie und ihres Zubehörs hat ein allgemeines Kunstleben in dieser Stadt verbreitet, und einen Wettstreit erzeugt, der vergebens in Berlin gesucht werden möchte. Der Professor und Hofmaler Wach, der Jugendgefährte Schadow's, den man sich von dem Berliner Kunstleben ungetrennbar dachte, sitzt jetzt in Düsseldorf an seiner Staffelei, und malt mitten unter den 200 Schülern der dortigen Akademie ein neues großes Bild. Sein letztes Gemälde, mit dem er von Berlin auf einige Zeit Abschied nahm, war das lebensgroße Porträt der Prinzessin Albrecht von Preußen, welches dieselbe zu einem Geschenke für die Stadt Amsterdam bestimmt hat. Die vorgeschriebene Hofkleidung der fürstlichen Dame, und so mancher andere Zubehör, machten es mehr zu einem Gegenstande einer künstlerisch keifigen Ausführung, als zu einem freyen Erguß der Phantasie, doch war in allen Einzelheiten der Meister nicht zu verkennen. Venedemann, der geistreiche Schöpfer des berühmten gewordenen Bildes: „gefangene Juden in Babylon,“ und Hübner, Steinbrück, Ahlborn und eine Menge anderer junger Maler haben Berlin verlassen und in Düsseldorf ihre Werkstätte aufgeschlagen.

Desto keifiger sind dagegen die Bildhauer gewesen. Rauch's Atelier ist voll von neuen Werken, freylich größtentheils nur Porträtbüsten fürstlicher und anderer ausgezeichneter Personen, aber alle so aufgefaßt und ausgeführt, daß sie in jedem Museum plastischer Werke, auch abgesehen von ihrer Bedeutung, einen würdigen Platz einnehmen würden. Vier kolossale „Victorien,“ als Verzierung des Eingangs zum Walthalla, welches Se. Majestät der König von Baiern dem Andenken großer Männer gewidmet hat, sind ebenfalls in diesem Atelier in Arbeit. Zwey davon sind bereits modellirt und werden jetzt in carrarischem Marmor ausgeführt. In Tieck's Werkstatt bewundert man einen Sarkophag, der für das Grabmal des General Scharnhorst auf dem hiesigen Invalidenkirchhofe bestimmt ist. Das Ganze ist in weißem Marmor ausgeführt, und vorzüglich sind es sehr große Vasreliefs an demselben, die dieses Werk zu einem der schönsten machen, welches hier aus der Hand eines Bildhauers hervorgegangen ist. Auf dem ersten dieser Vasreliefs sieht man den jungen Scharnhorst, wie er von seinem Beschützer dem Fürsten von Lippe-Schaumburg den Wissenschaften zugeführt wird. Schiller und Goethe, beydes Freunde und Lieblinge Scharnhorst's, stehen ihm schühend zur Seite. Eine der größten, reichsten und vortrefflich ausgeführtesten Compositionen bildet aber das Haupt-Vasrelief auf der Vorderseite des Sarkophags. Es stellt die Schlacht bey Lüßen vor, in der Scharnhorst verwundet wurde, und in Folge dieser Wessur wenige Tage darauf in Prag starb. Unzählige Figuren sind hier zu den schönsten und sprechendsten Gruppen geordnet, und das Ganze gewährt einen

reichen und großartigen Anblick. In der Werkstätte der Gebr. Wichmann fand man von der Hand des älteren dieser beyden talentvollen Bildhauer die Büste der Prinzessin Helene, Gemahlinn des Großfürsten Michael, die man das non plus ultra einer vollendeten Ausführung, besonders aller Fleischtheile des schönen Kopfes nennen konnte. Ein Marmor von besonders schöner Farbe und feinem glänzenden Korn unterstützt die Wirkung, die diese Büste macht, und die, obgleich nur ein kleineres Werk, doch einen Ehrenplatz in der neuern Plastik einnehmen wird. Eben so wurde in diesem Atelier die überlebensgroße Statue des Erlösers, von der Hand des jüngeren Wichmann, bewundert. Sie wird späterhin in Marmor ausgeführt und in der neuen reformirten Kirche in Potsdam aufgestellt werden.

In der Literatur ist die Ernte in diesem Jahre sparsamer gewesen. Der bey Duncker erscheinende „Briefwechsel Goethe's mit Zelter“ möchte wohl das wichtigste Werk seyn, welches die Berliner Pressen in diesem Jahre beschäftigte. Zu Ehren der deutschen poetischen Literatur wurde Ludwig Tieck's diesjähriger Geburtstag hier feyerlich begangen. Eine Commission, bestehend aus Rauch, Raumer, Häring und Holtei, hatte einen Aufruf zu dieser Feyer an die gebildete Welt Berlin's erlassen, und obgleich man das größte hiesige Local erwähnt hatte, war der Zusrom dazu so groß, daß Hunderte zurückgewiesen werden mußten. Tieck's Bruder, der hiesige Bildhauer, hatte eine sehr ähnliche Büste des berühmten Dichters zu dieser Feyer hergegeben, die mit einem Lorbeerkränze geziert, und unter einem Blumenbaldachin aufgestellt, den Hauptschmuck des Saales bildete. Der Versuch, eines der dramatischen Werke des Dichters declamatorisch bey dieser Gelegenheit aufzuführen, gelang vollkommen. Man hatte dazu „den Aufzug der Romanze“ aus Tieck's „Octavian“ gewählt. Die ersten Schauspieler beyder hiesigen Bühnen hatten die Ausführung übernommen, und besonders war es Mad. Crelinger, deren kunstreiche Declamation den schönen Tieck'schen Versen eine unwiderstehliche Anmuth verlieh. Bey den Arrangements dieses, alle Theilnehmer im höchsten Grade befriedigenden Festes hatte Holtei das Hauptverdienst, eben so wie unter den diesem Tage gewidmeten Gedichten die seinigen als die vorzüglichsten anerkannt wurden. Eine vollständige Beschreibung dieses Festes wurde von W. Alexy's dem „Freymüthigen“ und der hiesigen Spener'schen Zeitung beigegeben, und dem Dichter, nebst einem Vocal auf silberner, vergoldeter Schale, übersendet. — Rauch, sagt man, wird Berlin ganz verlassen. Die Anerbietungen, die ihm, um ihn hier festzuhalten, von der hiesigen Hofbühne gemacht wurden, waren von der Art, daß sie mit seinen Verdiensten um das hiesige Theater und mit der Würde eines selbstschöpferischen Dichters in Widerspruch standen, und von ihm entschieden abgelehnt wurden. — Wir finden hier den besten Übergang, von unsern Theatern zu sprechen, die sich noch obendrein in der Zahl um drey vermehrt haben. Auf der Hofbühne war die Erscheinung der Mad. Schechner-Waagen aus München offenbar das einzige entschieden Werthvolle, was dort dem Publicum geboten wurde. Obgleich oft von Krankheit unterbrochen, welches sogar mitten in den Opern vorkam, wurden alle ihre Darstellungen, trotz erhöhter Preise, mit Entzücken von einem vollen Hause aufgenommen. Nach ihrem Abgange zeigte es sich nur zu deutlich, wie verwaist das Personal der Hofoper jetzt dastehe, und daß Mad. Seidler unbedenklich noch die einzige sey, die Kenner und Musikfreunde durch ihre Leistungen zu befriedigen im Stande ist. Blume, Bader, Wauer sind alte Herren geworden, denen das Singen sauer wird. Mantius ist ein recht guter Stubensänger, paßt aber weder durch Spiel noch Äußeres auf's Theater; mehrere junge Theaterweibchen, die Alles. Stephan, Lenz, Böttcher u. sind noch zu sehr Anfängerinnen, um in ersten Parthien befriedigen zu können, und das Gastiren der Alles. Karl und Hoffmann blieb auch unter den Erwartungen des Publicums. Nicht viel anders war es mit den neuen Opern, weder Marschner's „Hans Heiling“, noch Hummel's „Mathilde“ konnten mehr als einmal volle Häuser machen. Dagegen fehlt es bey Vorstellungen von Meyerberr's „Robert der Teufel“ an Platz.

Ein viel regeres Leben, und unbedenklich ein viel besseres und brauchbareres Personal zeigt sich in der Oper auf dem Königsstädtischen Theater. Die Sängerinnen Häbnel, Schodel, Stetter und die Sänger Fischer, Holzmilller, Greiner, Räder sind eben so talentvolle als jugendlich kräftige Erscheinungen, die jetzt im Verein mit Dlle. Sabine Heinemann die Werke Bellini's, Donizetti's und Rossini's mit einer Präcision und Vollendung vortragen, die nichts zu wünschen übrig läßt. Immer ist das Haus an solchen Abenden gefüllt, und an Aufmunterung und Beyfall fehlt es nicht.

Das neue Sommertheater in Elystum muß als ein Versuch angesehen werden, ob bey unserm Klima ein Theater ohne Dach ein ausführbares Unternehmen sey. Der Himmel hat bis jetzt dazu immer „Nein“ gesagt, und mit den herabfallenden Blättern möchte auch diese Bühne einen Schlaf ohne wiedererweckenden Frühling antreten. Nachsens mehr davon, so wie von einem zweyten neuen Theaterunternehmen.

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Gastspiele der Ule. Luger, vom ständischen Theater in Prag.

Die talentvolle Sängerin, deren Auftreten auf unserer Opernbühne von so unterschiedenem Erfolge begleitet war, ist seit unserm ersten Berichte über ihre Gastspiele, zwar mit ungemindertem Beyfall, aber leider nur in zwey neuen Rollen erschienen; nemlich als Pamira in Rossini's „Besürmung von Corinth“ und als Camilla in Herold's „Zampa.“ Beyde Parthien, zumal die erstere, sind in Ansehung des dramatischen Vortrages von durchaus ernster, tragischer Haltung, mithin, wie wir schon früher zu bemerken Gelegenheit hatten, der Darstellungsgabe und Individualität der Ule. Luger weniger angemessen; was dagegen den Gesang in engerer, rein musicalischer Bedeutung betrifft, so fanden wir auch in diesen Rollen die anmuthige, ausgebildete und geschmackvolle Künstlerinn wieder, welche uns in ihren früheren Leistungen zu so großen Erwartungen berechtigt hatte. Wir ersparen uns eine Wiederholung des schon früher Gesagten, können aber nicht umhin, noch einmal die Überzeugung auszusprechen, daß Ule. Luger, wenn auch nur in ihrem eigenthümlichen Genre und einer, den heutigen Forderungen nach, beschränkten Sphäre, zu großen Ehren in der musicalischen Welt berufen ist. Es ist möglich, daß der überhand nehmende Geschmack an dem Überschwenglichen, ungeheueren unsere Prophezeung zu Schanden macht, allein wir wollen hoffen, daß es trotz dem allen noch Freunde der Kunst geben werde, welche bey ihren Gesüssen mehr die eigene Empfindung als die Mode des Tages zu Rathe ziehen, und demnach auch den Vorzügen dieses Gefanges ihr Recht widerfahren lassen. — Die Darstellung der obengenannten Rossini'schen Oper gewann durch die eifrige und vortreffliche Mitwirkung der H. H. Wild, Binder und Staudigel eine Rundung und Vollkommenheit, wie wir sie wenigstens nicht bey allen Opernvorstellungen zu finden gewohnt sind. — In der Oper: „Zampa,“ welche seitdem mit großem Beyfalle wiederholt worden ist, bewies Ule. Luger durch den einfach seelenvollen Vortrag der Romanze im ersten Act, so wie der einen Strophe der Barcarole im dritten, daß sie auch ohne Verzierungen und Coloraturen schön singen, und durch ihren Gesang wirken könne. Hr. Binder sang den Zampa, zum ersten Male in Wien, mit einer so überraschenden Kraft der Stimme und des Ausdruckes, daß er gleich nach dem ersten Acte hervorgerufen und im Laufe der ganzen Vorstellung mit dem lebhaftesten Beyfalle belohnt wurde. Die Art, mit welcher Hr. Binder eine Aufgabe löste, welche bisher immer als der Glanz- und Gipfelpunct seines Vorgängers Wild betrachtet worden war, gereicht dem fleißigen, an musicalischer Bildung gewiß ausgezeichneten Sänger zu nicht geringer Ehre und läßt uns noch manche erfreuliche Leistung von ihm erwarten.

Unter den Vorspielen oder Operetten, welche zur Ausfüllung der Balletabende gebraucht werden, machte sich ein kleines Stück: „Die reisende Sängerin“ bemerkbar, in welchem Hr. Dorach, vom Stadttheater zu Lübeck, in der freylich schon oft gesehenen Verkleidungsrolle der italienischen Bravoursängerin auftrat. Das Stück ist ein eben nicht sehr witziger Auszug des bekannten Theaterschwanks, dessen Inhalt wir unsern Lesern füglich ersparen können. Der Gastspieler machte durch seine lange, mit sehr glücklicher Toilettenkunst herausgeputzte Gestalt einen äußerst komischen Eindruck, den er auch durch ein gewandtes Spiel und den sichern Gebrauch des Falsett's bey'm Vortrag der Arie aus „der diebischen Eister“ zu erhalten wußte. Leider ist, wie es den Anschein hat, diese Rolle der reisenden Sängerin „der einzige Strang zu seinem Bogen,“ denn er nahm mit derselben nach zweymaliger Wiederholung, am 22. October Abschied von dem Wiener Publicum. Der Grundsatz, daß man nur eine Sache, aber diese gut zu können brauche, scheint für den Bühnenkünstler nicht gerade anwendbar oder wenigstens nicht ausgiebig. — Die übrigen Parthien des Stückes sind unbedeutend, mit Ausnahme der Rolle des Herrn von Büffelsdorf, die von Hrn. Detroit mit ziemlich komischer Wirkung gegeben wurde. Nur war das Costüm des Darstellers ein wenig unangenehm auf-

fallend, indem man viel leichter den Kutscher des Landedelmannes, als diesen selbst darin vermuthet hatte.

L o n e u n f t.

„Leçons pour le Violoncelle,“ accompagnées d'un second Violoncelle, composées par J. J. F. Dotzauer. Mayence, chez les fils de B. Scott.

Diese Übungen, in zweckmäßiger Abwechslung von Gesang und Tontäufen, sind mit all der Sachkenntniß verfaßt, welche schon der Name des Autors verbürgt, den die musicalische Welt als einen der ersten jetzt lebenden Künstler auf dem Violoncello kennt und schätzt.

Stich und Papier sind dem Rufe der Verlagshandlung entsprechend.

„Le Rossignol,“ Romance pour Chant et Flûte avec accompagnement du Piano-forte, composée etc. par F. A. Kummer. Leipsic, chez Frédéric Hofmeister.

Dem französischen Texte ist zugleich ein deutscher unterlegt mit der Überschrift: „Trost des Mitgeföhls.“

Es ist eine äußerst schwere Aufgabe, dieselbe Melodie auf zwey Sprachen anwenden zu wollen; sey es, daß der Tonsetzer sie so erfinden will, daß sie für beyde paßt; sey es, daß ein Dichter den ursprünglichen Text in die andere Sprache so übertragen will, daß er sich der schon vorhandenen Melodie richtig anschliesse. Am schwersten wird diese Aufgabe bey zwey, in der Prosodie so sehr verschiedenen Sprachen, wie die französische und die deutsche. Gleich der erste Tact der vorliegenden Romance liefert hiervon den Beweis.

Depuis qu'une main insensible
Ravit le fruit de tes amours

ist ziemlich gut überseht mit:

Seit eine Hand geföhlslos, frenge,
Geraubt dir deiner Liebe Glück.

Allein wenn der Tonsetzer ganz richtig declamirt hat: Depuis qu'une main etc.; so erhält doch die Übersetzung davon einen völlig veränderten Sinn, da sie lautet: Seit eine Hand u. s. w.; denn dies klingt eben so, als wenn der Text hiesse: „Seit eine Hand u. s. w., also nicht zwey Hände.“ Dieser Uebelstand wiederholt sich gleich im fünften Tacte wieder, wo die Worte: „Hör' ich nicht mehr die zarten Klänge,“ durch die Melodie also lauten: Hör' ich nicht mehr u. s. w.

Betrachtet man bloß die französischen Worte: so kann man den Gesang glücklich erfunden nennen, und die wohl angebrachte Mitwirkung der Flöte wird das Ganze jedem Zuhörer noch anziehender machen. Auf der vierten Seite im zweyten und dritten Tacte ist dem Tonsetzer bey der Clavierbegleitung eine Octavenfolge entgangen; ein Verstoß, der sich in den folgenden Strophen wiederholt.

Die Auflage ist in jeder Hinsicht zu loben.

„So vierhändige Übungsstücke“ für das Piano-forte u. s. w. von Carl Czerny; erste Lieferung. Leipsig, bey Friedrich Hofmeister.

Es ist, unsers Wissens, noch Niemanden eingefallen, Übungsstücke zu vier Händen zu schreiben. Das vorliegende Heft enthält deren 13. Sie erscheinen in fortschreitender Ordnung, und dies zwar nicht nur in Rücksicht auf die zunehmende Schwierigkeit, sondern auch auf den Notenwerth; dergestalt, daß das Werk als eine practische Piano-forteschule zu betrachten ist, die um so mehr Nutzen stiften kann, als diese Stücke — bey welchen durchaus das zweyte Piano-forte (ohne Zweifel für den Lehrer bestimmt) leichter als das erste gehalten ist — so zweckmäßig eingerichtet sind, als man es von einem so rühmlich bekannten Clavierlehrer, wie der Verfasser ist, erwarten darf.

Stich, Druck und Papier sind vortreflich.

M o d e b i l d XLIV.

Der Herr rechts trägt einen blauen Überrock mit seidenen Spangen, fein verschürzt an Taschen und Aufschlägen, mit einem Shawlfragen von Sammt und quadrellirtem Merinosfutter.

Der Herr links trägt einen maulbeerfarbenen Herbstrock mit Goldknöpfen, Sammtfragen und schwarzem Plüschfutter, schwarze Atlasweste und gestreifte Tuchhosen.

Beide Anzüge nach Originalen des bürgerl. Kleidermachers Hrn. Joseph Gunkel, am Graben Nr. 1144.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

f ü r
Kunst, Literatur, Theater
u n d
M o d e.

Sonnabend, den 2. November 1833.

132

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hiegegen Vorausbezahlung zusammen Vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. des H. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige oder durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland verfeuert.

Vergessen und Gedenken.

Novelle von A. Schumacher.

I.

„Ich sag' Euch, Vetter, der Junge ist verrückt,“ rief der dickleibige Maurizio in voller Ekstase aus, indem er seine schwerfällige Körperlichkeit mit komischer Hast zur Thüre hereinschob; „glaubt mir's auf mein Wort, der Junge ist verrückt!“

Der alte Todosi sah den Eintretenden mit einem Gesichte voll Zweifel an. Er hatte sich über den bevorstehenden Feldzug in die tiefsten Betrachtungen versenkt und konnte im ersten Augenblicke gar nicht fassen, von wem die Rede sey. Maurizio aber raunte eben so hastig, als er gekommen war, quer über den Saal hin und stellte sich einen Lehnstuhl zurecht. Darauf beseitigte er sein Schwert und das lästige Oberkleid und warf sich in die Arme einer süßen Raft. Während die materielle Verarbeitung seiner Galle in der ewigen Aufregung seiner Gesichtsmuskeln, man kann sagen, plastisch dargestellt war, und seine kleinen, stehenden Augen den Todosi wie zwey brennende Pechkugeln rastlos anfunkelten, zog sich in seinem Gehirn eine wetterleuchtende Erbauungsrede zusammen, die er dem lieben Vetter zu insinuiren gedachte.

„Wenn von närrischem Zeug die Rede ist, wen in aller Welt soll das angehen, als unsern ritterlich verliebten Vetter, den aus Lässerey verrückt gewordenen Leonardo, den letzten Todosi, den Stammhalter dieses weiland vernünftigen Hauses! Wie oft that ich den Mund auf und rief laut genug: „Die Herr Salvati wird ihn um den Verstand bringen!“ Ihr glaubtet's nie, Ihr hieltet es für unmöglich; — aber heute, versicher' ich Euch auf Ehre, hab' ich Leonardo's Kopf begegnet, als er eben einen Spaziergang auf eigene Faust machte.“

Todosi ward ungeduldig. „Ich bitt' Euch!“ rief er, „kommt zur Sache; was ist gescheh'n?“

„Ihr wißt,“ entgegnete Maurizio, „jede Erzählung muß eine Einleitung haben, diese ist der nothwendige Anlauf des Erzählers. Woher sollte man

sonst die Geduld nehmen, ein so abgedroschenes Thema wie die Verliebtheit eines mondsüchtigen Seufzermenschleins durchzuführen? — Solche Anfänge enthalten praktische Wahrheiten für Eltern und Erzieher —“

Ärgerlich sprang *Todo si* vom Stuhl auf und schritt unruhig im Saale auf und nieder.

Maurizio blinzelte ihn mit innerem Wohlgefallen über seinen Verdruß an, ließ aber den Zorn des Alten verdampfen und fuhr erst nach einer Pause im gemäßigten Oppositionstone fort:

„Daß *Leonardo* Verse macht auf seine Geliebte — es ist ein Jammer; — Ihr meint aber, das mag als Schwärmerey der Jugend hingehen; — daß er ihr dienstbarer Schatten geworden, der all' ihren Schritten nachschleicht, — es ist höchst albern — Ihr meint aber, das werd' er von selbst satt werden; — daß er Nachtmusiken unter ihren Fenstern veranstaltet, — das ist das Leidwesen der ganzen Nachbarschaft und der alte *Salvati* selber hat Euch seine Noth geklagt — Ihr bleibt aber Eurer Überzeugung getreu, die Jugend müsse sich austoben. — In diesen Puncten hat er auch eine so große Anzahl von Mitbewerbern in der Narrheit, daß die seine immerhin noch dreingehet, wenn man auch nicht läugnen kann, daß er durch sie eine gewisse supernumeräre Stelle einnimmt. Wenn er sich tagelang ohne Nahrung auf seinem Zimmer verschließt, so treibt ihn der Hunger doch endlich wieder heraus, — wenn er einen tiefen Abscheu vor jeder ernstern Beschäftigung an den Tag legt, deswegen ist er noch kein gemeiner Müßiggänger, — aber was meine innerste Galle aufregt, das sind diese Stadthistorchen, die auf seine Kosten in Umlauf gesetzt werden. Was z. B. sagt Ihr zu folgender Geschichte: „Unlängst fand sich der junge *Todo si* mit einigen Musikanten, die er in Dienst genommen, vor den Fenstern der Allerholdseligsten ein. Es war eine helle Mondnacht und der verliebte junge Mann sah deutlich, wie sich hinter den Jalousten etwas Weißes bewegte. Da ging es denn an ein unendliches Klaggewimmer, bey dem die gespannten Eingeweide einer ganzen Schafsheerde ihre wehmüthige Condolenz bezeugten. Die Fenster der Geliebten öffnen sich; gewiß ist sie von dieser Musik gerührt. Da fällt etwas so Schweres in die Gondel herab, daß, wenn es ein Liebespfand seyn sollte, dieses gewiß mit einem Mühlsteine befrachtet ist. *Leonardo* nähert sich, hebt den Kolos mit Hülfe zweyer Männer empor — was ist es? — ein Blumenstrauß von einer Elle im Durchmesser. „O zarte Seele!“ ruft der entzückte Liebhaber und richtet seine Blicke sehnfüchtig zu den Fenstern der Geliebten empor. Da erhebt sich oben eine weiße Gestalt, in einen langen Schlafrock gewickelt, eine ungeheure necromantische Spitzmütze auf dem Haupt und indem sich diese Mütze drey mal neigt, ruft eine zärtlich fletsstirende Bruststimme: „O *Leonardo*, ich liebe dich!““

„Und haltet Ihr,“ rief *Todo si* zornig, „diese Geschichte für wahr?“

„Ganz das Gegentheil; aber ist es nicht genug, daß sie sich im Umlauf befindet? — Um keine Veranlassung zu weiteren Unterhandlungen zwischen den Beyden zu geben, ging *Salvati* auf seine Villa, drey Meilen von der Stadt. Dennoch hatt' er den Verdruß, Tag für Tag zu hören, daß *Leonardo* sich in der Nachbarschaft gezeigt habe. Sobald ich davon hörte, beschloß ich den Spaziergängen des jungen Cavaliers auf die Spur zu kommen. Mein Gondelführer hielt auf der *Terra ferma* ein gezäumtes Reitpferd bereit und das

war eine Sache, die nebenbey auch meiner Gesundheit diene. Ich hatte nicht lange gesucht, als ich ihn auf einem Hügel hinter einem Baume entdeckte, von wo aus er einer ziemlich freyen Aussicht in den Garten Salvati's genoß. Eine Stunde hielt ich's aus hinter ihm zu stehen und seinen Augen zu folgen, die er unverwandt auf einen Fleck heftete, auf dem Beatrice sich für einen Augenblick gezeigt. Endlich ward mir's zu viel; ich redete ihn an. Stellt Euch vor, für wen er mich hielt? Für Salvati's Gärtnerjungen! Das ließ er sich auch nicht ausreden. Ich fürchtete für seinen Verstand und ging ihm nicht mehr von der Seite; allein kaum waren wir an der Stelle, wo ich mein Reitpferd angebunden, als er den Zügel vom Zaune löste, sich aufschwang und wie ein Blitz vor meinen Augen verschwand. In welche Verlegenheit dieser Streich mich setzte, könnt Ihr leicht erachten, da ich gezwungen war, die ganze Wegstrecke bis zum Ufer in der größten Tageshize zu Fuß zu machen.“

Todosi's Angesicht klärte sich auf. „Nun,“ sprach er, „wenn Ihr keine andern Beschwerden habt, lieber Vetter, so dürfen wir noch immer hoffen, daß Leonardo's Verstand genesen werde. Das war eine Sache, die nebenbey auch Eurer Gesundheit diene. Beatrice spanne den Bogen nur nicht allzu scharf, sonst könnte der Pfeil noch auf sie selber zurückschlagen.“

„Vetter, liebster Vetter,“ rief Maurizio aus, „wo denkt Ihr nur hin. Nach Eurer Voraussetzung müßte Beatrice wenigstens eine dreyimal größere Sehnsucht nach ihrem Ritter haben, als Leonardo nach ihr?“

„Beatrice liebt ihn, ich irre mich nicht.“

Maurizio brach in ein lautes Gelächter aus. „O seltsame Liebe, o unerhörte Mißverständnisse!“ begann er mit ironischer Declamation, indem er vom Sessel aufsprang und sich wie ein Kreisel durch den Saal fortrollte; „wollt Ihr nicht etwa dem alten Salvati schreiben, daß er seine Einwilligung zur Verbindung der beyden Liebenden gebe?“

„Es kann noch geschehen,“ antwortete Todosi gelassen, ohne durch das aus einander gehende Gesicht Maurizio's beirrt zu werden; „jezt aber muß ich in den Senat.“

Mit ausgebreitetem Mund und Augen starrte das runde Männlein dem alten Nobile nach, dessen Ernst ihn in die unermesslichste Verwunderung stürzte.

2.

„Reizende Beatrice, bedenkt, daß es nicht meine Schuld ist, wenn Eure Schönheit mich bezaubert.“

„Allerholdester Ritter, bedenkt, wie oft Ihr das schon erzählt habt!“

„Euer Muthwille selbst verleiht Eurer Schönheit neue Gewalt!“

„Dann wird Euer Unglück sich noch lange vergrößern!“

„Erwägt, welch' tiefen Kummer ich Euretwegen erdulde!“

„Bindet Euch die Augen zu!“

„Ohne Eure Liebe bin ich unglücklich für immer.“

„Ihr seyd mir zu stark in rednerischen Blumen.“

„Und wenn ich schweige —“

„Dann erhascht Ihr den besten Einfall.“

„Beatrice, ich kenn' Euch nicht mehr! Denkt zurück an die Vertraulichkeit unserer Kinderjahre, prüft Euer Herz, ob es mich haßt; und haßt es mich nicht, so gebt mir einen Funken Hoffnung.“

„Dann rufen die Nachbarn Feuer!“

„Beatrice, ich verdien' es nicht, daß Ihr mich so zurückweist! Meine Ungeduld dringt auf Entscheidung; stoßt Ihr mich von Euch, so seht Ihr mich nicht wieder —“

„Bis zur nächsten Liebeserklärung.“

„Genug, ich erkenne Eure Gestattung. Ihr fühlt zu zart, um mich geradezu abzuweisen. Ich werde mein Schicksal zu ertragen suchen, will arm und einsam werden, wie es mein Herz ist, und durch die Pforten des Kummers zu meinem Grabe wandern. Vergessen werd' ich Euch nie — mögt Ihr meiner froh gedenken!“

„Dann wäre die Sache wirklich abgethan! Ritter, ich habe Respect vor Eurer Weisheit und Ernsthaftigkeit, wenn Ihr diesen Vorsatz ausführt.“

„Ich weiß, daß es der Eure nicht ist mich zu kränken, daß Ihr nicht lieblos seyn könnt. Ihr sagt mir, daß ich Euch gleichgültig bin, vergönnt, daß ich Euch sage — was so herbe nicht klingt! Auch wenn Ihr mich haßt, werd' ich Euch lieben! Um Euch verabscheu' ich die Welt, um Euch veracht' ich das Leben, um Euch haß' ich mich selbst; — denn ohne Euch bin ich unglücklich für immer.“

So sprachen die Beyden im Garten der Villa Salvati's. Leonardo war während seiner letzten Worte vor Venedigs schönster Tochter auf die Knie gesunken, seine Blicke, seine bebenden Lippen, seine brechende Stimme verkündeten den Überschwingung seiner von Schmerz zerrissenen Seele. Beatrice aber war zurückgesprungen, sah ihn eine Weile mit einer seltsamen Mischung von Wohlwollen und Übermuth an, und als ihr die Attitüde zu lange währte, brach sie in ein lautes, gellendes Gelächter aus und hüpfte händeklatschend davon.

Leonardo, wie von einem unsichtbaren Arm' emporgerissen, sprang vom Boden auf. Todesblässe überzog sein Angesicht, seine Sinne schwanden und lange fühlte er sich keines Gedankens fähig. Traurig wandte er der Villa Salvati den Rücken, fest entschlossen, sie nie mehr zu betreten und lieber seinen Untergang als den Hohn der Übermüthigen zu ertragen. Der Stolz des Mannes, der den Verrath seiner heiligsten Empfindungen nicht erträgt, erwachte in seiner ganzen Stärke; sie hatte ein treues Herz von sich gestoßen — sie konnte seinen Werth nicht fühlen. Mächtiger aber als alle Empfindungen, die sein Herz bestürmten, ergriff ihn der Schmerz über seine getäuschten Hoffnungen, sein zerstörtes Lebensglück. Furchtbar wie Donner der Verdammniß kreischte jenes Gelächter, das den tiefsten Kummer seines Herzens verspottete, in seiner Seele nach. „Sie liebt dich nicht — sie liebt dich nicht!“ rief es mit zermalmen-der Überzeugung in seinem Innern, Rache und Verzweiflung ebten und fluteten gewaltsam in seiner Brust. Sobald er das Ufer erreicht hatte, nahm ihn eine Gondel auf, die ihn dem Kloster der Carmeliten zuführte. An seiner Schwelle verschwand er.

3.

Der Abend mit seinen zitterndern Lichtern hatte sich über die segensgrüne Landschaft mit ihren Nebenhügeln und reizenden Baumgruppen ausgegossen, als Beatrice wieder unter jenen herrlichen Platanen saß, welche ihre schattenden Äste am Ufer eines hellgrünen Sees im Garten der Villa Salvati aus-

breiteten, dieselbe Stelle, wo gestern Leonardo verzweifelnd gekniet. Sie sang ihr Lieblingsliedchen, das sie mit den freudezitternden Accorden ihrer Mandoline begleitete:

Süßer als Abendruh,
Süßer noch Friede des Herzens bist du!
Sorgenfren, sorgenfren
Wagt sich dein Sängerbeer,
Lieblicher Blütenmay,
Über dem Blumenmeer; —
Drängt sich und schwirrt dahin
Juchzend durch Waldesgrün!
Sorgenfren, sorgenfren
Mädchen ist auch dein May, —
Herz ohne Wunsch, voll Ruh,
Wie selig bist du!

Sie hatte sich, sobald Leonardo sie verlassen, selbst die härtesten Vorwürfe über ihre Lieblosigkeit gemacht. Waren sie nicht unter Kinderspielen zusammen aufgewachsen, bis das Gesetz des Anstandes und die veränderte Lebensweise ihres Vaters — diese vertrauliche Gemeinschaft aufhob? Hatte er nicht immer die lauterste Neigung für sie an den Tag gelegt und fühlte sie sich nicht von geheimem Entzücken durchdrungen, als sie den Eindruck erkannte, welchen der lebensfrische Reiz der Jungfrau auf das Herz des Jünglings gemacht? — Mußte sie ihm nicht überdies ihre vollste Achtung gewähren? — Aber was verlangte er von ihr? Das Geständniß ihrer Gegenliebe? Wozu ein Geständniß, das sich am besten von selbst versteht? Ist es nicht lächerlich einander solche Dinge zu sagen? O und wie ernsthaft er das nahm! Seine Verzweiflung schien Beatrice n allzu niedrig, als daß sie sich nicht hätte daran ergötzen sollen. Was konnte ihr schmeichelhafter seyn als das Gefühl der Gewalt, die sie über den Unbändigen ausübte? Manchmal hatt' es sie wohl schon angewandelt, als erfasse sie ein unerklärlicher, unwiderstehlicher Zauber — ein Verlangen sich anzuschmiegen an dieß treue Herz, in dem sich die Wunder der Liebe zu einer schönern, stillseligen Welt verklärten; aber der rechte Augenblick um einzulenken, war nicht zu finden. Auch kam immer, wenn sie am meisten gerührt zu seyn vermeinte, irgend ein böser Einfall inzwischen. Was sie aber am meisten fürchtete, war die Vergeltung. Sie hatte den Armen so lange geneckt, daß ihm nachgeben, mit keiner geringen Gefahr verbunden war. Wer konnte wissen, ob es nicht auch ihm gefallen werde sich an der Besiegten zu rächen? — Welche Waffen hat ein verrathenes Herz? — Ähnliche Scenen hatten sich übrigens schon oft ohne weitere Folgen wiederholt. Was blieb ihm denn im Grunde übrig als wiederzukommen?

Übrigens beschloß sie auch, ihn bey der nächsten Gelegenheit ernsthafter und freundlicher zu behandeln und ihm das erlittene Unrecht auf irgend eine Art zu vergüten. In der Beruhigung dieses Gedankens hatte sie jenes Lied gesungen; aber die letzten Accorde des Ritornells waren noch nicht verhallt, als man ihr die Ankunft des Grafen Todosi verkündigte. Diese Nachricht traf ihr Herz wie ein Dolchstoß, ein unendlicher Schreck durchzitterte ihre Glieder. Ihr Vater lebte in der strengsten Zurückgezogenheit, empfing Niemanden — und nur ein Ereigniß von der äußersten Wichtigkeit konnte die Veranlassung einer so ungewöhnlichen Erscheinung wie die eines Gastes auf der Villa Salvati seyn. Eine nie empfundene Unruhe bestürmte ihr Herz über diesen Besuch; vergebens suchte sie sich zu überreden, daß sie in keiner Beziehung zu dem al-

ten Grafen stehe, daß seine Ankunft also unmöglich sie berühren könne. Sie vermochte es nicht, Herrinn ihrer Empfindungen zu werden, vermochte es nicht, ihre frühere Stimmung wieder zu gewinnen und sah dem Augenblicke, wo Tudosì die Villa verlassen würde, mit der peinlichsten Erwartung entgegen.

In der That betraf die Unterredung der beyden alten Nobili — Beatrixen. Tudosì hatte das Schloß kaum verlassen, als Salvati im Garten erschien, Beatrixen eröffnend, wie es sein Wunsch sey, sie mit Leonardo zu vermählen. Sprachlos, keiner Erwiederung fähig, starrte Beatrixe in den Boden, nur zuweilen blickte sie verstohlen nach dem Vater hin, ob er das Geheimniß ihres Herzens nicht auf ihrem schamglühenden, von Schreckensfreude überflamnten Angesichte lese. „Gönnt mir Überlegung,“ stammelte sie endlich, „zu dem Entschlusse.“ — „Versteht sich: drey Tage!“ entgegnete jener, „denn länger kann ich die Ungeduld des Tudosì nicht hinhalten.“ — Damit entfernte er sich. —

(Die Fortsetzung folgt.)

K. K. Hoftheater nächst der Burg.

Montag, den 21. October, zum ersten Male: „Der Regenschirm.“ Lustspiel in einem Aufzuge, von Franz v. Holbein.

Der Copist Peregrinus Quentchen, ein gutmüthiger, beschränkter und im Gefühl seiner körperlichen Gebrechlichkeit (da er nur ein gesundes Auge und ein gesundes Bein hat) äußerst schüchtern Mensch, begleitet seine hübsche Nachbarinn, der er durch drey Jahre in ehrerbietiger Ferne gegenüber gewohnt und gehuldigt hat, bey einem plötzlichen Unwetter mit seinem Regenschirm nach Hause. Die Gelegenheit führt zu vertraulichen Erklärungen; er erzählt die Geschichte seines Regenschirms, die zugleich die seines Lebens ist, da jener die unschuldige Ursache seiner Gebrechen wurde; sie findet an dem Gespräche des ehrlichen Nachbars, dessen stillen, bescheidenen Trübten ihr schon früher nicht entgangen war, ein recht inniges Wohlgefallen. Wie Beyde im besten Zuge sind, werden sie durch die Dazwischenkunft eines jungen Officiers unterbrochen, der höchst ungenirt auftritt und durch sein tückes Wesen die beschämte Theresen in ihr Zimmer, den erzürnten Peregrinus aber aus dem Hause treibt. Als dieser bald darauf zurückkehrt, um sein zurückgelassenes Eigenthum abzuholen, wird er zum zweyten Male von dem Officier überrascht; er verbirgt sich hinter dem noch aufgespannt stehenden Regenschirm, um sich von Theresens Unwerth vollends zu überzeugen. Zu seinem Erstaunen und seiner Freude erkennt er jedoch aus dem Gespräche des Officiers mit dem Mädchen die vollkommene Unschuld der letzteren und sogar eine recht herzliche Neigung derselben zu ihm selbst. Der junge Kriegsmann, der den Lauscher hinter dem Schirm entdeckt und im Grunde nicht einmal eine sträfliche Absicht auf Theresen hat, beschließt die Liebenden zu vereinigen, jedoch nicht ehe er den Muth und das Ehrgefühl des blöden Liebhabers auf die Probe gestellt hat. Er spielt also die Rolle des Zudringlichen gegen Theresen fort und reizt den armen Peregrinus endlich dermaßen, daß dieser aus seinem Versteck hervorbricht, und Theresen mit der einzigen Waffe, die er zu führen weiß, mit seinem Regenschirm, schützen will. Jetzt ist des Copisten männlicher Charakter erwiesen, der Graf übergibt Theresen das Vermächtniß seiner Mutter, deren Dienst jene, um den Nachstellungen des jungen Saufewinds zu entgehen, verlassen hatte, und unter dem bedeutungsvollen Regenschirm wird die Verlobung des ehrlichen Paares gefeyert.

Wenn man den Werth eines Stückes bloß nach seinem Umfange veranschlagen und alle kritischen und ästhetischen Ansprüche nach der Zahl oder Länge der Acte abmessen wollte, so gäbe es für die dramatischen Dichter freylich nichts Bequemeres, als lauter einactige Stücke zu verfertigen, denen man, unter der Ägide dieses Titels, weder vorhin eine höhere Anforderung stellen, noch hinterdrein kritisch etwas anhaben dürfte. Unsere überrheinischen Nachbarn scheinen es auf eine solche Verläugnung aller kritischen

Verantwortlichkeit besonders abgesehen zu haben und ihr Verfahren ist denn auch für die deutsche Bühnenkunst nicht ohne Einwirkung geblieben. Das vorliegende Lustspiel gibt uns einen ziemlich deutlichen Beweis davon, denn es nimmt alle die Einräumungen, die man einem einactigen Stücke nur immer zugestehen kann, beynabe doppelt in Anspruch, ohne doch durch einen besonders schlagenden Witz in der Situation und im Dialog, oder durch eine dem Zuschauer sich mittheilende Heiterkeit zu entschädigen. Am unbequemsten und für die dramatische Wirkung am nachtheiligsten wird die Mischung des bloß Spasibhaften mit dem Ernsten und Sentimentalen in dem Charakter der Hauptperson, des armen Copisten. Die Verlobungsscene am Schlusse unter dem aufgespannten Regenschirm, der, ein Erbstück seiner verstorbenen Mutter, mit beynabe tragischem Ernste in sein Leben eingegriffen hat, wirkt eher verlegend als belustigend. — Wie viel zarter und richtiger hat Kozebue in seinem „armen Poeten,“ zu dem vielleicht das heutige Lustspiel ein Seitenstück bilden sollte, den Charakter und die Persönlichkeit seines Helden aufgefaßt und gehalten? —

Dem Stücke des Hrn. v. Holbein ward eine nicht unbenfällige Aufnahme. Hr. Richter, als Quentchen, spielte mit all der Laune und Wahrheit, die ihn uns im Lustspiele so werth gemacht haben. In Rollen dieser Gattung werden sich Wenige an glücklicher Persönlichkeit ihm an die Seite stellen können. Dlle. Reichel hat sich in neuerer Zeit in mehreren bedeutenderen Parthien mit recht erfreulichem Erfolge versucht. Die heutige Rolle als Therese bewies, daß der ihr gewordene Beyfall zur Ermunterung und zum Fortschreiten gedient hat. Hr. Herzfeld und Mad. Koberwein waren in ihren Rollen, als Graf Sturm und Frau Walter, an ihren Plätzen und eben so verdienstlich als wirksam.

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Dienstag, den 22. October: „Das unbewohnte Haus, oder: Der Poet in Ängsten.“ Komisches Divertissement von Hrn. Campilli. Musik von verschiedenen Meistern.

Mit der Inhaltsanzeige des heutigen Ballets glauben wir unsere Leser füglich versehen zu können, da wir in Betreff der dramatisch-pantomimischen Composition weder etwas Neues, noch etwas besonders Gutes darüber zu berichten finden. Schwänke der Art haben wir in den allbekanntten und unverwüßlichen Harlekinspantomimen schon mehr als genug, aber meistens mit größerem Stück und auf jeden Fall dort am passenderen Orte gesehen. Die bunte Harlekinsjacke und Pierots langärmeliges Wams sind der Freybrief für allen nur erdenklichen Unsinn, vorausgesetzt, daß dieser Unsinn lustig ist und lustig macht; gefällt er am Ende auch nur den Kindern, so lacht doch wohl auch der Erwachsene manchmal mit, und denkt: er sey incognito, unter den Kindern, und wieder geworden wie sie. Aber den Unsinn aus dieser lustigen, lustigen Umgebung herausreißen und in eine ernsthaft seyn sollende Handlung verpflanzen, wie hier, heißt denn doch Zeit, Ort und Sache auf eine gar wunderliche Art vergreifen und vermengen. Allein es ist wohl kaum der Mühe werth, noch länger bey dem Gegenstande zu verweilen. Wie es heißt, ist das Ballet in Italien lange und mit Beyfall gegeben worden; die Thatsache wollen wir nicht bestreiten, aber uns wohl hüten, die Folgerung daraus zu ziehen, daß ein gleicher Erfolg bey uns natürlich oder nothwendig seyn müsse. — Unter den Darstellenden zeichneten sich Hr. Campilli, der Erfinder des Ballets, zu dessen Vortheile die erste Vorstellung Statt fand, und seine Gattinn, durch die groteske, mit acht italienischen Farben aufgetragene Wirkung ihrer Masken und ihres Geberdenspiels aus. Unter dem Titel: „Tanzende Personen“ fanden wir ein der Zahl nach allerdings bedeutendes Balletpersonal versammelt. Den Preis des Beyfalls trugen auch heute das Matti'sche Ehepaar, Hr. Crombé und Hr. Laville davon. Ein Pas-de-deux, getanzt von Hrn. Crombé und Dlle. Schlanjofsky, erregte durch das wunderschöne Spiel des Hrn. Mayse der in dem begleitenden Violin solo allgemeine Theilnahme.

K. K. privil. Theater in der Josephstadt.

Am 24. October zum ersten Male und zum Vortheile des Balletmeisters Hrn. Kab: „Polcinello's Entstehung,“ Pantomime in einem Act, von der Erfindung des Benefizianten. Musik von Hrn. Jos. Lanner.

Die Neuigkeit der Erscheinung hatte ein äußerst zahlreiches Publicum versammelt; einmal weil man begierig war zu sehen, was die Kräfte dieser Bühne in der Pantomime, welche vor Jahren hier so heimisch als beliebt war, jetzt zu leisten vermögen, dann weil Hr. Kaab ein recht vortheilhafter Ruf voranging, endlich aber, und dies war wohl die Hauptsache, weil man vernehmen wollte, was Hr. Lanner, in seinem bisherigen Genre so talentvoll als glücklich, in einem ziemlich nahe stehenden, aber deshalb eben nicht allzu leichten Gebiete hervorzubringen im Stande sey. Von den dreyerley Rechnungen, die solcherweise angefezt waren, hat nur der Beneficiant die seine gefunden — mit den übrigen Erwartungen hatte es sein Bewenden. Das Publicum war so günstig und empfänglich gestimmt, als man es nur wünschen konnte, demungeachtet gelang es dieser Neuigkeit nicht, ein besonderes Interesse einzuköfen. Was der Wiener in dieser Art bereits vor Jahren zu sehen bekommen und damals mit einem enthusiastischen Beyfall aufgenommen hat, kann durch ähnliche Erscheinungen der Gegenwart nur zur wünschenswerthen Erinnerung potenziert, aber durchaus nicht ersetzt werden, zumal unter den jetzigen Verhältnissen, wo die Zeit der Pantomime als eine völlig vorübergegangene zu betrachten ist. Selt von Hr. Kaab's Verdienste die Rede seyn, so müssen wir uns durchaus nicht an diese Composition, sondern an seine persönliche Leistung halten, welche in ihrer Art ein unbedingtes Lob in Anspruch nimmt. Was der Beneficiant hier an Gelehrigkeit und allen den grotesken Vortrefflichkeiten zur Anschauung bringt, grenzt an das Unglaubliche, — in welcher Verbindung es zu dem Schönen steht, wollen wir nicht erörtern. Unter den Tanzstücken gefiel unter allen ein komisches Pas-de-quatre der Mad. Mehlig und der H. Kaab, Haas und Ultram; das Accompagnement hiezu, eine artige Parodie bekannter Walzer desselben Compositors, war unter den Musikstücken das glücklichste: keinem der übrigen gelang es, eine Sensation hervorzubringen. Ute Wirdisch, die als neu engagirtes Mitglied erschien, wurde recht beyfällig aufgenommen und wirkte in dem Pas-de-deux zweckmäßig mit. Hr. Kaab wurde zu wiederholten Malen gerufen und fand solcherweise eine lebhafte Anerkennung seiner Mühe, welche wirklich so angestrengt ist, daß wohl jedem Productionsabende eine gänzliche Erschöpfung folgen muß. — Der Pantomime ging das bekannte Singspiel: „Der hölzerne Säbel,“ nach Kozebue und Rosenau, mit Musik nach Mozartschen Motiven arrangirt von J. von Seyfried vor. Man hört da die wunderschönen Lieder und Clavierstücke des großen Meisters in Situationen, wofür sie nie bestimmt waren — und was alla camera entzückt, geht unter dem grellen Lampenschimmer ganz spurlos vorüber. Das Arrangement und die Costümierung war anständig, und Hr. Kott als Grenadier Heinrich Frisch lobenswerth. Daß sich's der Herzog nicht versagen konnte, am Schlusse zu Pferde zu erscheinen — war eine Schwäche. Eine militärische Musikbande exquirte zwey Märsche auf der Bühne.

A n z e i g e.

Die lebhafte und allgemeine Theilnahme, welche die Quartettunterhaltungen des Hrn. Leopold Jansa im verfloffenen Jahre gefunden haben, ist für den Unternehmer derselben eine Aufforderung geworden, diese interessanten Musikleistungen auch für den bevorstehenden Winter fortzusetzen. Es wird demnach am Sonntag, den 3. November, Nachmittags um halb 5 Uhr, im Saale zur Kaiserinn von Oesterreich, in der Weiburggasse Nr. 906, die erste diesjährige Quartettunterhaltung Statt finden, in welcher 1. das Quartett von Haydn in Es-dur (Apyon), 2. das Quartett von Mozart in D-dur (concertant), und 3. das Quartett von Beethoven in F-dur (Kasumoffst) zur Aufführung kommen sollen. Abonnementsbillets, à 2 fl. C. M. für 4 Unterhaltungen, sind nur in der k. k. Hofmusikalienhandlung des Hrn. Haslinger auf dem Graben zu bekommen. Im Local der Quartetten wird keine Casse bestehen.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schich.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Dienstag, den 5. November 1833.

133

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey A. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbs und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die Heimkehr.

Das alte Rom durchbrausten Jubelklänge
Und: Jo! Triumph! von Mund zu Munde flog,
Wenn, siegbekränzt, mit stolzem Schaugepränge
Des Heeres Fürst in seine Mauern zog;
Ein stürmisch Meer umwoget' ihn wild die Menge,
Der, eh'nen Arm's, der Feinde Nacken bog,
Doch Liebe nicht empfing den Mann der Schrecken,
Der Stolz nur konnte solche Lust erwecken.

Und knirschend zieht den gold'nen Siegeswagen
Ein Königspaar, zum Staube tief gebückt,
Die Lippe schweigt, doch bange Seufzer klagen,
Was, Felsen gleich, die edle Brust erdrückt:
Die Freunde sind, die Kinder all' erschlagen,
Ach! oder schwer vom Selavenjoch umstrickt! —
So mußten Thränen, mußte Blut erst fließen,
Wollt' Römersinn ein Freudenfest genießen! —

Beglücktes Wien! dir bieten mild're Zeiten
Ein sanfter Bild: durch deine Straßen wallt
Ein froher Zug, den Lust und Liebe leiten,
Wo Jauchzen nur, wo keine Klag' erschallt;
Der Sieger naht, und tausend Arme breiten
Sich feurig aus, Ihn preiset Jung und Alt,
Und freundlich grüßt entzückte, treue Kinder
Mit Vatergruß der Herzen Überwinder!

Eduard Anschütz.

Vergessen und Gedenken.

(Fortsetzung.)

4.

Im Kloster der Carmeliter, dort an der äußersten Ecke, brennt noch Licht.
Wer ist so ohne Frieden, daß die Nacht ihm keinen Frieden bringt? — Auf
den Stufen eines kleinen Altares vor dem Bilde des Gekreuzigten liegt ein
Mann, das Angesicht mit beyden Händen verhüllt, starr und reglos, als schwebte

der Engel des Todes über ihm, um ihn mit ewiger Finsterniß zu umschatten. Nichts unterbricht das heilige Schweigen, die Nacht vollendet ruhig ihren Lauf, nur des Meeres altes, einförmiges Lied rauscht an der Grundfeste der alten Klostermauern hin. Endlich bricht der erste Strahl des Morgens herauf. Ein blauer Schimmer ergießt sich über den Hofraum und im Wipfel seiner hundertjährigen Linden regt sich das Zwitschern der Vögel, die hier ungestört ihrer Brut pflegen. Immer deutlicher treten die weißen Statuen wie Geister der Vorzeit aus der Dämmerung hervor, die Säulengänge erhellen sich, das Gold des Aufgangs überfliegt jene Reihe von Bogenfenstern und die Glocke des Pförtners verkündet die Zeit der Hora. Einzelne dunkle Gestalten bewegen sich jetzt durch den Kreuzgang hin und der andächtige Chorgesang erhebt sich zum Schöpfer des Lichts.

Jetzt erst richtet sich die Gestalt des Bethenden empor. Seine lang herabwallenden, schwarzen Locken, das bartlose Kinn, der seine Mantel des Nobile lassen keinen Zweifel, daß er in diesem Hause bloß Zuflucht suchte. Sein Verbrechen — war die Liebe! sein Verfolger — das eigne, allzu glühende Herz, der Bethende selbst kein Anderer als Leonardo Todosi.

Der Schmerz hoffnungsloser Liebe hatte in seiner Brust jede Kraft des Widerstandes zermalmt. Alles was er dachte und fühlte, beschränkte sich auf dieß Eine — Beatricen nicht wiederzusehen. Am Ufer angelangt, stieg er maschinenmäßig in die zunächst stehende Gondel; der Führer, der ihn kannte, schlug ohne weiteres den Weg nach dem Pallaste Todosi ein. Da erhob sich vor Leonardo's Blicken die dunkle Mauer des Carmeliterklosters. Das Bild des Heilands mit Blumen bekränzt in einer Nische über dem Eingange schien seine Blicke auf ihn zu heften, — seine Arme breiteten sich gegen ihn aus und: „Hier, — hier,“ rief's in seinem Innern, „ist ein Hafen des Friedens. Da enden die Stürme, da sind die armen Slaven freigelassen; geklammert an den Kreuzesstamm will ich meine gebrochene Seele wieder aufrichten. Dann aber fort, weit über Berg und Meer, durch versengte Wüsten, durch öde Strecken der Einsamkeit, wo ich St. Marcus Kuppel nicht wieder schaue, wo die Flagge der Heimat nicht weht, wo der heimische Laut verklingt!“ Er ließ den Führer Stillschweigen geloben, trat ein durch die Pforte des Klosters und äußerte den Wunsch, den Prior desselben zu sprechen. Dieser bat, ihn für heute zu entschuldigen und sich morgen wieder her zu bemühen, wenn die Sache einen Aufschub gestatte. Da kündete Leonardo seinen Entschluß an, diese Stelle nicht mehr zu verlassen. Der Ordensoberste ließ dem jungen Mann hierauf eine Zelle für die Nacht einräumen. Morgen aber nach der Frühhora sollte sich Leonardo zu ihm begeben und ihm die Beweggründe seines Entschlusses eröffnen.

Die Annäherung dieser Stunde erfüllte Leonardo mit Unruhe. Dem Ordensmanne stellten sich keine geringen Schwierigkeiten bey der Aufnahme eines Mitgliedes der Signoria in den Weg; besonders wenn, wie in diesem Falle vorauszusehen war, ein tiefbekümmertes Vater dazwischentrat.

Da verklangen die letzten Klänge des Horagesanges, die Thüre ging auf und herein trat ein Ordensbruder, Leonardo an den Ort der Unterredung zu führen.

5.

Der Ordensvorsteher, ein würdiger und noch kräftiger Greis, empfing ihn. „Ihr habt den Wunsch geäußert, in unsern Orden zu treten? — In Eueren

Jahren, in Eurem Stande, bey dem Reichthum an Mitteln, die Euch für einen ausgebreiteten und ehrenvollen Wirkungskreis in der Welt zu Gebote stehen, ist dieß ein so befremdender Entschluß, daß ich auf Eure Beweggründe dringen muß.“

„Ich glaube sonst nirgends glücklicher zu seyn; ich erkenne die Einsamkeit als meine letzte Zuflucht und hoffe auf nichts, was von dieser Welt ist.“

„Dann kann ich Euch sagen, daß das, was Ihr sucht, in der ganzen Schöpfung eben so gut wie hier zu finden ist. Es kommt nur auf die Weisheit, auf den Willen des Suchenden an, ob er es finde. In dem engen Raum einer klösterlichen Zelle hingegen werden die Wünsche eines Herzens nicht gestillt, das begierig um sich greift. Kennt Ihr die Verpflichtungen unsers Standes?“

„Nein! Doch so rauh sie auch seyn mögen, ich werde sie mit Eifer erfüllen, denn ihre Erfüllung wird mir zur Beruhigung dienen.“

„So hört denn! — dieses Haus ist kein Haus der Todten, sondern ein Haus der Lebendigen. Nicht der stumme Schmerz, nicht die dumpfe Verzweiflung, nicht der lichtlose Irrthum dürfen es bewohnen. Wir sind die Verkünder des heiligsten Gesetzes, rastlose Vollbringer der lebendigen Liebesthat. Wie Ihr das Kreuz über unserer Pforte jeden Morgen mit frischen Blumen bekränzt findet — so sollen wir die leidende Welt mit den Blumen des Lebens verjüngen. Mit frohem Bewußtseyn der ihm von dem Allmächtigen verliehenen Kraft, die in dem Glauben an die unerschöpfliche Liebe wurzelt, sollen die Söhne dieses Ordens, durch die Einsamkeit und ihren Frieden vorbereitet, hinaustreten ins Leben und mit Begeisterung das Wort vom Anfang verkünden. Wir sind nicht da, unser Leben trostlos zu vertrauern, sondern zur Linderung fremden Kummer zu wirken! Darum macht Euer Herz erst frey von den Ketten der Erde, richtet Euren Blick erst auf und zeigt, daß er die Kraft des ewigen Lichtes suche und ertrage. Kommt Ihr dann wieder und wählet aus freyem Antrieb dieß rauhe Ordenskleid, das Keiner mehr ablegt, und dem, der es erwählt, mitgegeben wird zum Grabe, zittert in Eurem Auge die Freudenthräne, berufen zu seyn zum Wohl Eurer Brüder, — dann werd' ich Euch den Bruderkuß nicht weigern; für jetzt aber muß ich Euch Euren Vorsatz verweisen, Euch erinnern, zurückzukehren zu Euren nächsten Pflichten und das Schicksal nicht herauszufordern, das unsere Übereilungen — durch ihre Folgen straft. Kehrt um und werft Euch reumüthig in die Arme Eures Vaters!“

Eine Thüre hinter Leonardo ging auf, er blickte unwillkürlich um; — erschüttert, sprachlos, versteinert glaubte er in den Boden zu sinken: dort stand sein Vater, seine Blicke ernst auf ihn gerichtet, auf dem Angesicht eine Mischung von Wehmuth und Unwillen — an seiner Seite Benieri, Benedigs hochgefeyerter Held.

Lange wollte Niemand die Pause der Erschütterung unterbrechen. Aber aus Leonardo's Augen stürzte ein heißer Strom von Thränen, nicht der Trauer, nicht des Schmerzes, wohl aber der Freude und der Dankbarkeit; denn die Eiskrinde seines Herzens war gebrochen. „Mein Vater,“ rief er mit dem Ausdrucke der höchsten Rührung, „du gibst mir das Leben noch Einmal,“ und stürzte in Todosi's Arme. Auch Benieri breitete ihm die seinen entgegen. „In Euch,“ rief Leonardo, „umarme ich das Vaterland! — Ja, noch fühl' ich's, daß ich seiner werth bin, daß ich werth bin Eurer Achtung! Die große, allgemeine Sache soll mich Sinkenden wieder aufrichten und die

Flamme der Begeisterung jede unwürdige Thräne verzehren!“ — „Ich laß Euch nicht wieder los,“ rief jener, indem er den Jüngling fest an sein Herz drückte, „Ihr seyd mein Capitän — wir werden neben einander fechten und ich weiß es, für die Sache des Vaterlandes sterben oder siegen! Kommt jetzt, die Flotte mit mir zu besichtigen!“

6.

Eine lebhaftere Nacht als die folgende hatte Venedig lange nicht gesehen. Doge und Signoria gaben dem Admiral der Republik ein glänzendes Abschiedsfest vor dem Auslaufen der Flotte; denn die stolzesten Hoffnungen begleiteten seine Fahrt. Der Thätigkeit und Umsicht des Papstes Pius war es gelungen, ein Bündniß gegen den Erbfeind der Christenheit zwischen Spanien und der Republik zu Stande zu bringen, dem er selbst als kriegführende Macht beytrat. Den Venezianern war der Verlust des Königreiches Cypren, welches ihnen die Türken im Laufe desselben Jahres abgenommen, noch zu frisch im Gedächtnisse, um die Gelegenheit des Erfalles nicht zu achten. Der Papst bewilligte Subsidien von der Geistlichkeit, um ihrer Kraft Aufschwung und Nachdruck zu geben. Venedig sah sich in den Stand gesetzt, seine Flotte ansehnlich zu vermehren. *Venieri* stand an der Spitze, sein berühmtester Kriegsheld, seine edle Jugend drängte sich dem Kampfsplatze zu und der Republikanerstolz sah mit vermessnem Selbstvertrauen die Entscheidung einer allgemeinen europäischen Frage auf der Spitze seines Schwertes schweben; denn für alle Völker, ja vielleicht für alle Zeiten galt die Entscheidung des ersten Zusammentreffens der osmanischen mit den verbündeten Flotten.

Die Lagunen waren von tausend und abermals tausend Gondeln bedeckt, von deren Wimpeln kriegerische Freudenzeichen wehten. Eine unermessliche Volksmenge drängte sich dem Hafen zu, wo Venedigs höchste Kraft, Venedigs höchster Stolz — seine größtentheils neu erbaute Flotte, von Millionen farbiger Lampen geschmückt, die Blicke Aller auf sich zog. Musikhöre aus dem Pallaste, Musikhöre von den Schiffen erschütterten die Luft und drein tönte des Volkes tausendstimmiger Heilruf für *Venieri* und seine tapfern Gefährten.

Im Pallaste selbst aber war Alles versammelt, was an dem Ruhme und an der Leitung des Staates thätigen Antheil nahm. Alle seine stolzen Patrizier, seine in Ahnenstolz altgewordenen Geschlechter, seine edelsten Jünglinge, aus deren Blicken Kampflust und Ruhmbegierde leuchtete, seine reizendsten Jungfrauen voll Hoheit und Feuer vereinten sich hier im gesellschaftlichen Kranz. Marmorfälle, lustig hinaufgebaut wie Feentempel der Phantasie, gestützt auf schimmernde, elfenschlanke Säulen, durchströmt von einem Meere des Lichts, das der Glanz der Juwelen mit farbigen Blitzen durchzitterte, von rauschenden Springbrunnen und künstlichen Cascaden gekühlt — empfingen die Versammlung.

Auch *Todosi*, mit seinem Sohne war zugegen. Feuerig erfaßte *Leonard's* aufgeregtes Gemüth die dargebotene Gelegenheit einem Nationalfeste beizuwohnen, bey dem sich der Stolz, die Macht und Herrlichkeit seines Vaterlandes glänzend aussprechen mußte. Der Gedanke an dieses Vaterland war ja die einzige Stütze, an der sich die gebeugte Kraft seiner Seele wieder aufrichtete. Die Vorfälle der letzten Tage standen noch so hell vor seinen Augen, er wünschte nichts sehnlicher, als sich in das Meer des Lebens zu stürzen, dort wo es am bewegtesten brandete, und entweder im bestandenen Kampf mit

seinen Stürmen oder in der Nacht seiner Tiefe Vergessenheit zu finden. Mächtig über alles wirkte Venieri's hoher Genius auf ihn; wie hätte er sinken können, so lange die ausgestreckte Rechte seines Führers ihn zu den Sternen des Nachruhms hinwies? Nebst dem Wunsche, Venieri's Gesellschaft zu theilen, bestimmte ihn zur Theilnahme an diesem Feste hauptsächlich die Nachricht, daß Salvati, getreu seinen bis jetzt erprobten Grundsätzen, vermöge deren er sich von allem öffentlichen Leben entfernt hielt, auch dieser Versammlung nicht beywohnen wolle. Absichtlich ließ Todosi diese Nachricht seinem Sohne zukommen, wohl wissend, Leonardo werde in der Voraussetzung, Beatrice dort zu finden, den Pallast des Dogen nie betreten, da ihm alles, was der Vater zu seinen Gunsten eingeleitet, bis zum Augenblicke der Entscheidung verborgen bleiben sollte. Eben auf diese Nacht baute der Conte den Plan zu seines Sohnes künftigem Glücke, — die Liebenden sollten sich treffen, sich gegenseitig verstehen lernen. Um so sorgfältiger ward es Leonardo verschwiegen, daß Beatrice in Begleitung einer älteren Verwandten dennoch und zwar auf den ausdrücklichen Wunsch ihres Vaters zugegen seyn werde. Die Gewalt des Augenblickes, wo Leonardo fortzog, um das zweifelhafte Loos des Kampfes zu theilen, wo er an des hochgefeierten Venieri Seite, umstrahlt von dem Glanze seines aufgehenden Ruhmes, vor sie hintrat, um bald nicht mehr ihr, sondern ganz dem Vaterlande anzugehören, während die Ungewißheit der Zukunft jede kleinliche Rücksicht des gewöhnlichen Weltganges verbannte und gebieterisch auf dem Vorrechte der Liebe bestand — dieser Augenblick mußte Beatrice, wenn sie anders wirklich liebte, zu ernstern Gestimmungen stimmen. Jetzt mußte sie sich entscheiden — jetzt oder nie; und wie dann diese Entscheidung auch ausfiel, Todosi sah ihr unter diesen Umständen ohne Furcht für die Zukunft seines Sohnes entgegen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Paris, im October 1833.

Eröffnung des Théâtre italien.

Am 1. October eröffnete die italienische Oper in Paris die Vorstellungen der diesjährigen Saison mit „Anna Bolena,“ und zwey Debutanten erschienen vor einem in dichten Massen im Parterre, in dem Amphitheater und den Logen aufgeschichteten und gepreßten, im Schweiß seines Angesichtes genießenden Publicum. Man hatte willig jeden Winkel des Hauses eingeräumt, wo nur einigermaßen zu erwarten stand, daß die melodische Schalltugel von der Bühne und dem Orchester aus ihre Strahlen hinsenden werde; ein Dilettant nimmt es ja nicht so genau: er verschlingt geduldig die Götterspeise, wenn er sie auch mit Staub und erstickendem Dunst und halb erdrückt hinunterwürgen muß; dennoch war man gezwungen, einen großen Theil der enormen Queue, die sich vor die Theatercasse gehängt und festgeklammert hatte, unbarmherzig durchzuschneiden. — Der Saal begann voriges Jahr zu altern, zu ergrauen, jetzt steht er da in heiterem Jugendglanze: Laek und Farbe sind aufgefrischt, der Hintergrund der Logen ist grün angestrichen, um den Teint, den Glanz der Damentoiletten möglichst zu heben; ein riesenhafter Lustre ergießt seine weißen Lichtströme so reichlich nach allen Seiten, daß die Wachskerzen im Orchester überflüssig geworden. Mit seinen eleganten Proportionen, mit der Fülle von Arabesken und Vergoldungen, mit allen den ätherischen Geniegestalten und Musen in prächtvollen Gewändern, auf rosenrothen und blauen Flügeln in Purpurwolken, mit der üppigen, blendenden Beleuchtung, ist der Saal des Théâtre italien gegenwärtig eine allerliebste Bonbonnière, ein würdiger Tempel Rossini's. Doch die Ouverture, auf die ich, offenherzig gesagt, vor lauter Beschauen wenig geachtet, ist zu Ende: der Vorhang rollt in die Höhe: auf der Bühne stehen Tamburini (Heinrich VIII.) und

eine große, junge, blonde Dame; sie beginnt ihr Recitativ mit bebender Stimme: es ist *Ulle. Schulz* (*Seymour*), die arme *Ulle. Schulz*! Bisher hatte sie bloß in Italien in Concerten gesungen, und nun befindet sie sich mit einem Male auf den Brettern, vor dem so gefürchteten Pariser Parterre, auf einer Bühne, wo Jahre lang die *Pasta* und *Malibran* fast tägliche Erscheinungen waren, wo *Mad. Schüh*, welche die Fortune des Odeontheaters gemacht hatte, und die *Vocabadati*, der ein so großer Ruf vorangegangen war, durchfielen! Im Anfange ging es noch ganz leidlich; nach dem ersten Duett mit *Tamburini* rief das Publicum der zitternden Sängerin einen beruhigenden, ermutigenden Applaus zu, der aber, wie es scheint, eine ganz entgegengesetzte Wirkung hervorbrachte; von diesem Augenblicke an kam die Debutantinn nicht mehr zurecht, ihre Stimme schwankte fortwährend wie ihr Schritt, sie war bleich unter der Schminke, die Angst schien ihr Kehle und Brust zugeschnürt zu haben. Es war also eigentlich nur ein Versuch zu debütiren, ein Debut vor oder zu dem Debut, das wahrscheinlich günstig ausfallen wird, wenn sich die junge, interessante Schwedinn nur einigermaßen zu fassen weiß. So viel man nach diesem ersten Versuche schließen kann, besitz sie eine reine, biegsame Sopranstimme und eine gründliche musicalische Bildung. *Tamburini* gibt den *Heinrich VIII.* wie alle seine Rollen mit einer tadellofen Vollkommenheit. Ich hatte früher mehrmals diesen Sänger mit der minutiösesten Aufmerksamkeit verfolgt, ich war ihm durch alle seine Triller &c., seine ganze *Scala* hinauf und hinunter nachgestiegen oder vielmehr gelaufen, denn er besitz eine seltene Agilität, allein ich konnte ihn nie sehntreffen, es war mir nicht möglich, einen Flecken an seinem blendenden, prachtvollen Tongewebe zu entdecken; ich ziehe *Tamburini* unbedingt dem *Lablache* vor, den er freilich, so viel ich mich entsinne, in der Tiefe nicht erreicht. *Tamburini* ward mit großem Lärm aufgenommen. *Ulle. Giuletta Grifi* (*Anna Bolena*) hingegen ziemlich lau, aber als der Gott sich in der Brust der Sängerin zu regen anfing und die Leidenschaft in Augen, Zügen und Stimme loderte und sich in glühende, entzückende Melodien ergoß, da fing auch das Publicum Feuer. Der ganze Abend war ein Triumph für die *Grifi*. Mit jeder Scene entfaltete sich ihr Gesang energischer und anmuthiger, oft wurde sie durch ein Gesumme und Gesurre des Erstaunens unterbrochen, worauf dann bald die lärmendsten *Bravi's* und betäubendes Händeklatsch folgten. Nach der letzten Scene, wo sie zum Tode verdammt ist und bereits in Sterbekleidern ihre Liebe zu *Percy* gesteht, brach ein solches Delirium, eine so erschütternde Explosion des Entzückens aus, daß die *Pasta* und die *Malibran* sich kaum eines ähnlichen Triumphs zu erfreuen gehabt haben. Und wie lange hat man an dem Talente der schönen *Giuletta* gezeifelt! wie wurde sie vorige Jahre verkannt, mißverstanden; im Anfange wenigstens! Es ist wahr, sie hat unterdessen große Fortschritte gemacht; ihre Stimme bewegt sich leichter und behender; die etwas scharfen Töne in den obern Regionen sind abgerundet und geglättet; Pariser Kunsttrichter haben selbst gefunden, sie überkünstelte sich, sie gefalle sich in eleganten Delicateffen; ich habe zu dergleichen Beobachtungen weder Zeit noch Ruhe gefunden. *Anna Bolena* wurde nach dem Stücke gerufen nebst *Percy*; *Jvanoff*. Eine seltene Namenszusammenstellung! Ein sonderbares Spiel des Zufalls, der eine Schwedinn und einen Russen auf einer französischen Bühne zusammenführt, um die Musik eines Italieners zu singen! Sie kennen wahrscheinlich *Jvanoff* von Neapel aus. Man hatte hier allerlei Gerüchte über ihn ausgesprengt, er sey aus Neapel entflohen u. dgl. Es ist nun gewiß, daß *Jvanoff* mit Erlaubniß seines Landesherrn hier ist. Der sarmatische Künstler ist 24 Jahre alt, von kleiner aber regelmäßiger Bildung und einer etwas kalmdenhaften, beweglichen, ausdrucksvollen Physiognomie. Schon durch das erste Recitativ ließ er einige süße Accorde durchstreifen, die es wunderlieblich erleuchteten, wie die ersten Blitze der Morgenröthe durch die Dämmerung, im Quintette des ersten Actes, im Trio des zweiten brachte er eine elektrisirende Wirkung hervor; die Arie: „*Vivi tu*“ mußte er wiederholen, eine Ehre, die selten einem Debutirenden zu Theil wird. *Jvanoff* hat eine reine Tenorstimme; sie klingt ungefähr, wie wenn man mit einem silbernen Hämmerchen nach einer Krystallglocke schlägt: dabei hält er Haas mit den Fiorituren, die so oft uns, Deutsche wenigstens, und dann im italienischen Gesangstyle stören. Man fängt bereits an *Jvanoff* neben *Rubini* zu stellen, dem er, meines Erachtens, nicht gleich kommt. Er hat etwas dessen vollendete Kunst noch leidenschaftliche Energie. *Jvanoff's* Gesang besitz weder Weichlich-Süßes, das bey längerem Zuhören widerlich werden dürfte. Alle Töne, welche *Rubini* hervorbringt, sind von dem innigsten Gefühle durchglüht: auch wenn sie einem minder vollkommenen Instrumente entströmten, würden sie schon durch die tiefe Gemüthsaufrichtung des Künstlers mächtig wirken. *Rubini* ist nach dem Urtheile der meisten Kenner der vollständigste unter den jetzt lebenden Sängern. —

Heute, den 3. October, wird „Anna Bolena“ zum zweyten Male gegeben, hierauf folgt: „Il Pirata,“ von Bellini, in welchem Rubini auftreten wird, nebst Ullingher. — Über „Anna Bolena“ brauchen wir wohl nichts Näheres zu berichten, da diese Oper bereits seit zwey Jahren bekannt ist; Donizetti ist unstreitig nebst Herold der ausgezeichnetste unter Rossini's Schülern. Dieser unglückliche Herold mußte in seinem vierzigsten Jahre sterben, nach der ersten Vorstellung seines trefflichen „Pré-aux-clercs,“ dessen 120ste auf morgen angekündigt ist! — Ivanoff ist auf drey Jahre für die italienische Oper in Paris, und auf drey Jahre für die Sommer-saison in London engagirt.

Prag, den 19. October 1833.

Als Novität brachte unsere Bühne: „Juan Murillo, Schreiber und Maurer,“ Drama in 3 Acttheilungen von L. W. Voth. Wir lernen in der Exposition dieser neuen dramatischen Frucht von den Ufern der Seine einen öffentlichen Schreiber Juan Murillos (Hr. Ernst) kennen, der durch einen Zufall, oder eigentlich durch mehrere sich zusammenfindende Zufälle erfährt, daß in dem Hause der Brüder Carlos und Felix von San Punnal (Hr. Grau und Hr. Dietrich) ein gewisser Masarello erwartet wird, den Niemand kennt, den aber die beyden Brüder um 9 Uhr in ein verfallenes Haus der Vorstadt locken. Da er nun für sein Leben gerne das Geheimniß einer vornehmen Familie wüßte, und dadurch sein Glück zu machen hofft, so geht er um die bestimmte Zeit in das Haus Punnal; sieht die Schwester Isabella (Ull. Herbst), die ihn ganz gewissenhaft für den erwarteten Masarello hält, und verliebt sich flugs in sie. Da er nun hinter einem Spiegel ertauscht, daß die beyden Brüder den Masarello ermordet haben, um ihm das Testament ihres in Mexico verstorbenen Vaters abzunehmen, und ihre Schwester um ihr Erbtheil zu bringen, will er fort, und wird von ihnen aufgehalten; da kommt die ganze Gesellschaft, man begrüßt jenen als Masarello, und das Staunen der beyden Brüder macht es dem Schreiber möglich zu entkommen. Der zweyte Act führt uns in den unterirdischen Theil des einsamen Hauses, das aber ein stattliches Gebäude seyn muß, denn sein Keller besteht aus einem schönen Saal und einem Todtengewölbe, dessen sich kein Fürst zu schämen hätte. (Ehemals war Graf Egmont darin verwahrt worden.) Sie brauchen nun nichts mehr als einen Maurer, um einen Stein wegzuschieben, der über einer Grube liegt, und ungelöschten Kalk darauf zu schütten, wenn sie zum großen Vergnügen des Publicums den starren Leichnam, in weiße Tücher verhüllt, hineingeworfen haben. Kurzsichtige Menschen, die nichts von der dramatischen Nothwendigkeit verstehen, werden vielleicht sagen, das Alles könnten sie selbst machen, aber wie hätte dann Murillo ihr Verbrechen haarklein erfahren können, wie hätte er die Rolle eines blödsinnigen Maurers spielen und ihnen bey dem Graben beständig vorsingen können: „Nichts ist so klar gesponnen, was nicht einmal kommt an die Sonnen!“ Da wird man nun wieder fragen, ob die Mörder keinen Wind kriegen, und ihn festhalten? Allerdings kriegen sie Wind, aber fest halten sie ihn nicht, denn sonst wären sie im Stande, ihn auch zu ermorden, und wo nähmen wir dann einen dritten Act her? Murillo geht nun als Masarello in das Haus Punnal, verlangt die Hand Isabellens mit einem Drittel der Erbschaft, und soll eben Beydes erhalten, als sein Vater Pasqual Murillo (Hr. Grabinger) mit seiner ehemaligen Geliebten Ines (Mad. Binder) kommt, und ihn durch seinen Fluch so touchirt, daß er Isabellen und ihre Erbschaft mit ihrem Geliebten Manuel Escandon (Hr. Viel) verheirathet, und als die Wache ihn und die beyden Mörder in Verhaft nimmt, Vater und Braut ermahnt, sie möchten ganz ruhig seyn, ihm würde nichts geschehen. Das will ich aber zur Schmach der spanischen Justiz doch nicht glauben, und denken, man wird die zwey Mörder hängen, den Genossen ihres Verbrechens aber wohl säupen, brandmarken und ein Duzend Jahre auf die Galeeren schicken. Vielleicht verschafft uns seine Rückkehr zum Vater und der Braut ein zweytes romantisches Drama! Auf jeden Fall ist es eine löbliche Schonung des Verfassers, daß er uns den Jammer jener Beyden nach gefällter Sentenz erspart hat, da sie Beyde ohnedies schon sehr viel lamentiren. — Obschon es jedem Stücke vortheilhaft seyn dürfte, wenn die Schauspieler wissen, was sie zu sprechen haben, so ist es bey jenen Dramen, welche eine Menge von Unwahrscheinlichkeiten als Motive gebrauchen, einige wirksame Momente herbeizuführen — manchmal auch bey den Haaren herbeizuziehen — ein ganz unerläßliches Erforderniß, daß die Zuschauer durch ein rasches Fortschreiten und Zueinandergreifen schnell an jenen Klippen vorübergeschifft, und die Knalleffecte mit Präcision und Kraft dargestellt werden. Hier war nun weder eines noch das andere der Fall. Der Souffleur war in dieser Production nicht nur der alleinige Held des Abends, sondern die Schauspieler und Schau-

spielerinnen in Haupt- und Nebenrollen hielten es oft für reinen Luxus, das, was sie von ihm vernahmen, auch nur dem Publicum wiederzugeben, so daß man oft erst aus der Gegenrede erfuhr, was die sprechende Person — hätte sagen sollen!!! Die überraschenden Momente, deren das Stück wirklich mehrere enthält, wurden insgesammt durch das zerstreute, unsichere und verlegene Spiel der Mitglieder zu Grunde gerichtet, das Stück fiel verdienftermaßen durch, und ich kann in der That einen Theaterdichter nur bedauern, dessen Werk in dem gegenwärtigen Zustande unserer Bühne zum ersten Male gegeben wird.

Gleichfalls zum ersten Male erschien: „Die Landparthie,“ Localposse in einem Aufzuge, nach dem Französischen von Herzenskrön. Die französische Komik ist so himmelweit verschieden von dem Komus der Wiener Vorstädte, daß es allerdings unter die gewagten Versuche gehört, aus einem französischen Lustspiele oder Vaudeville eine Localposse zu gestalten. Die Elemente des ersteren gehen in der Übertragung fast insgesammt zu Grunde, und wenn man die Sache beim Lichte betrachtet, so bleibt dem Bearbeiter nichts übrig, als einige heimische Witze und Charakterzüge, die er in das fremdartige Product hineingetragen, aber gewiß viel besser an den Mann gebracht, wenn er sie einem heimatlichen, uns verwandten Stoffe angefügt hätte. Die Aufführung ging auch eben nicht rund zusammen, doch gelang es der reichen komischen Laune des Hrn. Feistmantel (Geschäftshuber) und der Mad. Ultram (Mamsell Pirzelberger) das Publicum für Augenblicke in frohe Laune zu bringen.

Mlle. Weik ist zu uns zurückgekehrt, nachdem sie im Königsstädtertheater einen so glücklichen Gastrollencyclus vollendet, daß er das glänzendste Gegenstück zu ihrem hiesigen theatralischen Mißgeschick bildete. In der That hat vielleicht noch nie ein Kunstgast auf unserer Bühne mit so vielen, zum Theil unbesiegbaren Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, als Mlle. Weik, die schon bey ihrer ersten Anwesenheit durch Urlaubsreisen, Krankheiten und andere Umstände so sehr in ihren Leistungen gehindert wurde, daß sie nur einen Theil ihrer Gastrollen spielte, und sich den Rest auf die Rückreise versparte, wo es ihr aber nicht besser erging, und sie, da ihre Urlaubszeit ihr Ende erreichte, nur zweymal, als „Kätzchen von Heilbronn“ und „Pfefferrosel“ auftreten konnte. Die einzige Entschädigung, welche ihr zu Theil wurde, war der ungetheilte Beyfall und die laut ausgesprochene Zufriedenheit des Publicums, das sich selbst durch die höchst unfreundliche Unterstützung, welche dem Gaste von vielen Mitgliedern zu Theil wurde, und wahrlich weder dazu geeignet war, ihr das Spielen zu erleichtern, noch die Zuschauer in freundliche Laune zu versetzen, doch nicht für ihre Leistungen verstimmen ließ.

Hrn. Albert sahen wir in der letzten Zeit noch in den Wiederholungen des „Zampa“ und „Fra Diavolo,“ dann als Melchthal im „Tell“ — in dem der Abstand von seiner ersten und zweyten Erscheinung auf unserer Bühne gar sehr fühlbar wurde — dann aber als „Othello“ und Don Octavio im „Don Juan,“ in welchen beyden Opern ein zweyter Hamburger Gast, Mad. Rosner, als Desdemona und Donna Anna unsere Bühne betrat. Mad. Rosner besitzt eine Stimme von großem Umfange und ausgezeichnete Kraft, die in der besten Schule gebildet ist, und die Lösung feiner, auch nicht der größten musicalischen Aufgabe zu scheuen hat, doch hat sie ihren Johannistag bereits überlebt, der Gestalt wie der Stimme fehlt der Reiz der Jugend, die leider! bey uns noch mehr als die reichste Kunst gilt, und das Publicum ließ zwar der Künstlerin in den wichtigeren Stellen ihrer beyden Gastrollen Gerechtigkeit widerfahren, doch war die Aufnahme im Ganzen nicht dazu geeignet, einer Sängerin, die — zumal bey dem tiefer eindringenden Hamburger Publicum — glänzendere Triumphe gewohnt seyn mag, Lust zu machen, ihr Talent noch in mehreren Gastrollen hier auszustellen, und Mad. Rosner verließ uns sehr schnell wieder.

Rossini's „Donna del Lago“ brachte unsere sangreiche Vodhorsky als Malcolm wieder auf die Bühne, und der verdiente Empfang, der ihr von dem überfüllten Hause zu Theil wurde, mag ihr beweisen, daß Prags Musikliebhaber und Kenner ihr Verdienst im vollen Maße zu schätzen wissen, und durch keine Nebenbuhlerin, durch keinen noch so sehr gefeyerten Gast sich in ihrer Anhänglichkeit an die vaterländische Nachtigall irre machen lassen. Ihre metallreiche Stimme hat Gottlob durch die lange Krankheit und langsame Reconvalescenz nicht gelitten, und wenn sie uns — zumal anfangs — bedeutend schwächer erschien, als gewöhnlich, so kommt das wohl großentheils auf Rechnung der Befangenheit und Entwöhnung nach einer so langen Abwesenheit von der Bühne, noch mehr auf die tiefe Rührung, welche der minutenlange Liebesgruß der Zuhörer auf die Künstlerin nothwendig hervorbringen mußte, so, daß es wohl kein Wunder gewesen wäre, wenn es ihr die Freude ganz unmöglich gemacht hätte, zu singen. Im zweyten Acte war sie schon weit mehr Herr ihrer Stimme, und erregte den enthusiastischsten Beyfall und wiederholtes Hervorrufen, doch erschien sie jedesmal mit Mlle. Luher.

(Der Schluß folgt.)

(Mit Nr. 45 des Notizenblattes.)

Herausgeber und Redacteur: Johann Schichl.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Donnerstag, den 7. November 1833.

134

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbe und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Der vierte November.

Ein heil'ger Tag, der Weihe ist erglommen
Für meines Osterreichs lustbewegte Gau'n;
Ihn heißen Millionen froh willkommen
Und bethen, ihn beglückt noch oft zu schau'n;
Er gilt ja Dir, Du aller Frauen Krone,
Die segnend wirkt auf unsrer Herrscher Throne!

In einem einz'gen, heißen Wunsch versammelt
Ist heute aller Unterthanen Herz,
Und Jeder jauchzet, ruft, bethet, stammelt
Ein Flehen frommer Treue himmelwärts;
Ein Hauch der Bitte geht durch alle Lande,
Die Du umschlingst mit Deiner Liebe Bande.

Wie jede Brust sich im Verlangen hebet,
Die hohe Feyer würdig zu begeh'n!
Wie Jeglicher im schönen Wettkampf strebet,
Dein Lob — erhab'ne Herrinn! — zu erhöh'n! —
O herrlich ist's, wenn ganzer Völker Reigen
Für ihrer Fürsten Tugend also zeugen!

Der Säng' er nur schlägt zagend in die Saiten;
Was kann in solchem Chor sein armer Sang? —
Der Harfe soll der hohen Preis entgleiten,
Sie soll ein Dolmetsch seyn für Treu' und Dank?
Und welches Lied und welcher Weise Klingen
Vermöcht' es wohl, Dich würdig zu besingen!

Da will ihm schier der heit're Muth versagen,
Er singt — mit scheuem Zweifel im Gemüth;
Doch steh', begeisternd wirkt das kühne Wagen
Und nicht vergebens war sein schüchtern Lied;
Denn jedem Sang, bestimmt: Dich zu erheben,
Muß ja den höchsten Werth Dein Name geben!

E. Straube.

Vergessen und Gedenken.

(F o r t s e t z u n g.)

Die Versammlung war voll, als man die Ankunft des Admirals verkündigte, zu dessen Ehren das Vaterland in seinen edelsten Repräsentanten dieses Fest der frohen Vorbedeutung feyerte. Ein weiter Halbkreis bildete sich jetzt, in seiner Mitte der edle Doge. Aller Blicke waren nach dem Eingange gerichtet, — und herein trat Venieri, an seiner Rechten den Vater, an seiner Linken den Sohn Todosi, die Versammlung feyerlich begrüßend, von dem Doge mit der höchsten Ehre freundschaftlicher Auszeichnung empfangen und unmittelbar nach der ersten Begrüßung seine beyden Begleiter vorstellend. Der Doge empfing den Vater mit dem laut ausgesprochenen Danke für seine vielen Verdienste, den Sohn wie einen jüngern Freund. Seine Unterredung mit ihm schloß er mit den Worten: „Euch hoff' ich als ersten Verkünder unseres errungenen Sieges wiederzusehen.“ Hierauf führte er den Admiral und seine Begleiter in die Gesellschaft ein, die sich nun allmählig in kleinere Parthien auflöste, während die Kanonen der Admiralität und der Flotte verhallten. Rauschende Musikhöre fielen ein.

In weiter Ferne begleiteten Beatricens Blicke Leonardo's Bewegungen; sie fürchtete den gerechten Unwillen der seinen. In der That lag auf seinem Angesichte ein so trüber Ernst, daß Beatrice über diese Veränderung, oder vielmehr völlige Umwandlung, wahrhaft erschrak. Sein Stolz, seine Ruhe selbst hatte einen Nachklang von Trauer, — einer Trauer, deren Grund sie kannte, und die sie deswegen beunruhigte und verwirrte. Er hatte sie noch nicht gesehen und sie war doch seine Braut! — Mit dem Gedanken, daß sie selbst sich abichtlich zurückgezogen habe, konnte Beatrice sich nicht beruhigen! Wußte sie doch, daß seine Blicke zuverlässig sie längst schon suchten, hätte sie seinen Mißmuth nicht gegen sich gekehrt. Dann wäre er sicher nicht hier gewesen, ohne ihre Nähe zu ahnen, ohne an die Möglichkeit ihrer Gegenwart zu denken. Beatrice war sich bewußt, stets auch ohne ihren besondern Wunsch bemerkt worden zu seyn, — nur in Leonardo's Seele schien kein Raum mehr übrig für den Gedanken an sie. Lag in seinem schönen Gesichte nicht jener herbe Schmerzenszug — jetzt Beatricen als der einzige Bürge seiner Liebe über alles theuer, — sie hätte geglaubt, eine fremde Seele gehe in Leonardo's Leibe umher. Ängstlich folgten ihm ihre Blicke, ängstlich forschten sie nach jeder Gestalt, die er begrüßte; — jetzt bückt er sich — einer Dame entfiel die Rose, die sie am Busen trug — er hat sie aufgehoben, er stellt sie zurück — und, o Himmel, — mit welchen Blicken dankt sie ihm! — O räuberische Blicke, verrathet nicht so viel! — Beatrice drückte sich ängstlich an ihre Begleiterin, deren Aufmerksamkeit dadurch rege ward.

„Ihr wechselt die Farbe,“ sprach diese, „ist Euch nicht wohl?“

„Es ist nichts — es ist nichts, Donna Maria — nur einen Augenblick Ruhe!“ —

„Es ist vielleicht besser, wenn wir uns nach Hause begeben?“

„Um des Himmels willen, thut das nicht. — Jetzt ist alles vorbey.“

Leonardo hatte sich mit einer Verbeugung von seiner Dame getrennt, die ihm noch lange mit brennenden Blicken nachsah.

Jetzt kam er die Reihe herab; Venieri hatte ihn noch immer nicht ver-

lassen. Hörbar schlug Beatricens Herz in ihrem Busen. Donna Maria sah sie verwundert an — sie aber schlug die Augen nieder, während dunkle Purröthe ihr Antlitz überflog. Sie gingen vorüber; — er hatte sie nicht bemerkt. Er war im eifrigsten Gespräche mit Venieri, von dem sie eben nur die Worte erhaschte: „Sie ist die Tochter des Grafen Vivado,“ und dann Leonardo darauf: „Und ihr Name?“ — Der Athem erstarrte in Beatricens Busen, ein kalter Schauer ergoß sich durch alle ihre Adern, die Blut ihrer Wangen löschte aus — ein langer, schmerzlicher Blick verfolgte den Vorübergehenden. Bald darauf verließ sie den Saal.

Theurer, von Augenblick zu Augenblick, ward dem Admirale der Jüngling, dessen er sich anfänglich aus Freundschaft für den Vater angenommen. Er erkannte sein feuriges und edles Gemüth, die Einfachheit und Wahrheit seiner Empfindungen, seine Kenntniß und richtigen Blick, und fand, daß er das Vertrauen nicht zurücknehmen dürfe, das er ihm im Voraus geschenkt. Die Angelegenheit seines Herzens stimmte den edlen Admiral zur innigsten Theilnahme. Dieser hatte Beatricen wohl bemerkt, aber um sie zu strafen, Leonardo's Aufmerksamkeit absichtlich auf die reizende Donna Laura gelenkt, mit welcher der angenehme Zufall von zuvor ihn bekannt gemacht.

Leonardo indessen fühlte wenig Theilnahme für seine neue Bekanntschaft, und hätte nicht Venieri mit solchem Feuer von ihr gesprochen, er würde sich kaum nach ihrem Namen erkundigt haben. Im Gegentheile hielt er selbst in Mitte dieses tumultuarischen Treibens innig an dem Schmerze seiner Lebenswunde fest, und der Glanz der vielen Tausende von Kerzen, die in dem Opfertempel der Freude brannten, konnte die unheimlichen Gestalten, die verzerrten Schreckbilder nicht völlig verschrecken, mit denen die aufgeregte Phantasie sein noch blutendes Herz beängstigte. Die Welt, wie er sie heute sah, war für ihn wüst; ihre Bilder drängten sich einem bunten Traume gleich an ihm vorüber und er konnte nicht umhin, seiner schwärmenden Einbildungskraft durch Mittheilung dessen, was in ihm vorging, Luft zu machen.

„Ich kann mir lebhaft vorstellen,“ sprach er, indem er sinnend mit Venieri vor einem hohen Spiegel anhielt, in dem sich das ganze phantastische Treiben des Festes abschilderte, „daß ich nach hundertjähriger Abwesenheit von der Erde plötzlich wieder in meine Vaterstadt in Mitte dieses wunderlichen Gedränges versetzt worden sey. Theilnahmslos und unerfreut ziehen diese fremden, kalten Geschöpfe an mir vorüber, es leuchtet eine andere Sonne, es spannt sich ein fremder Himmel über das wandelnde Geschlecht, eine rauschende Freudenmusik übertönt den Klage laut der weinenden Herzen — und die feyerlichen, kalten Gesichter scheinen die Gegenwart des Todes zu ahnen.“

„Wo denkt Ihr hin,“ rief Venieri, „wer wird sich solchen Vorstellungen überlassen, die unser Daseyn zum tausendfältigen Reflex eines unbekanntem Urdaseyns — und dieses schöne, wonnepulsende Leben zu einem bleichen Schatten in dem umflorten Spiegel der Zeit machen!“ Er suchte den Jüngling von dem Spiegel hinwegzuziehen, denn für ihn selbst hatte Leonardo's Gedanke eine Art unheimlichen Schauers. Leonardo aber schien in seiner Vorstellung erstarrt, mit Hestigkeit hielt er seinen Begleiter zurück. „Seht, seht,“ sprach er, „jene Dame, die sich dort aus dem Hintergrund erhebt; wären wir unter Lebendigen, so wollt' ich schwören, das sey Beatrice; aber wir Beide sind Schatten unter Schatten — und Schatten klagen nicht über ihr blutendes

Herz!“ — Seine Stimme erstarb, seine Lippen bebten, und ein Ausdruck unendlicher Bitterkeit übersog sein Gesicht, aus dem die Farbe des Lebens gewichen war.

Benieri verwies seinem Freunde diese unzeitige Selbstpeinigung mit Ernst und Nachdruck und riß ihn mit Gewalt von dem Spiegel hinweg. Leonardo folgte seinem Führer ohne besonderes Widerstreben; als er aber die Augen aufschlug — stand er Beatricen, die ihm am Arme seines Vaters entgegenkam, so nahe, daß er nicht mehr auszuweichen vermochte. Der Anblick seines Vaters machte zum Glück einen so tiefen Eindruck auf ihn, daß in diesem Augenblicke all sein Stolz und mit ihm das ganze Bewußtseyn seiner selbst in ihm aufwachte. Mit Fassung und Ruhe begrüßte er die Entgegenkommenden.

„Mein Sohn,“ nahm der alte Todosi das Wort, „du siehst, ich habe die Gelegenheit ergriffen, dir eine gewiß noch unvergessene Freundin entgegenzuführen. Mich hätt' es nicht gewundert, wenn du mir den Vorrang abgewonnen und durch dein Voraneilen mich entbehrlich gemacht hättest. Indessen hoff' ich, Donna Beatrice werde dir diesen Mangel an Aufmerksamkeit verzeihen, wenn du, — wie es deine Pflicht ist — dieselbe von nun an verdoppelt. Unter dieser Voraussetzung tret' ich dir meinen Platz ab.“

Auch Beatrice gewann bald einigen Anschein von Heiterkeit. Indessen schien sie ihre ganze Aufmerksamkeit dem Admirale vorzubehalten. Anfangs konnte Leonardo dieser Vernachlässigung nicht grollen, da er zwischen dem, was der Anstand fordert und was die Neigung begehrt, richtig und fein unterschied. Auch war es ihm selbst nicht so bald möglich, sich in den rechten Ton gegen Beatricen zu finden; — wie leicht konnte sie in einer ähnlichen Lage seyn! Allein Leonardo glaubte endlich zu fühlen, daß ihr Blick nur deswegen so kalt an ihm vorüberging, um desto länger und wohlwollender auf Benieri zu weilen. Das unverholene Bestreben, diesen im Gespräche festzuhalten, während Leonardo selbst sich nie einer mehr als nothdürftigen Entgegnung erfreute, erregte seinen Unwillen. Benieri selbst fühlte sich durch seines Freundes peinliche Lage beunruhigt und er war es, der endlich selbst das Gespräch entschuldigend abbrach, indem er sich einigen andern eben anwesenden Freunden anschloß. — Beatrice sah den Augenblick kommen, den sie fürchtete; sie stand Leonardo allein gegenüber. Vergebens ließ sie ihren Blick dem Entschwundenen noch lange folgen, es war unmöglich die steigende Verlegenheit zu verläugnen, die sich ihrer bemächtigte. Sie nahm ihre Zuflucht zu dem lezten Mittel, und suchte ein gleichgültiges Gespräch anzuknüpfen, indem sie vorgab, Leonardo um den Vorzug einer solchen Freundschaft zu beneiden.

„Vergeßt nicht,“ entgegnete dieser, „daß die Liebe sich oft so schwer an uns versündigt, daß wir ohne den Trost der Freundschaft völlig unglücklich wären.“

„Wenn dieß aber mehr der Fehler des Eigensinnes, denn der Liebe wäre? — Man müßte wenigstens früher meine Überzeugung umstoßen, daß es dem Herzen des Mannes nie an einer angemessenen Entschädigung gebrechen kann.“

„Gibt es Entschädigung — auch für die Liebe?“

„O ja! So hab' ich zum Beyspiele mit eigenen Augen gesehen, daß die Galanterie einer jungen Dame einen völlig verzweifelnden und längst gestorbenen Liebesritter wieder zum Leben erweckte.“

„Donna Beatrice — der Morgen graut; — vom Hafen her ertönt

das erste Zeichen des Ausbruchs; Ihr seyd so froh gestimmt, daß ich nicht wage, Euch an den hohen Ernst dieser Stunde zu erinnern; — aber möchte sie einst Euch sagen, — daß es für Liebe keinen Ersatz gibt auf Erden.“

„Lieber Leonardo, Ihr redet von Dingen, die uns nicht bedrohen!“

„Ihr habt Recht, schöne Beatrice — nur mich! — Somit lebt wohl!“

„Lebt wohl, sagt Ihr? — Beym Himmel — Ihr geht? — Nun, so lebt wohl!“ —

Mit diesen Worten wandte sich Beatrice ab. Aber bald fühlte sie, daß dieser Abschied allzu Earg war. Die Stimme des Vessern erwachte in ihrer Brust — sie beschloß ihn zurückzurufen. Allein, wo war er? Entschwunden? — War ihm das möglich?

Schon ertönte das zweyte Zeichen vom Hafen her. Alles drängte sich nach den Fenstern. — Welch ein Gemälde des Scheidens! Alles drückte sich noch ein Mal die Hände, Herz sank gerührt an Herz, Thränen des Schmerzens flossen zusammen; — jetzt ertönte das dritte Zeichen — das Admiralschiff bewegte sich — noch ein Mal grüßten sich all ihre Lieben: — — sie stand allein — ihre Sinne schwanden, ohnmächtig, erstarrt sank sie auf den Boden hin.

7.

Es war im October des Jahres 1551 n. Ch., als die Flotten von Venedig, Rom und Spanien unter dem Befehle der Admirale Venieri, Colonna und Juan de Austria und unter dem Oberbefehle des Letztern, dem die größte Macht zu Gebote stand, die türkische Flotte unter dem Oberbefehle Ali Kapudan Pascha's zum Treffen brachten. Zweyhundert Galeeren nebst einer angemessenen Anzahl kleinerer Schiffe, namentlich Kanonierschaluppen mit schwerem Geschütz von christlicher — und zweyhundert und fünfzig Galeeren nebst siebenzig Fregatten und Brigantinen von türkischer Seite — zogen gegen einander auf. Weder das Auge vermochte die Menge der Kämpfer, noch diese den Kampfplatz zu überschauen. Auf beweglichem Meeresgrunde erheben sich zwey feindliche Städte; — jede sendet den Tod aus zum Verderben der andern, jede verbreitet Grauen und Finsterniß um sich. Dort leuchtet der Halbmond über blutigen Blitzen, hier strahlt das Kreuz über Wolken des Todes. Beyde erfassen sich — zwey ringenden Königsschlangen gleich — sie schlagen — sie würgen — sie zerringen ihre Leiber — bis die eine zertrümmert daliegt und die andere, vom Sieg erschöpft, die Überreste von dem zerrissenen Leibe ihrer Feindinn mühsam dahinschleppt.

Zuerst empfanden die päpstlichen Galeeren den Andrang der Feinde. — Nur langsam schleuderten die ehernen Schlünde die tödtenden Geschosse heraus und die Schiffe rückten sich beyderseits allmältig näher. Weithin auf dem Kampfplatz ertönte das Kriegsgeschrey der Türken, da traten auch die spanischen und venezianischen Schiffe auf dem Kampfplatz auf. Aber von einem Ende des Horizonts zum andern immer mehr und mehr, immer unabsehbarer entwickelte sich die Macht der Feinde. Auf Colonna's Schiffen war geentert worden, und nachdem Wurfspeer und Pfeil an der Muskete sich ermüdet hatten, rang der krumme Tatarsäbel mit der Pike und dem geraden Schwert um den Vortheil. Allein plötzliche Nacht verdunkelte dieses Schauspiel. Die Spanier und Venezianer haben das Treffen gebildet — und die Schlacht ist bereits allgemein. Schwere Rauch- und Dampfwolken wälzen sich über den Meerespiegel hin,

immer weiter mit ihren gigantischen Armen ausgreifend; bald verschwinden selbst die höchsten Wimpel und nur aus Klang und Richtung der Geschütze ist noch der Stand der Freunde und der Feinde zu erkennen. Angriff und Vertheidigung sind beyde muthvoll und entschlossen; beyde Theile können sich einiger Vortheile rühmen — beyde haben Verluste erlitten, aber noch ist die Wagschale der Entscheidung nicht gefallen.

Die Sonne stand hoch und die Hitze des Tages war drückend, als *Benieri* unsern Helden auf eine Bewegung der Feinde aufmerksam machte, die sich immer zahlreicher gegen die Venezianer heraufzogen, deren treffliches Geschütz ihnen großen Schaden zufügte, während sie gegen die beyden andern Admirale ihre Schlachtlinie nur vertheidigungsweise hielten. Da erhielt *Leonardo* Befehl, gerade hin auf das türkische Admiralschiff zu steuern. Mitten durch das Kreuzfeuer der feindlichen Schiffe ging der Weg. Die Türken drängten unter lautem Allahgeschrey heran, klammerten sich mit eisernen Haken fest und suchten an den Wänden des Schiffes heraufzuklettern. Aber in demselben Augenblick durchbrach auch *Don Juan* die türkischen Reihen. Es war keine Seeschlacht mehr; — alle Schiffe hatten geentert — Mann focht an Mann — der Raum der an einander gedrängten Schiffe gab ein zusammenhängendes Schlachtfeld, auf dem es keine andere Entscheidung als der persönlichen Tapferkeit mit dem Schwerte gab. Die Männer des Propheten vertheidigten sich wie ergrimimte Löwen; aber der Zorn des Würgers ging über sie hin, und die Sonne war noch nicht untergegangen, als *Benieri* die Fahne der Republik stürmend auf dem Verdeck des türkischen Admiralschiffes aufpflanzte. *Leonardo* stand ihm treu zur Seite. Schon war der Sieg errungen, schon hatte auch *Don Juan*, von edlem Wettstreit getrieben, Castiliens Fahne stürmend der von Venedig an die Seite gepflanzt — schon drang *Leonardo* mit siegreichem Degen gegen *Ali* selber vor, als er von einem Kolbenschlag aufs Haupt getroffen zu den Füßen seines Admirals niederstürzte.

Mit tiefem Schmerz sah der edle Held den Jüngling fallen und sein Grimm steckte des erschlagenen *Ali* Haupt auf der Spitze seiner eigenen Flagge als furchtbare Trophäe eines Sieges aus, der ihm einen so theuren Freund gekostet! — Ein panischer Schreck ergriff die Moslim, die Beute der Christen war ungeheuer.

(Der Schluß folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Prag, den 19. October 1833.

(S c h l u ß.)

Die Brüder *Anton* und *Max Bohrer* hatten den Saal im Platteis für ihre Concerte erwählt, woselbst sie nur ein kleines Orchester bedurften. Schon die erste dieser musicalischen Ausstellungen, in welcher die beyden ausgezeichneten Künstler bloß eigene, noch ganz neue Compositionen vortrugen, erregte die lebhafteste Theilnahme aller Musikliebhaber. Hr. *Anton Bohrer* eröffnete das Concert mit einem melodiosen Violinconcert, und bewies die Gewalt über sein schwieriges Instrument durch schönen, reinen Ton, charakteristischen, edlen und geschmackvollen Vortrag und Überwindung großer Schwierigkeiten, die ihn jedoch nie dazu verleiten, dieselben als Hauptaugenmerk zu betrachten. In einer Phantasie für das Violoncello über ein steyermärkisches Lied nahm Hr. *Max Bohrer* noch mehr das Gemüth in Anspruch und riß eben so sehr durch gefühlvollen Vortrag als durch den Schmelz des Tones, Ruhe, Milde und Klarheit hin. Zum Schlusse des Concertes vereinigten sich die kunstreichen Brüder in Variationen ohne

Orchesterbegleitung für die Violine und das Violoncello über das Thema: „Au clair de la lune,“ und die beyden Instrumente flossen eben so harmonisch in einander, als sie sich wieder wechselweise schöne Gelegenheiten darbieten, ihre Individualität im vortheilhaftesten Lichte darzustellen. „Unstreitig,“ sagt ein hiesiges Blatt, „hatte Hr. Anton Bohrer den schwereren Stand, da wir unlängst erst Lafont gehört haben, der zugleich die Erinnerung an Paganini in großer Lebhaftigkeit — nicht etwa der Ähnlichkeit wegen — wieder hervorgerufen hatte; doch behauptete Hr. Bohrer seinen Platz nicht als sein durch seine unbestreitbaren künstlerischen Verdienste überhaupt, sondern insbesondere durch eine interessante Eigenthümlichkeit, die sich keiner der herrschenden Violinmanieren hingibt, sondern die lobenswerthe Selbstständigkeit des Künstlers bezeugt, dessen Kunst ohne fremde Stütze aus dem eigenen Studium hervorging. Man wird sich vielleicht wundern, daß wir obige Behauptung aussprachen, da auch Romberg erst vor Kurzem hier war; wenn aber dieser Patriarch des Violoncells unsere Bewunderung immer in Anspruch nehmen wird, so hat doch Hr. Max Bohrer, der den Vorzug einer tiefen Gemüthlichkeit mit jenem theilt, die männliche Kraft voraus, deren allmählicher Abgang bey dem älteren Künstler schon eine schwächere Befähigung seines Violoncells nothwendig macht, die unausweichlich den Charakter des Instrumentes beeinträchtigt. Wenn wir die beyden tonreichen Brüder charakterisiren sollten, würden wir, nach dem Vorrühren der schönen Eigenschaften, die sich in ihrem Spiele vereinigen, Max Bohrer den Virtuosen der Seele und Anton Bohrer den Virtuosen des Geistes nennen. Im zweyten Concert spielte Hr. Max Bohrer ein Violoncellconcert, und Hr. Anton Bohrer ein Adagio und Variationen für die Violine, dann aber beyde zusammen eine Duo-Phantasie, und erwarben sich in allen diesen Stücken die rauschendste Anerkennung und beynahe nach jeder Nummer wiederholtes Hervorrufen. Im ersten Concerte wurden die HH. Bohrer von Ull. Lutzer mit einer Arie von Pacini und Hrn. Albert mit einem Liede von Panny: „Der arme Fischer“ unterstützt; im zweyten sang Ull. Sued Variationen von Carafa und Hr. Strakaty ein Abschiedslied von Tomascsek insgesamt mit beifälliger Aufnahme. Der Flötenspieler Hr. Heinemayer, königl. großbritannischer Kammermusikus, hat im Theater in den Zwischenacten eine Phantasie von Tullou und eigene allerliebste Variationen über ein sehr liebliches Thema geblasen, und uns, obgleich wir schon viel Gutes von ihm gehört hatten, doch auf das angenehmste überrascht, denn von ihm kann man mit dem vollsten Rechte sagen:

„Wo Starkes sich und Zartes paarten,
Da gibt es einen guten Klang!“

Hr. Heinemayer gehört eigentlich unter jene gemüthvollen Virtuosen, die vor allem Andern das schöne Vorrecht der Tonkunst geltend machen, unmittelbar auf das Gefühl des Menschen zu wirken; doch hat er darüber den Glanz des Instrumentes nicht vernachlässigt, und weiß, wenn er in einem Moment die Seele durch süße Töne der Liebe und Schwermuth erfreut, in den nächsten durch Befiegung ungeheurer Schwierigkeiten zur Bewunderung zu zwingen. Hr. Heinemayer muß noch zu wenig Kunstreisen gemacht haben, sonst würde sein Name längst ganz allgemein bekannt seyn. Auch ein Schüler des geistreichen Pianofortevirtuosen Carl Maria von Böcklet, Aloys Taufsig, ließ sich in den Zwischenacten im Theater mit dem günstigsten Erfolge hören, und wenn er schon jetzt sowohl durch bedeutende Kunstfertigkeit und geschmackvollen, sinnigen Vortrag, die er in zwey Concertsätzen von Sigmund von Thalberg und Variationen von Herz an den Tag legte, seinem kunstvollen Lehrer alle Ehre macht, so gibt er auch alle Hoffnung, bey fortgesetztem, ernstem Studium einst ein sehr ausgezeichnetes Virtuose auf seinem Instrumente zu werden. Der Beyfall war allgemein, laut und gerecht.

Das Concert, welches Hr. J. P. Vixis, Compositeur und Clavierspieler aus Paris, und seine Pflagetochter und Schülerinn Ull. Francilla Vixis gaben, verschaffte uns den Genuß, uns wieder an den Leistungen eines bereits anerkannten Künstlers zu erfreuen, und zugleich ein reiches, jugendliches Talent kennen zu lernen, welches die schönsten Hoffnungen für die Zukunft darbietet. Hr. Vixis hat sich ein großes Verdienst um die Kunst erworben, daß er es übernommen hat, die erfreulichen Gaben der Kunstjüngerinn zweckmäßig auszubilden, ihr ein sorgfamer Führer auf der Dornenbahn der Kunst zu werden, und sie vor jedem Schritt zu warnen. Ull. Vixis ist ein zartes, jugendliches Wesen, von der Natur mit einer sehr klaren und umfangreichen Altstimme voll wahrhaft italienschem Schmelz ausgestattet, und obschon sie erst seit zwey Jahren regelmäßigen musicalischen Unterricht — theils von ihrem Pflegevater, theils von Paer — erhielt, besitzt sie doch schon manche Vorzüge, die andere in viel längerer Zeit ihrer Kunst-

bildung nicht erworben haben. Gefühl und Geschmack und ein ganz ausgezeichnet schöner Vortrag des Recitativs zeichnen sie schon jetzt aus, wo ihre Reihgefäßigkeit — die überhaupt bey Stimmen von so viel Körper nicht so schnell erreicht wird — mit jenen Eigenschaften noch nicht gleichförmig ausgebildet ist. Ein in England erscheinendes französisches Blatt sagt von ihr: „Dieses junge Mädchen hat so begonnen, wie manche andere kaum enden.“ Nachdem ich Ulle. Piris gehört habe, glaube ich, jener Berichterstatter wollte damit sagen, daß ihre Lehrer mit dem höhern musikalischen Ausdruck angefangen haben, welchen die Sängerinnen in der Regel erst dann zu studiren anfangen, wenn sie mit dem Technischen der Gesangkunst ganz im Reinen sind. Der Referent der „Bohemia“ hat jenen Ausspruch angeführt, leider aber hat ihn unser Publicum total mißverstanden, und sich schon im Vorhinein darüber verwundert, daß es den Namen einer jungen Künstlerin, die bey ihrem Beginne schon auf einer Stufe stehe, wie sie noch kaum eine erreicht, nicht in allen Zeitungen gelesen habe! Es ist gewiß das schönste Zeugniß für das Talent der Ulle. Piris, daß sie, trotz der, durch eine falsche Lesart erregten ungeheuren Erwartung, sich doch einer sehr lebhaften Aufnahme zu erfreuen hatte, und nach jeder Nummer, am Schlusse sogar zweymal herangerufen wurde. Wir hörten sie in einer Scene und Arie aus „Mitocri“ von Mercadante, einer Romanze von Spohr und einer Arie aus Bellini's „Sonnambula“, und wenn gleich in dem ersten Gesangstücke eine bedeutende Befangenheit ihre Wirksamkeit hemmte, so zeigte sich gleichwohl bereits die gute Schule, die sie in Paris und London unter den ersten Gesangsheroen der Zeit erhalten, und durch den Beyfall des Publicums beruhigt und ermuntert erschien ihr Talent in den beyden folgenden Tonstücken in noch günstigerem Lichte. Hr. Piris, dessen Verdienst hier immer geschätzt worden war, entfaltete dasselbe in zwey neuen Compositionen: „Fantaisie militaire“, und „die drey Glöckchen“, Rondo für das Pianoforte; auch accompagnirte er seiner Pflichten die Spohr'sche Romanze, und erregte um so mehr Theilnahme und Beyfall, als er mit der Sicherheit und Kühnheit des Meisters zugleich eine Wärme und Zartheit an den Tag legte, die wir in früherer Zeit nicht an ihm gekannt hatten.

Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens zu Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

- Banksia integrifolia.* (Robert Brown.) Aus Neu-Süd-Wallis. Proteaceae. Tetrandria, Monogynia.
Cactus (Rhipsalis) squamulosus. (Salm.) Aus Brasilien. Cactaceae. Decandria, Monogynia.
Chamaerops humilis. (Linné.) Aus Süd-Europa. Palmae. Polygamia, Dioecia.
Correa speciosa. (Andrews.) Aus Neu-Süd-Wallis. Rutaceae. Octandria, Monogynia.
Crocea saligna. (Smith.) Aus Neu-Süd-Wallis. Rutaceae. Decandria, Monogynia.
Erica Sebana. (Aiton.) Vom Vorgeb. d. g. Hoff. Ericaceae. Octandria, Monogynia.
Fuchsia arborescens. (Sessé.) Aus Mexico. Onagrarieae. Octandria, Monogynia.
Illicium parviflorum. (Michaux.) Aus Florida. Winterae. Polyandria, Polygynia.
Isodon plectranthoides. (Hortorum.) Vaterland unbekannt. Labiatae. Didynamia, Gymnospermia.
Oxalis Bowii. (Hortorum.) Vaterland unbekannt. Oxalideae. Decandria, Pentagynia.
Statice purpurata. (Jacquin.) Vom Vorgeb. d. g. Hoff. Plumbagineae. Pentandria, Pentagynia.

Modell XLV.

Kleid von Foulard, nach einem Original von Hrn. J. G. Beer, bürgl. Damenkleidermacher in der Dorotheergasse, Nr. 1108.

Der rosenrothe Atlascapot und der Sammtbus mit Reiberbüschel (aigrettes) und Blumen geziert sind von M. Langer in der Annagasse Nr. 986, im 1. Stock.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Wittve.

Wiener Zeitschrift

f ü r
Kunst, Literatur, Theater
u n d
M o d e.

Sonnabend, den 9. November 1833.

135

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein coloriertes Modestück, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. E. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. E. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. E. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Vergessen und Gedenken.

(S c h l u ß.)

Ein Jahr nach der Schlacht bey Lepanto war verfloßen, als zu Venedig vor dem Spital frommer Schwestern, die Büsserinnen genannt, eine Gondel hielt. Zwey Männer hoben einen Todkranken auf einer Tragbahre empor, trugen ihn die Treppe hinauf und zogen an dem Sockenringe. Bald darauf erschien die Pförtnerinn, welche den Leidenden alsogleich nach der Vorhalle bringen ließ. Hier erhielt sie von dem Einen der Gondelführer ein von dem Hafencapitän unterfertigtes Schreiben, die Person des Überbrachten betreffend, mit dem sie sich unverzüglich zur Vorsteherinn des Hauses verfügte.

Einige Augenblicke später kam diese selbst, das entfaltete Schreiben noch in den Händen, zur Besichtigung des Kranken herab.

Dem Wunsche des erlauchten Johann von Osterreich zufolge war derselbe von Messina aus, als sich keine Hoffnung weiterer Genesung ergab und die Ärzte ihre Kunst an ihm völlig erschöpft hatten, nach Venedig, seiner vermuthlichen Vaterstadt, überbracht worden. Weder der Capitän, der ihn überführte, noch der Vorsteher des Hospitals zu Messina vermochten über seinen Stand und Namen Aufschluß zu geben, die Mittheilungen des Leßtern reichten nur so weit, daß der Unbekannte nach der Schlacht bey Lepanto auf dem Admiralschiffe Don Juan's nach Messina übergeschifft, daselbst dem Hospital mit der nachdrücklichsten Empfehlung übergeben worden und daß dieser Empfehlung, für den Fall seines Todes, ein versiegeltes Schreiben an Venieri, unter dessen Fahnen er gestritten, beylag. Dieser Unbekannte war ferner durch die Anwendung der äußersten Kunstmittel und zwar durch Trepanation dem Tode entronnen, hatte sich hierauf allmählig der Genesung genähert, konnte aber leider nicht von einer furchtbaren Geisteskrankheit geheilt werden, die sich unmittelbar nach der an ihm vorgenommenen Öffnung des Hauptes einstellte. Sie bestand darin, daß er sich durchaus auf nichts, was vor diesem Augenblicke mit ihm vorgegangen war, erinnerte; — hiemit in einem völligen Vergessen seines frühern Zustandes — selbst seines Namens. Don Juan, der sich in Messina

nicht länger aufhielt, als die Anstalten zu seinem Triumphzuge nothwendig machten, hatte sich inzwischen nach Spanien begeben. Weder von ihm, noch von dem Kranken selbst war also der erwünschte Aufschluß zu erlangen. Wahrscheinlich enthielt diesen das Schreiben des Prinzen an Venieri: allein dieses war aus Ehrfurcht vor dem Siegel des Statthalter-Admirals und in Anbetracht, daß der vorgesehene Fall nicht eingetreten, uneröffnet geblieben. Alle diese Schriften waren von dem Commandanten der Galeere, auf welcher der Kranke überschifft, dem Hafencapitän eingehändigt worden, der für den empfohlenen Unbekannten die entsprechendste Fürsorge zu treffen überzeugt war, wenn er ihn der Vorsteherinn der Büsserinnen übergab.

Diese würdige Frau nahm sich in der That mit aller Liebe ihres räthselhaften Pfleglings an. Es hätte für sie der Empfehlung eines so hochgefeierten Mannes wie des Siegers bey Lepanto nicht bedurft, da der Zustand des Leidenden selbst die höchste Achtung gebot, das tiefste Mitgefühl erweckte. Sie befahl alsogleich, ihm ein besonderes Zimmer einzuräumen, welches licht und lustig genug war, um jedem Zwecke der Behandlung zu entsprechen, übergab ihn der Sorge zweyer bewährter Schwestern, empfahl ihn ihrer strengsten Gewissenhaftigkeit und behielt sich selbst die besondere Aufsicht vor.

Der frommen Frau war es bereits nach wenigen Tagen gelungen, den Zustand des Leidenden zu lindern. Seine von der Seereise erschöpften Kräfte begannen sich wieder zu sammeln, seine völlige, starre Bewußtlosigkeit durchdämmerten einzelne Lichtpuncte der Wahrnehmung, er unterschied wieder die Gegenstände, die ihn umgaben, und man konnte ihn mit einigem Erfolg über ihren Zweck und ihre Bestimmung aufmerksam machen. Endlich war ihm die Sprache wieder zum Theil geschenkt, obwohl er stets um viele Benennungen verlegen blieb, und er äußerte selbst einiges Wohlgefallen an Blumen und andern bunten Gegenständen. Von einer Erinnerung an seinen frühern Zustand war indessen so wenig als früher die Rede. Was aber dabey dem Leidenden selbst die größte Pein verursachte, das Unvermögen sich der Vergangenheit zu erinnern, ward ihm endlich selber fühlbar und jeder Versuch, ihn auf dieselbe zurückzuführen, versetzte ihn in einen Zustand des Entsetzens über sich selbst, versenkte ihn in tödtliche, dumpf hinbrütende Schwermuth. Dann starrten seine Blicke wild vor sich hin, er fand keinen Ausdruck, keine Bewegung stand ihm zu Gebot, bis in seinen Gesichtsmuskeln sich ein Kampf der Verzweiflung und des Schmerzes kund gab, worauf ein Strom von Thränen, den er ohne Zweifel über die Zerstörung seines Geistes vergoß, der vom Schmerzenskrampfe gepreßten Brust endlich wieder Luft machte. Man beobachtete daher die äußerste Vorsicht, ihn nicht weiter zu beunruhigen; die Ergründung seines Geheimnisses mußte auf die Zurückkunft Venieri's hinausgeschoben werden.

Um eben diese Zeit hatte sich eine vornehme junge Dame einem Gelübde gemäß die Gunst erbeten, sich unter der Leitung der frommen Schwestern des Convents und unter fremdem Namen der Krankenpflege widmen zu dürfen. Ihre Schönheit, ihr Stand und ihr Reichthum, da sie die einzige Erbin eines der angesehensten Patrizier war, machten diesen Schritt zum Staunen von ganz Venedig. Vergebens hatte ihre Familie gehofft, ihren Entschluß zu erschüttern: ihr Betragen blieb sich vom ersten Tage ihres Eintrittes in den Convent gleich, und sie schien in ihrem Beruf den höchsten Trost, die innigste Beruhigung zu finden.

Die Vorsteherin des Hauses sah ihre fromme Ergebung nicht ohne Theilnahme, und ergriff jede Gelegenheit, ihr das liebevollste Wohlwollen zu erkennen zu geben. Als eine der eifrigsten Krankenwärterinnen wurde sie zur Pflege des unglücklichen Fremdlings bestimmt, in der sie mit einer Ordensschwester, des Namens Blanca, abwechseln sollte.

Es war zur Stunde der Mitternacht, als die Erstere an den Ort ihrer Bestimmung herabging. Leise öffnete sie den Saal. Die Ampel warf ein zweifelhaftes Zwielicht durch das hohe Gewölbe, der Kranke lag ruhig auf seinem Schmerzlager, sein Gesicht voll Aufmerksamkeit der dienenden Schwester zugekehrt, die ihm aus einer Sammlung frommer Lieder vorlas. Diese schloß das Buch und stand auf, ihre Stelle der Eintretenden zu überlassen. Der Leidende folgte ihr mit den Blicken — aber plötzlich schien dieselben etwas aufzuhalten, zu verwirren, — denn dort — dort auf jener neuen Erscheinung erstarrten sie.

„Kommt nur näher,“ sprach Schwester Blanca, ohne zu bemerken, daß die, welche sie anredete, ohne Farbe und Besinnung neben ihr stand.

Da richtete sich die Gestalt des Kranken auf. „Wie heißt die Schwester?“ rief er aus, indem sich auf seinem Gesicht die furchtbarste Erschütterung abmalte.

„Teresina.“

„Teresina!“ stammelte Jener langsam nach, er schien sich mit der größten Anstrengung zu besinnen, Kopfschüttelnd legte er sich endlich auf das Kissen zurück.

Eine Pause des Schweigens, des Staunens für Schwester Blanca trat ein. Mit einem bedenklichen Seitenblick auf ihre Amtsgenossin kehrte diese jetzt an das Lager des Kranken zurück.

„Glaubt Ihr das nicht?“ redete sie ihn nach einer Weile an, als er ruhiger geworden schien; „zweifelt Ihr, daß dieß Teresina sey?“

„O laßt das,“ entgegnete er fast unwillig, „Ihr wißt ja, wie es mit mir steht!“

„Wißt Ihr, wie sie heißt?“

„Ich bitt' Euch, laßt Euch das von ihr selber sagen — ach, sie wird doch nicht eben so wie ich —“ er vollendete nicht.

Die Schwester wagte nicht weiter in ihn zu dringen; als aber alles stille blieb, wandte endlich der Kranke sich um. Teresina lag vor dem Bilde des Gekreuzigten, das sie mit voller Inbrunst umklammerte.

„Freundinn,“ sprach er, „du mußt mir helfen: wie ist dein Name?“

Teresina vermochte nicht zu sprechen. Thränen ersticken ihre Stimme. Nur allmählig gewann sie ihre Fassung wieder, sie erhob sich, sie trat etwas näher an das Bette des Kranken.

„Gewiß,“ nahm dieser wieder das Wort, „hast du einmal anders geheissen! du weißt dich nur nicht mehr zu erinnern; es war in einem andern Leben — aber wir haben uns gekannt — vor unserm Tode.“

Teresina zitterte heftig, sie vermochte ihren Schmerz nicht länger zu bezwingen. „Wenn Ihr von einer Verstorbenen spricht, von einer solchen, die begraben wurde, so erinnert Ihr Euch vielleicht an Beatrixen!“

„Beatrice, Beatrice!“ stammelte der Mann auf dem Krankenslager wie im Traume nach; seine Gesichtsmuskeln verriethen den furchtbaren Kampf seiner Seele, seine Blicke flammten, als wollten sie die Nacht der Un-

endlichkeit durchdringen. „Ja — ja! Beatrice!“ rief er aus, „das war es! — Bist du Beatrice?!“

Sein banger, lauschender Blick — seine ängstlich bittende Miene — ein Sturm der Erinnerung erfaßten das Herz der armen Weinenen, die vor ihm auf den Knien lag, mit der Gewalt der Vernichtung. „O Leonardo!“ rief sie, „Leonardo —“ aber ihre Stimme ersticke alsobald wieder, ihre gestreckten Arme brachen zusammen, ihre Blicke verdunkelten sich und ohnmächtig sank sie in die Arme ihrer Schwester zurück. Durch Leonardo's Seele, denn er war es, fuhr im Augenblicke, da er seinen Namen hörte, ein Blitz der Erinnerung — ein tödtliches Licht der Gewissheit!

„Ja,“ schrie er mit aller Gewalt, die das Entsetzen vor sich selber seiner Stimme verleihen mochte, „ja, ich bin Leonardo — und du — du bist —“

Aber der entsetzliche Kampf, den sein Geist kämpfte, der Schrecken der wiederkehrenden Erinnerung, sprengte die Bande des Lebens. Seine Wunde war aufgebrochen, allenthalben quoll das Blut in Strömen über sein Haupt herab, und den Namen „Beatrice“ stammelnd, sank er zurück, um sich nie wieder zu erheben.

Umsonst rief Schwester Blanca nach Hülfe; die Schwestern alle, die Vorsteherinn des Hauses in ihrer Mitte, eilten herbey; aber nichts vermochte den Andrang des Blutes mehr zu stillen, nichts mehr die fliehende Seele zurückzuhalten.

Beatrice ward hinweggebracht; das Schreiben an Venieri erbrochen; Bothen eilten durch die Stadt hin. Todosi, Maurizio und der ehrwürdige Prior des Carmeliterklosters flogen herbey, aber sie fanden nur noch Leonardo's Leiche. Sie beerdigten dieselbe mit allen Ehren, die dem Theilnehmer an dem großen Tage des Vaterlandes gebührten.

Beatrice aber wandelte nicht lange mehr durch die Hallen des väterlichen Pallastes, und als der Engel des Todes die letzte Thräne von ihrem Auge küßte, so ward diese letzte Erdenthräne von dem ersten Strahle eines himmlischen Lichtes — von der Freude des Wiedersehens verklärt!

A p h o r i s m e n.

Von Carl Walther.

Das Bestellen des Hauses und der Wirthschaft vor der Abreise ist ungemeyn rührend; denn nebst der Ungewißheit eines Wiedersehens ist ja eben diese Handlung das treue Bild des Todes selbst, an das uns die Stürme des Lebens durch stete Trennungen gewöhnen, bis wir endlich freudig dem ewigen Scheiden entgegensehen.

Glücklich derjenige, dem die göttlichen Ideen der Genien aller Zeiten als eben so viele Sonnen leuchten, und der oft mit stiller Begeisterung in den Hallen der Weltgeschichte weilt! Jene spiegeln sich erhaben in der Seele des Edeln, wenn ihn auch das Leben mit düstern Nebeln umgibt, und das Andenken an die vielen großen Todten stillt die Wunden, welche ein kleines Geschlecht dem Herzen schlägt.

Glücklich derjenige, dem die Gottheit vergönnte, der Kunst so ganz zu leben, der frey von des Lebens beengenden Verhältnissen seine Tage an ihren Altären opfernd, dahinlebt. Er freut sich seines Lebens als Mittel zum heilig-

nen Zwecke, aber er fordert nichts von ihm; sondern er schmückt es selbst mit dem Höchsten und Schönsten aus. Liebe, Freundschaft, Frühling erhalten durch ihn erst jenen göttlichen Zauber, den nur Wenige hienieden ahnen.

Wer den Musen huldigen will, der entferne nie — alle Bücher; sondern eine kleine Sammlung wenigstens repräsentire ihm immer die geweihten Priester, und ermahne ihn in Zeiten weltlicher Zerstreuung an höhere Besitzthümer des Sterblichen.

An Fräulein P. v. K.

als Dank für ein um den persischen Spruch:

„Des Blumenbeers Tanz ist der Kenntnisse Kranz“ *)
geschlungenes Blumengemälde.

Ein Perser sagte einst, ein weiser Mann:

„Der Reigen, den im Frühling Blumen tanzen

„Bey Holscharfen in dem Gülistan,

„Ist ein Symbol vom Kreis des Alleinsingens.“

Die Blumen sind des Herzens Talisman,

Wohinter die Gedanken sich verschanzten;

So schaue ich den Kranz der Blumen an,

Die in dem Licht des Ostwinds vor mir glanzten.

So schlingen sich im Schwesterlichen Reigen,

Nachahmend den der wolkenlosen Sonnen,

So tanzen Liebende beym Schall der Geigen,

Derwisch' bey Flötenschall des Walzers Wonnen.

Es schlingen sich in Dir, wie's Werke zeigen,

Die Künst' im heil'gen Kreis zum Lebensbrunnen.

*) سماع گلستان در اجماع عرفان *)
Simaai gulistan der idschmai irfun.

Correspondenz-Nachrichten.

Grätz, im October 1833.

Wie mir Grätz gefallen habe? — das kann ich so eigentlich nicht sagen; denn die Stadt ist noch nicht ganz fertig. Ja, im vollen Ernste. Sehen Sie sich nur selbst wieder einmal darin um, so werden Sie meine Meinung bestätigt finden. Das alte Grätz ist freylich längst gar gemacht, aber auch schon aus der Mode; ich spreche von dem neuen. Sie müssen wissen, daß die alte Herzogsstadt noch einmal jung werden will, und eben in ihrer Schmetterlingsentpuppung begriffen, nur mit ihrem neuen Staate noch nicht ganz in der Ordnung ist. Sollten Sie aber errathen, wer vor Allen bey diesen Verschönerungen am thätigsten Hand angelegt hat? — Erschrecken Sie nicht! — ein indischer Anthropophage — die Cholera. Dieses schreckliche Ungeothüm haben die glücklichen Gräzer nur als eine tüchtige Hausmagd, oder vielmehr als eine zu öffentlicher Zwangsarbeit verurtheilte Missethäterinn benützt. Sie mußte Straßen fegen, Pflügen austrocknen, Canäle und Dungstätten säubern, oder gar neue bauen, und Gassen und Straßen von verdampfenden Zu- und Überbauten reinigen. So wurde die Domkirche nach allen Seiten von der alten Kirchhofmauer und die Bürgergasse von dem über selbe gespannten, drey Stockwerke hohen Bogen, welcher das ehemalige Jesuitencollegium und jetzige Priesterhaus mit dem Chor der Kirche verband, befreyt und das

für von der hiedurch zugleich erweiterten Bürgergasse aus eine breite steinerne Treppe gegen das schöne Mausoläum Ferdinand's II. hin dergestalt angelegt, daß selbes nun seine ganze, im corinthischen Style aufgeführte Fronte dem Anblicke des Vorbeywandelnden darbietet. Das neu erbaute ständische Theater macht auf den Fremden einen sehr günstigen Eindruck, doch nimmt sich die mit einer nur gemalten Inschrift und gleichen Sinnbildern verzierte Wandfläche über dem Eingange etwas zu leer aus. Indessen dürfte dieses Arrangement wohl provisorisch seyn, was man auch der Umgebung des an der Nordseite des Theaters entstandenen Franzensplatzes mit seinen Wagenschuppen und dem bescheidenen Dorfbrunnen zum Stücke auffallend ansieht. Hier kann noch der schönste Theil der Stadt entstehen. Eine kurze, neue Verbindungsgasse führt nun in der Richtung der verlängerten Seitenlinie des Theaters über den ausgefüllten alten Stadtgraben gerade gegen das k. k. Militärspital hin auf den Carmeliterplatz, welcher seinen von dem längst aufgehobenen Kloster herstammenden Namen jetzt unverdienterweise trägt. Auch dieser Platz, seiner Form nach der regelmässigste der Stadt, wird nach einigen Jahren ein sehr erfreuliches Ganzes bilden. Jetzt sehen an seiner Ostseite freylich noch ein paar ganz unansehnliche Häuschen, und ein Theil seiner Westseite gestattet mit einer in Städten seltenen Offenheit die freye Einsicht in das geheimste Thun und Treiben der Bewohnerschaft; dafür hat sich aber am Fuße des Schloßberges schon gegenwärtig ein stattliches, zwey Stockwerke hohes Gebäude erhoben, dessen Hauptthor zugleich den Ausgang zu dem geschleiften Capitol der steyermärkischen Hauptstadt bildet. Der Schloßberg selbst hat bereits außerordentlich an Freundlichkeit gewonnen, die Ruinen der gesprengten Festungswerke sind verschwunden, und schöne Wiesenflächen, wildes Gebüsch, junge Alleen und mehrere Privatgartenanlagen erfreuen das Auge auch in der Nähe, während es durch die Rundschau in die reizenden Umgebungen entzückt wird. Doch ich will nicht Eulen nach Athen tragen und mich so weit versteigen, die Beschreibung dieser ihrer Anmuth wegen berühmten Aussicht zu versuchen; vielmehr gedente ich hübsch auf ebenem Boden zu bleiben, und mich ein wenig vor das Paulusthor zu begeben, um auch da die neuen Umwälzungen kennen zu lernen. — An der Grabenseite fiel es mir sogleich auf, wie man dem guten Schloßberg mit Hauen und Spaten dermaßen zu Leibe geht, daß ihm nichts anderes übrig bleibt, als seinen Fuß immer weiter zurückzuziehen. Aber so geht es, pauper ubique jacet! — weil er nun seiner Dienste als Festung, wiewohl in Ehren, entlassen ist, hat man allenthalben Muth über ihn bekommen und weist den guten Alten, wenn er es noch wagt, irgendwo ein wenig in die Welt hervorzutreten, so schonungslos zurück, daß es kein Wunder wäre, wenn er allmählig nach alten Seiten hin jenen menschenfeindlichen, abstoßenden und schroffen Charakter annähme, welchen er bereits gegen die drey Säcke, den Hauptplatz und die Sporgasse zeigt, wo ihm schon die lieben Altvordern ihre Häuser auf die Behen gesetzt haben.

(Der Schluß folgt.)

Concert der Brüder Carl und Anton von Kontski.

Mit diesem Concerte, Sonntag den 27. October, hat die talentvolle Familie, deren Name einst in der musicalischen Welt von Bedeutung zu werden verspricht, dem Publicum unserer Hauptstadt einen höchst erfreulichen Beweis geliefert, mit welchem Eifer sie den beynahe einjährigen Aufenthalt in Wien zu ihrer Ausbildung und Bervollkommnung verwendet hat. Das Concert begann mit einer Ouverture von Anton von Kontski, dem Clavierspieler und nächstältesten der Brüder. Die Composition trägt, wie das wohl natürlich ist, noch unverkennbar das Gepräge der Jugend ihres Urhebers; man vermisst noch die Klarheit, Festigkeit und Ordnung der Gedanken, allein es gibt sich auf der andern Seite musicalische Erfindungsgabe, Wärme des Gefühls und Sinn für harmonische Schönheit auf eine recht erfreuliche Weise darin kund, so daß wir das Ganze als eine sichere Gewährleistung für das Talent und den Eifer des jungen Künstlers betrachten dürfen. Hierauf folgte der erste Satz eines Doppelconcerts für Violine und Pianoforte, componirt und vorgetragen von den beyden Brüdern Carl und Anton von Kontski. Der Wettstreit beyder Instrumente hat die noch unerfahrenen Musiker hin und wieder auf ein paar gefährliche Experimente geführt; das Ganze aber war künstlerisch erfunden und recht eigentlich tüchtig ausgeführt. Der Vortrag beyder Brüder hat an Reinheit, Ausdruck und Fertigkeit gewonnen; der Violinist Carl von Kontski scheint durch großen Fleiß den Vorsprung, den sein jüngerer Bruder Anton auf dem Pianoforte gewonnen hatte, beynahe eingeholt zu haben, sein Ton war um ein Bedeutendes

voller, reiner, sein Spiel gediegener und ausdrucksvoller, als vor einem Jahr. Viel trug dazu auch der Besitz eines bessern Instrumentes bey, indem der junge Kontski eine neue und, in Anbetracht dieses Umstandes, durch Schönheit und Fülle des Tones ausgezeichnete Geige, von der Hand des rühmlich bekannten Instrumentenmachers Sawicki spielte. — Zunächst sang die Schwester der Concertgeber, Fräulein Eugenie von Kontski, die Arie des Romeo aus Bellini's Oper: „I Montechi ed i Capuleti.“ Die Stimme der jungen Sängerin hat an Stärke und Sicherheit gewonnen, ihr Vortrag hat sich mehr ausgebildet, Fleiß und die jetzt schon merkbaren Früchte einer guten Schule werden dann gewiß das ihrige thun, auch die Schwester auf gleiche Bahn mit ihren Brüdern zu führen. Übrigens müssen wir bey Gelegenheit dieser Arie, zur Steuer der Wahrheit und zur Rechtfertigung der Sängerin bekennen, daß die Orchesterbegleitung bey der Arie, wie überhaupt bey allen Musikstücken des heutigen Concerts, von einer Art war, wie sie in dem Saale der Gesellschaft der Musikfreunde des österreichischen Kaiserstaates wohl noch nicht gehört worden, und wie sie einer so benannten Anstalt gewiß nicht würdig ist. Auch eine Mitwirkung des Chores, wie sie heute war, hätte man von den Mitgliedern des berühmten Wiener Opernchores nicht erwartet. Für fremde Künstler mag das heutige Veyspiel eben kein ermuthigendes seyn. — In den darauffolgenden Variationen auf einen beliebten Mazur für Violine und Pianoforte, componirt und vorgetragen von den Concertgebern, hatten beyde Brüder Gelegenheit, ihre Fortschritte in der technischen Behandlung der Instrumente zu zeigen. Anton von Kontski als Pianofortespieler berechtigt zu den schönsten Erwartungen; sein Vortrag zeichnet sich durch Reinheit, Kraft, Ausdruck und Nettigkeit so vortheilhaft aus, daß er sich den bedeutendsten Virtuosen unserer Zeit anzuschließen verspricht. Schreitet er fort, wie er angefangen hat, so trifft unsere Prophezehung bald und vollkommen ein. Auch der Violinist Carl von Kontski bewährte seinen Fleiß und sein unverkennbares Talent. — Eine Arie aus der Oper: „Joseph und seine Brüder“ wurde von einem Dilettanten, Hrn. Gottfried, zur allgemeinen Zufriedenheit des Publicums vorgetragen. — Eine äußerst interessante Erscheinung war der jüngste der Brüder, Apollinar von Kontski, ein Knabe von kaum 8 Jahren, der eine Polonaise concertante für die Violine, von Venesch, mit so überraschender Fertigkeit und Sicherheit spielte, daß die versammelten Zuhörer von Verwunderung, man kann wohl sagen: Bewunderung, ergriffen wurden. Allerdings ist ein Gefühl der Art natürlich, wenn man die Schwierigkeiten des Instrumentes mit einem so zarten Alter zusammenhält; und so wenig dergleichen Kinderproductionen an und für sich gelten mögen, so verdient doch diese als eine höchst merkwürdige und vielversprechende Ausnahme betrachtet zu werden. — Das Adagio und Rondo aus dem obigen Doppelconcerte beschloß die heutigen, in mehr als einer Hinsicht interessanten Leistungen der Familie von Kontski.

K. K. privil. Theater in der Josephstadt.

Die Direction dieses Theaters hatte dem Sänger Hrn. Huber, welchen durch längere Zeit eine bedeutende Unpäßlichkeit von der Bühne entfernt hielt, eine freye Einnahme gestattet, welche am 28. October Statt fand. Es wurde Herold's „Zampa“ gegeben und der Beneficiant sang darin die Titelparthie mit einem Erfolge, der wenn auch nicht glänzend genannt werden, jedoch immerhin als Beweis gelten kann, daß Hr. Huber ein fester, brauchbarer Sänger ist, ohne jedoch bisher so bedeutende erste Parthien ansprechen zu können; zumal die eines „Zampa“, welche vom Compositeur unbedingte für einen Tenor berechnet worden, und welche von einem Bariton anhören zu müssen, an und für sich schon unter die Geduldproben unserer alles gern umkehrenden Tage zu zählen ist. Hr. Huber erhielt aufmunternde Zeichen des Beyfalls — und es wäre ihm nur ein lucrativ ergiebigerer Success seiner Bemühung zu wünschen gewesen. Die Kratky ist in der Parthie der Ritta seit jeher beliebt, und bewies auch heute, daß ihr diese Auszeichnung mit vollem Rechte zu Theil wird.

Am 29. October zur Feyer der glücklichen Ankunft Ihrer Majestäten wurde bey festlicher Beleuchtung des äußern Schauplazes ein „Prolog“ gesprochen, in Ansehung dessen man von poetischer Seite freylich mit dem Willen statt dem Werte vorlieb nehmen mußte. Dieses Festgedicht hatte eine duodramatische Gestalt und wurde von Mad. Fischer, Österreichs Schutzgeist, und Hrn. Dietrich, Fremder, gespielt, wobey namentlich erstere Gelegenheit fand, Wärme und Klarheit in wohlklingender Declamation wieder

einmal recht erfreulich geltend zu machen. Am Schlusse des Prologes, wo sich alle Nationen des Kaiserstaates in schön und treu costümirtten Paaren vor den Bildern des geliebten Herrscherpaares huldigend versammelten, wurde das Volkstied abgesungen, dessen jegliche Strophe mit lauten Beyfallszeichen geschlossen wurde. Da die patriotische Festlichkeit einen namhaften Theil des Abends in Anspruch genommen hatte, sah man sich bey der darauf folgenden Aufführung der Oper: „der Zweytkampf,“ zu einigen Kürzungen, namentlich im ersten Acte, veranlaßt, um die Darstellung nicht allzu sehr über die Grenzen der Theaterzeit hinausdehnen zu müssen.

K. K. privil. Theater an der Wien.

Am 30. October als Beneficevorstellung der Dlle. Condoroff zum ersten Male: „Die Wanderung durch das Leben,“ Schauspiel in vier Aufzügen. Das französische Original dieser berühmten Komödie bildet bekanntlich eine Art von Seitenstück zu den „dreißig Jahren aus dem Leben eines Spielers,“ und hatte sich in Paris, wo alles Entsetzliche und Empörende auf der Bühne entschiedenem Success gewinnt, eines außerordentlichen Beyfalls zu erfreuen. In der Bearbeitung sind mancherley Veränderungen vorgenommen worden, und was der Zuteher dort als ein Leben an sich vorübergehen sieht, ist hier in den Rahmen eines Traumes eingefast und dadurch der schauerhafte Schluß in einen glücklichen Ausgang verwandelt. Erst am Schlusse des vierten Actes erfahren wir mit Überraschung, daß bloß die Gebilde eines Traumes an uns vorübergeschritten, welche für die Etickerinn Margaritta zugleich tiefbedeutend genug sind, um sie vor aufkeimender Sucht nach Glanz und vor falschen Freunden zu warnen und sie dem wahren, wenn gleich nur sehr bescheidenen Glücke in die Arme zu führen. Diese Überraschung und das unverhoffte Zurücktreten aus dem Traume in die Wirklichkeit hat dem Publicum, welches die frühern Acte hindurch ziemlich lau gestimmt war, recht gefallen, und durch diese Thatsache ist wenigstens der Beweis hergestellt, daß das Natürliche jedes Mal den Sieg über das Grelle und absichtlich Schauervolle davontragen müsse. Die Hauptparthie war in den Händen der Mad. Pann, welche diese bedeutende und anstrengende Aufgabe sehr befriedigend löste. Der Traum umfaßt unter mannigfaltigem Glückswechsel einen Zeitraum von 25 Jahren; der Zuschauer verlangt aber ein durchgehends wohl motivirtes und ausgeführtes Charakterbild — und dieses lieferte die Darstellerinn auf eine zweckmäßige Weise. Im letzten Acte, worin sich die entlegensten Fernpuncte des Charakters berühren, trat diese glückliche Färbung sehr augenscheinlich hervor und daher konnte die Wirkung nicht fehlen. Auch Hr. Spielberger, Guillaume, nimmt diesfalls die Anerkennung in Anspruch, Spiel und Maske war so im zweyten wie in den beyden letzten Acten charakteristisch und wirksam. Hr. Hensel, August, ein erst kürzlich engagirtes Mitglied dieser Bühne, gab in der heutigen Vorstellung, wie in ein paar früheren, Beweise eines beachtenswerthen Talentes, welches auf dem Wege der Natürlichkeit und Wahrheit fortschreitend und unbehindert durch die gewaltige Effectsucht, die auf dieser Bühne nur allzu heimisch ist, zu freundlichen Erwartungen berechtigen könnte. Die Beneficiantinn fand erst im letzten Acte Gelegenheit hervorzutreten, und löste diese freylich eben nicht sehr delicate Aufgabe genügend. Das Stück enthält im übrigen nur Nebenparthien. Betrachtet man die ganze Arbeit mit bescheidenen Forderungen, so kann man sich immerhin zufrieden geben und überzeugt seyn, daß diese „Wanderung durch das Leben,“ was Stück und Aufführung betrifft, lange nicht in die Classe jener Komödien gehört, gegen welche die Kritik ihre mißbilligende Stimme erheben muß. Das Haus war sehr spärlich besucht, was wohl dem bescheidenen Titel und dem Mangel an scenischen Thaten zuzuschreiben ist.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Dienstag, den 12. November 1833.

136

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbs und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Nationalscenen.

Als ich vor einigen Jahren eine Geschäftsreise nach Polen machte, führte mich mein Weg durch eine kleine Stadt Podoliens, in welcher ich mich, eben jener Angelegenheiten halber, über eine Woche aufzuhalten gezwungen war. An einem Sonntagnachmittage erlaubte ich mir auch einmal von meinen Rechnungen und Schreiberereyen aufzuathmen, und folgte gern der Aufforderung eines jungen Polen, mit ihm einen Gang ins Freye zu machen. Die Sonne begann nach einem glühend heißen Tage zu sinken, des herrlichen Dniesters breite Spiegelfläche erschien im Westen wie ein Feuermeer, — die frische, etwas scharfe Luft, die uns der Fluß zusandte, erquickte mich wohlthätig. Junge Damen des Städtchens begegneten uns, großentheils weiß gekleidet, ohne Kopfbedeckung, aber frische Blumen in den Haaren tragend, ein Schmuck, der in unsern Gegenden, sey es aus Mode oder verkehrten Begriffen von Anständigkeit, streng verpönt, dort aber allgemein gebräuchlich und für den Fremden vom angenehmsten Eindruck ist. Recht seelenvergnügt und in der heitersten Stimmung schritt ich mit meinem Begleiter über die lange Schiffbrücke, wir stiegen zwischen spärlich bewachsenen niedern Kalkbergen etwas aufwärts, als eine kreischende, höchst eintönige Musik an unser Ohr schlug; zugleich wurden wir einen Trupp jungen Landvolks gewahr, das sich hier, kaum zweyhundert Schritte vom nächsten Dorfe, versammelt hatte. Offenbar war es auf einen Tanz im Freyen abgesehen, und da alles Nationale vom höchsten Interesse für mich ist, forderte ich meinen Begleiter auf, ein wenig zu verweilen. Wir traten näher und zuerst auf die jungen Bursche los, deren hohe Gestalten sich in den weißen, um die Schultern vielfarbig gestickten Hemden recht idealisch ausnahmen; sie waren über die Beinkleider gezogen und um die Hüfte mit einem handbreiten Ledergürtel geschlossen; das Haupt war geschoren, nur in dessen Mitte war ein Büschel langer, vorn zugeschnittener Haare stehen geblieben, welche in den Nacken hinabfielen. Ihre braunen, groben Röcke hatten sie, der Hitze halber, bey Seite gelegt, und die schwarzen, hohen Pelzmützen nahmen sie bey unserer Annäherung demüthig ab. Nun gingen wir auf die weib-

liche Welt los, die ich wahrlich für eine Schaar junger Indianerinnen gehalten, wenn mich nicht der Umstand, daß sie völlig bekleidet waren, eines Bessern belehret hätte. Ein unzugesehnenes Stück braunen Tuches stellte den Rock vor, bey Einigen war es seitwärts oder rückwärts aufgeschürzt, und ließ das gestickte Hemd sehen; dieser Rock war durch einen scharlachrothen oder grünen Wollgürtel um den Leib befestigt, das Hemd war noch reicher gestickt als bey den Männern. Vom Hals bis auf die Brust hingen eine Anzahl verschiedenartiger Korallen, und an einer Schnur angereiht allerhand kupferne und einige Silbermünzen; rückwärts um den Kopf in den Nacken hinab liefen schwere, dicke Haarflechten, welche bey den Ohren mit grünen und rothen Bändern befestigt waren, mit deren langen Enden die Lüfte ihr Spiel trieben; am vordern Kopfe waren aber fast keine Haare zu sehen, denn dieser war ganz von zierlichen, in kleinen Perlen gefaßten Bändern bedeckt. Blumen, Goldblättchen, in verschiedenen Figuren aufgetragene schöne Käfer, selbst Muscheln, deren sie Gott weiß auf welche Weise habhaft wurden, — sollten vor und über den Ohren die Zusammensetzung der ganzen mühsamen Coëffüre verbergen, und eine grüne Schürze, nebst rothen oder gelben Stiefeln — die meisten waren barfuß — vollendeten bey den Allerelegantesten den stattlichen Aufzug. — Ich hatte, seit meinem kurzen Aufenthalte in Polen, Rußjaken — so nennt man die podolischen Bauern — genug gesehen, doch war mir bey ihren Beschäftigungen in der Alltagskleidung das Eigenthümliche ihres Costüms weniger aufgefallen. Verwundert prüfte ich noch die Bestandtheile des sonderbaren Kopfpuges, welche für ein Männerauge wirklich schwer zu enträthseln schienen, als die wiederbeginnende Musik meine Aufmerksamkeit auf die Männer lenkte. Sie gingen in einem Kreise hinter einander, beugten den oberen Körper tactmäßig vorwärts, und begleiteten die Musik mit ihrem Gesang in einer melancholischen Moll-Melodie. Sie blickten dabey oft prüfend und wählend auf die große Überzahl der Tänzerinnen, welche durch Rufen des Namens und die hingebothene Hand des Mannes gewählt wurden. Nun waren sie alle versorgt, bis auf einen hochgewachsenen, bildschönen Burschen, der mit einem Ausdrücke von Lebhaftigkeit und zugleich Befangenheit in den Zügen auf einen Gegenstand hinter mir zu blicken schien. Ich folgte mit den Augen seinem Blick, und mußte heimlich lachen, als ich gewahr wurde, daß ich in diesem weltfremden Lande bereits eine Bekannte unter dem Landvolke zählte. Es war dieß ein schlankes, ausnehmend schön gebautes Mädchen, deren starke Züge durch den Ausdruck unerschütterlichen Ernstes eine Art von Achtung einflößten. Ich erinnerte mich, sie vor zwey Tagen bey meiner Wirthinn gesehen zu haben. Das Haus wurde gereinigt und übertüncht, jenes Mädchen verrichtete beydes mit vieler Gewandtheit. Der für einen Oesterreicher auffallende Anblick, ein weibliches Wesen Maurerarbeit verrichten zu sehen, machte mich zuerst auf sie aufmerksam. Ich erkundigte mich, erfuhr, daß dieß eine gewöhnliche Beschäftigung der Rußjakinnen sey, und war schon damals von dem ausgezeichneten Bau ihres Körpers überrascht, ein Vorzug, welchen das polnische Landvolk überhaupt besitzt. Ihre Augen folgten dem jungen Tänzer mit düsterem Ernst, er blickte wieder hin, blieb einen Augenblick wie unschlüssig stehen, streckte dann rasch den Arm aus und rief überlaut: „Marysia!“ — Ich erwartete nun nichts Anderes, als meine schlankte Schöne aus

dem Kreise treten zu sehen, statt ihrer ergriff aber eine neben ihr stehende Kleine, blühende Blondine mit aufgeworfenen Zügen triumphirend die dargebotene Rechte; ein Mittelton zwischen Seufzer und unterdrücktem Schrey drang zugleich an mein Ohr, er kam von meiner Bekannten, die mit einem Blicke, in welchem Gram, Eifersucht und beleidigter Stolz um die Herrschaft stritten, der Hineilenden nachschaute. Endlich siegte der letzte: sie warf dem Paare noch einen Blick zu, mit dem sie kalte Verachtung ausdrücken wollte, in dem ich aber deutlich die Spuren unheilvoller Rachelust zu lesen glaubte, wendete sich dann rasch um und ging. — Diese mimische Vorstellung war das Werk weniger Secunden; daß sie mit einer außergewöhnlichen Lebhaftigkeit des Ausdrucks von den drey spielenden Personen gegeben wurde, beweist sich dadurch, daß sie nicht nur von mir, sondern auch von den übrigen Anwesenden bemerkt wurde; die nicht tanzenden Mädchen blickten bestürzt auf das furchtbar ausdrucksvolle Mienenspiel der Tiefempörten, starrten ihr nach, steckten dann die Köpfe zusammen und zischelten unter sich. Ich machte meinen Begleiter auf das Vorgegangene aufmerksam; er hatte es auch wohl bemerkt, legte aber kein besonderes Gewicht darauf und meinte: „Eine gewöhnliche Eifersuchtszene, wie sie sich bey den ungebändigten Leidenschaften dieser Leute gar oft ereignet.“ Auf meine Bitten erkundigte er sich aber bey den Umstehenden um das Nähere, und so erfuhr ich, daß Jene bis vor Kurzem in einem innigen Verhältniß mit dem jungen Menschen gestanden, daß sie den Warnungen ihrer Freunde, sich vor seinem Flattersinn zu hüten, nie habe glauben wollen, daß sie aber in der letzten Zeit unläugbare Spuren von seiner Neigung zu *Marysia* entdeckt und sich nun vollkommen enttäuscht habe. — Der Tanz war indeß nach einem andern Tact rascher geworden, die Tanzenden trippelten, ohne viel von der Stelle zu kommen, auf eine Weise, welche eine Dame in der Folge recht wichtig *Lehmtreten* nannte, und jedes Paar drehte sich dann in raschen Kreisen um sich selbst herum. Meine gute Laune hatte durch den Auftritt von vorher einen kleinen Stoß erlitten; ich sehe gerne frohe Menschen um mich und suche geflissentlich Gelegenheiten auf, wo ich solche treffen kann: desto banger ergreift es mein Gemüth, wenn ich den Zweck solcher Versammlungen, wenn auch nur für Einzelne, verfehlt sehen muß, denn ich weiß aus eigener Erfahrung, daß man Kränkungen und Verletzungen nie schmerzlicher fühlt, als wenn man sich harmlos mit den Fröhlichen freuen wollte. So fügte ich mich gerne der Ungeduld meines Begleiters, der längst wieder marschfertig war; wir lehrten über den Dniester und dann auf einem kleinen Umwege in unser Städtchen zurück.

Nach acht Tagen trat derselbe junge Mann mit demselben Anerbieten in mein Zimmer, und fand mich eben so bereit wie damals, ihm zu folgen. Auf meinen Antrag wurde derselbe Weg eingeschlagen: ich wünschte die Leutchen noch einmal tanzen zu sehen und bey dieser Gelegenheit Kunde über meinen gekränkten Schützling einzuziehen, der, wie ich meinte, gewiß wieder in seine alten Rechte eingetreten seyn werde, da mir ohnehin der Tausch der Kleinen, blonden, stumpfnasigen *Marysia*, gegen die hochgewachsene, sinnig blickende Brünette, ein unbegreiflicher Mißgriff schien. — Als wir uns dem Dorfe näherten, ertönte Grabgeläute; einzelne Bauern eilten zur Beerdigung dahin. In der Mitte des Dorfes fanden wir vor einer Hütte viele Leute versammelt; wir blickten hinein, und sahen unter der Thüre einen Sarg mit einem Blu-

menkranze geziert. „Es scheint ein Jüngling oder ein Mädchen zu seyn,“ sagte ich zu meinem Gefährten. „Wohl möglich,“ antwortete er. „Fragen Sie doch darnach, und wie sich die verstorbene Person nannte?“ Er bemerkte mir, daß uns diese Neuigkeit, bey unserer gänzlichen Unbekanntschaft mit den Bewohnern des Dorfes, wenig nützen werde; ich bestand aber auf meinem Verlangen, und so sagte er mir, nachdem er mit einer alten Bäuerinn einige Worte gewechselt, daß der Sarg ein Mädchen von siebzehn Jahren, Namens *Marysia*, berge. Ein unheimlicher Gedanke ergriff mich; ich bat ihn zu erforschen, wie die Verstorbene ausgesehen? Ärgerlich über meine schale Neugierde lächelnd, wandte er sich wieder an die Bäuerinn, und machte mir nun zu wissen, daß sie mehr klein, blond, und bis vor wenigen Tagen recht gesund und wohlaussehend gewesen sey. Mein böses Ahnen gewann hiedurch an Wahrscheinlichkeit, ich machte meinen Begleiter auf den Sieg jenes blonden Mädchens über ihre Nebenbuhlerin bey dem Tanze, und auf den letzteren racheglühenden Blick, als diese sich entfernte, aufmerksam. Nun gewann die Sache auch für ihn eine ernstere Seite. Er forschte weiter, und es fand sich, daß *Marysia* sich vor ein paar Tagen nach dem Genusse ihrer *Mamaliga* (eine Art Kuchen von türkischem Weizenmehl) sehr übel befunden, und unter heftigem Erbrechen nach einigen Stunden den Geist aufgegeben hatte. Dieß übersetzte mir der Pole mit ernster, nachdenkender Miene. Nun fragte ich weiter, warum denn der junge schöne Bursche, der heut' vor acht Tagen so fleißig getanzt habe, nicht unter Jenen sey, die sie zu Grabe geleiteten? Er sey vor einigen Tagen auch von Erbrechen befallen worden, nachdem er etwas Milch genommen, hieß es, befände sich aber schon besser, und werde wohl bald völlig gesund. — Indes besprengten einige Mädchen den Sarg mit Weihwasser, und winkten Jemand, dergleichen zu thun. Ich blickte hin, und sah nicht ohne Entsetzen der Verbliebenen Nebenbuhlerin, die finster von ferne stand und verneinend den Kopf schüttelte. Nun ward der Sarg gehoben und aus der Hütte getragen. — Dieß ergriff endlich die furchtbare junge Giftmischerinn, welche bis jetzt ohne Zeichen sonderlicher Theilnahme vor sich hingeblickt hatte; sie erbleichte, wandte sich ab, ihr Körper schwankte; doch schnell schien sie sich zu besinnen, sie richtete sich empor, und trat muthigen und festen Schrittes in die Reihe der Mädchen; ich aber blickte dem Trauerzuge mit einem Gemisch von Grauen und Mitleid nach, von welchem letzten ich nicht wußte, ob ich es der Entschlafenen, der unseligen Verirrung ihrer Nebenbuhlerin, oder endlich dieser ganzen, verwahrlosten Menschenclasse weihen sollte. „Schrecklich,“ sagte ich auf dem Heimwege zu meinem Begleiter; „mich nimmt nur Wunder, daß die Sache nicht ein entsetzliches Aufsehen im Dorfe und bis in die Stadt hinein macht; oder sollten wir uns doch irren? Eine so schwarze That aus so geringfügiger Ursache ist fast nicht denkbar!“ — „Sehr denkbar,“ erwiederte mein Begleiter, „diese Art, Rache zu üben, ist unter diesen Leuten, wo nicht häufig, doch nicht außergewöhnlich.“ — „Und solchem Unfuge sieht man ruhig zu?“ — „Ach, wenn man alle diese Sachen untersuchen wollte! Meistens würde es doch auf ein Nichts herauskommen.“ — „Nach meiner Ansicht wäre es eine unerläßliche Pflicht für den Grundherrn, wie für die Behörde,“ erwiederte ich; doch dem Polen, der sich getroffen fühlen mochte, schien dieß Gespräch unangenehm, er brach es ab, und ich schwieg denn auch, da über diesen Gegenstand nichts

mehr aus ihm herauszubringen war. — Meiner Wirthinn erzählte ich den Fall, ohne die betreffenden Personen zu nennen; minder ängstlich über die Ehre ihrer Landsleute wachend, sagte sie gerade heraus, daß dergleichen Begebenheiten wunderselten untersucht werden. — „Doch wenn auch die Obrigkeit solche Gräucl ungeahndet läßt, werden denn z. B. die Anverwandten der heute Begrabenen nicht die weltliche, vergeltende Gerechtigkeit aufrufen?“ — „O, die wissen wohl andere Mittel, sich Recht zu verschaffen,“ erwiederte meine Wirthinn, „sie können ja die Mörderinn der Gemordeten auf demselben Wege nachschicken.“ — Mir lief es kalt über den Rücken, ich mochte gar nicht mehr weiter fragen. Am folgenden Tage mit dem Frühesten verließ ich das Städtchen, mit dem regen Wunsche, daß doch bald — recht bald die wahre Bessertlichung dieser Bauern erfolgen möchte, einer Classe Menschen, die nach meiner oberflächlichen Beobachtung, verwildert, aber nicht böse, unwissend, aber keineswegs geistlos erscheint, und deren Anblick deutliche Spuren nicht gemeiner Naturen wahrnehmen läßt.

Carl Wanderschelde.

An einen Jugendfreund.

Als eines Tags du dir dein Ränzlein schnürtest,
Zu zieh'n hinaus, weit über Land und Meer,
Und sprachst: „Wir seh'n uns wieder!“ o, wie rührtest
Du Trauer mich, wie ward das Herz mir schwer!

Nicht fernhin konnte dich der Blick begleiten,
Das Liebste bleibt uns im Gesichtskreis nie,
Doch folgte dir und sah dich rüstig schreiten
Das scharfe Auge meiner Phantasie.

Ja, rastlos schritt'st entgegen du dem Ziele,
(Ein Ziel für dich, für Hunderte ein Traum!)
Dem Thale zu, wo im Begeißrungsspiele
Gefang ertönt um einen Lorbeerbaum.

Und die schon dort, sie hießen dich willkommen
Und legten rasch die Harf' in deine Hand,
Und schmückten dich, als sie dein Lied vernommen,
Mit jenem Kranze, den Entzückung wand.

Du aber zogst von Neuem fort in's Weite,
Was du gesch'n, war noch das Höchste nicht;
Du gingst, den Schmerz, den treuen, im Geleite,
Den Schatten in der Dichterseele Licht.

„Wo soll,“ so sprachst du, „ich der Antwort lauschen,
Warum, was je ich liebte, unterging?
Wird sie mir dort im Niagara rauschen,
Wie, oder in der Schlange Zauberring?“

So seufzest du. Dein Seufzer, kaum als Frage
Vom Herzblut' aufgeschleudert in das Haupt,
Wuchs plötzlich zum Entschluß, sieh', und die Klage
War eher That, als Liebe sie geglaubt.

Du stand'st am Niagara; sahst, das nackte,
Ehrfurchtentblößte Haupt gesenkt, hinein
In seine ew'gen Donnerkatarakte,
Und warfst erschüttert deine Fragen d'rein.

Die brachen tausendfach sich in den Wogen
Des Riesenstrom's, sich hebend tausendmal,
Bis sie zulezt, dem Scherblick entzogen,
Hin zur Vollendung schmetterte der Schwall

Zur letzten Phase — fern im hohen Meere,
Wo für des Lebensgeistes Güterschiff
Kein Sturm mehr tödtlich wird, denn jene hehre
Gedankensee gefährdet nie ein Riff. —

So sah ich dich, im Geist', das Antlitz wenden
Und kehren deine Fragen in die Brust,
Sah Wünsche nach der Heimat still dich senden,
Erbebend ob dem neuesten Verlust.

Nun hat dich, Edler, deine Heimat wieder,
Doch — fand'st auch du sie wieder? — Kann sie dir
Nuch fürder noch als Quelle holder Lieder
Die heiße Stirne fühlen? Sag' es mir. —

Brann von Braunthal.

Correspondenz-Nachrichten.

Grätz, im October 1833.

(S k i u f.)

Die ohnehin nicht alte Grabenvorstadt hat sich durch die ganz neue Leimburggasse vergrößert, welche drei Abtheilungen hat. Sie beginnt nemlich als obere Leimburggasse in der Nähe der Pfarrkirche, an der Westseite der Hauptstraße, und läuft lothrecht der Murr zu, bricht sich aber beyläufig in der halben Strecke, daher sie hier die mittlere heißt, in einen rechten Winkel und wendet sich gegen den Schlossberg hin; dann setzt sie sich endlich als untere wieder in ihrer ursprünglichen Richtung mit der die Murr und den Mühlgang entlang laufenden Straße in Verbindung. Eine in dieser Gegend angebrachte fliegende Brücke stellt zugleich die nächste, sehr zweckmäßige Communication mit der Lend her. Lange war mir nicht erklärlich, warum man dieser, auf einer offenen Wiese neu angelegten Gasse die beschriebene Zickzackgestalt gegeben habe; allein ich wurde belehrt, man wolle die mittlere gegen Norden noch bis in die sogenannte lange Gasse, gegen Süden aber bis an die sich um den Fuß des Schlossberges windende Straße fortsetzen. In Weisdorf ist vor einigen Jahren eine Zuckersiederei entstanden, deren ansehnliches Werkgelände von weitem das Auge auf sich zieht, und selbst einem Laien zeigt, daß der Betrieb dieses Geschäftes großartig sey. Die alte, zwenzhürmige Kirche der deutschen Ordensritter am Lech fand ich nun fast hinter Gebäuden versteckt, und, wenn die Behauptung der Gräzer wahr ist, daß sie einst die Stadtpfarrkirche des einst hier gestandenen, uralten Grätz war, so hat sie jetzt beynabe wieder Hoffnung, in ihre alte Herrlichkeit einzusetzen und wenigstens die Pfarrkirche einer Gräzer Neustadt zu werden; denn die Zinsendorgasse reicht mit ihren freundlichen Häuserreihen bereits bis an die vor wenigen Jahren noch in der Mitte von Kornfeldern und Wiesen gelegenen „Milmariandeln,“ und diese, nun der städtischen Civilisation so nahe gerückt, dürften wohl erwarten, von den höflichen Gräzern mit dem unangenehmen Bauernnamen verschont, und wenn nicht gar „Milmfräulein,“ so doch wenigstens „Milmmarien“ genannt zu werden.

Vielleicht der bedeutendste und ansehnlichste Neubau ist doch der nach den dort aufgestellten Holzfuhrwägen benannte Holzplatz, welcher auf der zwischen dem Schlegel-

wirthshaus und der Geyerschen Salterfiederey liegenden Geviertfläche entstand und dessen schöne Hauptfronte mit der, sich an die Steifortergasse anschließenden, lindenbesetzten Fahrstraße parallel läuft. Eine Seite dieses Plazes bildet freylich die fensterlose Seitenwand des gegen die Allee hin gebauten protestantischen Bethhauses und die Mauer eines dazu gehörigen Gartens; allein letztere dürfte sich wohl bald in eine Reihe geschmackvoller Gebäude verwandeln, und so zugleich die unregelmäßige Rückseite des auch zur Schule und Wohnung für Pfarrer und Lehrer der evangelischen Gemeinde dienenden Gebäudes decken. Die Kirche selbst aber spricht durch ihre Einfachheit und Helle freundlich an, und hat einen sterbenden Christus am Kreuze von dem talentvollen Maler Wonsiedler als Altarbild. In der Mitte des Holzplazes wird eben ein artesischer Brunnen — wie ich höre, der erste in Steyermark — gebohrt. Man ist bereits in eine Tiefe von mehr als 50 Klaftern gedrungen. Mögen die Theilhaber dieser gemeinnützigen Unternehmung nicht ermüden! Die ausgebreitete Anwendung dieser wichtigen neuen Erfindung ist nicht nur überhaupt aus Rücksichten der Bequemlichkeit und Gesundheit, sondern auch insbesondere — wenn auch nur nebenher — zur Einführung einer der schönsten Zierden öffentlicher Plätze sehr wünschenswerth. Denn, wenn man den lieben Gräzern auch Sinn und Liebe für alle Künste gerne zugesteht, so muß man doch bekennen, daß sie es — wenn man ein paar Springbrunnen im Garten des nahen Schlosses Eggenberg ausnimmt — in den Wasserkünsten noch nicht weit gebracht haben. Überraschend war es mir auch, in der Verlängerung der sogenannten „scharfen Ecke“ eine neue Gasse von netten Häusern zu finden. Sie hat zur Erinnerung an eine viel leicht ehemals dort gestandene Scheune den idyllischen Namen Heustadlgasse angenommen. Wirklich sieht man sich auch am Ende derselben unvermuthet an den reizenden Ufern des lieblichen Gräßbaches, welcher, obwohl er eben nicht Rosenwasser führt, der Sammelplatz der Wälschernymphen ist. — Am wenigsten hat sich die Murvorstadt verändert, und die Baulustigen wandten sich in der neuern Zeit offenbar mehr auf das linke Murufer in die Nachbarschaft der anmuthigen Höhen des Rosen- und Ruckerberges. Diese Lieblingsgegenden der heutigen Gräzer findet man denn auch an heitern Tagen nach allen Richtungen von lustwandelsüchtigen Einfamen, schwärmenden Pärchen oder ganzen Gesellschaften durchkreuzt, und die Wirthsgärten und Kaffeeshenken finden dabei ihre Rechnung. Dafür freuzt an solchen schönen Abenden die geplagte Theaterunternehmung. Indessen soll sie im verfloffenen Sommer auch in Gräß, wie überall, vom Jupiter Pluvius in Protection genommen worden seyn, und das mit Recht; denn obgleich Oper und Schauspiel noch Manches zu wünschen übrig ließen, so ist doch die neue Unternehmung — wie man versichert — thätig und voll guten Willens. Sie hatte den Sommer über eine Reihe zum Theile ausgezeichnete Gäste auf Gastrollen geladen. So Esclair, Kettich sammt Gattinn, Löwe, Kunst, Schwarz, Mlle. Zeiner, Terrmann, Wild, Mlle. Stern u. m. a. Nach dem übereinstimmenden Urtheile haben Esclair, Löwe, Mad. Kettich und Wild den entschiedensten Beyfall errungen, und in manchen Darstellungen wahre Bewunderung erregt. Auch Mlle. Zeiner vom k. k. Hofburgtheater scheint bey den Gräzern in guter Erinnerung geblieben zu seyn. Mlle. Stern von Brünn ist während der Herbstmarktzeit mehrmals mit Beyfall aufgetreten. Bey aller Werthschätzung dieser angenehmen Gäste gerieth jedoch — wenigstens so weit ich Zeuge war — das zwar allerdings kunstsinrige, aber auch verständige Gräzer Publicum keineswegs in jene alberne Verückung, durch welche sich einige Berichte über die Gräzer Bühne in der letzten Zeit auf das lächerlichste ausgezeichnet haben. Bey den vorzüglichern der bisher engagirten Mitglieder findet man, wie bey allen Provinzialbühnen, theils bereits entwickelte Kunstkräfte, welche schon den Kenner erfreuen, theils solche, welche nur durch die steigende Hoffnung einer günstigen Entwicklung interessiren. Hr. Jaskewitz, Baritonist, wird seiner tüchtigen Schule wegen sehr geschätzt. Der Tenorist Hr. Dufmayr hat eine für das Gräzerhaus zwar etwas schwache, aber liebliche Stimme, die er zu gebrauchen versteht. Hr. Draxler ist ein Anfänger mit einer schönen, klangvollen Bassstimme, welche jedoch einer sorgsamten Pflege und einer fleißigen Ausbildung bedarf. Mlle. Schmidt besitzt eine angenehme, reine Sopranstimme, und die Kunstausbildung einer Bravoursängerinn. Mad. La Roche wird bey jedem Erscheinen beyfällig begrüßt, und ihre kraftvolle Stimme sowohl, als ihr ausdrucksvoller Vortrag wurde sogar in Italien gewürdigt. Indessen haben sich beyde Sängerinnen, einem deutschen Publicum gegenüber vor dem Übermaß an Routaden und Coloraturen zu hüthen. Mlle. Wiegand besitzt bey einem gewandten Spiele eine hübsche Stimme, doch ist ihre Intonation nicht immer gleich rein. Die Chöre sind sehr gut besetzt und einge-

übt, und vor allem ist das Orchester sehr lobenswerth, ein Beweis, daß der Capellmeister Hr. Hildebrand und der Orchesterdirector Hr. Hysel ihren Wirkungsbereich vollkommen ausfüllen. Im Schauspiele verdient Hr. Diez, schon in Linz ein Liebling des Publicums, Auszeichnung. Sein Spiel ist, ohne der nöthigen Leitung des Verstandes zu entbehren, warm und von wohlthuernder Innigkeit, nur verschlingt er manchmal die Endsilben und wird dann schwer verständlich. Hr. Hörtel steht ihm als talentvoller Darsteller von Charakterrollen, vom Publicum mit gleichem Beyfalle beehrt, zur Seite. Seine Glanzrollen fallen in das Lust- und Schauspiel, mit dem Rothurn ist er weniger vertraut. Hr. Chauer, ein wackerer, gebildeter Schauspieler, trifft vorzüglich die Verderber Iffland'scher Väter, dürfte sich aber vor einer gewissen Eintönigkeit des Vortrages zu hüten haben. Hr. Remark ist kein unglücklicher Komiker, doch scheint er zu glauben, seine Aufgabe als solcher sey mehr ein zeitweises Spasmachen, als die Darstellung eines komischen Charakters. Mlle. Emilie Müller ist eine gebildete, jugendliche Schauspielerinn und eignet sich vorzüglich zur Darstellung gefühlvoller Rollen. Mlle. Leinsitt wird in allen jenen Rollen gefallen, welche Jugendreiz und jene Schalkhaftigkeit erfordern, die zur gerne gesehenen Darstellung naiver oder vielmehr mit Naivetät kokettirender Charaktere unentbehrlich ist. Mlle. Vervison ist in Anspruchsrollen vorzüglich, sie feyerte erst kürzlich als Orsina und Lady Milfort wahre Triumphe. Mlle. Wagner verdient im Komischen gerechten Beyfall, im Ernstigen aber trifft sie den Ton des Gefühls durchaus nicht. Mad. Huth soll in einigen Vocalstücken sehr angesprochen haben. Costümierung und Scenerie ist sehr anständig, manchmal wirklich prunkvoll, und überhaupt scheint die Direction des Hrn. Pellet in mehr als einer Rücksicht eine hinlängliche Gewährleistung für einen bald ganz genügenden Zustand der Gräzer Bühne darzubieten. Mögen nun diese flüchtigen Andeutungen von dem, was ich in dem lieben Grätz gewahr wurde, bey all' ihrer Oberflächlichkeit den verehrten Lesern dieses Blattes zeigen, wie auch in Grätz durch die vereinte Bemühung der öffentlichen Behörden und der Einwohnerschaft Alles zum Bessern, Schönern und Zweckmäßigen fortschreitet.

Dresden, im September 1833.

Am 5. September wurde hier zum Andenken des hundertjährigen Geburtstages Wieland's „Oberon“ gerade zum fünfzigsten Male aufgeführt. Wir hatten eine liebliche Altfängerinn als Gast hier, Mlle. Hill aus Frankfurt. Diese junge Künstlerinn hat eine sehr schöne Stimme; eigentliche höhere Schule fehlt ihr noch, aber ihr tiefes Gefühl und ihr seelenvoller Ausdruck machen, daß jener Mangel nicht störend ist; ihre schöne schlanke Gestalt und der rührende Ausdruck ihrer interessanten Züge unterstützen sie sehr vortheilhaft. Sie trat zum ersten Male in ihrem Leben auch in der italienischen Oper auf, und besiegte die Schwierigkeit der fremden Sprache recht glücklich. Wir hörten sie als Tancred, als Romeo (wo wir uns innig freuten, Bellini's herrliche Oper wieder zu hören, und worin Maschinka-Schnieder die Giulietta sehr lieblich gab), als Oberpriesterinn in der „Vestalinn“ und als Fatime im „Oberon“; sehr gern würden wir sie zu den Unsern zählen.

Hr. Alexandre, der bekannte französische Komiker und Ventriloque, gab mehrere Vorstellungen, worin er stets alle sechs bis sieben Rollen allein spielt; die Schnelligkeit, womit er sich umgestaltet, ist wunderbar und das Ganze ungemein belustigend.

(Mit Nr. 40 des Notizenblattes.)

Herausgeber und Redacteur: Johann Schich.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Donnerstag, den 14. November 1833.

137

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Auslegung einer bis jetzt unausgelegt gebliebenen Stelle im Landprediger von Wakefield.

Frey nach dem Englischen des Forget me not für 1832.

Die dunkle Stelle, über welche Licht zu verbreiten ich im Begriffe bin, kömmt in dem Gespräche vor, welches im Hause Pachters Flamborough zwischen Lady Blarney und Miß Carolina Wilhelmina Amelia Sleggs im Beyseyn des vortrefflichen Landpredigers von Wakefield Statt fand, und während dessen ganzer Dauer Mister Burchell, das Gesicht dem Feuer, den Rücken der Gesellschaft zugewandt, am Kamine saß und bey jedem Abschnitte höchst unartigerweise „Wind!“ rief. Ich schreibe jene Stelle hier mit den Worten nieder, in welchen der ehrliche Doctor Primrose sie berichtet, damit der Leser im Stande seyn möge, sie mit dem, was ich darüber zu sagen gedenke, zu vergleichen, und zu beurtheilen, ob die Geschichte, die ich ihm hier zum Besten gebe, mit einigem Geschick zusammengefügt ist.

„Alles, was ich von der Sache weiß,“ rief Miß Sleggs, „ist, daß sie wahr seyn, oder auch nicht wahr seyn kann; doch so viel kann ich Ew. Gnaden versichern, die ganze Gesellschaft ward von dem höchsten Erstaunen ergriffen: Se. Herrlichkeit spielten alle Farben, Mylady fiel in Ohnmacht; aber Sir Tomlyn zog den Degen, und schwur hoch und theuer, er gehöre ihr bis zum letzten Tropfen Blutes.“ — „Wind!“

„Wohl,“ entgegnete die Pairinn, „das kann ich sagen, die Herzoginn erwähnte der Sache mit keiner Sylbe gegen mich, und Ihre Durchlaucht pflegt doch sonst kein Geheimniß vor mir zu haben. Doch darauf können Sie sich als auf eine Thatfache verlassen, daß am andern Morgen der Herzog seinem Kammerdiener drey mal zurief: „Fernigam, Fernigam, Fernigam, bring' mir meine Strumpfbänder!““ Übrigens, meine liebe Sleggs,“ fuhr unsere Pairinn fort, „steht nichts davon in den Versen, die Doctor Burdock auf den Vorfall schrieb.“ — „Wind!“

„Das setzt mich in Erstaunen,“ rief Miß Sleggs, „da er bloß zu seinem Vergnügen schreibt, so läßt er sich selten etwas entgehen. — Wollten Ihre Gnaden wohl die Gnade haben, mir die Verse zu zeigen?“ — „Wind!“

„Glauben Sie denn, liebes Kind, ich trage dergleichen Dinge in der Tasche mit mir herum? — und doch sind die Verse wirklich recht hübsch, und ich bilde mir ein, eine Art von Kennerinn zu seyn: wenigstens weiß ich, was mir gefällt. Von jeher war ich eine Bewundererinn von Doctor Burdock's Kleinigkeiten; außer dem, was er und unsere liebe Gräfinn von Hanoversquare schreiben, erscheint nichts als das gemeinste Zeug, das man sich denken kann: von vornehmer Welt ist nicht ein Krümchen darin.“ — „Wind!“

Jetzt sage mir einer auf sein Gewissen, was in aller Welt aus diesen abgebrochenen Sätzen zu machen ist! Wer war die Dame, die in Ohnmacht fiel, und bey wem hatte die Gesellschaft, die in so großes Staunen gerieth, sich versammelt? Wer war der tapfere Sir Tomlyn, und wer war der Herzog, der so feyerlich nach seinen Strumpfbändern rief? Kann irgend Jemand Auskunft geben über den treuen Fernigam, oder vermag er eine Abschrift der Verse des würdigen Gottesgelahrten Doctor Burdock, zu liefern? Alle bis jetzt bekannten Urkunden sind nicht im Stande Antwort zu geben auf eine dieser Fragen; nur der Eingeweihte vermag es; der Leser lese, und alles wird ihm klar werden wie der Tag.

Jedermann, der einige Kenntniß hat von dem Thun der vornehmen Welt im Laufe des verwichenen Jahrhunderts wird sich erinnern, daß vor Erbauung des Pantheons, das im Jahre 1772 errichtet ward, die elegantesten Bälle, Concerte und Assembléen zu Carlisle-House unter der Leitung der Mistress Teresa Cornelys gegeben wurden. Gegen das Ende genannten Jahres fallirte Mrs. Cornelys, und ihr Haus sammt Zubehör ward lange Zeit öffentlich zum Verkaufe ausgesetzt; die Hohepriesterinn der Mode, die Herrscherinn im weiten Reiche des Geschmacks, wie sie häufig genannt wurde, verstand es jedoch des gänzlichen Falles sich eine Zeitlang zu erwehren, und verfolgte ihre Laufbahn, obwohl mit vermindertem Glanze, bis zum Jahre 1776.

Wenn ich dem Leser sage, daß ich gerade alt genug bin, mich Carlisle-House's in den letzten Tagen seines Ruhmes erinnern zu können, so wird es ihm keine sonderliche Mühe machen zu berechnen, daß ich, wenn auch nicht mit Doctor Johnson oder Goldsmith selbst, doch gar wohl mit Zeitgenossen jener berühmten Männer verkehrt haben kann.

Mit einem derselben ward ich zu Carlisle-House bekannt; es war im July des Jahres 1780, Mrs. Cornelys hatte das Etablissement bereits abgetreten, es war neu eingerichtet und eben erst an gewissen festgesetzten Abenden zur ländlichen Promenade eröffnet worden. Der Mann, von dem ich spreche, war bleich und hager, sein scharf gezeichnetes Gesicht verrieth, daß er alt sey, daß er früher sehr locker gelebt haben müsse, und jetzt sehr kümmerlich lebe. Er trug einen kleinen seidenen Hoshut, den er, so alt und verschossen er auch war, dennoch in die feinste Form, die er hatte annehmen wollen, gequetscht hatte. Sein Rock war mit abgenutzten Schnüren besetzt, um den Hals hing ihm ein breites schwarzes Band, das vorne von einer mit Glassteinen besetzten Schnalle, die in den Busen herabfiel, zusammengehalten wurde; sein Degen hatte ein blau angelaufenes Gefäß, seine frischgewaschenen weißseidenen Strümpfe waren durch lange Dienste gelb geworden. Dieser Mann war niemand anderer als Beau-Tibbs, leichtherzigen Andenkens, der gekommen war, sich den Schauplatz seiner einstigen Freuden nach seiner Wiedergeburt zu betrachten; er geberdete sich gewaltig leicht und lebhaft, obgleich die Mah-

nungen des Alters im Rücken und in den Beinen ihn beständig erinnerten, daß die Zeit dazu vorüber sey.

Carlisle-House war im vorigen Jahrhunderte für Viele das, was Fonthill für Manche im gegenwärtigen gewesen ist. Mit jugendlich unerfahrenem Staunen durchschritt ich die lange Reihe prächtig geschmückter Zimmer; in einem derselben trat Mr. Tibbs muntern Schrittes mich an. Er bemühte sich vornehm vertraulich zu thun, nickte mit dem Kopfe und sagte: „Junger Herr, Ihr Ergebener. Sie betrachten sich das alte Haus der Mutter Cornelys; zu seiner Zeit war's kein unebener Ort, gar nicht übel, das heißt, vor einem halben Jahrhunderte, als ich und Lord Jack Frankly noch junge Sausewinde waren und auf den Maskeraden hier die Leute vor Lachen bersten machten. Damals nannte man es den Tempel der vornehmen Welt, und Madame la propriétaire pflegte zu sagen, wir wären dessen Grundpfeiler. Soll genug trieben wir es, ihn vor dem Einstürzen zu bewahren, so lange er nur halbwege zusammenhalten wollte; endlich aber mußte er doch zusammenfallen, Herkules selbst hätte es nicht hindern können. Ich höre, Mrs. Cornelys ist nach Knight-Bridge gezogen, und gedenkt dort den Damen aus der großen Welt Bogenschießen zu veranstalten, und sie mit elegantem Frühstück zu bedienen, und mit Eiskmilch, und Gott weiß was. Das Parlamentsglied für Loveall, ein Whig und mein sehr guter Freund, der, obgleich selbst von älterem Adel, sich das Ansehen gibt, als verachte er uns Aristokraten, meinte neulich, die Damen sollten hingehen und eine der andern die Brust reichen. Ha! ha! ha! doch Freundchen, Freundchen! das bleibt unter uns.“

„Da wir gerade vom alten Adel sprechen — Ihr Gesicht kömmt mir so bekannt vor. — Ah! jetzt hab' ich's — Sie sind Lord Hamerton's jüngster Sohn, nicht?“

„D nein,“ versetzte ich, „ich habe nicht die Ehre.“

„Das ist wahrhaftig sonderbar, Sie sehen ihm auf's Daus ähnlich. Ich hätte nimmermehr geglaubt, daß ich irgend jemand andern für ein Glied dieser Familie ansehen könnte. — Aber der Honourable Paul Plaston, des Grafen Saltmarsh zweyter Sohn sind Sie, darauf schwöre ich; ich erinnere mich noch recht gut der Zeit, wo Sie, ein schöner muthiger Knabe, auf die Schule nach Eton gingen.“

„Mein Vater führt den Titel, den Sie da nannten, eben so wenig, als ich Anspruch auf den habe, den Sie mir beylegten.“

„Sonderbar, höchst sonderbar, wahrhaftig. Indessen es thut nichts; bin ich doch überzeugt, daß Sie der Sohn irgend eines meiner ungeheuer lieben Freunde sind, auf dessen Namen ich nur nicht gleich kommen kann. Für heute Abend sollen Sie Sr. Herrlichkeit Sohn seyn, Sie sehen ihm so erstaunlich ähnlich; mich wundert nur, daß es Ihnen noch niemand gesagt hat.“

Tibbs legte seinen Arm in den meinigen, als wollte er ihn nie wieder loslassen, und fuhr, ohne mich zu Worte kommen zu lassen, fort:

„Ja, ja, Lieber, wie ich Ihnen sage, der Ort war gar nicht übel, zu meiner Zeit; jetzt hat er aber mit dem, was er damals war, nicht mehr Ähnlichkeit, als Whetstone-Parck mit Wlenheim hat. Auch ist's jämmerlich gemein, sich hier sehen zu lassen, seitdem das Pantheon existirt. Da wir nun aber einmal da sind, so müssen wir ihn nehmen, wie er ist; kommen Sie, lassen Sie uns einen Gang durch die Zimmer machen, ich will Ihnen die Veränderungen

zeigen, die Statt gefunden haben, seitdem ich, Ihr hochgeborner Vater, Lord Jack Frankly, Sir Papillo Primetwig, und ein halbes Duzend anderer unsers Gelichters unser Wesen hier trieben. Sir Papillo war ein witziger Kopf; ein süßer Herr vom ersten Wasser, von allen meinen Freunden mir aber Lord Jack der liebste. Eine Nacht, ich erinnere mich dessen noch recht gut, kam er als Meilenzeiger, ich als Wegweiser auf die Maskerade: sein hochgeborner Vater, der alte Herzog von Murrweathes, pflegte mich immer seinen Director zu nennen. Ein köstlicher Bursche von Büttel, den einer aus unserer Gesellschaft machte, wollte uns festnehmen, weil wir, wie er sagte, den Pächtern der Wegmauthen entlaufen wären. — Sagen Sie, Liebster, war das nicht drollig? Ein anderes Mal erschien ich als schweizerischer Guckkastenmann, und Lord Jack als mein Tanzbär. — Armer Lord Jack! er ist heimgegangen zu seinen Vätern! — Für heute Abend erbitte ich mir die Ehre, Ihr Bärenführer seyn zu dürfen; ich will es noch einmal über mich nehmen zu Carlisle-House die Honneurs zu machen.“

Das Alter, die Lebhaftigkeit und der unschuldige Muthwille des kleinen Beau, so wie der Wunsch mir Carlisle-House von Jemand, der es in seiner ursprünglichen Herrlichkeit gekannt, zeigen zu lassen, hielten mich ab meinem Begleiter auf unzweydeutige Weise zu verstehen zu geben, daß ich seiner nicht bedürfe; ich machte daher bloß meinen Arm von dem seinigen los, ließ es mir aber gefallen, daß er die stattlichen Gemächer an meiner Seite durchwandelte. Da mein Gesellschafter fast unausgesezt sprach, und mir nur höchst selten eine Lücke zu einer kurzen Frage oder noch kürzeren Antwort ließ, so werde ich auch nur seine Worte anführen. Gegen besonders gut gekleidete Leute pflegte Tibbs sich zu verbeugen, die Begrüßten nahmen aber nie Notiz von ihm.

Ehe er seinen Bericht begann, zog er eine gichtbrüchige, alles Glanzes beraubte Brille hervor; sie war in Metall gefast und, bis auf das Glas, vor Alter völlig grün; ich lasse es mir nicht nehmen, sie rührte noch aus dem Kaufe her, den Moses Primrose vom Jahrmärkte heimbrachte, und der ihm so viel Scheltworte von seiner Mama eintrug.

(Der Schluß folgt.)

Lessing in Schröder's Stammbuch.

(Bisher noch ungedruckt.)

Daß Beyfall dich nicht stolz, nicht Tadel furchtsam mache!
Des Künstlers Schätzung ist nicht jedes Fühlers Sache!
Denn auch den Blinden brennt das Licht,
Und wer dich fühlte, Freund, verstand dich darum nicht.

Correspondenz-Nachrichten.

München, den 10. October 1833.

Ich greife wieder in den September hinein und hole mir aus seinem Füllhorn gerade das heraus, was mir am besten mundet. Ich lasse den „Frä Diavolo“ mit dem „König Enzo“ an mir vorübergehen; dem Letzteren hab' ich schon früher einige Zeilen geweiht und dem Verfasser desselben eine interessante Stelle aus Wilhelm Schlegel's

dramatischen Vorträgen ins Gedächtniß gerufen. Ich gehe mit unerschrockenem Muth auf „Don Giovanni“ los — der im Grunde doch nichts anders ist, als der wohlbekannte „Don Juan“ — oder wenn Sie einen mysteriösen Titel vorziehen, das „Steinerne Gastmahl,“ das einst der große Tonsetzer Mozart mit dem Zauber eines Amphion besetzte und belebte.

Der italienische Text, der den deutschen verdrängte, ertheilte auf dem Anschlagzettel dem kühnen Abenteuerer Juan ein erläuterndes Prädicat — eine Apposition, die gleichsam die Begriffsergänzung unsers Liebesritters bilden muß. Das „Giovanni estraneamente licencioso,“ das der deutsche Zuschauer und Zuhörer am Ende der Handlung sich vom Helden abstrahirt, scheint die Absicht zu haben, dem Italiener zu imponiren, da ihm das einfache „Don Juan“ nicht genügen würde. Sie werden es seltsam finden, wenn ich Ihnen versichere, daß mir diese berühmte Oper — dieses größte Meisterwerk unsers unsterblichen Mozart, im italienischen Costüme unendlich mehr zusagte. Gerade durch den italienischen Text versteht sich der Zuhörer ganz in den warmen Sünden, der die Glut des Weines und der Leidenschaften kocht — der seinen Ergüssen eben so gut wie den Menschen den Stempel höherer Begeisterung aufdrückt. Sind wir dem spanischen Leben durch den italienischen Text gleichwohl nicht unmittelbar in die Nähe gebracht, so sind wir ihm doch bis auf eine kleine Trennungslinie nahe. Die Oper gewinnt in gewisser Beziehung sehr durch diese glückliche Vertauschung des Textes, sie fügt sich mit der größten Geschmeidigkeit der musicalischen Dichtung und da es eine ausgemachte Sache ist, daß die italienische Sprache von Haus aus schon die Sprache der Poesie und der Musik ist, so liegt der Beweis schon auf der Hand. Nehmen Sie ferner noch an, daß ein Santini, ein Pellegrini und dessen Frau, geborne Italiener, mit dem Wohlklang ihrer Muttersprache die Täuschung noch mehr erhöhten, so tritt Ihnen das südliche Leben mit seiner ganzen Lebensfrische entgegen. Aber auch Mad. Schechner-Waagen, diese gefeierte Sängerin, und Hr. Bayer, der vortreffliche Tenorist, täuschten uns durch die Gewandtheit, mit welcher sie den italienischen Text vortrugen. Doch, das ist nur Nebensache. Es gilt den Gesang, wenn von einer Oper die Rede ist, die musicalische Dichtung und das Zusammenwirken von Seite des Orchesters. Hr. Santini, dessen Abgang das Publicum dieser Königsstadt sehr ungern sah, entzückte als Leporello durch seine classische Stimme wie durch sein Spiel. Der italienische, oder wenn ich überhaupt sagen darf, der südliche Polichinelle wirkt ungleich mehr durch seine Laune, durch seinen Humor — in dieser Oper. Der abenteuerliche Juan in der Person des Hrn. Pellegrini, der mit Hrn. Santini glänzend wetteiferte, zog uns durch Gesang und Spiel ganz in den Strudel des üppigen Lebensgenusses, den Mozart's Haubertöne mit der ganzen Macht der gemüthlichen Schönheit um Herz und Sinn schlingt. — Mad. Schechner-Waagen als Donna Anna gab dem Schmerz über den Tod ihres Vaters, den Hr. Staudacher in jeder Beziehung würdig darstellte, durch ihren ausgezeichneten Gesang eben sowohl als durch die Wahrheit künstlerischer Mimik poetisches Leben — das sie in der glänzenden Fülle der metallreichen Stimme und einer feisterhaften Mimik entwickelte. Sehr verdienstvoll waren in dieser Oper die Hrn. Fuchs und Deisenrieder. Man darf es behaupten, jede Nummer war vortrefflich und Alle wirkten so herrlich zusammen, daß diese Darstellung in jedem Betrachte zu den vollendetsten gehört, die auf unserer königlichen Hofbühne executirt wurden. Man tadelt Hrn. Santini wegen Übertreibung der komischen Parthien — findet die Farbe des Comus zu grell und bizarr aufgetragen und möchte ihm gerne den „Grimacier“ vorwerfen. Der Polichinelle der Italiener trägt an und für sich ein stärkeres Colorit an sich als der Deutsche zu ertragen gewohnt ist, der keinen Humor kennt, außer jenen, durch welchen die deutsche Gemüthlichkeit hervorblickt. Jede Gesichtsmuskel spricht bei Hrn. Santini; jeder Blick verkündet die wechselnden und contrastirenden Gemüthsbewegungen und jeder Ton — ja jeder Accent ist ein bestimmtes Gepräge der jedesmaligen Empfindung. Ein Leporello kann nicht anders gegeben werden, als wie ihn Hr. Santini darstellte — es ist der Leporello der warmen Zone, die man die Pflegemutter der Pantomime nennen möchte. Mozart's Composition ist gleichsam durch den italienischen Text auf italienischen Grund und Boden verpflanzt und erhält dadurch sein eigentliches Leben, das voll Bewegung, voll Feuer und voll Heiterkeit ist.

Das Lustspiel: „Der Diener zweyer Herren,“ war uns interessant durch das Spiel eines Gastes, des Hrn. Verstl. Die „Zauberflöte,“ „Richards Wanderleben,“ der „Efighändler“ — wichtig durch Hrn. Esclair's vollendetes Spiel — gingen dem wiederholten Lustspiele des Hrn. Forst, eines Schülers der Mad. Schröder, voraus. Diese

artige Dichtung, aus dem Französischen von Hrn. Forst für die deutsche Bühne bearbeitet, wird immer mit Beyfall aufgenommen. Sie führt den Titel: „Ewig!“
(Die Fortsetzung folgt.)

K. K. Hoftheater nächst der Burg.

Montag, den 4. November, zur Feyer des Namensfestes Ihrer Majestät der Kaiserin: „Die falschen Vertraulichkeiten,“ Lustspiel in 3 Aufzügen von *Marivaux*, neu in die Scene gesetzt nach einer neuen Übersetzung des Hrn. Johann Grafen *Mailáth*.

Das vorliegende Lustspiel, dessen Werth und Eigenschaften wir wohl kaum zu rühmen brauchen, da seine beynabe hundertjährige Dauer am gültigsten darüber entschieden hat, gehört einer ganz eigenthümlichen Gattung von Bühnenspielen an, die wir nicht besser, als mit dem Ausdruck: *Conversationstück* zu bezeichnen wissen, indem die hauptsächlichste Wirkung des Ganzen auf den Dialog berechnet, und diesem die Erfindung und Durchführung der Intrigue, so wie die Ausführung der Charaktere offenbar hintangesezt ist. Als Muster kann diese Gattung freylich nicht gelten, da sie den Grundelementen des Lustspiels ihr Recht und ihren Raum verkürzt, aber sie mag mit unter als interessante und selbst belehrende Ausnahme hingehen, vorausgesezt, daß sie, wie das bey dem *Marivaux'schen* Stücke unläugbar der Fall ist, durch die witzige und geistreiche Behandlung der Einzelheiten die Mängel des Ganzen aufwiegt. Für den Übersetzer eines solchen Stückes steigern sich natürlich die Schwierigkeiten, da ihm von den gewöhnlichen und ausgiebigen Theatercoups keiner zu Hülfe kommt, und er auf nichts Geringeres angewiesen ist, als an Gewandtheit, Geist und Laune es seinem Originale gleich zu thun. Die bloße Übertragung von einer Sprache in die andere reicht bey einer Aufgabe dieser Art nicht zu; denn der eigentliche Witz, oder doch die Hauptpointen eines witzigen Dialogs sind meistens unübersetzbar und fordern bey dem Bearbeiter die Fähigkeit, in der übersehenden Sprache eben so gute, treffende Gedanken und eben so witzige Wendungen zu erfinden, als es die in der übersezten waren. Der Hr. Graf von *Mailáth* hat die vielfachen Schwierigkeiten seiner Aufgabe an den meisten Stellen mit sichtbarem Erfolge besiegt und mehrere Scenen sind für die Darstellung von entschiedener Wirkung. Nur bekennen wir uns mit ein paar Sprachwendungen nicht einverstanden, die sich trotz der Sorgfalt des Übersetzers eingeschlichen haben, und die wohl nicht ganz mit der Feinheit und dem Sinn des Ganzen im Einklange stehen mögen. So macht unter andern *Nanette*, nachdem sie über ihre vermeintliche Eroberung enttäuscht worden ist, die Bemerkung: „Wohl Klügere als ich wären in einem ähnlichen Falle aufgefessen.“ Dieser etwas unschöne Provinzialismus klingt in dem Munde eines Frauenzimmers, und wenn es auch nur ein Kammermädchen wäre, doppelt unschön, und verträgt sich nicht mit der feinen, geistreichen Eleganz des Dialogs, welche zu den Bedingungen und Eigenschaften dieses Stückes gehören. Eben so bricht auch *Dornberg*, um das Gelingen seiner Mystification zu bezeichnen, in die Worte aus: „Das ist classisch!“ Gegen das Wort selbst läßt sich nichts einwenden, allein an dieser Stelle und in diesem Sinne erinnert es an den widerlichen Mißbrauch, der im gemeinen Leben mit diesem Worte getrieben wird und der es aus der gebildeten Sprache des Umgangs beynabe schon vertrieben hat. Stellen solcher Art bilden einen Mistton zum Ganzen, dessen beste Wirkung eben auf die höchste Vollendung des edleren Umgangstones berechnet ist. — Die Darstellung war ein lobenswerther Beweis von dem Fleiße der Mitglieder, und ihrem Streben, hinter der früheren trefflichen Darstellung unsers Hofburgtheaters nicht zurückzubleiben. *Ulle Müller* spielte die Rolle der jungen Witwe mit vielem Verstande und recht glücklicher Wirkung. Ihr Erfolg war um so ehrenvoller, da sie es mit der Erinnerung an eine so ausgezeichnete Vorgängerin in dieser Rolle aufzunehmen hatte. Ein Ähnliches gilt auch von Hrn. *Sichtner*, der mit jeder Rolle für das Lustspiel neue und schätzenswerthe Eigenschaften entwickelt. Die heutige war, wenn auch nicht ganz so glücklich, doch nicht minder verdienstlich als die frühern, die ihm die entschiedene Vorliebe des Publicums erworben haben. *Mad. Anschütz* war als Kammermädchen *Nanette* in ihrem eigentlichen Elemente, folglich allerliebste und liebenswürdig wie sonst. — Ganz besonders zeichnete sich Hr. *Herzfeld* durch den wahren und hübschen Ton aus, in dem er die Rolle des *Dornberg* gab. Hr. *Wilhelm* als *Procurator Rasch*, Hr. *Weber* als Graf *Rosenthal* und Hr. *Wotye* als *Bedienter Anton* wirkten mit Fleiß und Erfolg zum Ganzen mit.

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Gastrollen der Dlle. Lucher, vom ständischen Theater in Prag.

Dlle. Lucher hat nunmehr den Kreis ihrer Gastspiele auf unserem Hofoperntheater geschlossen, und am Sonntage, den 3. November, mit der Parthie der Giulietta in der Bellinischen Oper: „I Montecchi ed i Capuleti“ (welche wenige Tage zuvor zu ihrem Vortheile gegeben worden war) von dem Wiener Publicum Abschied genommen. Wir hoffen, daß dies kein Abschied für immer, oder auch nur für lange gewesen sey, und daß das Gerücht sich bestätigen möge, welches sie nach Ablauf ihrer gegenwärtigen Verpflichtungen als ein neu erworbenes Mitglied unseres Opernpersonals bezeichnet. Ihr Beytritt wäre in mehr als einer Hinsicht wünschenswerth und würde dem Publicum eben so willkommen als der Kunst förderlich seyn. Was die oben erwähnte Parthie betrifft, so finden wir nur das zu wiederholen, was wir bey den früheren Darstellungen der talentreichen Künstlerinn ausgesprochen haben, nemlich die uneingeschränkste Anerkennung alles dessen, was der rein musicalischen Hälfte dieser interessanten Leistung angehört, und wir glauben dem Ausspruche des gesammten Publicums zu begegnen, wenn wir in der genannten Beziehung dem geschiedenen Gaste noch einmal den herzlichsten Dank nachrufen. Leider haben wir Dlle. Lucher in einer Menge von Opernparthien nicht gesehen, welche, nach der einzigen uns gegebenen Probe zu urtheilen, ganz besonders geeignet seyn müßten, ihre Persönlichkeit als Darstellerinn und als Sängerinn im vortheilhaftesten Lichte zu zeigen; wir wissen nicht, ob die Wahl der Künstlerinn, oder die Repertoireverhältnisse unserer Opernbühne das so mit sich brachten; in letzterem Falle war freylich der Sache nicht abzuhelfen, im ersteren aber hätten wir eine Selbsttäuschung zu bedauern, welche den künftigen Erfolgen der Dlle. Lucher, die gewiß auf einen ausgezeichneten Platz berufen ist, leicht nachtheilig werden könnte. Indessen wollen wir bey dem zuletzt genannten Grunde stehen bleiben und hoffen, daß eben jene Repertoiresverhältnisse sich in Zukunft erweitern und so günstig gestalten werden, daß die Sängerinn ohne Schwierigkeiten von Außen, das diesmal Eingebüßte nachliefern und uns mit Darstellungen erfreuen könne, an denen wir auch nicht das Geringste vermiffen oder hinzuzuwünschen finden werden. Möge sich diese Hoffnung bald und in ihrem ganzen Umfange erfüllen, die Opernfreunde unserer Hauptstadt haben ihre Erfüllung gewiß seit lange verdient.

K. K. privil. Theater in der Josephstadt.

„Seltsame Rache,“ ein Lustspiel in zwey Acten, nach „Vengeance italienne“ von Kupelwiefer bearbeitet, ging am 30. October zum ersten Male über die Bretter dieser Bühne. Das Original, von einem Pariser Theaterdirector herrührend, ist ein sogenanntes Specimen, wie sich aus den Ingredienzen französischer Conversation und welscher Banditerie, aus Frivolität und Bizarrerie ein Stück schaffen lasse, das freylich in dieser Gestalt alles ist — nur kein Lustspiel. Oder ich wollte den kennen, der in der Todesangst eines an Banditen übergebenen die für das Lustspiel nöthige Behaglichkeit beziehe: es müßte denn nur seyn, die Rolle des Aleris würde so zur Theaterlüge verwandelt, wie es hier durch den Darsteller geschah, dessen Benehmen es gar leicht abzunehmen war, daß er von der Gefahrlosigkeit aller Machinationen um sich herum längst im voraus unterrichtet sey. Es ist nicht zu läugnen, daß der kundige Bearbeiter dieser Piece ein recht artiges deutsches Gewand verliehen habe — aber die Sache trägt, einem deutschen Publicum gegenüber, zu sichtbar den Wurm der dramatischen Verfälschung in sich, indem die einzige Lustspielgemäße Figur des Stückes ein Improvisator ist, der überdies, man weiß nicht warum? mit erscheint — vermuthlich um die Schlussscene herbeizuführen, und der als humoristische Gestalt in die Classe derjenigen gehört, welchen Deutschland bisher — nur Trauriges abzumerken Gelegenheit hatte. Die Darstellung des Stückes erfordert außerordentlich viel Präcision und Delicatesse; hier scheint es nicht ganz reif auf die Bühne gekommen zu seyn: so manches sah allzu eifertig und präcipitirt aus. Die starke Beschäftigung des Schauspielersonals, wechselnde Neuigkeiten und Proben müssen allerdings zuweilen als Entschuldigung betrachtet werden; aber wo es die Arbeit eines dem Vereine selbst angehörenden Schriftstellers gilt, hätten wir wohl am wenigsten geglaubt, ähnlichen Unzulänglichkeiten begegnen zu müssen. Mad.

Fischer, Hr. Kindler und Hr. Walther spielten die Hauptrollen; hier fehlte Festigkeit, da die rechte Ansicht der Rolle, bey dem letzten endlich das Interesse des Publicums. Ute. Beisknecht stand nicht an ihrem Plaze. Die Schlußscene gefiel und das Stück wurde am nächsten Abende wiederholt.

Zum Vortheile des Sängers und Schauspielers Hrn. Kott wurde am 2. Novem-
ber Mozarts „Zauberflöte“ aufgeführt und seither mehrmals wiederholt. Ref. hat so
vielen Vorstellungen dieser die besten Kräfte in Anspruch nehmenden Oper an den ver-
schiedensten Orten beygewohnt, und hat nach und nach die Überzeugung gewonnen, daß
bey dem dermaligen Stande der deutschen Oper diese Vorstellung wohl nirgends nach
allen ihren Theilen eine vollendete genannt werden kann. Nach dieser Ansicht, die sich
wohl nirgends durch die That widerlegen läßt und in Berücksichtigung der Kräfte, wel-
che der Josephstädter Unternehmung zu Gebote stehen, hatte man alle Ursache, mit der
hierortigen Aufführung zufrieden zu seyn, und wer dieses Theater mit dem Maßstabe
eines richtigen Urtheils besucht, fand wohl eher Überraschungen, als getäuschte Hoffnun-
gen. Es kann hier nur von Einzelheiten die Rede seyn — und da die Vorstellung dem
größeren Theile nach ein billiges Lob in Anspruch nimmt, so sey diesmal der schwäche-
ren Seiten weniger gedacht. Hr. Pöck hatte aus Gefälligkeit für den Beneficianten den
Sarastro übernommen, eine Parthie, worin er gewiß sehr viel Verdienstliches leistete,
wenn man nicht von der Ansicht ausgeht, als sey es hier um ein Brillirentlassen der
tiefen Chorden zu thun gewesen. Was von diesem Part in seinem eigentlichen Bereiche
liegt, sang Hr. Pöck mit Kraft und Ausdruck und mit einem außerordentlichen Beyfall.
Daß so manche Ausschmückungen und Frisuren auf Kosten der durch ihre einfache Größe
imponirenden Gesangstücke angebracht wurden, wollen wir diesmal als ein dem ver-
wöhnten Zeitgeschmacke dargebrachtes Opfer betrachten. Die Königin der Nacht sang
Ute. Kuth, und was sie leistete, ist füglich den im Eingange erwähnten Überraschun-
gen beyzuzählen. Der Vortrag der ersten Bravourarie war so gelungen als rein, — in
der zweyten fand sich ein kleiner Übersprung: ein Fehler, der einer Gedächtnißlücke ähn-
lich, kein strenges Gericht verdient, und bey spätern Wiederholungen ging auch diese
Nummer mit gleich glücklichem Erfolge. Eine besondere Erwähnung verdienen die drey
Damen, durch die Utes. Dielen, Kratky und Hochecker besetzt, welche in ihren
Ensemblestücken nichts zu wünschen übrig ließen, was um so mehr Beachtung verdient,
da bey plötzlich eingetretener Unpäßlichkeit der Ute. Seeburg die Mittelstimme des
Terzettts ein schnelles Neu-Einstudieren nöthig machte. Ute. Dielen, welche zu-
gleich die Papagena gab, fand Gelegenheit, neuerdings Festigkeit und Präcision im
Gesange an den Tag zu legen. Hr. Preisinger war als Papageno vollkommen ge-
nügend und besonders am ersten Abende auch recht gut bey Stimme. Das Orchester ver-
dient eine rühmende Erwähnung und, ohne dem frühern Dirigenten nahe zu treten,
zeigt sich Hrn. Capellmeisters Kreuzer Einfluß auf recht erfreuliche Weise. An der
übrigen Besetzung wäre so Manches zu tadeln gewesen: Hr. Emminger ist zu schwach
für den Tamino, Ute. Seegatta befreundet sich schwer mit getragenen Gesang, und
Hr. Kott sang wohl den Mohren nur, um als Beneficiant mitbeschäftigt zu seyn. Die
Ausstattung war anständig, und man fand viele Gelegenheit zufrieden zu seyn, beson-
ders wenn man sich über die Prosa und ihre gewöhnliche Recitirungsweise in der Oper
zu trösten weiß. Das Haus war außerordentlich besucht.

Modell XLVI.

Oberkleid von Satin Algerien, mit schwarzen Blonden geziert, nach einem Ori-
ginal von Hrn. J. G. Beer, bürgl. Damenkleidermacher in der Dorotheergasse,
Nr. 1108.

Die Capote von Noire, nach einem Original von M. Langer in der Annagasse
Nr. 986, im 1. Stock.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Sonnabend, den 16. November 1833.

138

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey A. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbs- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Dem edlen Verein der Aerzte und Naturforscher in Breslau
mit meinem Werke: Über das Chrysanthemum Indicum etc.*).

Euch, die das Priesterthum des Wissens schmückt,
Euch, meinem Sehnsuchtsblick so weit entrückt,
Die Breslau's stolze Zinnen jezt umringen,
Laßt mein Chrysanthemum Euch Grüße bringen!

Wenn stets, indeß Ihr forschend aufwärts strebt,
Der Adler Preußens schirmend Euch umschwebt;
Wenn Ihr Euch freu't auf Schlesiens Wandelbahnen,
Das Kaiserliche *) soll an Wien Euch mahnen!

Dem Arzt, wird seinem tiefern Blick vertraut
Das Meisterstück von Knochen, Fleisch und Haut,
Es kann des Blutes, kann der Säfte Kreisen
Ihm durch sein farbig Zellgeweb' beweisen.

Dem Astronom zu seinem Weltssystem
Macht sich's durch große Brauchbarkeit bequem:
Es leih' zur Forschung in den Sternenchören
Zur lichten Fernsicht ihm die scharfen Röhren²⁾.

Den Physicus mit seinem Kunstgeräth'
Erinnern Strahlen, Quasten früh und spät
Schon durch das Räthsel der gefüllten Scheibe,
Daß er elektrische Versuche treibe.

Dem Forscher, der vor Schacken nicht erbangt,
Der von erfahrener Muthung Rath verlangt,
Wo reiche Adern, wie die Flöße streichen,
Kann's zu der Schürfung seine Schaufeln reichen.

Wenn geistiger Verkehr die Zeit verkürzt,
Wenn süßer Frohsinn Eure Tafeln würzt
Und Müh' und Arbeit ein Gelag erlauben,
Versteht's den Tisch mit Löffeln und mit Trauben³⁾.

*) Über das Chrysanthemum Indicum, dessen Bestimmung und Pflege. Ein botanisch-praktischer Versuch von J. B. Kupprecht u. Wien, gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe. 1833. 8. S. 211.

Ja selbst dem Erdball ähnlich, Sphärenrund¹⁾,
 Umschließt's symbolisch Euren Forscherbund.
 Euch Alle, eh' sich Eure Pfade fernen,
 Schmückt's hoch verdient die Brust mit seinen Sternen²⁾.
 Kupprecht.

1)	Chrysanthemum Imperiale I.
2)	--- album tubulosum. VII.
3)	--- luteum fasciculatum XXV.
4)	--- Aspernense X.
5)	--- stellatum XI.

Auslegung einer bis jetzt unausgelegt gebliebenen Stelle im Landprediger von Wakefield.

(S c h l u ß.)

„Das hier,“ sagte Mr. Tibbs, nachdem er seine Augen mit erwähntem Instrumente bewaffnet hatte, „das hier war ehemals das große Theezimmer, wo die Hornisten und Clarinettisten, auf deren Spiel meine Frau und die Gräfinnen so veressen waren, zu blasen pflegten; des Todes will ich seyn, wenn es nicht aussieht wie eine Lauberhütte, oder der Tempel Salomonis auf dem Jahrmärkte zu Sudric. Da, die Stiege hinauf, da war der Saal zu den Countrytänzen, und da unten, im Kellergeschoss, in the cellerage, wie Shakespeare sagt, da dehnte die unabsehbare Gallerie zu den Cotillons sich aus, in der wir zu tanzen pflegten, bis die Sonne die Lichter auslöschte. So lange wir, wir Leute von einem gewissen Range, dergleichen Orte protegiren, pflegt alles gut zu gehen, aber jetzt, jetzt läuft das Pantheon der Mutter Cornelys den Rang ab; Ridotto's, Casino's, Festino's, wo will das hinaus? Und doch waren, wie Sie eben sagten, oder zu sagen im Begriffe waren, die Maskeraden hier zuweilen wunderherlich, und gaben Veranlassung zu stupend witzigen Einfällen. Ich erinnere mich den ganzen Rest einer Woche gelacht zu haben über einen Spaß, den ich und acht oder neun andere auserlesene Geister, Spaßvögel vom ersten Range, uns hier machten: wir stellten eine vollzählige Gerichtssitzung vor, bestehend aus einem Büttel, einem Nachtconstable, vier Wächtern und einigen von den letztern eingebrachten Arrestanten. Es war das Schönste, was man sehen konnte, der hochgeborne Justus Wagsby, der verstorbene gelehrte Richter Wagsby that es dem alten Fielding so göttlich nach, daß die ganze Maskerade vor Entzücken laut aufschrie.“

„Einen weit köstlichern Spaß aber gab es, als Sir Tomlyn D Trounce, der irländische Glücksjäger, den Herzog von Dunmow forderte, und sich mit aller Gewalt im großen Speisesaale Angesichts aller Masken mit ihm schlagen wollte wegen eines Streiches, den wir der Zierpuppe, der Lady Grogam spielten. Ich will Ihnen die ganze Geschichte von Anfang bis zu Ende erzählen, obgleich der Schleier des tiefsten Geheimnisses sie umhüllt; denn so viel Aufsehen sie auch zu seiner Zeit machte, so gab doch weder das Orford-, noch das Stadt- und Land-, noch das Westminster-Magazin, noch irgend eine andere der scandalösen Chroniken, die das, was wir in den höhern Regionen thaten, der Welt zu verkünden pflegten, je einen zuverlässigen Bericht darüber. Nur so viel erinnere ich mich, daß zwey meiner lieben Freundinnen, Lady

Blarney und das hochgeborne Fräulein Carolina Wilhelmina Amelia Sleggs ihrer einst erwähnten, als sie eine Weile weit von der Stadt unter Rühen und Bauertölpeln auf dem Lande lebten, um dem Dorfvolke zu zeigen, welchen Schliff das Leben in der großen Welt verleiht. Es geschah in Gegenwart eines vorwichtigen Pastorleins, das sich Doctor Primrose nannte und Bicar zu Wakefield war — einer meiner lieben Freunde vertraute mir einst, dieser Primrose sey nichts anderes als ein verkappter Jesuit gewesen. Er hat eine Geschichte seines Lebens geschrieben, höchst moralischen und langweiligen Inhalts; es wird viel von Tugend und Gefühl und ähnlichem altfränkischen, verhassten Zeuge darin verhandelt. Stellen Sie sich vor, Liebster, dieser Doctor hat die Keckheit gehabt, alles was damals zwischen Lady Blarney und dem hochgebornen Fräulein Carolina Wilhelmina Amelia Sleggs über Lady Grogam und Sir Tomklyn gesprochen ward, niederzuschreiben und drucken zu lassen; aber wie kommt's heraus! die Geschichte ist in die Pfanne gehauen wie ein fricassirter Hase; vor Ihren Augen will ich verstauben, wenn es nicht wahr ist. Ich muß lachen, so oft ich daran denke, 's ist alles so reizend albern. Um die Sache anständig behandeln zu können, hätte er Erkundigungen im Hauptquartiere einziehen sollen; der ehrliche Fernigam Truß, des Herzogs Kammerdiener, der um alle Geheimnisse seines Herrn weiß, würde ihm, hätte er darum angefragt, wie sich's geziemt, Aufschluß nicht verweigert haben; oder er hätte bey mir anfragen sollen, oder bey meinen lieben Freundinnen, der Lady Blarney und dem hochgebornen Fräulein Carolina Wilhelmina Amelia Sleggs; die hätten ihm, wär' er mit gehöriger Empfehlung erschienen, das köstlichste Märchen von der Welt daraus geschneizelt. Dergleichen Dinge wollen mit Geschick behandelt seyn, das begreifen Sie, Bester! von vornehmen Leuten und ihren Angelegenheiten muß man mit Manier sprechen. Ich für meinen Theil, ich bin in diesen Dingen ungeheuer vorständig, verschwiegen wie ein geheimer Rath; deßhalb bitte ich Sie, Freundchen, sagen Sie das, was ich Ihnen jetzt mittheilen werde, nicht weiter.“

„Ich sehe wohl, Sie können Lady Grogam nicht gekannt haben, Sie sind ein Jahrhundert zu jung dazu; lernte ich selbst sie doch erst kennen, als sie schon völlig verblüht war; aber selbst damals war sie ein Ballen Goldfäden und Diamanten, eine wahre Königin von Scheba, das Ziel der Wünsche eines Jeden, der darauf ausging eine volle Börse zu freyen. Im Übrigen, Liebster, war sie die steifbeinigste alte Witwe von Stande, die Sie sich denken können, schlank und gelb wie eine Wachskerze, obgleich der arme Heinrich Smart nie Wort haben wollte, daß sie gelb seyn könne; er behauptete, sie müsse braun seyn, vom vielen Toasten *). Aber braun oder gelb, das kümmerte sie wenig; die alte Schönheit bildete sich ein, sie tanze unvergleichlich, und nehme sich am besten als Sylphide in Weiß und Silber aus; und doch soll mich der Schlag treffen, wenn sie, selbst in ihrem allerbesten Staate, nicht ausfah wie ein angepukter Elefantenzahn. Mais n'importe, wie heute früh

*) By having been so much toasted, weil man ihre Gesundheit so oft ausgebracht hat, oder weil sie so lange geröstet worden ist; das Wichtige des Ausdrucks liegt in der Bedeutung des Zeitworts to toast, rösten oder eine Gesundheit ausbringen. Da das Hauptwort Toast häufig im Deutschen gebraucht wird, so hat der Übersetzer es versucht, das Zeitwort mit einer deutschen Endung anzuwenden.

Monsieur le Comte zu mir sagte; sie unterzeichnete sich jede Saison zu den Festen der Madame Cornelys, und da keine Gräfinn im Lande im Stande war besser zu bezahlen oder sich kostbarer zu kleiden, so war es nicht möglich, sie gänzlich aus unserer Atmosphäre zu verweisen; wir mußten sie mitlaufen lassen und konnten ihr nicht verbieten albern zu seyn und nach einer Grafenkrone zu fischen. Wenn wir aber etwas ganz Besonderes vorhatten, pflegten wir sie nicht einladen zu lassen; so ward sie z. B. an den coterie- oder Savoir vivre-Abenden gewöhnlich ausgeschlossen. Vielleicht haben Sie von dem Donnerstags-Club im Stern und Hosenband, in Pall Mall gehört; Freundchen, der bestand aus vornehmen Leuten! aus lauter lauterem Adel — lauter lieben, theuren Freunden von mir; das Letztere indessen müssen Sie nicht unter die Leute bringen, es ist ein Geheimniß. Zu Anfange des Jahres 1770, ich glaube es war der 26. Februar, an einem Montage, in dergleichen Angaben kann man nicht genau genug seyn, gaben die Glieder dieses Clubs hier bey Mad. Cornelys einen Maskenball: etwas Glänzenderes ist in diesem Königreiche nie gesehen worden, man nahm für gewiß an, der König und die Königin würden ihn mit ihrer Gegenwart beehren; kein Billet war für Geld zu haben, keines gültig als für den, auf dessen Namen es lautete. Wir, die wir am Ruder saßen, waren übereingekommen, daß Lady Brogram ausgeschlossen seyn sollte; die aber setzte Himmel und Erde in Bewegung sich ein Billet zu verschaffen, und verschaffte sich auch wirklich eins — wahrscheinlich durch irgend Jemand von der Armenteufelnoblesse — ich weiß von guter Hand, daß sie mit goldenen Haken darnach angelte — doch, Freundchen, das bleibt unter uns. Nun gut, als meine Frau und die andern hochadeligen Damen, die den Ausschuß bildeten — liebe durchtriebene Spigbübinnen — dahinter kamen, daß das alte Weibsbild nicht los zu werden sey, so beschloßen sie, wenigstens so viel Spaß als möglich durch sie zu verschaffen. Sie schrieben ihr einen Brief, in welchem sie ersucht ward, als Hebe zu erscheinen, weil ein gewisser hochadeliger Jupiter es sehr gerne sehen würde, wenn sie ihm als Mundschent diente. Diesen Brief schickten sie ihr zu, als käme er vom Haushofmeister der Mad. Cornelys, und die alte Närrinn verschlang den Köder wie ein Wallfisch. Lauter Flor und Gaze, kam sie in den Saal geflogen, als wollte sie eine Sarabande tanzen: sie hatte sich Flügel angeklebt und eine Perrücke aufgesetzt und überdieß noch hunderttausend Narrenspossen um den Kopf herum gesteckt, daß sie — ich will vernünftig werden vor Ihren Augen, wenn's nicht wahr ist — aussah wie eine Puppe, die auf einem Marionettentheater die Rolle der Göttinn zu spielen hat. — Mein witziger Freund, der hochgeborne Thomas Trant meinte, sie hätte das Ansehen einer von Spinnweben überzogenen Pergamentrolle und fragte sie, ob sie nicht ihre hochgräßliche Gnaden die Frau Witwe Hebe sey. Es erregte lautes Lachen bey meinem Adel, denn er setzte mit hörbarem Flüstern hinzu, wenn Mylord Jupiter seinen Mundschenten durchaus immer auf den Fersen haben müßte, so hätte sie ihm ihr Enkelchen schicken und nicht sich selbst herauswagen sollen in der kalten Nachtlust, um herumzutollen und sich den Schnupfen zu holen.“

„Unglücklicher Weise erschien mein sehr intimer Freund, der Herzog von Dumow, als Jupiter auf dem Balle: sein böser Stern fügte es, daß Mama Hebe ihn erkannte; sie machte sich sogleich an ihn. Freundchen, die Scene, die das gab, hätten Sie sehen sollen; meine liebe Freundin die Herzogin war

wie vom Donner gerührt; ich glaubte nicht anders, als der Schrecken, welchen ihr des Weibsbildes Vogelscheuchfigur und Zudringlichkeit einjagten, werde ihr eine Ohnmacht zuziehen. Hebe lud den Herzog ein, aus ihrem Nektarnapfe zu trinken; Lord Flitsch, des Herzogs ältester Sohn, der als Momus auf der Maskerade war, meinte, die Frau Mundschenkinn würde besser thun, wenn sie ihr Gebräu selbst zu sich nähme, und nach Hause ginge und sich schlafen legte. Aber Hebe ließ sich nicht irre machen, und als wir gegen 1 Uhr in den großen Redoutensaal zum Souper gehen wollten, forderte sie Sr. Durchlaucht auf, sich neben sie zu setzen. Der Herzog hatte sie den ganzen Abend über wie eine Verrückte behandelt, und gab ihr auch jetzt keine Antwort, die Frau Herzoginn aber, die dann und wann ein wenig eifersüchtig zu seyn pflegte — doch, Bester, das dürfen Sie nicht weiter sagen, es ist ein Geheimniß — die Frau Herzoginn fing ihrerseits auch an, ihm eine Scene aufzuführen; sie spielte die Rolle der Gemahlinn des Donnerers ganz im classischen Style. Der hochgelehrte, sehr ernste Gottesgelehrte, Doctor Burdock, des Herzogs Hauscaplan, der als Schulmeister auf der Maskerade war, sagte zu mir: „Tibbs, mein Junge, das nenne ich mir 'mal eine Juno; Vater Homer's Worte:

Upon her wrinkled front and eye-brow bent
Sitt stedfast Care and lowering Discontent“).

passen prächtig auf sie. Sie fängt an das Ding schief zu nehmen.“ — „Und wird's am Ende krumm nehmen,“ fügte ich ganz degagé sogleich hinzu, „wenn wir uns nicht Mühe geben, ihr das alte Weib vom Halse zu schaffen.“

„Eine ungeheuerere Menge des gewöhnlichen Maskenpöbels: Einsiedler, Zauberer, Gärtnerinnen, Hanswurst, Quäcker und Quacksalber, hatte sich um den Herzog und seine Umgebung versammelt. Die Leuten trieben es so arg, daß es dem Herzoge endlich zu viel ward; mit dem würdevollen Anstande, der ihn in keinem Verhältnisse des Lebens verließ, sagte er zu der ihn verfolgenden Hebe: „Höre sie, Frau; mich soll der Teufel holen, wenn sie nicht entweder toll ist, oder zu tief in ihr Schnappsglas geguckt hat.“

„Ich bin vielleicht nüchterner als der Herr Herzog,“ erwiderte erboßt Frau Hebe, „und überhaupt wohl besser bey Verstande; doch glaube ich kaum, daß Ihre Durchlaucht Dero eigene Unterschrift, die ich hier unter Ihrer Einladung schwarz auf weiß habe, läugnen werden.“ — „Und hiemit zog sie den Brief hervor, mit dem man sie zum Besten gehabt hatte, und zeigte Jedem, der es sehen wollte, schriftlich, daß sie eine Närrinn sey. „Armes Ding,“ erwiderte der Herzog, „das ist nicht von mir; ich will mich prügeln lassen, wenn man dich nicht höchlich zum Narren gehabt hat.“

„Ist das die Lebensart des hohen Adels,“ rief Lady Groggram, indem sie die Maske vom Gesichte riß und sich in höchster Wosheit damit fächelte. „So ist mir nie begegnet worden, so lange ich Groggram heiße; ich wünsche höchlich, es fände sich Jemand, der Sr. Durchlaucht Verlangen nach Prügeln stillte; ich wollte ihm seine Mühe gut belohnen, wenn er es so recht nach meines Herzens Wünschen thäte.“

„Die ganze Gesellschaft ward in das höchste Erstaunen versetzt; der Herzog ward grün und gelb, die Frau Herzoginn schritt stolz und beleidigt davon;

*) Auf der gerunzelten Stirn, den zusammengezogenen Brauen
Sind hartnäckig Sorge gelagert, und scheel blickender Mißmuth.

Lady Grogram fiel in Ohnmacht; zum Glück fiel sie in Sir Tomlyn O Trounce's Arme. Sir Tomlyn war ein baumlanger, muskulöser Irländer, welcher der Lady Börse seit Langem hart bedrängte; sein eigener Reichtum bestand aus seinem Ritterthume, einem Meere von Schulden, einem locker in der Scheide stehenden Degen, ein Paar Sänstenträgerbeinen, und einer Stirne von Eisen. Der Vorfall war so recht Wasser auf seine Mühle: alle Zeit fertig, einem Gegner oder einer Flasche den Hals zu brechen, schlang er den einen Arm um den schlanken Leib der schönen Lady, um sie vor dem Fallen zu bewahren, mit dem andern riß er seinen Stoßdegen aus der Scheide, indem er ausrief: „„Seyn Sie ruhig, meine Perle, seyn Sie ruhig! was auch kommen mag, Ihr Wunsch soll erfüllt werden; ich, ich selbst werde es mir zur Ehre rechnen, einen Jeden, den unter der hier versammelten hochansehnlichen Gesellschaft auszusuchen Ihnen belieben wird, nach Herzenslust durchzuklopfen — und verlange nicht einmal etwas dafür als ein süßes Lächeln. Hat also irgend ein Herr oder eine Dame von der Lady da etwas zu behaupten oder zu verneinen, was ihr mißfällt, so erbitte ich mir die Ehre seiner oder ihrer Gesellschaft auf eine kleine Stoßparthie hinter Montague-Hause, ehe wir nach Hause gehen, um den Rest der Nacht zu verschlafen — denn bey dem besten Schüreisen in des Teufels Puzzimmer schwöre ich's, ich bin der Lady eigen bis zum letzten Tropfen Blutes.““

„Sir Tomlyn's kecke Rede und seine Bereitwilligkeit, der Lady Sache zu seiner eigenen zu machen, sprachen seiner Bewerbung gewaltig das Wort: er führte die Dame seines Herzens im Triumphe zum Nachtessen, saß neben ihr, so lange es dauerte, tanzte dann mit ihr bis zum letzten Hahenschrey, und geleitete sie, als alles vorüber war, zu ihrem Wagen, toll bis zum Einsperren, denn er hatte vier Stunden gearbeitet wie ein Galeerensclave, ihr die Cour zu machen, und drey Flaschen schlechten Claret getrunken. Die Geschichte endigte nach seinen Wünschen, Sir Tomlyn O Trounce und Lady Grogram wurden kurze Zeit nach dem Ereigniß ein Paar: sie kauften sich die Erlaubniß ihren Brautstand abkürzen zu dürfen. Bey dieser Gelegenheit zeigte Doctor Burdock sein Talent zum Fuchschwänzeln und zum Maulreden; er wußte es so geschickt anzustellen, daß alle, die sich gezankt hatten, Freunde wurden — und die Trauung ihm zufallen mußte.“

„Der Herzog und seine Gemahlinn schieden nach der Heimkehr vom Ball mit hitzigen Worten von einander: er war schläfrig und sie unbillig. Der nächste Morgen indessen fand Beyde klüger. Als der Herzog erwachte, rief er dreymal mit lauter Stimme: „„Fernigam! Fernigam! Fernigam! bring' mir meine Strumpfbänder;““ womit er übrigens nichts sagen wollte, als daß er aufzustehen gedächte. Gleichwohl gaben die Worte Veranlassung zu einem ungeheuern Späße; es hörte sie der Herzoginn Kammermädchen, Fanny Feinohr, die auf's Horchen aus war: sie hinterbrachte sie spornstreichs ihrer Gebieterinn, und setzte hinzu, der Herzog wolle sich sicherlich aus Verzweiflung an seinen Strumpfbändern aufhängen, sie möchte um Gotteswillen eilen das Unglück zu verhüten. Die Durchlaucht stürzte in der Durchlaucht Ankleidezimmer — in drey Minuten war die Ausföhnung zu Stande gebracht. Aber Carlisle-House wollte der Herzoginn nicht mehr gefallen; ihr zu Liebe nahmen wir das Pantheon in Protection.“

„Ist das nicht eine herrliche Geschichte aus der großen Welt? Das Schönste

daran ist, daß sie wahr bis aufs Kleinste Titelchen und ein großes Geheimniß ist: außer daß Doctor Burdock in einem Gedichte, das er auf Lady Gram's Hochzeit unter seine Freunde vertheilte, darauf anspielte, geschieht ihrer nirgend Erwähnung. Würfte sie einer unserer Sechs-Penny-Journalisten, er würde sie zustuzen, daß er drey Monate davon leben könnte; er würde sie bald so gemein machen wie Wing's Kalender. A propos der sechs Penny, könnten Sie mir wohl auf eine Stunde oder so einen Kronenthaler leihen? ich will Ihnen —“

Kaum fühlte mein Berichterstatter das wohlverdiente Geldstück in seiner Hand, als er sich gegen Jemand im dritten oder vierten Zimmer verbeugte, und dabey mit lauter Stimme ausrief: „He! Baron Jacob, ich suche Sie seit einem Jahrhundert!“ Die Worte waren kaum gesprochen, als er fortschoß wie ein Pfeil, und sich alsobald im Gedränge verlor.

Anton Langerhans.

Correspondenz-Nachrichten.

München, den 10. October 1833.

(Fortsetzung.)

Am 24. September verkündete der Anschlagzettel Goethe's „Egmont!“ — Wie, Egmont? fragte ich mich selbst. Goethe und Egmont sind mir theure, bedeutungsvolle Namen! Ich übergehe alle übrigen Darstellungen von Opern und Trauer- und Schauspielen, die vor diesem Tage Statt fanden, um ganz ben dieser Dichtung und bey ihrer Repräsentation verweilen zu können. — Sie wissen, was unser Schiller, dieser tiefe Genius, über dieses Trauerspiel seines hohen Freundes einst öffentlich sagte. Wer diesen Goethe'schen „Egmont“ und Schiller's kunstreiches Raisonnement ganz in sich aufnahm und verarbeitete, geht mit andern Anforderungen und Ansichten in das Theater, als diejenigen, welche die Dichtung nehmen, wie sie sich ihnen auf der Bühne ohne Geschichte und ohne Weihe darstellt. Es verletzt das historische Gefühl — wofern man ein solches annehmen kann, — diesen „Egmont,“ den glücklichen Familienvater in einen lebenslustigen, wenn gleich edlen, großmüthigen und immer heiteren, über jede Gefahr mit lächelnder Miene hinwegblickenden Galant umgewandelt zu sehen. Allein wer rechtet mit Goethe? Der große Dichter, der sich als Künstler die künstlerischen, poetischen Motive aus der Natur der Poesie schafft, wird uns bald mit seiner kühnen Abweichung von der Wirklichkeit versöhnen. Goethe wählte nicht den Familienvater, sondern das große Individuum, das den Niederländer auf der höchsten Stufe in allen Lebensverhältnissen mit plastischer Wahrheit repräsentirt. Wer vergißt nicht, wenn der Vorhang aufgerollt ist, wenn er den angebetheten Egmont mitten unter den Bürgern von Brüssel und in Clärchens Nähe erblickt, die Abweichung von der historischen Wahrheit, sobald ihm die poetische mit ihrem ganzen Zauber entgegentritt! Goethe konnte nur einen Egmont brauchen, den kein besonderes, engeres Verhältniß an einen Lebenskreis bindet, der ihm alle Linien des Lebens und Wirkens genau abgrenzt. Goethe's Egmont darf nur der öffentliche Mann seyn, dem alle Quellen des Wirkens und des Genusses offen stehen, der hochgestellt ist durch sein Amt und durch die Meinung und nach Belieben von dem Gipfel seiner Stellung eben so spiefend in das Schlachtfeld als in einen Blumengarten niederwandelt und Lorbeern und Rosen abwechselnd pflückt. Es gilt den Niederländer, und diesen, nur diesen konnte Goethe in Egmont in der ganzen Fülle für seinen poetischen Zweck ausprägen! Hr. Hölfen übernahm diese große Rolle. Ich sah vor einigen Jahren Hrn. Hölfen als Hippolyth in der Schiller'schen „Phädra.“ Ich erinnere mich mit Vergnügen jener angenehmen Eindrücke, die er damals — freylich als sehr junger Mann, durch sein tiefdurchdachtes, warmes Spiel auf mich gemacht hatte. Goethe führt uns in Egmont den blühenden, schönen Mann voll lebenswürdiger Beweglichkeit, voll Feuer und Kühnheit, voll Muth und hoher Gefinnungen vor. Hr. Hölfen strebte mit Einsicht der Lösung seiner Aufgabe nach. Im ersten Acte sehen wir ihn unter Brüssels Bürgern, die von den einzelnen Mitgliedern der Hofbühne, besonders der Schneidermeister durch Hrn.

Heigl, der Schreiber Bansen durch Hrn. Vespermann trefflich dargestellt, die dramatische Wirkung, wie sie schon in der bewunderungswürdigen Dichtung begründet ist, in einem vollendeten Tableau vereint. Hr. Höfken begriff den großen Mann des bewegten, des verfolgten und gedrückten Volkes und war sich des Helden bewußt, den er darzustellen hatte. Hrn. Höfken's Organ war einst angenehmer und runder. Als Egmont hätte ich gerne von ihm die geschmeidige, einschmeichelnde und tonreiche Sprache Goethe's gehört, die im Munde dieses Volkstieblings wie orpheische Klänge in das Herz dringen. — Inzwischen das sind Zufälligkeiten, die man wünschen, aber nicht begehren kann, sobald der Schauspieler den höhern Anforderungen der Kunst genügt. Um ein Goethe'scher Egmont zu seyn, muß man beynabe ein Ideal mit sich, und seiner ganzen Individualität auf die Bühne bringen und der beste Künstler wird immer um Einiges zurückbleiben. Über Egmont's Charakter giebt sich eine hinreißende Grazie aus, die man an Hrn. Höfken freylich vermisse. Die Modernen werden vielleicht die Galanterie im bessern Sinne darunter verstehen. Sie nähert sich allerdings jener sinnigen Grazie und weicht zur Stunde noch nicht von Männern, die von der Natur hochbegabt sind, mögen sie Fürsten oder Statthalter, Minister oder Feldherrn seyn! — In Clärchen's Wohnung ist Hr. Höfken der liebende Egmont, zärtlich, heiter und nur dem stillen Glücke der Liebe hingegeben. Alle Schöller, deren bereits in den größten Blättern öfters gedacht wurde, war im ersten Acte ganz das Clärchen, wie es dem großen Dichter vorschwebte. Diese sehr junge Anfängerinn verdient die Aufmunterung der Kunstverständigen. Das Naive, das in dieser Rolle wie eine zarte Blüthe an dem schwülen Mittag im Schatten stiller Abgeschiedenheit wohlthätig leuchtet, entwickelte alle Schöller, von der Natur selbst geführt, mit dem klarsten Bewußtseyn einer sinnigen Künstlerinn. In dieser Situation war sie unübertrefflich. Sollte sie ein Tadel treffen, dessen sie sich im dritten Acte durch eine zu hastige Declamation — durch eine unregelte Emphase schuldig machte, so wird sie ihn nur als einen Wink annehmen, den man einem schönen Talente immer geben muß!

Die plumpe, gemeine, ja triviale Taze des „Münchener Vären,“ eines anonymen Kritikers, der zur Schmach des guten Geschmacks in der Landböhinn in den misstönendsten Knittelversen der rohesten Gefinnung lobt und tadelt, wird kaum einen Einfluß auf sie haben. — Hr. Esclair, als Alba, gab seine Rolle mit jener kalten Abgemessenheit, mit jener Würde, welcher der spanische, herrische Trotz bengewemicht ist, im milden Lichte, welches Goethe über diesen blutdürstigen Granden verbreitet. Die Traumscene, welche Schiller aus diesem Drama wegwünscht, war in Bezug auf die poetische Verklärung des schönen Clärchen's zu düster. Auf unserer Hofbühne erscheint Clärchen mit einer Palme und einem Lorbeerkränze an der Seite des Prosceniums neben dem Lager des schlummernden, zum Tode verurtheilten Egmont, indem sich eine Pforte öffnet, inner welcher weiße Wolken auf- und niederschweben. Ich sah diese Scene in früheren Jahren auf der Bühne einer süddeutschen Residenzstadt mehr dem Sinne der Dichtung angemessen. Dort schwebte Clärchen mitten auf der Bühne, im freundlichsten Lichte, wie ein schöner, weiblicher Genius, von der Pracht des Frühlings umgeben, als eine reizende Niederländerinn mit allen Nationalattributen auf den geliebten Schläfer nieder. Goethe malte den heitersten Traum, einen Traum, wie ihn die Liebe schafft, voll Heiterkeit. Eine Verklärung sollte die lieblichsten Farben um sich her verbreiten! — Der gute Brackenburg erschien mir in Hrn. Schunke zu kläglich, zu jammernd. Warum legte Hr. Schunke den Kopf immer auf die linke Schulter? —

Noch berühre ich zum Schlusse die „Schweizerfamilie,“ die am 29. September gegeben wurde. Mad. Schechner-Waagen, als Emmeline, war rücksichtlich ihres herrlichen Gesanges sowohl, als ihres Spieles ausgezeichnet. Wo sich zum Gesange, der bereits diese Sängerin auf den höchsten Gipfel des Ruhmes hob, ein geistreiches, sinniges Spiel paart, erfreut sich der Kunstfreund immer des edelsten Genusses.

(Der Schluß folgt.)

Wagenbild IV.

Der Stadtschwimmer auf Scheer- und Schneckenfedern; die Lackirung granatbraun, die Kutschdecke von gleichfarbigem Luche, die Plattirung im Feuer vergoldet, nach dem Original des k. k. priv. Wagenfabrikanten Hrn. Brandmayer und Sohn in der Rossau Nr. 94.

Die Beschirung des Pferdes ist nach einem Original des in seiner Arbeit sich sehr vortheilhaft auszeichnenden bürgl. Remermeisters Hrn. Joseph Braun, wohnhaft in der Leopoldstadt, Praterstraße Nr. 535.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
u n d
M o d e.

Dienstag, den 19. November 1833.

139

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Voranzahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Oberst Graf Chabert.

Eine Novelle.

Nacherzählt von J. F. Castelli.

„Seht, da kommt schon wieder der alte zerlumppte Kerl,“ sprach einer der Schreiber in der Kanzley des Advocaten Derville, der eben am Fenster stand, auf die Straße sah und sein Frühstückbrot verzehrte; und aus der Brotkrume drehte er Kügelchen, und warf sie auf den Hut eines Unbekannten, welcher über den Hof eines Hauses in der Straße Vivienne ging, worin die Kanzley sich befand.

„Der Herr schläft noch, und darf nicht geweckt werden,“ antwortete der erste Schreiber, der eben eine Expensnote entwarf.

„Dem Alten müssen wir einen Streich spielen,“ nahm der dritte das Wort, „sonst bleibt er uns nicht aus. Wie wär's, wenn wir ihm sagten, der Herr halte nur zwischen drey und vier Uhr Morgens Unterredungen mit seinen Klienten? Wir wollen dann sehen, ob der alte Schelm um diese Zeit auch kommt.“

Alle drey lachten und fanden den Witz vortrefflich; da wurde dreyimal an die Thüre gepocht und dieses Pochen mit einem „Herein“ von der Seite der Schreiber beantwortet, und ein Mann in einem alten zerlumpten Kittel, an welchem man die Farbe kaum erkannte, trat herein, machte mit der den Unglücklichen eigenen Aufmerksamkeit und Bescheidenheit leise die Thüre hinter sich zu, und suchte umsonst auf den Gesichtern der drey Schreiber einen Zug freundlichen Entgegenkommens. Geübt vielleicht in Beurtheilung der Menschen wandte er sich sehr unterthänig an den Jüngsten und fragte sehr demüthig: „Ist der Herr Doctor Derville nicht zu sprechen?“

Der Boshafte antwortete dem armen Trager nur mit einigen Schlägen der linken Hand auf sein Ohr, als ob er sagen wollte: „Ich bin taub.“

„Was wünschen Sie, mein Herr?“ fragte der zweyte Schreiber, indem er sich bey seinem Arbeitstische nach der Seite rückte, die Feder hinter's Ohr steckte und das eine Bein über das andere schlug, so daß das Knie fast bis an sein Kinn reichte.

„Ich komme jetzt schon zum fünften Male,“ erwiderte der Fremde, „ich wünsche mit Herrn Derville zu sprechen.“

„Wegen eines Rechtshandels?“

„Ja, aber ich kann nur ihm allein sagen —“

„Der Herr Doctor schläft noch. Wenn Sie ihn über eine Angelegenheit zu Rathe ziehen wollen, so muß ich Ihnen sagen, er arbeitet im Geschäfte nur bis zwey oder drey Uhr nach Mitternacht. Aber wenn Sie uns Ihr Zutrauen schenken wollten, wir könnten vielleicht eben so, wie er —“

Der arme Client stand stumm. Er blickte bescheiden um sich wie ein Hund, der sich in der Küche vor Schlägen verbirgt, und suchte einen Stuhl, denn der Alte war entsetzlich müde.

„Mein Herr,“ sagte er endlich, nachdem er weder einen Stuhl, noch ein freundliches Gesicht, noch ein tröstendes Wort gefunden, „ich habe schon die Ehre gehabt Ihnen zu sagen, daß ich Niemanden meine Angelegenheit mittheilen kann, als Hrn. Derville selbst. Ich will also schon warten, bis er aufsteht.“

Der erste Schreiber, der eben seine Expensnote vollendet hatte und seine Chocolate von dem Amtsdienner bringen sah, stand von seinem Lehnstuhle auf, ging zum Camine, sah den alten Mann mit lecker und dabey nichtsagender Miene an und sprach, indem er seine Chocolate schlürfte: „Ja, mein Herr, diese Herren berichten Ihnen ganz recht, der Herr arbeitet nur bey Nacht, und wenn Ihre Angelegenheit wichtig ist, so rath' ich Ihnen, sich gegen ein Uhr Nachts hier einzufinden.“

Der Fremde sah den Schreiber an, und blieb einige Augenblicke stumm und unbeweglich stehen, dann sagte er mit einem Seufzer: „Gut, so werd' ich diese Nacht wieder kommen,“ und ging.

Noch hatte er die Thüre hinter sich nicht ganz geschlossen, als die drey Schreiber schon in ein unbändiges Gelächter ausbrachen.

„Wie der Kerl aussteht,“ sagte der erste, „habt ihr den Schädel beobachtet?“

„Als wenn er erst ausgegraben worden wäre,“ fuhr der zweyte fort.

„Ich wette, das ist ein alter in Ruhe versetzter Corporal, der wieder Dienste reclamirt,“ erwiderte der dritte.

„Ich halte ihn eher für einen Gefangenwärter,“ meinte der zweyte.

„Nein, nein,“ sprach der erste, „ich wette, er ist von Adel.“

„Von Adel?“ antwortete der zweyte lachend, „hast du denn seinen Flaussrock nicht gesehen, an dem man die Farbe gar nicht mehr erkennt, und die Stiefel voll Offenherzigkeiten?“

„Und dennoch behaupte ich, er ist von Adel,“ erwiderte der erste, „denn seine Miene, sein Anstand —“

„Nun was gilt's?“

„Den Eintritt für uns Alle in's Theater!“

„Recht! es gilt!“ und mit diesen Worten lief der dritte Schreiber zum Fenster, riß es auf und rief hinaus: „Mein Herr! Mein Herr!“

„Was thust du denn E d u a r d?“ fragte der erste.

„Nun ich ruf' ihn herauf, um ihn zu fragen, wer er sey, er muß es doch selbst am besten wissen.“

Und neues allgemeines Gelächter erscholl. Der arme Alte kehrte im Hufe um und stieg die Treppe herauf.

„Was werden wir ihm jetzt sagen?“ fragte der zweyte.

„Laßt nur mich machen,“ antwortete der erste.

„Mein Herr,“ redete er den Alten in dem Augenblicke an, als dieser schüchtern und mit gesenkten Blicken hereintrat, „mein Herr, wollen Sie die Güte haben, uns Ihren Namen zu sagen, damit wir dem Herrn Doctor melden können, wer mit ihm zu sprechen wünsche.“

„Ch a b e r t.“

„Doch nicht der Oberst Ch a b e r t, der bey Eylau geblieben ist?“

„Ja, mein Herr, derselbe,“ antwortete der Mann mit einfacher Biederkeit, und darauf ging er wieder.

Nun gab es ein noch größeres Gelächter, und Ausrufungen, Fragen und Erklärungen in Menge. „Du hast verloren,“ sprach der erste Schreiber zum zweyten, „du mußt also den Eintritt in's Theater für uns Alle bezahlen. In welches Theater gehen wir?“

„In das wohlfeilste, wenn ich bezahlen muß, indessen ist das auch noch nicht ausgemacht, denn der alte Affe kann uns zum Besten gehabt haben. Die ganze Welt weiß ja, daß der Oberst Ch a b e r t todt ist, seine Frau hat sich wieder verheirathet mit dem Staatsrathe F e r r a n d. Das wißt ihr ja Alle so gut als ich, denn sie ist ja eine Olientinn unsers Herrn.“

„Und wenn's der Oberst Ch a b e r t gewesen wäre, der würde anders mit unserm S i m o n in umgesprungen seyn, als er sich taub stellte.“

„Das Theater bleibt also verschoben, bis die Sache entschieden ist.“ Und die Schreiber setzten sich wieder an ihre Tische und arbeiteten weiter.

Um ein Uhr Nachts pochte der sogenannte Oberst Chabert an die Thüre des Herrn D e r v i l l e, welcher, obschon noch jung, für einen der vorzüglichsten Rechtskundigen in Paris galt; er wurde eingelassen und war nicht wenig erstaunt zu sehen, wie der erste Schreiber auf einem Tische des Speisezimmers die Actenstöße ordnete, welche am künftigen Tage an die Ordnung kommen sollten.

Der Schreiber, nicht weniger verwundert, grüßte den Oberst und bat ihn sich niederzulassen, was dieser auch that.

„Wirklich mein Herr, ich glaubte gestern, Sie scherzen, indem Sie mir diese sonderbare Stunde zu einer Unterredung bestimmten,“ sagte der Alte mit der Fröhlichkeit eines Unglücklichen, der sich zum Lächeln zwingt.

„Wir scherzten und sagten Ihnen doch auch zugleich die Wahrheit,“ antwortete der Schreiber. „Herr D e r v i l l e hat theils aus Gewohnheit, theils aus Vorliebe diese Stunde gewählt seine Rechtsfälle zu untersuchen, deren Mittel zu überlegen, ihren Gang zu ordnen und seine Schriften darüber zu verfassen. Es scheint fast, als ob seine fruchtbare Erfindungsgabe nur nach Mitternacht sich in ihrem ganzen Glanze entfalte. Er will allein und ruhig seyn, wenn er arbeitet. Sie sind seit sechs Jahren das dritte Beyspiel einer nächtlichen Consultation. Wenn er nach Hause kommt, so steht er Alles genau durch, liest Alles, entwirft seine Pläne und läßt mich dann rufen um mir seine Meinung mitzutheilen. Den Abend bringt er gewöhnlich in Gesellschaften zu und denkt da mitten unter Vergnügungen aller Art an seine Prozesse. Er hat mich versichert, daß ihm seine besten Ideen mitten unter Lärmen und Unterhaltungen gekommen seyen. — Dieß ist sein Leben. — Er ist übrigens sehr beschäftigt und verdient viel Geld.“

Der Alte schwieg, und sein bizarres Gesicht hatte einen so stupiden Ausdruck angenommen, daß der Schreiber der festen Meinung, er habe ihn gar nicht verstanden, sich nicht weiter um ihn bekümmerte.

Einige Augenblicke nachher trat Herr Derville ein. Der Schreiber öffnete die Thüre, und beschäftigte sich damit, noch einen Stoß Acten zu classificiren. Der junge Advocat im Ballkleide blieb einen Augenblick erstaunt stehen, und betrachtete den seltsamen Klienten, welcher ihn im Halbdunkel einer Nische erwartete.

Der Oberst Chabert stand auch so unbeweglich, wie eine Wachsfigur, aber diese Unbeweglichkeit würde vielleicht nicht die Ursache des Staunens gewesen seyn, wenn sie nicht, erhöht durch die ganze sonderbare, fast übermenschliche Persönlichkeit des Alten, ein ganz eigenes Bild dargeboten hätte. Der Mann war groß und hager, seine Augen, statt einen Glanz von sich zu geben, schienen mit einem Häutlein bedeckt zu seyn, man hätte sie für Perlmutter ansehen können, welches bey dem Schein der Kerzen einen bläulichten Schimmer von sich warf. Sein Gesicht war blaß, schwarzbraun und so zu sagen schneidig. Der Hals war durch eine schlechte schwarzseidene Cravate zusammengeschnürt, und ein Mann von vieler Einbildungskraft hätte diesen alten Kopf für einen Schattenriß, zufällig hingeworfen, ansehen können. Es war ein Rembrandt'sches Gemälde ohne Rahmen. Der Rand des Hutes, mit dem die Stirne des Alten bedeckt war, bildete auf dem Obertheile des Gesichtes einen schwarzen Streif, und dieser Effect, eben so natürlich als bizarr, bewirkte, daß durch den Contrast die weißen Runzeln, die kalten Krümmungen, die entfärbten Eindrücke dieser leichenartigen Physiognomie noch mehr hervortraten. Außerdem vereinigte sich eine gänzliche Unbeweglichkeit des Körpers, ein Blick ohne alle Wärme mit einem gewissen Ausdrucke von trübsinniger Geistesabwesenheit und mit den Symptomen, welche den Idioten charakterisiren, und machten, über diese Gestalt ausgegossen, etwas, so zu sagen, Unglückliches, wofür man in allen Sprachen der Menschen keinen Namen findet.

Aber für den Beobachter war an diesem wellen, gebeugten Menschen doch noch etwas mehr zu finden, es fanden sich in diesen Trümmern des Lebens die Zeichen eines tiefen Schmerzes, die Anzeigen eines Glendes, welches die Seele dieses einst schönen Gesichtes verbraucht hatte, wie vom Himmel fallende Wassertropfen mit der Zeit einen prächtigen Marmor verunstalten. Ein Arzt, ein Dichter, ein Richter hätten ein ganzes Drama geahnet bey dem Anblicke dieses sublimen Entsetzens, dessen Kleinste Verdienst es war, jenen unwahrscheinlichen Phantasiebildern zu gleichen, welche unsre exaltirten Bildner auf den Stein hinzeichnen, während sie sich im Gespräche mit ihren Freunden unterhalten.

Beym Anblicke des Advocaten fuhr der Alte in convulsivischen Bewegungen zusammen, gleichsam wie der Dichter, wenn ihn ein plötzliches Krachen in der Stille der Nacht aus seinen fruchtbaren Träumereyen aufschreckt. Der Unbekannte nahm schnell den Hut ab, und stand auf, den jungen Mann zu grüßen, aber seine Perrücke, welche vermuthlich an dem fetten Leder im Innern seines Hutes kleben geblieben war, blieb darin, und der Oberst zeigte plötzlich eine fürchterlich verstümmelte Hirnschale. Eine querlaufende Narbe, eine hervorragende Nath bildend, hing bey dem Hinterhaupte an und verlor sich bey dem rechten Auge.

Weder der Advocat noch sein Schreiber verspürten Lust zum Lachen, so fürchterlich war dieser Schädel anzusehen; denn der erste Gedanke, der sich dabey unwillkürlich aufdrängte, war der: „Da drunter ist kein Verstand mehr.“

„Wenn das der Oberst Chabert nicht ist, so ist es doch ein feiner Gauner!“ dachte der Schreiber bey sich.

„Mein Herr!“ nahm Derville das Wort, „mit wem hab' ich die Ehre zu sprechen.“

„Mit dem Oberst Chabert — mit demselben, der bey Eylau getödtet wurde,“ antwortete der Alte.

Bey dieser seltsamen Antwort warfen sich die beyden Männer der Themis einen Blick zu, welcher sagte: „Der Mensch ist ein Narr.“

„Mein Herr!“ fuhr der Oberst fort, „was ich Ihnen über mich und meine Lage zu sagen habe, wünschte ich nur Ihnen ganz allein anzuvertrauen.“

Ein beachtungswerthes Ding ist die gewöhnliche Unerfrohenheit der Advocaten. Sey es die Gewohnheit viele und verschiedene Menschen zu empfangen, sey es das Bewußtseyn des Schutzes der Geseze, oder das Vertrauen in ihr Amt, sie treten gleich den Priestern und Ärzten überall ohne Furcht ein. Das könnte man den Civilmuth nennen.

Derville gab seinem Schreiber ein Zeichen und dieser entfernte sich.

„Mein Herr!“ sprach Derville, „bey Tage zähle ich meine Stunden nicht, aber in der Nacht sind mir die Augenblicke kostbar, daher bitte ich Sie, sich kurz und gedrängt zu erklären. Ich selbst werde Sie um Aufklärungen über jene Puncte ersuchen, welche mir dunkel zu seyn scheinen. Reden Sie!“

Er gab seinem sonderbaren Clienten ein Zeichen sich niederzusehen und setzte sich selbst an die Ecke eines Tisches, von welchem er Actenstücke nahm und sie durchblätterte, indem er zugleich den Worten des Sprechenden einige Aufmerksamkeit schenkte, allein bald ließ er alles Andere liegen und horchte mit aller Aufmerksamkeit zu.

(Die Fortsetzung folgt.)

Herbstgedanke.

Von Montanus.

Zitternd an den Bäumen hangen
Blätter, die verwelkten, falben,
Nach dem Süden ziehen lustig
Winterscheue Wanderschwalben.

Doch wenn dort der Samum senget,
Hier der Frühling kommt hernieder,
Und die Blüthen sich erneuen,
Kehren auch die Schwalben wieder.

Viel verdank' ich diesen Schwalben,
Denn sie haben mich gelehret,
Wie den übermüth'gen Schmerzen
Man die Oberherrschaft wehret.

Ist es Außen kalt und stürmisch,
Nun so wandr' ich nach dem Süden,
Der in meinem Innern blühet,
Und ich finde wohl den Frieden.

Aber will das inn're Feuer
Zehren an des Friedens Glücke,
Ei' ich nach dem äußern Norden
Und die Ruh' kehrt mir zurücke.

Correspondenz-Nachrichten.

München, im October 1833.

(S c h l u ß.)

Während ich meine Septemberrollen schliesse, klopft der October mit seinen kalten Nebeln an meiner Thüre an. „Schon wieder ein Gast in München?“ Ja wohl! „Woher?“ Aus Berlin! „Wie heißt er, was bringt er?“ Es ist Hr. von Holtz und bringt uns als erstes Geschenk „den Lorbeerbaum und den Bettelstab,“ und vice versa! — „Das erinnert ja ganz an Kai und?“ Allerdings, wir wollen sehen, was die Phantastie des Berliners vermag, der auf seinen dürren Sandmarken keine erregende, lebenswarme, erglühende und begeisternde Natur findet! Ich war noch nicht so glücklich, diese dramatische Dichtung von den Bretern herab, welche die Welt bedeuten, zu sehen. Inzwischen blieb mir der Plan derselben, ihr Gang und ihre sonstigen dramatischen Kategorien nicht fremd. Auf den ersten Blick erinnern Sie sich mit mir des Koberbue'schen „armen Poeten,“ des beklagenswerthen Kindlein, oder des Poeten Lämmermayer. Hr. von Holtz, der deutsche Vaudevillist, darf keineswegs wie eine gewöhnliche Erscheinung behandelt werden. Die Idee, welche dem oben gemeldeten Stücke zu Grunde liegt: „Drey Winter eines deutschen Dichters — und zwanzig Jahre nach dem Tode,“ ist zwar im Ganzen eben so Koberbue'sch, nur bewegt sich der Held des Hrn. von Holtz — sein Poet Heinrich — in einem abwechselnden Lebenskreise. Er kommt nicht nur mit geheimen Räthen und ihren Söhnen, sondern auch mit Buchhändlern und mit Gesellschaftsdamen in Berührung. Er hat Gelegenheit, alle Höhen und Tiefen des gesellschaftlichen Lebens zu messen und sich bis dahin zu erheben — nur bleibt der gute Heinrich ohne Steigerung seines eigenen Werthes. Er steckt zwar die Cocarde der Genialität auf, die unbekümmert um alle Lebensverhältnisse — jene des Essens und Trinkens ausgenommen — die Nase hoch trägt und — Wolken schnaubt. Groß ist es, nur der Poesie, nur der Kunst zu leben, und auf alle Auszeichnungen, auf alle Vortheile der Gesellschaft zu verzichten. Allein, wenn diese Idee durchgeführt seyn will, muß der Dichter auch der Gegenstand hoher Achtung seyn. Wahr ist alles, was Hr. von Holtz seinen Poeten erdulden, erfahren und prüfen läßt. Allein er hält sich zu profaisch in der Mitte der Alltäglichkeit, er erhebt sich nie zur Linie des Großen, und will poetisch seyn, weil er bey jeder Gelegenheit ein Liedchen trillert, das auf die Situation paßt. Manches ist sogar zart und warm, es macht auf Theilnahme und Rührung Anspruch. Hrn. von Holtz, der seinen Heinrich selbst darstellte — ohne sich selbst darzustellen, schwebte der wahre Dichter vor, wie er noch heutzutage ist, in beständigem Kampfe mit dem Leben. Dem Drama fehlt das romantische Colorit, wozu sich dem beliebten Verfasser die Gelegenheit selbst darbietet. Warum verschmähte er dieselbe? Sein Dichter Heinrich hätte sich und den Dichtern beim Publicum eine größere Achtung verschafft, wenn er ihn auf eine gewisse Schwindelhöhe emporgehoben hätte. Durch den magischen Schleier der Romantik hätte der Hr. Verfasser den Dichter als eine höhere Gestalt vor den Zuschauer geführt und gerade durch dieses Mittel die Blößen der Wirklichkeit verhüllt. Weit entfernt, aus Eadelsucht über Hrn. von Holtz zu sprechen, lege ich in diesen Blättern nur eine parteylose Ansicht nieder, die überall Anklang finden wird, wo man sich auf Poesie versteht. Dieses Drama wurde am 8. October wieder gegeben. Hr. von Holtz ließ bey der zweyten Darstellung das Lied weg, welches Heinrich beim Buchhändler Alles zu singen pflegt.

Die Buchhändler lassen sich nicht gerne ansingen, wenn sie nicht mit dem Manuscripte die Summe für 10000 Exemplare zwischen den blauen Fingern fühlen! —

Am 1. October wurde das Octoberfest auf der großen Theresienwiese eröffnet. Se. Majestät der König verherrlichte dasselbe durch die Gegenwart seiner allerhöchsten Person, indem Derselbe von Berchtesgaden hieher reiste. Leider trat zu schnell die rauhe, kalte Witterung ein und dicke Nebel verhüllten die grüne Fläche und die flüchtig erbaute Breiterstadt, zu welcher mehrere Portale führen. Demungeachtet besuchten Münchens Bewohner diese Festwiese, und unter den zahlreichen Schützen herrscht die größte Thätigkeit.

Die Fremden strömen unserer Residenzstadt beynahe schaaarenweise zu. Wir sehen viele Engländer und Franzosen, welche an Allem Theil nehmen, was den Gebildeten interessiert. Am 19. October ließ sich Mad. Mérie, erste Sängerin aus London, in der „Gazza ladra“ zum ersten Male hören. Ich werde Ihnen über ihre Debüts Mittheilungen machen.

K. K. privil. Theater an der Wien.

Der Schauspieler Hr. Hopp gab am 5. November zu seinem Benefice ein dem Vernehmen nach von ihm selbst gefertigtes, neues Stück, betitelt: „Goldkönig, Vogelhändler und Pudelscherer, oder: Prüfung durch die Macht der Elemente,“ große Localzauberposse mit Gesang in 2 Aufzügen. Ähnliche Producte machen der Kritik, wie dem Gedächtnisse des Publicums ein leichtes Spiel; wo so ganz und gar nichts Erhebliches zum Vorschein kommt, wo ein sogenanntes Ganzes aus ein paar Flickscenen, die anderwärts höchstens als Zeitausfüllungen hingehen möchten, und endlich aus ein paar sehr schülerhaften Nachahmungen genialer Vorbilder mühsam zusammengestoppelt wird, durch die nur dem Decorateur ein Terrain eröffnet worden ist, die Sünden des Verfassers gut zu machen, — da kann wohl von kritischen Erörterungen nicht die Rede seyn. Traurig ist es aber, daß durch absichtliche Verfolgung solcher Seitenwege, wo entweder das Licenziöse und Frivole zur Haupttendenz erhoben wird, oder wo in andern Fällen der gesunde Menschenverstand eine totale Niederlage erleiden muß, das Gebiet der Localposse eine so widerwärtige Einschränkung und Umgestaltung erleiden muß. Wenn man sich der an und für sich köstlichen Erscheinungen in diesem Genre aus frühern Zeiten erinnert, und endlich die ausgezeichnete höhere Wendung betrachtet, die durch Raimund's Streben hier vorbereitet wurde — so muß man billig erstaunen, wie die Unwissenheit oder Selbstgenügsamkeit den Producten unserer Tage in beyden dießfalls concurrirenden Vorstadttheatern die Bezeichnung: „Locale Posse“ zu ertheilen wagt. Wien hatte ehemals in diesem Gebiete das Vorzüglichste aufzuweisen: ein Volkstheater, wie es mindestens in Deutschland kein Institut von ähnlicher Vollkommenheit, von gleichem Einflusse auf Leben und Kunst gab; vortreffliche Kräfte vereinigten sich da, Gelungenes würdig wiederzugeben, Erträglichem nachzuhelfen; und wenn es, was mitunter geschah, dahin kam, daß man sich fruchtlos mit der Misere abgemüht hatte, ohne ihr Schicksal, nemlich den Fiasco abwenden zu können — so wurden dertley Angelegenheiten als Vorfälle, nicht als Geheimnisse abgehandelt, und es kam Niemanden in den Sinn, durch einen succès préparé oder nachträglich durch den Druck das Verdienstliche der Werthlosigkeit darthun zu wollen, woran wir uns heutzutage auch schon gewöhnen mußten. — Man verzeihe uns diese Abschweifung, welche sich durch die Art und Weise dieser jüngsten Erscheinung in etwas entschuldigt. Obengenannte Zauberposse gab Hr. Scholz als Pudelscherer Martin Gelegenheit, die Lachmuskeln der Anwesenden in eine fortgesetzte Bewegung zu bringen; allein bey der drastischen Wirksamkeit eines so beliebten und mit Humor reich ausgestatteten Komikers bedarf es eben nicht vieler Anlässe durch die Rolle, und Hr. Scholz erregt schon durch sein alleiniges Erscheinen so viel Lachen und Frohsinn, als dieß je durch Erzählungen wie die von der sonderbaren Wurzel geschehen kann. Die Böttner war in der Rolle der Babette recht verdienstlich. Es erübrigt nur noch etwas über Hr. Böttner als Vogelhändler Cyprian zu sagen, weil wir ihn dießmal zuerst in einer größern komischen Parthie beschäftigt fanden. Für den Komiker gibt es eine doppelte Art zu reussiren; entweder es gilt das Publicum an sich zu gewöhnen — und das kann wohl der Fall seyn, wo die vis comica eine unläugbare, bedeutende ist, die mit etwas Fremdartigem gemischt erscheint; oder es gilt sich den Wünschen des Publicums zu fügen —

und dieses letztere wird wohl das richtige Verfahren für Hrn. Böllner seyn, weil er für das erstere augenscheinlich zu wenig innere dramatische Kraft und zu ausgezeichnete Rivale auf gleichem Felde hat. Heinrich Froh, ein Vater, wie der Zettel versichert — denn im Stücke selbst wie in der Darstellung fand sich von dieser Kunstfingerschaft keine Spur, wurde von dem Repräsentanten wieder mit einer Ungebundenheit gegeben, welche in der Scene mit Aureolus so weit ausartete, daß wir Anstand nehmen, das bezeichnende Wort niederzuschreiben. — Der Decorationen und Maschinen muß mit Lobe gedacht werden; die Musik entbehrt des Ausdrucks wie der Lieblichkeit; eine schöne Ausnahme hiervon machen jedoch zwei Sätze der Ouverture; das Quodlibet des zweyten Actes ist nicht übel arrangirt, nur kann die Mitaufnahme eines gewissen Bänkelsängersliedes durchaus nicht entschuldigt werden.

K. K. privil. Theater in der Josephstadt.

Am 9. November zum ersten Male: „Die Liebchaft ohne Liebe,“ Lustspiel in 5 Aufzügen von W. G. Grammerstötter. Ein recht artiges Intriguenstückchen, dem freylich kein Abbruch geschähe, wenn es in vier Acte zusammengedrängt wäre, das aber, wie es ist, den dramatischen Anforderungen, wie den theatralischen so ziemlich in jeder Hinsicht entspricht. Als besonders hervortretend ist der Charakter des jungen Herrn von Lichtenfels behandelt, welchen Hr. Dietrich in einer so zweckmäßigen und wahren Mischung von Bescheidenheit und gutmüthiger Unbeholfenheit mit den allenthalben durchschimmernden Kennzeichen eines tiefen Gefühles und sonst ausgebildeten Wissens gab, daß wir dem Darsteller zu dieser glücklichen Auffassung und Durchführung Glück wünschen und nach so gelungener Probe einer allseitig erfreulichen Entfaltung seines Talentes entgegensehen müssen. Der lebhaft allgemeine Beyfall, der sich dieser Darstellung angeschlossen, gibt deutlich zu erkennen, welchen Erfolges sich das Natürliche und Wahre unverkümmert zu erfreuen habe, indes Manieren nur Parteyen zufrieden stellen und ein „Uzuviel“ für seine suprêmes efforts nur bey der Unwissenheit oder dem Mitleid eine beyfällige Entschädigung findet. Dlle. Schlemmer hat in der Rolle der Louise einen guten Schritt vorwärts gethan; sie hat der Parthie die rechte Färbung verliehen und war in jeder Hinsicht eine freundliche Erscheinung; nur leidet ihr Vortrag an einer gewissen Monotonie, die durchaus nicht in dem Organe bedingt, sondern auf Übung und schönrednerische Versuche angewiesen ist. Dlle. Beisteiner, Jenny, so wie Mad. Matte, Baroninn Adelfern, füllten ihre Stellen sehr genügend aus. Das Lustspiel, welches zu den verdienstlichsten Arbeiten des frühverstorbenen Verfassers gehört, gefiel und unterhielt bis zum Schlusse und verdient, zumal da es in Wien noch gar nicht bekannt ist, wohl noch ein paar Vorstellungen, denen Referent einen zahlreicheren Besuch wünscht, überzeugt, daß diese Leistung größtentheils geeignet ist, mancherley Anforderungen zu befriedigen.

(Mit Nr. 47 des Notizenblattes.)

Herausgeber und Redacteur: Johann Schich.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

f ü r
Kunst, Literatur, Theater
u n d
M o d e.

Donnerstag, den 21. November 1833.

140

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bei N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbj. und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Der Herzog und sein Mundschenk.

Ballade.

I.

An der Tafel sitzt der Herzog,
Ihm die Herzogin zur Seite,
Und herum die Großen alle
In des Goldes hellem Glanze.
An der Zier der schönen Frauen,
An dem Prunke der Geschirre,
Wie des Bodens, so der Wände
Des geschmückten Marmorssaales
Will das Auge schier erblinden;
Denn ein Fest begeht der Herzog, —
Ist gleich finster seine Stirne, —
An dem Tage Isabella's,
Wie die Herzogin sich nennet.

Doch, was seh' ich für Gestalten,
Die so stumm beim Mahle sitzen?
Denen nicht des Tages Feyer,
Nicht der Trauk die Lippen öffnet?
Will die Freude nicht erwachen
Durch den Zauberklang der Saiten,
Durch den Festschall der Trommeten
Und der Pauken jubelnd Wirbeln?

Schweiget nicht, ihr frohen Töne,
Daß, wenn euer Laut verklungen,
Nicht die lange Todtenstille
In dem Saale sich erneue!
Habt ihr eure Macht verloren,
Die ihr übt auf's Herz der Menschen?

Stumm und düster bleibt der Herzog,
Starr, wie sonst, sein tiefes Sinnen.
Was beschloß er in der Seele,
Daß die Wangen sich entfärben.
Und ein Schauder, tief im Innern,
Seine Züge fast entsetzet?

Hebt die Herzoginn vom Boden
Nicht das thränenfeuchte Auge?
Dass sein Strahl, wie eine Sonne,
Hellen mag des Herzogs Stirne,
Heit'res Leben auferwecke
In dem Kreis der stummen Gäste.

Keiner waget ihn zu stören
In dem seltsam tiefen Denken;
Doch — sie sehen, bang ergriffen,
Wie die Herzoginn den Festtag
Nur mit Thränenperlen feyert;
Wie des Herzogs funkelnd Auge
Oft nach seinem Mundschenk blicket.

Blasß, wie sonst an keinem Tage,
Übt sein Amt der schöne Jüngling,
Don Alfonso de Canora,
Der gekommen aus dem Lande,
Wo die Herzoginn geboren,
Mundschenk ward am Hof' des Herzogs;
Doch mit tiefverschloss'nem Harne,
Antheillos bey allen Festen,
Nur sich selber scheint zu leben
Und dem Grame seines Herzens.

Auf den schönen Mundschenk wieder
Fällt des Herzogs glühend Auge, —
Und ein Fläschchen, schnell und heimlich,
Leert er jetzt in seinen Becher.

II.

„Tritt näher, Alfonso, du scheinst mich zu flieh'n?“
— So ruft jetzt der Herzog zum Mundschenk hin;
Doch nie war sein Ton so freundlich, so mild —
„Du hast mir schon manchen Becher gefüllt,
Und finstere Sorgen vom Haupte verschenkt!
D'rum nimm! da dein Herzog ihn heute dir reicht,
Und leere den Becher, von Cyprier voll,
Auf mein, und deiner Gebieterinn Wohl!“

Die Herzoginn hört's, und ihr Antlitz erblaßt, —
Der Mundschenk aber, der staunende, faßt
Mit zitternder Hand den Becher an, —
Er fühlt, was er nimmer sagen kann —
Er trinkt, wie mit Bier — es erglänzt sein Blick, —
Leer gibt er den Becher dem Herzog zurück,
Erstattet in Ehrfurcht den heißesten Dank.

Der fragt ihn: „Hat dir gemundet der Trank,
Den ich als Mundschenk dir jeko gereicht?“ —
Der Jüngling aber beb't und erbleicht, —
„Alfonso!“ tönt es mit gellendem Schrey, —
Die Herzoginn stürzt von der Tafel herbey:
„Um Gott! was war in den Becher gemischt?“
„„Ey, hat ihn der Trank nicht im Herzen erfrischt?““
— Es sinkt auf den Teppich der Mundschenk hin —
Sie beugt sich in lautlosem Schmerz' über ihn.

Der Herzog aber ergrimmt in Wuth:
 „Es hat sich entlarvt die schändliche Brut!
 Längst hab' ich durchschaut bis zum tiefsten Grund
 Der Finsterniß und des Verderbens Bund!
 Sie zielten nach mir mit dem tödtlichen Pfeil,
 Es sollte vollenden mein Tod ihr Heil —
 Doch seht, wie der Schütze sich selber trifft,
 Er trank aus dem Becher sein eig'nes Gift!“

D'rob starren die Gäste mit bleichem Grau'n,
 Die Herzoginn retten im Fall' die Frau'n; —

Da richtet sich sterbend der Mundschenk auf:
 „Bald ist geendet mein Schmerzenslauf!
 Verzieh'n ist dir, Herzog, was du gethan!
 Nun höre die Wahrheit vom Sterbenden an:
 Ich liebte dein Weib! Ihr Herz war mein;
 Doch konnt' es auf Erden die Hand nicht seyn!
 Du hast sie vom Vater begehrt zur Braut,
 Ein Opfer wurde dir angetraut!
 Du hast mir genommen mein Leben, mein Glück, —
 Doch blieb mir im Herzen ihr Bild zurück.
 Zum Hof der Geliebten zog es mich hin,
 Darum ich dein Mundschenk geworden bin.
 Und hielt mich auch ferne die heilige Scheu,
 Ich liebte sie heiß, und so rein als treu!
 D'rum wollt' ich sie sehen an jedem Tag,
 Wie schwarz auch vor mir die Zukunft lag.
 Du hast mich besreyt! wie wohl ist mir!
 Dein Richter, o Herzog, vergebe dir!
 Ich scheide von hinnen, — dort zieh' ich ein, —
 Dort wird Isabella — mein Engel seyn!
 Ihr weih't sich des Herzens letzter Schlag, —
 Heil mir — mich erlöst — Isabellens Tag!“

Da schloß sich sein Auge — die Lippe schwieg;
 Ihn krönte die Treue im letzten Sieg.

III.

Hingezogen war der Jüngling
 In das Land des ew'gen Friedens;
 Und ihm folgte Isabella,
 Ehe sich der Lenz erneute.

Doch verfolgt von ihrem Schatten,
 Ewig an die That ihn mahnend,
 Die am Mundschenk er begangen,
 Irrt der Herzog durch die Säle,
 Scheu und flüchtig vor sich selber;
 Doch er kann sich selbst nicht fliehen,
 Nicht vertilgen sein Gedächtniß.

Dumpf und gräßlich faßt der Wahnsinn
 Das Gehirn, wie seine Seele.
 Auf dem Grabe jener Beyden,
 Deren Herzen er zerrissen,
 Saß er bey dem nächt'gen Dunkel
 Jeden Tag zur selben Stunde.
 Schaurig war sein banges Wimmern
 Allen, die vorübergingen;

Und bey dem Strahl des Mondes sahen
Schaudernd sie den Herzog sitzen.

Jahre schwanden, und der Herzog
Saß am Grabe jener Beyden
Jeden Tag zur selben Stunde.
Und er saß an einem Morgen
Mit des Wahnsinns hohlen Zügen
Starr und todt am Grab Alfonso's.

Carl Ad. Kattenbrunner.

O b e r s t G r a f C h a b e r t.

(F o r t s e t z u n g.)

„Sie wissen vielleicht, mein Herr,“ begann der Verstorbene, „daß ich bey Gylau ein Cavallerieregiment commandirte. Ich darf es sagen, ich habe mitgewirkt zu dem Siege, den unsere Armee dort erfocht. Dieß ist eine historische Sache, welche zu meinem Nachtheile in allen öffentlichen Blättern des Breiteren bekannt gemacht wurde, denn leider ist darin auch mein Tod ausführlich beschrieben. Wir zersprengten die russischen Linien und marschirten vorwärts. In dem Augenblicke, als ich gegen den Platz kam, wo der Kaiser stand, stieß ich auf das Gros der feindlichen Cavallerie. Ich stürzte mich wie ein Wüthender d'rauf los, allein zwey Officiere, wahre Riesen, attackirten mich auf einmal und spalteten mir den Schädel. Ich stürzte vom Pferde. Murat wollte mir zu Hülfe eilen und ritt mir über den Körper weg, er und sein Corps von 3000 Mann. — Entschuldigen Sie, aber ich spreche die Wahrheit. — Mein Tod wurde dem Kaiser gemeldet, der mich etwas leiden konnte, er wollte sich davon überzeugen und versuchen, ob vielleicht nicht doch noch Rettung möglich sey, daher sandte er auf der Stelle zwey Chirurgen ab, um mich zu untersuchen und befahl ihnen — vielleicht etwas obenhin: „Geht und seht, ob der arme Chabert vielleicht doch noch Leben in sich hat.“

„Die verdammten Chirurgen, welche wohl dachten, die Hufe so vieler Pferde müßten mich zermalmt haben, kamen, oder kamen vielleicht auch nicht, ich weiß darüber nichts zu sagen, denn ich lag besinnungslos; das weiß ich aber, daß sie den Rapport abstatteten, ich sey wirklich todt, und sonach wurde denn auch mein Tod nach den Militärgesetzen constatirt.“

Indem der Advocat seinen Klienten sich so folgerecht und klar ausdrücken und ihn Thatsachen erzählen hörte, stützte er seinen linken Ellbogen auf den Tisch, den Kopf in seine Hand und sprach: „Wissen Sie auch, mein Herr, daß ich der Rechtsanwald der Gräfinn Ferrand, der Witwe des Obersten Chabert bin?“

„Meines Weibes? Ich weiß es, mein Herr, auch habe ich mich erst jetzt nach vielen unfruchtbaren Schritten, die ich bey andern Geschäftskundigen gemacht habe, die mich alle für toll hielten, entschlossen, bey Ihnen zuzusprechen. Von meinem Unglücke werde ich später sprechen. Lassen Sie mich Ihnen jetzt nur die Thatsachen mittheilen, und sie so erklären, wie ich sie selbst weiß; denn ich bin leider durch mehrere Umstände, welche nur der Vater im Himmel kennt, gezwungen, Ihnen mehrere davon nur als Hypothesen vorzutragen.“

„Wahrscheinlicherweise, mein Herr, hatten mich meine Wunden in eine Art Starrkrampf versetzt; denn ich wurde ganz beraubt, und blieb nackt auf

dem Schlachtfelde liegen, so daß die Leute, welche bestimmt wurden die Todten zu beerdigen, mich mit in die Grube warfen.“

„Erlauben Sie mir hier eine kleine Erzählung einzureihen, die mir erst später bekannt werden konnte, als die Begebenheit vorkam, welche ich meinen Tod benennen kann.“

„Ich begegnete in Stuttgart einem alten Marechal-de-logis von meinem Regimente; der gute Mann, der Einzige, der mich nachher wieder erkennen wollte, hat mir meine wunderbare Erhaltung erklärt. Er sagte mir, mein Pferd habe einen Schuß in die Flanke erhalten in dem Augenblicke, als die Russen mich niederhieben. Das Thier und sein Reiter seyen über und unter einander gefallen, so daß wahrscheinlich der Körper des Pferdes mich vollständig bedeckte.“

„Als ich zu mir kam, war ich in einer Lage, mein Herr, in einer Atmosphäre, wovon ich Ihnen keine Beschreibung machen könnte, und wenn ich bis morgen fortspräche. Die Luft, die ich einathmete, war lau und mephitisch. Ich wollte mich bewegen und fand nicht Raum dazu. Ich öffnete die Augen und sah nichts. Ich bemerkte wohl, daß ich keine Luft habe und daher ersticken müsse. Dieser fürchterliche Gedanke raubte mir die schmerzhafteste Empfindung, die mich erweckt hatte. Meine Ohren klangen heftig und ich vernahm, oder glaubte zu vernehmen, denn ich will nichts behaupten, Seufzer, welche unter mir hervordrangten.“

„Obwohl meine Erinnerung an diesen Augenblick ziemlich dunkel und verwirrt ist, gibt es doch noch immer Nächte, wo ich diese unterdrückten Seufzer höre. Allein es war damals noch etwas viel Schrecklicheres, als alles dieses, nemlich eine Stille, die mir seitdem nicht mehr vorkam, eine wahre Grabesstille.“

„Endlich, meine Hände erhebend, und die leblosen Körper um mich tastend, bemerkte ich einen Zwischenraum zwischen mir und dem Cadaverhaufen über mir, ich maß diesen Raum, der mir durch einen mir unbekanntem Zufall gelassen wurde. Es schien, Dank sey es der Eile, womit man uns alle unter einander in die Grube geworfen hatte, daß zwey Todte über mir sich also gekreuzt hatten, daß sie einen Winkel bildeten, ähnlich demjenigen, welchen Spielkarten, von einem Kinde zur Aufführung eines Hauses mit den Rändern an einander gestellt, bilden. Ich stieß dann, indem ich mit außerordentlicher Schnelligkeit alles um mich durchsuchte, auf einen Arm, der glücklicherweise an keinem Körper hing, ein wahrer Herkulesarm, ein vortreffliches Mittel, dem ich meine Rettung verdankte. Mit einer wahren Wuth suchte ich die Leichname über mir auf die Seite zu räumen. Ich arbeitete schnell und so viel es meine Kräfte zuließen, und noch weiß ich nicht, wie es mir gelang, den Fleischdamm, welcher einen Wall zwischen mir und dem Leben bildete, zu durchbrechen, allein ich hatte ja drey Arme, und mein Hebel brachte mich der Luft immer näher, so daß ich, Gott sey Dank, auch leichter zu athmen begann.“

„Endlich sah ich das Licht, vom Schnee doppelt erhellt. In diesem Augenblicke, mein Herr, bemerkte ich, daß mein Kopf eine Wunde habe, welche aber von meinem eigenen Blute, so wie von jenem meiner Cameraden, und meines Pferdes, was weiß ich, wie von einem Pflaster überkleistert war. Als mein wunder Kopf den Schnee berührte, verlor ich mein Bewußtseyn, indessen gewann ich bald, fortkriechend, ein kleines rundes Plätzchen, auf welchem ein Sonnenstrahl den Schnee geschmolzen hatte; da schrie ich volle zwey Stun-

den lang vergebens und fiel dann neuerdings bis zum Tode ermattet in Ohnmacht. Als ich wieder zu mir kam, stieg eben die Sonne auf. Eine Frau ging vorüber und hatte den Muth den Schädel näher zu betrachten, den sie schon gleich einem Schwamme mit dem Fuße von sich stoßen wollte, sie rief ihren nicht weit entfernten Mann und Beyde trugen mich in ihre hölzerne Barrake.“

„Es scheint, daß ich dann wieder einen Starrkrampf hatte; denn einige Tage lag ich in einem Zustand der Besinnungslosigkeit. Sechs Monate befand ich mich zwischen Leben und Tod, sprach, wie mir meine Wirthe später erzählten, entweder gar nichts, oder wenn ich sprach, Worte ohne Sinn. Ich wurde endlich von den guten Leuten in das Spital von Heilsberg gebracht.“

„Sie können wohl begreifen, mein Herr, daß ich aus dem Schooße meiner Grube so nackt hervorging, als aus jenem meiner Mutter. Als ich mich daher zehn Monate nachher erinnerte, daß ich der Oberst Chabert sey, und den Leuten zumuthete mich als solchen zu erkennen und zu achten, lachten sie mir geradezu ins Angesicht.“

„Übrigens hatte sich zu meinem Glücke der Wundarzt des Spitals aus Eigenliebe für meine Genesung verbürgt, und als ich ihm nachher meinen Stand und Namen entdeckte, ließ er nach allen Formen Rechtsens die Grube, in welcher ich lebendig begraben lag, Tag und Stunde, wo ich von meiner Wohlthäterinn und ihrem Manne gefunden wurde, die Art und Lage meiner Wunden gerichtlich constatiren und fügte diesem Verbalprozesse eine genaue Beschreibung meiner Person bey. Aber leider, mein Herr, besitze ich weder diese wichtigen Schriften noch die Erklärung, welche ich bey einem Notar jenes Städtchens über die Identität meiner Person niederlegte.“

„Seit dem Tage, als ich durch die spätern Kriegsbegebenheiten aus Heilsberg verjagt wurde, irrte ich nun wie ein Landstreicher herum, bettelte mein Brot, und wurde als ein Wahnsinniger behandelt, wenn ich meine Abenteuer erzählte. Aber ich besaß keinen Sous, um mich in den Besitz jener Acten zu setzen, welche ich doch zur Bestätigung meiner Angaben so nöthig gehabt hätte. Oft wurde ich durch körperliche Schmerzen, die Folgen meiner Wunden, in kleinen Städtchen und Dörfern zurückgehalten, wo man mich mitleidig pflegte, so lang' ich der Barmherzigkeit bedurfte, aber mich auch alsobald auslachte, wenn ich — mich besser fühlend — der Oberst Chabert seyn wollte. In Stuttgart sperreten sie mich sogar ins Narrenhaus, und sagen Sie selbst, mein Herr, ob meine seltsamen Behauptungen dieß grausame Verfahren nicht rechtfertigten?“

„Nach zwey Jahren endlich der Noth und des Jammers, und nachdem ich wohl tausendmal sagen gehört: „Das ist der arme Mann, der sich einbildet, der Oberst Chabert zu seyn!“ gelangte ich endlich zur Überzeugung, daß ich mit meinem Plane nie reussiren könne. Ich wurde traurig, resignirt, ruhig. Ich wollte nun nicht mehr der Oberst Chabert seyn, sprach kein Wort mehr davon, nannte den Namen nicht mehr, und wünschte nur Frankreich wiederzusehen — ach, mein Herr, Paris wiederzusehen, welch ein Entzücken!“ Bey diesem Ausruf ließ der Alte den Kopf sinken und zerdrückte eine Thräne in seinem Auge, welche Der velle durch Stillschweigen ehrte.

„Eines Tages, es war ein schöner Frühlingstag,“ fuhr der Arme nach einer Pause zu erzählen fort, „öffnete man mir mein Gefängniß, gab mir sechs Reichthaler und die Erlaubniß zu gehen, wohin ich wollte, unter der Bedingung, daß ich nicht mehr so unsinniges Zeug schwätzen und nicht mehr behau-

ten wolle, daß ich der Oberst Chabert sey. Ich kann wohl sagen, zu jener Zeit und auch noch jetzt gibt es wirklich Augenblicke, wo mir mein Name zuwider ist. Ich wollte, ich wäre nicht Ich. Wenn meine Wunden mir alle Erinnerung an die Vergangenheit geraubt hätten, so wäre ich glücklich. Aber das Bewußtseyn meiner Rechte und Ansprüche macht mich elend. Ich würde unter irgend einem andern Namen wieder Dienste genommen haben, und vielleicht hätte ich's schon wieder bis zum Obersten gebracht.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Moskau, im September 1833.

Es geht dem faumseligen Berichterstatter einer Zeitschrift wie jedem andern Correspondenten. Wenn er lange nicht geschrieben hat, so weiß er nicht recht, womit er anfangen soll. Es hat sich so viel Stoff angehäuft, es sind so viele Veränderungen vorgefallen, daß er schon bey der Wahl in Verlegenheit kommt und, wie das Sprichwort sagt, seine Qual hat. Während er vielleicht etwas Uninteressantes erzählt, verschweigt er gerade das Interessanteste. Auch Ref. setzt sich dieser Gefahr aus, um so mehr, da er, seiner mancherley Geschäfte wegen, von dem Jahre 1830 an, wo er den Lesern der Wiener Zeitschrift so viel von der Cholera erzählte, unterlassen hat, sich Notizen zu sammeln. Doch er rechnet auf Nachsicht und wird sich jedenfalls bestreben, das, was er in diesem Berichte vergessen haben sollte, in den künftigen, die sich regelmäßig folgen werden, nachzuholen.

Nachdem uns die Cholera verlassen hatte, lebte Alles hier wieder auf. Die Herrschaften kamen von ihren Gütern zurück, um sich für das langweilige, einförmige Landleben, durch die Vergnügungen der Hauptstadt zu entschädigen; die Arbeitsleute, um in dem weißsteinernen „Mütterchen“ Moskau Arbeit zu suchen. Die Theater, Bälle, Concerte, so wie die Magazine der Pughändlerinnen wurden nie so häufig besucht als damals. Auch das deutsche Theater lebte wieder auf. Es bildete sich sogar zur Aufrechthaltung desselben eine Gesellschaft von Actionären, an deren Spitze der kunstliebende Fürst Wolodimir Galizyn und der berühmte Loder stand. Aber es hatte das Schicksal aller seiner Vorgänger; das Mangelhafte seiner Zusammensetzung, die geringe Theilnahme des Publicums verursachten trotz der Anstrengungen der Directoren seine Auflösung schon vor Ablauf des ersten Abonnements. Seit dem vorigen Jahre hat sich dagegen ein anderer dramatischer Verein hier gebildet, der, mit wenigen Mitteln Ungewöhnliches leistend, sehr bald die Theilnahme des Publicums gewann und eine längere Dauer verspricht. Ich meine die Künstlerfamilie Gebhard vom St. Petersburgischen Theater, auch den Lesern dieser Zeitschrift von ihren Kunstleistungen in Bamberg, so wie von ihren Gastdarstellungen auf mehreren deutschen Hoftheatern, vortheilhaft bekannt. Hr. Gebhard gab im vorigen Jahre versuchsweise mit wohlwollender Genehmigung des hiesigen Theaterdirectors Hrn. v. Sagoskin zuerst sechs Vorstellungen, bey denen er von einigen hier gebliebenen Mitgliedern des vorigen Theaters unterstützt wurde. — „Ja das war schon ein ander Ding,“ solche Künstler hatte Moskau lange nicht, vielleicht noch nie gesehen. Daher war auch die Theilnahme allgemein und das Theater war fast jedesmal, obwohl keine Spectakelstücke, sondern nur kleine Lust-, Schau- und Singspiele gegeben werden konnten, übervoll. Am meisten gefiel „Christine, Königin von Schweden“ und „Rataplan,“ welcher letztere mehrere Male wiederholt werden mußte. Es war dem hiesigen Publicum eine angenehme Nachricht, als Hr. Gebhard bekannt machte, er werde, wozu er das Privilegium bereits erhalten, ein neues Bühnenverhältniß auf mehrere Jahre hier gestalten und zu dem Ende noch einige Sänger und Sänginnen aus Deutschland kommen lassen. Die Vorstellungen, für welche bereits ein Abonnement für 30 Vorstellungen eröffnet ist, sollen in diesem Monate ihren Anfang nehmen. Möchte doch das Publicum sein Unternehmen unterstützen, das um so schwieriger ist, da wöchentlich nur eine Vorstellung und zwar am Sonnabend, wo im russischen Theater nicht gespielt wird, gegeben werden darf.

Im russischen Theater war dieses Jahr ein ungewöhnliches Leben. Es wurde nemlich eine neue Oper: „Wadim, oder: die zwölf schlafenden Jungfrauen“ gegeben, nach

dem bekannten Roman von Spiess und einer Ballade gleichen Titels von Schufowski bearbeitet. Der Text ist größtentheils von Hrn. Schewirew, die Musik von Hrn. Werstowski. Aber weder der Inhalt, noch die Musik, die indessen manche schöne Stellen hat, zog die Menge an; die Maschinen und die herrlichen Decorationen, von dem hiesigen Decorationsmaler Hrn. Braun gemalt, reizten die Schaulustigen. Und außerdem die Mode, denn Wadim war eine Zeit lang wirklich Mode geworden; er war das Gespräch in allen Circeln; wer mitsprechen wollte, mußte ihn also gesehen haben. Diesen Winter steht dem hiesigen Publicum ein ähnlicher Genuß bevor. „Robert der Teufel“ soll nemlich in Scene gesetzt werden; wenigstens wird er schon übersetzt.

Ein anderer Umstand, welcher das Theater auf einige Zeit belebte, waren die Gastdarstellungen des Künstlerpaares Karatigin vom St. Petersburger Theater. Sie debutirte in der Rolle der Hortense in der „École des Vieillards;“ er in der des Demetrius im Oserowschen Trauerspiele gleiches Namens. Außerdem trat er noch im „Hamlet,“ in den „Räubern“ als Carl Moor, in „Cabale und Liebe“ als Ferdinand, in der Rolle Carl des Zwölften im Stücke gleichen Namens und in mehreren andern jedesmal mit dem entschiedensten Beyfall auf. Seine kolossale Heldengestalt, seine würdevolle Haltung, seine starke und zugleich höchst angenehme Stimme, sein durchdachtes, lebenvolles Spiel: wie hätten ihm diese so selten sich vereinigenden Vorzüge nicht den Beyfall des Publicums gewinnen sollen? Sie dagegen gefiel weniger. Man will an ihr einen gewissen Mangel an Lebendigkeit und Natürlichkeit bemerkt haben. Referent selbst kann nicht darüber urtheilen. Er war nur zweymal so glücklich, ein Billet zu erhalten, und gerade in Stücken, in welchen sie nicht auftrat. Ich sage: so glücklich, denn von Stück hatte man wirklich zu sagen, wenn man, besonders für die ersten Vorstellungen, ein Billet bekam. Das Theatercomptoir war vom frühesten Morgen an wie belagert und es mußte sogar ein Polizeymeister dabei seyn, um bey der Vertheilung der Billete Unordnung und Unglück zu verhüten, was indessen nicht immer möglich war: wenigstens erzählt man, daß mehrere Menschen halb zerquetscht über die Köpfe der andern weg aus dem Gedränge getragen wurden. So ist das hiesige Publicum. Nur das Neue zieht es an. Wäre Hr. Karatigin immer hier, das Theater würde bey aller Kunst desselben eben so leer stehen, als bey den Darstellungen des Hrn. Motschalow, unsers hiesigen Tragikers; nun aber war er nur auf einen Monat hier, und daher war unser ungeheures Theater zu klein für die Zahl der Gäste. Die Darstellungen des Hrn. Karatigin gaben übrigens nicht nur den Stoff zu allen Gesprächen her, auch zu einem Federkrieg gaben sie die Veranlassung. Die Anhänger des Hrn. Motschalow wollten nemlich, bey aller Gerechtigkeit, die sie dem Talente des Hrn. Karatigin widerfahren ließen, an ihm einen Mangel an Gefühl wahrnehmen und verfochten ihre Meinung in mehreren Nummern der „Molwa,“ einer, den von Hrn. Professor Nadjeshin herausgegebenen „Teleskop“ begleitenden Zeitschrift, gegen Hrn. Schewirew, der für Hrn. Karatigin in die Schranken trat.

So viel vom russischen Theater; vom hiesigen französischen ist bloß zu erwähnen, daß es seit zwey Jahren von der Krone verwaltet wird und sich nicht über die Mittelmäßigkeit erhebt.

(Der Schluß folgt.)

Modembild XLVII.

Widder von grünem Gros-Grain mit einer schwarzen Sammt-Mantille und ein Widder von lilagrauem Gros-de-Tour, beyde nach Originalen von Hrn. Th. Petko, bürgl. Damenkleidmacher am Graben, im Trattnerhofe, Nr. 618, im 2. Hof, 1. Stiege, 4. Stock.

Der mit Blumen geschmückte Aflashut nach einem Original von M. Langer in der Annagasse, Nr. 986, im 1. Stock.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Sonnabend, den 23. November 1833.

141

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. von H. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbs- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Gerard van Swieten.

Die k. k. Hofbibliothek hat am 14. November 1833 ein stilles Fest gefeyert, indem ihr großer Büchersaal mit einer neuen, höchst angemessenen Zierde geschmückt wurde. Die große Kaiserinn Maria Theresia hatte ihrem berühmten Leibarzte und Hofbibliothek-Präfecten, Gerard Freyherrn van Swieten, ein seiner würdiges, marmornes Grabmal in der sogenannten Todtencapelle der Augustiner-Hofkirche setzen lassen, dessen vorzüglichsten Bestandtheil eine wohlgetroffene Büste des Verstorbenen aus weißem Marmor bildete. Als später dem großen, von Zauner verfertigten Monumente weil. Sr. Majestät Kaisers Leopold II. die nemliche Capelle angewiesen wurde, mußte das Grabmal diesem weichen; es wurde daher abgebrochen und die Theile desselben wurden unweit seines vormaligen Standortes hinterlegt. Graf Moriz von Dietrichstein war kaum (1826) zum Präfecten der Hofbibliothek ernannt worden, als er die Büste seines ausgezeichneten Vorfahrs für das ihm nunmehr anvertraute literarische Institut in Anspruch nahm, sie — da sie mittlerweile einige Beschädigung erlitten hatte — durch den k. k. Hofbildhauer Schaller restauriren ließ, und, bis ihr ein passender Platz eingeräumt werden konnte, indessen in seinem Bureau aufbewahrte. Dieser passende Platz hat sich nun gefunden. Wo könnte das Bild jenes seltenen Gelehrten wohl mehr am rechten Orte stehen, als mitten in eben der kaiserl. Büchersammlung, um die er sich so ausgezeichnete Verdienste erworben hat?

In der Rotunde des herrlichen Saales erhebt sich nun, an der Mittagsseite, ein einfaches Postament von rothem Marmor, auf welchem die erwähnte Büste steht. An dem Postamente befindet sich in römischen Buchstaben von vergoldeter Bronze die einfache Unterschrift:

GERARDVS
VAN
SVVIETEN

denn bey großen Männern genügt der Name, um alle die Verdienste auszudrücken, die sie der Unsterblichkeit werth gemacht haben.

Oberst Graf Chabert.

(Fortsetzung.)

„Mein Herr,“ fiel hier der Advocat ein, „Sie verwirren alle meine Ideen. Ich glaube zu träumen, wenn ich Ihnen zuhöre. Lassen Sie uns einen Augenblick abbrechen.“

„Sie sind,“ versetzte der Oberst mit melancholischer Miene, „Sie sind der erste Mensch, der mich geduldig anhört, und mir doch einigen Glauben zu schenken scheint. Keiner von den andern Advocaten verstand sich dazu, mir auch nur ein paar Napoleons vorzuschießen, um die nöthigen Beweise zu meinem Prozesse aus Deutschland kommen zu lassen.“

„Welchen Prozeß?“ fragte Derville hastig, der Alles vergessen zu haben schien.

„Wie, mein Herr? die Gräfinn Ferrand ist mein Weib und besitzt 30,000 Livres jährliche Renten, die mir zugehören. Als ich das den Rechtsgelehrten sagte und ihnen anvertraute, daß ich entschlossen sey, gegen meinen Tod und gegen ihre Heirath Klage führen zu wollen, so lächelten sie freylich Alle, und meinten, ich würde nicht auslangen, aber darum wandte ich mich ja eben an sie. Ich war unter den Todten begraben, aber jetzt soll ich auch unter den Lebendigen, unter den Acten, unter Thatsachen begraben bleiben, und die menschliche Gesellschaft will mich neuerdings unter die Erde zurückweisen. — Nein, da dank' ich schön!“

„Belieben Sie nun fortzufahren, mein Herr,“ sagte der Advocat und setzte sich wieder in horchender Stellung zurechte.

„Belieben?“ schrie der Alte, indem er Derville's Hand faßte, „ach, solch ein Wort hab' ich lange nicht gehört,“ und Thränen ersickten seine Stimme.

„Hören Sie,“ nahm der Advocat das Wort, „ich habe diesen Abend 300 Franken im Spiele gewonnen, so kann ich ja leicht die Hälfte dieser Summe für das Glück eines Menschen hergeben. Ich will alle möglichen Mittel anwenden, um Ihnen die Beweise aus Deutschland zu verschaffen. Bis dahin geb' ich Ihnen täglich 100 Sous zu Ihrem Unterhalt. Wenn Sie der Oberst Chabert sind, so werden Sie diese geringe Hülfe wohl dem gewöhnlichen Mißtrauen eines Advocaten verzeihen. — Und nun fahren Sie in Ihrer Erzählung fort.“

Der Oberst blieb einige Augenblicke stumm und unbeweglich. Sein unbegrenztes Unglück hatte ihm vermuthlich schon allen Glauben an die Menschen, jede Hoffnung auf ihre Hülfe vernichtet, und wenn er seinem Namen, seinem Ruhme, sich selbst nachließ, so gehorchte er nur jenem unerklärlichen Gefühle, welches in jedes Menschen Herzen wohnt und welchem wir die Nachforschungen der Alchemisten, den Ehrgeiz, die Entdeckungen der Astronomie, der Physik und aller andern Wissenschaften danken. In seinen Augen war sein Ich nur ein untergeordnetes Wesen, so wie die Lust am Gewinne dem Spieler theurer ist als der Gewinn selbst.

Die Worte des jungen Advocaten waren also wie ein Wunder für den armen Mann, der seit zehn Jahren von der ganzen Schöpfung, von seinem Weibe und von der Gerechtigkeit zurückgestoßen ward. Bey einem Advocaten,

von dem er es am allerwenigsten vermuthet hatte, empfing er nun diese zehn Goldstücke, welche ihm durch so lange Zeit, von so vielen Menschen, auf so viele Arten und Unarten verweigert worden waren; der Oberst glich in diesem Augenblicke jener Dame, welche fünfzehn Jahre das Fieber hatte, und sich erst an dem Tage krank fühlte, an dem sie ganz geheilt war. Es gibt Glücksfälle, an die man nicht glaubt, sie schlagen ein wie der Blitz und verzehren. Auch fühlte der arme Mann zu viel Dank in seinem Innern, als daß er ihn hätte ausdrücken können. Der vilke erkannte eben daran seine Redlichkeit, ein Gauner hätte jetzt Worte gehabt.

„Wo blieb ich denn?“ fragte endlich der Oberst mit der Naivität eines Kindes, oder eines Soldaten; denn es ist oft viel Kindliches in einem Soldaten, und fast immer etwas Soldatisches in einem Kinde, vorzüglich in Frankreich.

„In Stuttgart. — Sie verließen Ihr Gefängniß,“ antwortete der Advocat.

„Sie kennen ja meine Frau?“ fragte der Oberst.

Der Advocat nickte mit dem Kopfe.

„Wie sieht Sie aus?“

„Noch immer sehr reizend.“

Der Alte machte ein Zeichen mit der Hand und schien einen geheimen Schmerz mit jener feyerlichen Resignation zu verschlingen, welche in Schlachten erprobte Männer charakterisirt. „Mein Herr,“ sprach er mit einer Art von Fröhlichkeit, „wenn ich ein hübscher Bursche gewesen wäre, so würde mich keiner meiner Unglücksfälle getroffen haben, allein ich hatte ein wahres Requiemgesicht, ich glich mehr einem Eskimo als einem Menschen, ich, der ich doch im Jahre 1799 für einen der hübschesten jungen Männer galt.“

„An demselben Tage,“ fuhr der Oberst *Chabert* in seiner Erzählung fort, „wo man mich in Stuttgart gleich einem Hunde auf die Straße warf, begegnete ich dem *Marechal-de-logis*, von dem ich schon gesprochen habe. Sein Name ist *Botin*, ich traf ihn auf der Promenade bettelnd. Ich erkannte ihn sogleich, aber er mich natürlicherweise nicht. Wir gingen mit einander in eine Schenke, und als ich mich ihm nannte, brach er in ein lautes, unmäßiges Gelächter aus. Seine Fröhlichkeit machte mir tiefen Schmerz. Ich war also selbst für den besten und dankbarsten meiner Freunde unkenubar. Ich hatte *Botin* das Leben gerettet, allein das war nur Wiedervergeltung; denn ich dankte ihm auch das meinige. Es geschah in Italien, in Ravenna, wo er durch seinen Muth und Beystand verhinderte, daß ich nicht erdolcht wurde, allein damals war ich noch nicht Oberst. Diese Begebenheit umfaßte Einzelheiten, welche nur wir Beyde allein wissen konnten, und als ich ihm diese ins Gedächtniß zurückrief, verminderte sich sein Unglauben. Ich erzählte ihm alle Umstände meiner sonderbaren Existenz, und obschon, wie er mir sagte, meine Augen und meine Stimme seltsam verändert waren, obschon ich keine Haare, keine Zähne, keine Augenbrauen mehr hatte, obschon ich blank von Haaren war, gleich einem Albino, so erkannte er in seinem bettelnden Cameraden doch endlich seinen Obersten nach tausend Fragen, welche ich alle sreich beantwortete.“

„Er erzählte mir dann auch seine Abenteuer. Sie waren nicht minder sonderbar, als die meinigen. Er kam von der chinesischen Grenze, wo er eindringen wollte, nachdem er aus Siberien entwischt war. Er erzählte mir die Unglücksfälle des russischen Feldzugs und Napoleons Abdication. Diese Neuig-

Zeit war eine derjenigen, welche mir den größten Schmerz verursachten. Wir waren zwey entsehrliche Überreste einer furchtbaren Armee.“

„Voutin, doch noch kräftiger als ich, nahm es dann auf sich nach Paris zu gehen, und meine Frau von dem Zustande zu unterrichten, in welchem er mich gefunden. Ich schrieb an sie einen ausführlichen Brief. Es war schon der vierte, mein Herr. Wenn ich andere Blutsverwandte gehabt hätte, so würde ich mich lieber an diese gewandt haben, allein ich bin eine Waise, der kein anderes Erbtheil hatte als seinen Muth, keine andere Familie als Gott, und alle Welt — doch — ich irre mich — ich hatte einen Vater, es war der Kaiser.“

„Voutin reiste ab. O wie glücklich war der Mann, er besaß zwey weiße Bären, welche er tanzen ließ, womit er sich sein Brot erwarb. Aber ich konnte ihn nicht begleiten, denn noch immer ließen mich meine Schmerzen nur ganz kurze Strecken zurücklegen. Ich weinte, mein Herr, als wir uns trennten, nachdem ich noch, so weit es meine Kräfte zuließen, mit ihm und seinen Bären marschirt war. Aber in Carlsruhe hatte mich neuer Nervenkrampf im Kopfe niedergeworfen und ich lag dort sechs Monate auf dem Stroh in einer Herberge.“

„Ich würde kein Ende finden, mein Herr, wollte ich Ihnen alles Unglück, alle Noth meines Bettlerlebens mittheilen. Moralische Leiden überstiegen noch die physischen, allein sie erwecken weniger Mitleid. Ich erinnere mich vor einem Hotel in Straßburg bittere Thränen vergossen zu haben, in welchem ich einst ein glänzendes Fest gab, und jetzt nicht ein Stück Brot erhielt.“

„Da ich mit Voutin den Weg genau verabredet hatte, den ich nehmen würde, so erkundigte ich mich auf jedem Postbureau, ob nicht ein Brief an mich angelangt sey. Allein ich kam bis nach Paris, ohne einen zu erhalten. Voutin wird gestorben seyn, dachte ich mir. Wirklich hatte den armen Teufel eine Kugel bey Waterloo hinübergenommen. Ich erfuhr dieß später durch einen Zufall. Seine Verwendung bey meiner Frau war vermuthlich fruchtlos.“

„Endlich zog ich in Paris zugleich mit den Kosaken ein. Ich hatte keine Schuhe an den Füßen, keinen Sous in der Tasche, Lumpen bedeckten mich, die Nacht vor meiner Ankunft war ich gezwungen unter freyem Himmel im Wäldchen de Glaye zuzubringen, und als ich durch die Vorstadt Saint-Martin ging, fiel ich an der Thüre eines Eisenhändlers ohnmächtig zu Boden. Ich erwachte wieder in einem Bette im Hotel-Dieu. Da blieb ich einen Monat und befand mich so ziemlich leidlich, aber man schickte mich auch da bald wieder fort. Ich ging schnurstracks in die Straße Mont-blanc, wo meine Frau in einem mir zugehörigen Hotel wohnen mußte; allein mein Hotel war niedergelassen und mehrere Häuser daraus gemacht worden. Da mir nicht bekannt war, daß sich meine Frau mit Hrn. Ferrand verheirathet habe, so konnte ich auch keine Auskunft über sie erhalten. Ich begab mich also zu einem alten Advocaten, der einst meine Geschäfte besorgt hatte, allein er hatte die Advocatur niedergelegt und seine Geschäfte einem jungen Manne übergeben. Dieser benachrichtigte mich zu meinem größten Erstaunen von der Einantwortung meiner Hinterlassenschaft, von der Verehlichung meiner Frau, und der Geburt zweyer Kinder, und als ich ihm sagte, daß ich der Oberst Chabert sey, lachte er so unbändig, daß ich ihn sogleich verließ, denn ich wollte mein Gefängniß in Stuttgart nicht durch jenes in Charenton fortsetzen und beschloß daher, auf meiner Hut zu seyn. Daun, mein Herr, nachdem ich nun wußte, wo ich

meine Frau zu suchen habe, machte ich mich, das Herz erfüllt mit Hoffnung, auf den Weg zu ihrem Hotel.“

„Tausend Bomben!“ rief nun der Oberst mit erhöhter Wuth, „ich wurde nicht empfangen, nachdem ich mich unter einem erborgten Namen melden ließ, und mir wurde die Thüre gewiesen, als ich später meinen wahren Namen angab. Ich blieb ganze Nächte an dem Thorpfeiler ihres Hotels lehnen, um sie zu sprechen, wenn sie aus dem Theater, oder vom Ball nach Hause zurückkehrte, mein Blick drang durch den Wagen, der blitzschnell an mir vorüberrollte, und es gelang mir kaum das Weib zu sehen, das nicht mehr das meinige ist.“

„Seit diesem Tage, mein Herr, wurde das Gefühl der Rache in meinem Busen lebendig. Sie weiß, daß ich lebe; — sie hat von mir, schon seit meiner Rückkehr, zwey Briefe erhalten, ich habe sie selbst übergeben. — Wenn sie mich nicht mehr liebt — ich — ich liebe und verachte sie. — Sie hat kein Herz — Mir dankt sie ihr Vermögen, ihr Glück — und sie — ach, nicht einmal einen Sous hat sie mir durch eine dritte Person zukommen lassen, sie — sie — aber Geduld, Glende!“

Mit diesen Worten sank der alte Soldat auf seinen Stuhl zurück und blieb unbeweglich.

Derville schweig ebenfalls, seinen Clienten betrachtend.

„Der Fall ist schwierig,“ sprach er endlich maschinenmäßig. „Selbst wenn wir die Beweise aus Heilsberg erhalten, so kann ich noch nicht bürgen, ob wir siegen werden.“

„O!“ antwortete der Oberst kalt, den Kopf stolz emporkwerfend, „wenn ich unterliege, so werde ich zu sterben wissen — aber nicht allein.“

„Vielleicht daß ein Vergleich —“ sagte der Advocat.

„Vergleich?“ schrie der Oberst. „Leb' ich, oder leb' ich nicht?“

„Mein Herr,“ versetzte Derville, „ich hoffe, Sie werden meinem Rathe in Allem folgen. Ihre Sache soll die meinige seyn, und Sie werden sich bald vollends von dem Antheile überzeugen, den mir Ihre Persönlichkeit wie Ihr Unglück eingestößt haben. Einstweilen geb' ich Ihnen einige Worte an meinen Solicitator, er wird Ihnen alle acht Tage gegen Ihre Quittung 50 Franken einhändigen. Ich werde diesen Auszahlungen die Form eines Darlehens geben.“

Diese Delicatesse entlockte dem Auge des Alten Thränen.

Derville stand auf und ging in sein Cabinet, kam aber bald wieder mit einem unversegelten Briefe zurück, und überreichte ihn dem Obersten. Als er ihn zwischen den Fingern hielt, fühlte er zwischen dem Papier ein Goldstück.

„Wollen Sie mir den Namen des Landes, der Stadt, des Notars, wo sich die Acten befinden, genau angeben?“ fragte der Advocat.

Der Soldat dictirte ihm alles genau in die Feder, dann, indem er mit einer Hand seinen Hut nahm, reichte er dem Advocaten die andere Hand und sprach mit offenbarer Rührung: „Bey meiner armen Seele, nach demjenigen, der mich lesen und schreiben lehrte, und nach dem Kaiser — dank' ich Ihnen am meisten auf dieser Welt. Sie sind ein braver Mann.“

Der Advocat schlug in die dargebotene Rechte des Alten, und leuchtete ihm dann selbst über die Treppe hinab.

„Boucard!“ sagte er bey seiner Zurückkunft zu seinem Solicitator, „ich habe eine Geschichte gehört, die mich wohl einige hundert Franken kosten

kann. Aber wenn ich auch darum betrogen bin, mir ist nicht leid um das Geld, dann hab' ich den gewandtesten Komödianten unserer Zeit kennen gelernt.“

Als der Alte sich auf der Straße und bey einer Laterne befand, betrachtete er das Geschenk, welches ihm der Advocat gegeben hatte. Es war ein Zwanzig-Frankenstück. Zum ersten Male seit neun Jahren sah er wieder Gold.

„Tuchhe!“ rief er, „jetzt wollen wir wieder einmal Cigarren rauchen!“

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Moskau, im September 1833.

(S c h i u f.)

Die Literatur brachte uns mancherley Neues. Ich hebe zuerst zwey Reisebeschreibungen heraus, die auch im Auslande gekannt zu werden verdienen. Die erste führt den Titel: „Reise ins gelobte Land,“ und hat einen jungen Officier, Namens Murawiew, zum Verfasser. Sie ist in einer blühenden Sprache geschrieben und gibt viele neue Aufschlüsse über jene Gegenden. Die zweyte ist von einem Arzte, Namens Beljasky, vor Kurzem unter dem Titel: „Reise ans Eismeer“ herausgegeben worden. Diese Reise wurde in den Jahren 1826 und 27 im Auftrage der Regierung von Hrn. Beljasky unternommen, um das Leben, die Sitten und Gebräuche der Ostiaken und Samoeden zu erforschen. Dieß ist von ihm auch mit einer Umsicht und Einsicht geschehen, die fast nichts zu wünschen übrig lassen. Der Ethnograph und der Botaniker, der Statistiker und der Sprachforscher finden hier gleiche Befriedigung. Hr. Beljasky hat nemlich während seines Aufenthaltes die Sprache jener Völker gelernt und dem Wunsche Humboldt's gemäß, seinem Werke eine Sammlung der üblichsten Wörter und Redensarten, so wie der Zahlen beygefügt.

In einem meiner frühern Berichte habe ich, wenn ich nicht irre, einmal erwähnt, daß ein Hr. Schischkow an einer Übersetzung der besten dramatischen Erzeugnisse der Deutschen arbeite, und bereits einen Band herausgegeben habe. Dieses Unternehmen ist durch das tragische Ende des Übersetzers, der vor ungefähr einem Jahre in Lwow von einem seiner Bekannten wegen einer zugefügten Beleidigung ermordet wurde, leider unvollendet geblieben. Doch ist einmal die Richtung gegeben, und es läßt sich mit Zuversicht hoffen, daß ein Geistesverwandter Schischkow's das angefangene Werk fortsetzen werde. Etwas der Art ist auch wirklich schon geschehen. Ein Hr. Lichonin hat den „Don Carlos“ im Verhältnisse des Originals übersetzt. Die Übersetzung ist freylich nicht frey von Härten und Fehlern, aber sie ist doch nicht ganz ungenießbar, und manche Stellen sind sogar schön wiedergegeben. Unvergleichlich besser ist indeß die Übersetzung des Schiller'schen „Liedes von der Glocke,“ von Frau von Glinka. Je schwerer die Übertragung dieses Gedichtes ist, um so mehr ist die Gewandtheit zu bewundern, mit welcher sie dasselbe in Form und Ton wiedergegeben hat. Man kann diese Übertragung mit vollem Rechte den Übertragungen Schukowsky's an die Seite stellen, der wie bekannt die meisten Balladen von Bürger, Schiller, Goethe und Uhland mit einer Gewandtheit, Treue und Eleganz übersetzt hat, die nichts zu wünschen übrig lassen. Seine Übersetzungen gehören zu den Blüten der russischen Literatur und werden so wenig veralten, wie die Originale selbst. Sie wirken fortwährend anregend und haben nicht wenig junge Dichter veranlaßt, ihre Kräfte und Talente auf gleiche Weise zu versuchen, und Journale und Almanache damit zu versehen.

Hr. v. Sagoskin hat einen neuen Roman: „Oskold's Grab“ aus dem Zeitalter Wladimir des Großen geschrieben, welcher den Sieg des Christenthums über das Heidenthum darstellt und der nun bereits gedruckt wird. Da Hr. v. Sagoskin den Wladimir als Menschen, mit menschlichen Leidenschaften, Neigungen und Fehlern darstellte, die Kirche ihn aber als Heiligen verehrt, so verlagte die geistliche Censurcomité, vor deren Forum dieser Roman gezogen wurde, das Imprimatur und erteilte dasselbe erst nach vielen Schwierigkeiten, nachdem das Manuscript sogar von Sr. Majestät dem Kaiser durchgesehen worden war. Das Zeitalter Wladimir des Großen ist für die russische Literatur eben das, was das Zeitalter Carl des Großen für die deutsche ist. Auch Wladimir der Große hatte seine Paladine, die noch jetzt in den Liedern und Sagen des russischen Volkes fortleben. In dem neuen Roman des Hrn. von Sagoskin spielen meh-

vere derselben bedeutende Rollen, und daher dürfte dieser Roman auch für die gelehrten Alterthums- und Sprachforscher wichtig werden, um so mehr, da der Verfasser Alles benutzt hat, was nur einiges Licht auf jene Zeit werfen kann. Auch dieser Roman wird ins Deutsche übersetzt werden und die Übersetzung wird vor dem Original sogar einen Vorzug haben. Hr. von Sagoſkin hat nemlich dem Übersetzer versprochen, ihm das Original ganz so, wie es geschrieben wurde, zum Übersetzen zu geben.

Den hiesigen Journalen, dem „Teleſkop“ nemlich, herausgegeben vom Professor Nadjeschin und dem „Telegraphen“, herausgegeben von Polewoi, dessen russische Geschichte ganz ins Stocken gerathen zu seyn scheint, hat sich seit dem July ein neues beygeſellt: die gelehrten, in monatlichen sieben bis acht Bogen starken Heften erscheinenden „Denkwürdigkeiten der Moskauer Universität“, redigirt von den Professoren Dawidow und Perewoſtschikow. Obgleich sich dieses Journal nur auf strengwissenschaftliche Gegenstände beschränkt und also auf keinen großen Kreis von Lesern rechnen kann, so hat es doch seine Wirksamkeit schon sehr weit, besonders über alle gelehrte Anstalten Rußlands verbreitet und sich allen Gelehrten vom Fach unentbehrlich gemacht. Wenn es immer so gediegene Aufsätze liefern wird, wie die bisherigen, welche sogar die Aufmerksamkeit Sr. Majestät des Kaisers auf sich gezogen haben, so kann man ihm eine lange Dauer versprechen. Für das künftige Jahr ist von dem Buchhändler Smirdin in St. Petersburg ein Journal angekündigt, das alle anderen zu verdunkeln droht. Es wird unter folgendem Titel: „Lesebibliothek, ein Journal für Literatur, Wissenschaften, Künste, Gewerbe ic.“ erscheinen; und die ausgezeichnetsten russischen Schriftsteller zu Mitarbeitern haben. Jeden Monat soll eine 18 Bogen starke Nummer erscheinen. Dieses Journal ist, so viel Ref. bekannt ist, das erste, das von einem Buchhändler herausgegeben wird, es ist das erste, das eine bestimmte Zahl Mitarbeiter für jedes Fach hat, es wird also auch das erste seyn, das regelmäßig erscheinen wird. Hr. Smirdin ist für Rußland, durch seinen Unternehmungsgeist und Reichthum, was die Buchdrucker und Buchhändler Cotta und Brockhaus für Deutschland sind. Er hat dem russischen Buchhandel einen neuen Schwung gegeben, daß er anfang, nicht allein der Verkäufer der Bücher, sondern auch der Verleger zu seyn, während bis jetzt fast jeder Schriftsteller der eigene Verleger seines Werkes seyn mußte. Für dieses Journal hat er ein bedeutendes Capital und, wie man sagt, allein 50000 Rubel zu Honoraren für Mitarbeiter festgesetzt. Er ist jetzt hier, um sich mit den hiesigen Schriftstellern zu verbinden.

Ein anderes Unternehmen der Art, das den Lesern dieser Zeitschrift indeß schon bekannt seyn wird, sind die von mehreren Professoren der Universität zu Dorpat herausgegebenen „Jahrbücher der Literatur“, die den Zweck haben, die Bekanntschaft der Deutschen mit der russischen Literatur und umgekehrt zu vermitteln. Es wäre sehr zu wünschen, daß dieß Unternehmen gedeihen, daß dieses Journal auch in Deutschland recht viele Leser finden und die Irrthümer, die sich selbst in den besten Schriften der Deutschen über russische Literatur finden, zerstreuen möchte. So ist selbst das Lehrbuch der Literaturgeschichte von Wachler nicht frey von Fehlern, und besonders sind die Namen der russischen Schriftsteller schrecklich entstellt. Sogar ein und derselbe Name ist oft auf derselben Seite verschieden geschrieben, je nachdem der Verfasser seine Notizen aus deutschen oder französischen Journalen geschöpft hat. Im Conversationslexicon der neuesten Zeit und Literatur wird sogar der neueste Roman Sagoſkin's, „Kostawlew, oder die Russen im Jahre 1812“, dessen Übersetzung doch in Deutschland erschienen ist, Bulgarin zugeschrieben, denn wahrscheinlich soll doch dessen angeblicher: Kostawlew, oder Rußland im Jahre 1812 — eben jener „Kostawlew“ seyn; wenigstens ist hier zu Lande von einem Bulgarin'schen „Kostawlew“ nichts bekannt.

Eines Werkes muß ich noch erwähnen, das hier vor Kurzem herausgekommen ist, nemlich des Handbuchs der Geschichte und Charakteristik der schönen Literatur der Deutschen von Dr. Fried. Küster, erstem Lector der deutschen Sprache an der hiesigen Universität. Es schließt sich in Rücksicht der Eintheilung in Perioden und der innern Einrichtung zum Theil an Heinsius und Winter an und gibt das Bekannte in verständiger Auswahl und Ordnung. Es ist bereits in den öffentlichen Anstalten eingeführt und wird also recht viel dazu beitragen, die russische Jugend mit den Musterschriften unserer Literatur bekannt zu machen. Bis jetzt sind zwey Bändchen erschienen, die bis 1812 gehen. Das dritte Bändchen, welches recht bald erscheinen soll, wird die Zeit von 1812 an umfassen.

Bei Anzeige dieses Werkes nimmt ein hiesiges Journal die Veranlassung, die russischen Schriftsteller aufzufordern, ein ähnliches Werk für die russische Literatur

zu schaffen. Es ist wirklich auffallend, daß Bretsch's Handbuch der russischen Literatur ohne Nachfolger und also ein Versuch geblieben ist, und daß die russischen Schriftsteller die Bahn, auf der sie selber wirken, so wenig aufzuhellen suchen. „In unsern Schulen,“ klagt der Herausgeber der „Molwa,“ „wird man jetzt Bruchstücke aus der Bibelübersetzung des Ulfilas und dem Niebelungenliede kennen lernen; aber das Lied vom Heereszuge Igor's bleibt in undurchdringliches Dunkel gehüllt. Die Namen Hildebrand und Hadubrand, Otfried und Notker werden jetzt unsern Kindern eingeprägt werden: aber von Simeon Polozki und Ilie Kopyenski, von Peter Mogila und Lasar Baranowitsch hat selten ein Erwachsener etwas gehört! Und doch hört man beständig sprechen von den heiligen Alterthümern Rußlands, von der Wiederverkehr zur Volksthümlichkeit, von Abwerfung des Jochs der Nachahmungssucht u. s. w.“

Außer einer Geschichte der Literatur fehlt es auch noch sehr an Hilfsmitteln zur Erlernung der lateinischen Sprache, geschweige der griechischen. Nur vom Cornelius Nepos, einigen kleinern Schriften des Cicero, vom Horaz, sind einige russische Editionen vorhanden; an Übersetzungen der Classiker fehlt es fast gänzlich; unter den Wörterbüchern ist nur das von Kroneberg und Zebedjew erträglich; die Grammatiken sind nichts weiter als Auszüge und Übersetzungen der Bröder'schen und Zumpfe'schen. Da indeß jetzt bey der Aufnahme der Studenten in die Universität auch in Rücksicht der alten Sprache größere Anforderungen an die Aufzunehmenden gemacht werden, so steht zu hoffen, daß auch dieser Zweig der Literatur mit der Zeit sorgfältiger werde besorgt werden.

Concert-Anzeigen.

Morgen (Sonntags, den 24. November) wird die berühmte Claviervirtuosin Helene Legrand aus München im k. k. kleinen Redoutensale ein Concert geben, in welchem folgende Musikstücke zur Aufführung bestimmt sind: 1. Ouverture. 2. Erster Satz aus dem D-moll-Concert für das Pianoforte, von Raffbrenner, vorgetragen von der Concertgeberinn. 3. Cavatine aus der Oper: „Il Furioso,“ von Donizetti, vorgetragen von Ull. Segatta, Mitglied des k. k. priv. Theaters in der Josephstadt. 4. Variations brillantes für die Violine, von Mayeder, vorgetragen von dem 13jährigen Henci Dieuytemps, Virtuosen aus Verviers. 5. Declamation: „Saul und David,“ von Mahlmann, gesprochen von Hrn. Anschütz, k. k. Hofchauspieler und Regisseur. 6. Große Variationen in C-dur für das Pianoforte, von Pizis, vorgetragen von der Concertgeberinn. — Eintrittskarten, à 3 fl. W. W., sind in den Kunsthandlungen der H. Diabelli, Haslinger, Artaria, Mechetti und an der Casse zu haben. Der Anfang ist um halb 1 Uhr.

An demselben Tage und zu derselben Stunde wird der königl. schwedische Kammermusikus und Virtuose auf der Clarinette, Hr. A. Addner, im Saale der Gesellschaft der Musikfreunde, ein Concert geben. Die vorkommenden Stücke sind folgende: 1. Ouverture aus der Oper: „Graf Armand,“ von Cherubini. 2. Phantasie für die Clarinette, aus der Oper: „L'ultimo giorno di Pompeji,“ von Pacini, vorgetragen von dem Concertgeber. 3. „Der Adler und das Kind,“ Gedicht von Ludwig, gesprochen von Ull. Fournier, k. k. Hofchauspielerinn. 4. Septett von Beethoven, für Violine, Viola, Violoncello, Contrabaß, Waldhorn, Fagott und Clarinette, vorgetragen von den H. Jansa, Strebinger, Linke, Stawa, Lewy, Fürth und dem Concertgeber. 5. „Vor meiner Wiege,“ Gedicht von Ritter von Leitner, in Musik gesetzt für eine Singstimme, mit Begleitung des Waldhornes und Pianoforte von Hrn. S. Thalberg, vorgetragen von den H. Tise, k. k. Hofcapellsänger, Professor Lewy und dem Compositeur. 6. Variationen für die Clarinette, von Ferdinand David, vorgetragen vom Concertgeber. Sperrsitze, à 4 fl. W. W., und Eintrittskarten, à 3 fl. W. W., sind in den Kunsthandlungen der H. Haslinger, Diabelli, Artaria und an der Casse zu haben.

Mit einer Musik-Beylage.

„An den Mond,“ von A. v. Tromlitz. In Musik gesetzt von C. Wimmer.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Dienstag, den 26. November 1833.

142

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. den H. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Maler T u n n e r.

Es lebt in Rom ein Maler, von dem nur Wenige sprechen; er ist ein Deutscher, dieß macht ihn unbemerkter als viele andere; er heißt Joseph T u n n e r; seine Werke sind sehr gering an Zahl, aber sie gehören unter die vorzüglichsten unserer Zeit und werden in künftigen Zeiten, wenn die Gegenwart schon lange ins Grab gesunken ist und manches Geschlecht im Schlafe der größten und letzten Erwartung darüber gebreitet liegt, die Ehre seines Namens und seines Landes seyn. Einige seiner Werke, darunter eine ganz meisterhafte Copie der Madonna di Foligno, stehen bey dem österreichischen Botschafter in Rom, Grafen Lühow; zwey der selben in Wien bey seinem Landsmanne, dem Obristleutenant von Prokesch, eine Madonna mit den drey Margarethen und eine Madonna mit dem Kinde und Johannes. Wer diese beyden Bildchen betrachtet, begegnet mit Erstaunen in unserer so übereilenden und alle ihre Leistungen nach außen und oben verflachenden Zeit, der Tiefe, Reinheit, Wärme und in sich abgeschlossenen frommen Empfindung, die mit Weihe empfangen und geboren ist. Anordnung, Zeichnung, Ausdruck wie edel, wie reich in ihrer Beschränkung! Welche Kenntniß und welche Behandlung der Farbe! Welch späte Blume aus dem Stamme der wahren, großen Meister, eines Francia, eines Perugino, eines Raphael!

In dem einen, größern Bilde sitzt die Madonna im Stolze ihrer Einfachheit und Unschuld an einen Fels gelehnt, das edle Haupt mild geneigt auf das Kind auf ihrem Schooße, das die Palme des Friedens der einen der Margarethen reicht, die, eine erhabene Gestalt, über dem bestiegten Drachen kniet; hinter dieser die zweyte, weniger entschieden als sie, aber voll heißer Andacht; die dritte kniet zur Linken von einem Kranze höchst anmuthiger Kinder umgeben, in deren heitern Zügen die verschiedensten Empfindungen in Eintracht gebunden und wie ein Opfer der kindlichen Liebe der Mutter des Heilands dargebracht sind. Den Hintergrund bildet eine herrliche, klare Landschaft, worin die tiefdunkelblaue Ferne durch zarte Bäumchen voll Weisheit gehoben ist.

In diesem Bilde steht der Maler unabhängig da, in dem andern leuchtet das Studium Raphael's vor. Wie überaus reizend ist diese Jungfrau, die den schlafenden, lichten Knaben auf ihrem Schooße trägt! Wie himmlisch schläft dieses schöne Kind, über das sich der daneben stehende kleine Johannes, im glücklich errathenen Gegensatz von Farbe und Gliederbau, neigt. Wer den Schmelz der Farben in unsern Tagen für verloren hält, gehe diese Bildchen zu besehen; da wird er ohne rohe Mittel eine mächtige Wirkung erreicht finden. Welche Behandlung der Mitteltinten, der Übergänge, des Helldunkels!

Aber Niemand spricht von diesem Maler, der in seiner Einfachheit zu Rom zurückgezogen lebt, glücklich, den heiligen Mutterboden der Kunst und Religion, die seine Seele durchwärmt, bewohnen zu können, ohne Forderung an die Gegenwart, an das Lob, an den Gewinn, bey kargem Brod aus seinen Leistungen Trost und Freude schöpfend.

Oberst Graf Chabert.

(F o r t s e t z u n g.)

Vier Monate nach dieser nächtlichen Consultation fand der Advocat Derville auf seinem Schreibtische ein Packet, welches sein Solicitor hingelegt hatte, und sein Auge fiel auf mehrere Poststempel, lang, viereckig, roth, blau und mit deutscher Umschrift. „Ah,“ sagte er lächelnd, „da ist die Entwicklung der Komödie.“ Er nahm einen Brief, öffnete ihn, aber er war deutsch geschrieben. Er klingelte, Boucard trat ein. Nun untersuchte er mit Hülfe desselben, welcher der deutschen Sprache ganz mächtig war, die Acten, und fand sie ganz in der Ordnung und rechtskräftig legalisirt. Auch ein vor mehreren Augenzeugen aufgenommenes Protokoll befand sich dabey.

„Das wird ernsthaft,“ sagte Derville, und beschloß alsogleich, dem Oberst Chabert Nachricht über die Ankunft seiner Documente zu ertheilen.

Chabert wohnte in der Straße Orleans-Saint-Marcel, wo er eines jener Löcher gemiethet hatte, wie sich deren viele in den Vorstädten von Paris befinden. Das ganze kleine Häuschen besaß ein Milchverkäufer. Der Hof war voll Dünger, auf welchem Hühner herumstolzten, und daneben standen zwey Schweinställe, die Schweine tummelten sich auch im Freyen herum. In einem kleinen vergitterten Ställchen befanden sich Kaninchen mit ihrer sehr zahlreichen Familie.

Der Advocat fand seinen Clienten sehr leicht. Der Oberst hörte seine Stimme, als er um ihn fragte und trat aus einem kleinen Gemache im Erdgeschosse, welches zwischen der Milchammer und der Wohnung des Hauspatrons lag. Er hatte ein kurzes Pfeifchen im Munde und ein grünes ledernes Käppchen auf, welches er sogleich abnahm, dem Advocaten entgegenging, und den drey Knaben, welche sich im Hofe auf dem Miste herumjagten, zuschrie: „Stille jeht, ihr Rangen!“ Die Kinder zogen sich ehrfurchtsvoll zurück, ein Beweis, welche Gewalt der alte Soldat über sie behauptete.

„Warum haben Sie mir nicht geschrieben,“ rief er Derville schon von weitem zu, „und — halten Sie sich längst der Mauer, da ist es gepflastert,“ setzte er hinzu, indem er die Unentschlossenheit des Advocaten bemerkte, der nicht wußte, wo er hintreten sollte, um sich seine glänzenden Stiefel nicht zu verunreinigen.

Von Stein zu Stein hüpfend gelangte Der v i l l e endlich an die Thüre, aus welcher der Oberst gekommen war, dieser aber schien sehr beschämt darüber, den Advocaten in diesem elenden Loch empfangen zu müssen. Wirklich bemerkte Der v i l l e darin nur einen einzigen Stuhl. Das Bett bestand aus einigen Bündeln Stroh, über welches die Barmherzigkeit seiner Hauswirthinn zwey oder drey Lumpen von einer alten Tapete gebreitet hatte. Der Boden war unbedielt und ebenfalls nur mit Stroh belegt, die Wände schwarz und naß, jene Wand, an welcher der Oberst lag, war mit einigen Brettern vernagelt. Der alte Rock des Obersten hing an einem Nagel, ein schlechtes Paar Stiefel lagen in einem Winkel, übrigens war weder Schrank, noch Wäsche, noch Kleidungsstück zu sehen, aber auf einem alten wurmstichigen Tische lagen die Bulletins der großen Armee gesammelt und neu aufgelegt von P l a n c h e r.

Des Obersten Angesicht zeugte von Ruhe und Vertrauen. Die Hoffnung, welche er seit seiner letzten Unterredung mit Der v i l l e gefaßt hatte, schien den Charakter seiner Züge verändert zu haben. Er war weniger zusammengebrochen, weniger trübsinnig, weniger alt möcht' ich sagen.

„Genirt sie der Gestank meines Tabaks?“ fragte er den Advocaten, indem er ihm den halb entstrohten Stuhl hinschob.

„Nicht im geringsten,“ antwortete der Advocat, — „aber Oberst! Sie wohnen hier gar erbärmlich.“

„Es ist wahr, es herrscht hier kein Überfluß — aber ich brauche nicht mehr. Ich habe nie Jemanden etwas zu Leide gethan und schlafe daher auch auf dem Stroh ruhig.“

Der Advocat fand es undelicat seinem Clienten Rechenschaft über die ihm vorgestreckten Summen abzufordern, und fragte daher nur: „Warum haben Sie sich nicht lieber nach der Stadt in ein besseres Quartier gezogen, wo sich Ihnen leicht auch mehr Erwerbsquellen dargeboten hätten?“ — „Nein,“ antwortete der Alte, „die braven Leute hier haben mich freundlich aufgenommen und ernähren mich schon so lange. Der Vater jener drey Rangen dort ist ein alter Camerad von mir. Er hat die Pyramiden in Egypten gesehen. Ich habe ihm versprochen, seine Sprößlinge lesen zu lehren. Noch hab' ich's damit nicht weit vorwärts gebracht, und es wäre undankbar von mir, ihn jetzt zu verlassen.“

„Er hätte Sie aber für Ihr Geld wohl besser bewohnen können.“

„Ah bah! seine Kinder schlafen auch auf Stroh, und auch er und sein Weib haben kein weiches Lager. Sie sind nicht in den besten Umständen, sie haben da eine Wirthschaft über ihre Kräfte gekauft. Aber wenn ich einmal zu meinem Vermögen komme —“

„Oberst, ich habe über Ihre Angelegenheit gute Nachricht. Ihre Netterinn in Deutschland lebt noch.“

„Vermaledeites Geld! — deinetwegen allein kann ich nicht thun, wozu mein Herz mich treibt!“ und mit diesen Worten warf er seine thönerne Tabakspfeife zur Erde, daß sie in Stücke brach.

„Oberst, ich habe über Ihre ganze Angelegenheit noch einmal reiflich nachgedacht, und finde einen Vergleich doch immer besser, als einen Prozeß. Ich werde heute noch mit der Gräfinn F e r r a n d sprechen, wollte aber in der Sache nichts thun, ohne Sie vorher davon zu benachrichtigen.“

„Wohlan, so gehen wir gleich mit einander hin.“

„Wo denken Sie hin?“ versetzte der Advocat, „dadurch könnten Sie leicht Alles verlieren. Bedenken Sie, daß der Rechtspunct Ihrer Sache außer dem Coder liegt, und eigentlich eine Gewissensfrage ist. Sie haben Ihre Frau und deren Gemahl gegen sich, zwey gewichtige Menschen, welche leicht großen Einfluß auf die Gerichtsstellen nehmen können. Der Prozeß kann sich in die Länge ziehen. Es würde ein Duzend Vorfragen zu erörtern geben, welche bis zum obersten Gerichtshofe gebracht werden müßten. — Sie können darüber alt werden und da Ihnen das Gericht schwerlich *pendente lite* eine Provision zugestehen wird, so können Sie auch in große Noth gerathen.“

„Das Unglück kann mir nie zum Beweggrund meiner Handlungen dienen, so mürbe hat es mich noch nicht gemacht. Aber gehen Sie immerhin allein zu meinem Weibe, ich setze alles Vertrauen in Sie.“ Mit diesen Worten begleitete der Oberst den Advocaten bis zum Thore.

Kaum hatte *Der ville* einige Schritte zu seinem Cabriolet gemacht, als ein Mann der gemeinen Classe auf ihn zu kam und ihn ansprach:

„Mein Herr!“ sagte er, „Sie sind vermuthlich ein Anverwandter des Herrn *Chabert*. Ich wollte Ihnen, wenn Sie erlauben, für ihn einen Vorschlag machen. Wir haben den armen Mann bey uns aufgenommen, fast sterbend vor Hunger. Darauf haben wir uns zu etabliren gesucht, ich und mein Weib, und unsre Wirthschaft da gekauft — ohne Geld gekauft. Wir dachten aber, durch Fleiß und Sparsamkeit wird es uns wohl gelingen den Kauffchilling ab-zuzahlen. Ich gab also dem Verkäufer Schuldscheine zu gewissen Fristen zahlbar, deren letzter, auf 500 Franken lautend, vor acht Tagen verfallen war. Dem Oberst haben wir freymüthig gesagt, Alles, was wir ihm geben könnten, sey Brot und Milch; — lieber Gott, wir haben selbst nichts Anderes. — Er hat uns anvertraut, er werde einst sehr reich werden, und dann werde er uns hundertfach vergelten, was wir jetzt für ihn thun. Sie haben ihm vermuthlich auf sein einst zu überkommendes Vermögen Geld vorgestreckt, nicht wahr? Nun sehen Sie, der närrische Mann hat wahrscheinlich durch unsere Nachbarn-leute erfahren, daß wir jetzt in Verlegenheit seyn und unsere letzte Schuldrate nicht bezahlen können. Was thut er nun, er nimmt all sein Geld zusammen, was Sie ihm gegeben haben, löst meinen Schuldschein ein, und gibt ihn mir. — Herr, das hat mir ins tiefste Herz geschnitten, besonders da ich und mein Weib wohl bemerken, daß er an Allem, sogar an seinem Liebsten, an Rauchtobak, Mangel leidet. — Daher wollte ich Ihnen nun den Vorschlag machen, ob Sie so gütig seyn wollten, uns einige hundert Franken auf unsere Wirthschaft zu leihen, damit wir ihm Kleider machen lassen, und Meubles anschaffen können. Sie dürfen sich verlassen und ich schwör' es Ihnen bey meinen lieben Kindern, daß Sie das Geld getreulich wieder erhalten sollen.“

Der ville machte einige Schritte zurück, um das Haus, den Hof, den Misthaufen, die Schweinställe und die Kinder noch einmal zu sehen, tausend Gedanken kreuzten ihm durch den Kopf, endlich ergriff er die rauhe Hand des Mannes, drückte sie und sagte: „Geh', mein Freund, du sollst die Summe haben, und auch noch mehr, wenn du willst, aber ich werde sie dir nicht geben. Der Oberst wird selbst so reich seyn, dir helfen zu können, ich will ihm das Vergnügen nicht rauben.“

„Ja, wird das aber bald seyn?“

„Ja, recht bald.“

„Ach, dann freu' ich mich für ihn;“ und der Mann schmalzte mit der Zunge und kehrte in sein Haus zurück.

Der Graf von Ferrand wohnte in der Straße Varennes, und besaß dort eines der schönsten Hotels der Vorstadt Saint-Germain. Unter Napoleon war er noch ein einfacher Requetenmeister, und verdankte später das Wohlwollen des regierenden Herrn sowohl dem Namen, den er trug, als auch seinem eigenen, reellen Verdienste; unter der Restauration hatte sich sein politisches Glück schnell und beträchtlich vergrößert. Er war Ludwig dem Ahtzehnten nach Gent gefolgt. Bey der zweyten Rückkehr dieses Monarchen hatte er im Privatrathe großen Einfluß gewonnen und durfte auf eine Pairs- oder Ministerstelle hoffen. Übrigens, erst 34 Jahre alt, anmuthig gebildet, und elegant, wie er war, gefiel er auch persönlich allgemein, und als er sich mit der Witwe des Oberst Chabert verehligte, gab Alles seine Zustimmung zu dieser gegenseitigen Wahl.

Die Gräfinn war jung, schön, reich und liebenswürdig, aber durch allgemeine Anbethung verwöhnt und gewohnt zu herrschen. Sie spielte die Rolle einer modernen Frau, und tummelte sich in einem Wirbel von Luxus, Festen, Concerten, Gesellschaften und Vergnügungen aller Art, ohne über ihr Leben nachzudenken, herum. Sie liebte ihre Kinder aus Ton, aus Laune, war ihnen aber keine zärtliche Mutter, und wenn sie ihrem Manne treu blieb, so geschah es nur darum, weil er ihrer Eigenliebe zu schmeicheln verstand. Er war ein schöner, artiger Mann, angesehen und mächtig, und machte ihr noch immer den Hof. Zudem war die Tugend und das Hören der Messe um ein Uhr in der Kirche des heiligen Thomas von Aquin Mode. Die Gräfinn glich ganz dem größten Theil der Pariserinnen, in deren Innern wohl einige gute Empfindungen Wurzel gefaßt haben, welche aber durch ihre Erziehung, durch Schmeicheley und Salonleben frivol, leichtsinnig, launenhaft, auf ihre Schönheit vertrauend und vergnügenfüchtig geworden sind. So lebte die Frau im Wohlfeyn und im Luxus, während ihr armer Gatte zwischen Schweinen und Mist seine Tage hinbrachte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Sterbende.

Mutter! mein blaßes Gesicht,
Nennst es den Bräutigam nicht,
Den ich so eben gesehen
Hier an dem Krankenbett stehen?
Mir, der erkorenen Braut,
Hat er ganz heimlich vertraut:
„Unter den Schlumm'ern in Frieden
„Hab' ich ein Bett dir beschieden,
„Blumen und Brautkleid dazu,
„Legst du dich nieder zur Ruh'.“

Seine Gefellen, die sind
Gleich mit dem Meister gesinnt,
Schaufeln und graben die Stätte,
Machen und richten das Bette,
Kommen und holen die Braut,
Mutter, o Mutter, mir graut! —
Fruchtlos mit Zittern und Beben
Kämpf' ich um's schwindende Leben,
Näher noch dringet und droht,
Faßt und entführt mich — der Tod.

Florentin Freyherr von Drechsel.

Mailand, Mitte October 1833.

Die Keiseflust, welche heuer ein so reges Leben in die Bäder und Hauptstädte Deutschlands und Frankreichs brachte, erzeugt eine wahrhafte Völkerwanderung nach dem stets in gleicher Herrlichkeit prangenden Garten Europa's, zu welchem Mailand die würdige Pforte bildet. Auf diesem Puncte vereinigen sich im Kommen und Gehen fast alle Pilger nach dem gelobten Lande, mag sie Natur, Kunst oder Mode dahin treiben, denn das Reisehandbuch beginnt und endigt die Tour mit der Longobardenstadt, und ein ächter Tourist weicht eher von jedem andern Pfade ab, als von der im Guide vorgezeichneten Route. Zum zweyten Male in diesem Jahre kommen die insularischen und gallischen Zugvögel, diesmal mit einem bedeutenden deutschen und nordischen Zusatze, schaarweise aus den Thälern der Schweiz, um sich in Neapel den Schnupfen zu curiren, den sie sich auf dem Hochgebirge geholt. Sonst vermag Mailand mit den lombardischen Seen die flüchtigen Wanderer kaum auf ein paar Tage zu fesseln, diesmal aber schützelten sie nicht so bald den Staub von ihren Füßen, um den Nachkommenden Platz zu machen; der Strom stockte und brachte eine wahre Überschwemmung aller Hotels, Gast- und Wirthshäuser zu Wege, während welcher sich nur die zeitweiligen gnädigen Herren, die Wirthe, behaglich in ihrem Elemente befanden, hochansehnliche Personen aber, sonst gewohnt, selbst Gnaden auszutheilen, diesmal die Rollen wechseln, oder sich mit einer keineswegs standesmäßigen Unterkunft begnügen mußten. Welches sind nun die Ursachen eines solchen außerordentlichen Zusammenflusses von Fremden? Den hauptsächlichsten Antheil daran muß man jenem unerklärbaren Etwas zuerkennen, welches aus tausend Elementen zusammengesetzt und dennoch nicht zu zergliedern, sich als vollbrachte Thatsache äußert, die all unserm Grübeln und Nachdenken Hohn spricht — dem Zufalle. Die zweyte Ursache mochte in dem Wetter liegen, aber nicht in dem guten, sondern in dem schlechten. Jupiter Pluvius haufete gewaltig in dem Bergreviere der Alpen; mochte er sich bey seinen Hörnern erfaßt oder sonst eine eheliche Zwistigkeit zu erdulden gehabt haben, kurz, er ließ seine Galle an dem friedlichen Völkchen der Gebirgsreisenden aus, und nie mag die Laune der Götterkönigin wetterwendischer gewesen seyn, als das Wetter selbst in diesem Sommer und dem beginnenden Herbst. Viele Wanderer flüchteten sich deshalb aus den unwirthlichen Bergen in die gastliche Stadt früher und verweilten länger daselbst, als sie es im Plane gehabt hatten. Die dritte, wenigstens im Anfange dieses Monats wirksame Ursache endlich war ganz eigenthümlicher Natur. Nach allen Ländern hin hatte sich der Ruf verbreitet von den bevorstehenden Manövern und dem Übungslager der großen österreichischen Armee in Oberitalien, und von der bedeutenden, dabey zusammenzuziehenden Truppenmasse. Nicht nur der Militär vom Fache wurde durch diese Nachricht angezogen, oder der Haufe der Neugierigen, welcher allenthalben zuströmt, wo etwas Besonderes sich ereignet, sondern jeder gebildete Reisende, den sein Weg in diese Gegenden führte, mußte den Wunsch hegen, dem eben so merkwürdigen, als seltenen Schauspiel beszuwohnen, welches eine Armee, zahlreich, wie seit lange in diesen Ländern keine gesammelt war, darbot, indem sie dem Beschauer mitten im behaglichen Gefühle ungestörten Friedens das treue, großartige Abbild des Krieges gewährte. War dieses Schauspiel aber schon für die Fremden anlockend, so mußte es um so interessanter seyn für uns Sesshafte, denn es handelte sich um eine wahrhaft vaterländische, um eine vorzugswelse österreichische Begebenheit. Die Armee, in imposanter Masse auf einem Puncte in der Mitte unsers Landes vereinigt, zusammengesetzt aus den Söhnen aller Völker, welche dem österreichischen Scepter gehorchen, von den siebenbürgischen Pässen und der nördlichen Grenzscheide des Riesengebirges bis an den Tessin, sollte ihre Trefflichkeit im Ganzen und im Einzelnen bewähren vor den Augen herbengeeilter Kenner, und das Bewußtseyn, daß ihr Ruhm hiedurch nach den fernsten Gegenden verbreitet werden würde, konnte die Brust jedes Österreicher's vorhinein mit freudigem Stolze erfüllen. Die Truppen hatten in diesem, wie in den früheren Jahren, bereits sechs Monate in den verschiedenen theilweisen Lagern, in welchen sie nach Brigaden oder nach Divisionen versammelt waren, zugebracht; sie wurden hiedurch des Lebens unter freyem Himmel gewohnt, in steter Bewegung erhalten und für den Dienst im offenen Felde vollkommen eingeübt. Die gesammte italienische Armee aber hatte sich noch nicht in ein Lager vereinigt, um ihre Evolutionen in ganzen Corps anzustellen, da die Lagerung, so wie überhaupt die Übung der Truppen im Freyen in diesem Lande wegen seiner ei-

genthümlichen Cultur mit bedeutenden Schwierigkeiten verbunden ist. In Deutschland findet sich auf den Brachfeldern oder nach eingebrachter Ernte des Raumes zum Manö-
vriren übrig genug; nicht so hier, wo die kleinste Parzelle des Erdreichs benützt wird, wo der Boden das ganze Jahr über nicht ausruht und wo die durch Hecken abgetheilten, mit Reben und Maulbeerbäumen besetzten oder von Gräben und Canälen durchzogenen Felder und Wiesen durchaus keinen geeigneten Platz hiezu darbieten. Man muß sich des-
halb auf die wenigen wegen Unfruchtbarkeit und Wassermangel unbenützt liegenden Stres-
cken oder Haiden, hier brughiere genannt, beschränken — und diese Beschaffenheit des
Terrains erklärt es, warum das Schicksal von Oberitalien fast stets auf denselben
Schlachtfeldern entschieden wurde. Solche brughiere gibt es am linken Ufer des Tessins
und zwischen Saronno und Ceriano im Mailändischen, dann bey Montechiaro, bey Cas-
siglione und Medole zwischen Brescia, Mantua und Verona am rechten Ufer des Min-
cio. Die erstgenannten Haiden werden zu theilweisen Übungslagern benützt, sind aber
zu beschränkt zu großen Evolutionen, die letzteren aber, welche zum classischen Boden
für die Kriegsgeschichte geworden sind, und überdies an einer strategisch wichtigen Linie
in der Mitte des Königreichs liegen, wurden nebst den naheliegenden Höhen für diese
Evolutionen, wofür sie alle Bequemlichkeit darboten, ausersehen. Dort sollten die Trup-
pen in ihren angewiesenen Stellungen am 6. October angelangt seyn; die folgenden drey
Tage waren für die Feldoperationen und Kleingefechte bestimmt, und das Ganze sollte,
nach einem Ruhetage, am 11. d. M. mit einem glänzenden Revüemanöver nach abgehal-
tenem Gottesdienste endigen. An die Fremden von Auszeichnung wurde das Programm
der Dispositionen, so wie eine von dem militärisch-topographischen Institute zu Mailand
zu diesem Behufe vorbereitete topographische Karte der Gegend, wo die Manöver Statt
finden sollten, sammt einer besondern Aufzeichnung der verschiedenen Positionen der
Truppen vertheilt. Ich folge diesem Programme bey nachstehender Übersicht der aus-
geführten Bewegungen. Dabey wurde vorausgesetzt, daß eine von Westen kommende
Armee, welche der F. M. L. Graf Wallmoden anführte, eine östliche Armee unter
dem Oberbefehle des commandirenden Generals der Cavallerie, Grafen Radetzky, am
Tessin geschlagen hat. Statt selbe mit vereinten Kräften zu verfolgen, entsendet sie so-
gleich 20000 Mann jenseits des Po gegen den Feind in Mittelitalien, mit den übrigen
30000 Mann geht sie der geschlagenen östlichen Armee nach und glaubt — auf deren
Schwäche bauend — selbe bis über die Etzch zurückwerfen, Mantua cerniren und sich
dann über den Po bey Borgoforte mit seinem nach Mittelitalien entsendeten Corps in
Verbindung setzen zu können. — Am 6. October ist sie bis an den Mincio vorgerückt, läßt
Mantua und Peschiera cerniren und beschließt den folgenden Tag den Übergang bey
Monzambano zu forciren und sich der Stellung des Monte Vento auf dem linken Ufer
zu bemächtigen. — Die östliche Armee, auf 16000 Mann zusammengeschmolzen, jedoch
in den Flanken durch die Festungen Peschiera und Mantua gedeckt, trachtet Zeit zu ge-
winnen, da sie ein von Verona anrückendes Reservecorps von 20000 Mann unter dem
Befehle des F. M. L. Fürsten von Bentheim binnen 24 Stunden erwartet, um sodann
offensiv zu verfahren. Sie bricht deshalb noch in der Nacht von ihrem Lager bey Villa-
franca, marschirt auf die Straße, welche von Valeggio nach Castelnovo führt, den
rechten Flügel gegen Salionze, den linken gegen den Monte Vento gelehnt, und
maskirt ihre Stellung durch eine aus Mantua nach Valeggio detachirte Brigade. Zu
schwach, den Übergang des Feindes zu wehren, muß sie sich darauf beschränken, den
Feind bey den sich anbietenden Vortheilen des Terrains in dem Übergange des
Mincio so lange aufzuhalten, daß er nicht weiter als bis zum Besitze der Stellung und
dem Vorschreiten über den Monte Vento gelange, damit sie sich auf den Höhen von
Oliosì und Salionze erhalten und nach Vereinigung mit der Reserve mit einer
Übermacht von 8000 — 10000 Mann offensiv vorgehen könne. Am 7. Morgens begannen
die Bewegungen; die westliche Armee schlug unterhalb Monzambano binnen 38 Minuten
eine Brücke über den Mincio, warf die Vortruppen des Gegners zurück, entwidelte
nach vollendetem Übergange ihre gesammten Streitkräfte auf den Höhen von Prentina
und dem Monte Bianco, von welchen sie Nachmittags die Stellung des Monte Vento
angriff, denselben mit dem rechten Flügel umging, und ihn erstürmte, worauf sich die
östliche Armee auf die Höhen von Oliosì zurückzog. In diesen Aufstellungen bivouaquir-
ten die beyden Armeen. Am 8. suchte das Wallmoden'sche Corps die erlangten Vor-
theile zu verfolgen, und den Gegner, ihn in seiner linken Flanke umgehend, bis über
die Straße, die von Castelnovo nach Verona führt, zu werfen, um sich eine freye
Bewegung gegen letzteren Punct zu eröffnen. Dasselbe griff die östliche Armee an, warf
sie bis auf die Höhe von la Cà und wollte sie eben von dort vertreiben, als es sich durch

das Geschützfeuer der Festung Peschiera und die auf dem rechten Ufer vorbrechenden Colonnen von dem offensiven Vorrücken der östlichen Armee überzeugte. Das Reservecorps hatte nemlich in der Nacht Peschiera erreicht, und debouchirte des Morgens mit seinen Abtheilungen aus der Richtung gegen Pozzolengo. Die westliche Armee, hiedurch in Flanke und Rücken bedroht, zog sich schleunigst über den Mincio zurück gegen Pozzolengo; unterdessen war aber auch das Hauptcorps der östlichen Armee unterhalb Peschiera auf zwey Brücken über den Fluß gegangen, hatte seine Stellung vorwärts Ponti genommen und bedrohte in Verbindung mit der Reserve bey Pozzolengo und der gegen le Bande vorgerückten Cavallerie die linke Flanke des Feindes dergestalt, daß seine Rückzugslinie gegen Castiglione genommen ward. Der Feind lagerte sich auf den Höhen von Monte Olivetto; er wollte am folgenden Tage durch einen kühnen Flankenmarsch seinen Rückzug in der Richtung von Cavriano und Solferino erkämpfen, um sodann über Medole und Cremona den Po zu erreichen. Diesemnach begann er am 9. seine Bewegung und suchte sich die Stellung bey Bagotino auf der Strafe von Cavriano so wie die Höhen und die Einsattlung rechts von Solferino zu sichern. Allein Graf Radetzky rückte mit seinem ersten Corps auf der Strafe von Pozzolengo nach Cavriano vor, und liefert dem Feinde ein Treffen, während das Reservecorps sich der Höhen von Solferino bemächtigt, so daß der Feind mit Verlust der Stellungen von Bagotino, von Solferino und Cavriano auf die Ebene von Medole herabgedrängt wird. Hier entspinnt sich eine heftige Bataille, während welcher der Feind gegen die auf die Ebene vorrückende Cavallerie Carré's und Massen bilden mußte; auf seiner Rückzugslinie gegen Medole bedroht, wollte er sie durch ein kräftiges Bataillfeuer erzwingen, welches ihm auch eine Zeit hindurch gelang, bis der Commandirende der östlichen Armee nach Vereinigung aller seiner Streitkräfte mittelst eines Keilangriffes und des Feuers von 54 Geschützen angreift, so daß der Feind, zugleich in seiner rechten Flanke bedroht, den Rückzug über Medole und Cremona aufgeben, und nur nach großem Verluste über Marcaria und Casalmaggiore sich dem Po zuwenden konnte. — An diesen Manövern nahmen 62 Bataillons, 24 Escadrons und 22 Batterien, worunter 4 Batterien Congrevescher Raketen, mit 132 Geschützen Theil, welche eine Truppenmacht von mehr als 65000 Mann bildeten; und es erhielt die Armee durch die zweckmäßig getroffenen Dispositionen während dieser dreitägigen Übungen Gelegenheit, sich in den verschiedenartigsten Leistungen, welche im großen und kleinen Kriege vorkommen, zu zeigen. Für die hohen, diesem interessanten Schauspieler beywohnenden Herrschaften und Fremden von Range waren, durch Vorsehung des Generals Grafen Radetzky, auf den geeignetsten Punkten, zu Monzambano, Monte Bente, in der Cà, und auf den äußeren Festungswerken von Peschiera zierlich ausgeschmückte Zelte aufgeschlagen; alle andern Punkte aber übertraf an Großartigkeit der Ansicht der Thurm von Solferino. Als ein Ausläufer der obern vom Gardasee herabsteigenden Hügelkette, streckt sich dort ein langgedehnter Höhenzug in die Po-Ebenen hin, und trägt auf seinem Scheitel jenen Thurm, welcher von alten Zeiten her wegen des umfassenden, von dort aus beherrschten Gesichtskreises la Spia della Lombardia genannt wird; an dem Fuße dieser Anhöhe und auf der daranstoßenden Ebene fand nun am letzten Tage die Bataille Statt, die von dem Thurme aus in allen ihren Details trefflich übersehen werden konnte. Als ein seltener Beweis der Ordnung, Ruhe und Genauigkeit, welche bey diesen Manövern herrschte, mag übrigens der Umstand gelten, daß trotz des heftigen Feuers und der schnellen Bewegung der Artillerie, trotz der ungestümen Cavalleriechargen, nicht eine einzige bedeutende Beschädigung von Menschen oder Pferden Statt fand.

(Der Schluß folgt.):

(Mit Nr. 48 des Notizenblattes.)

Herausgeber und Redacteur: Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

f ü r
Kunst, Literatur, Theater
u n d
M o d e.

Donnerstag, den 28. November 1833.

143

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die l. l. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbs und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

D b e r s t G r a f C h a b e r t.

(F o r t s e t z u n g.)

Derville wurde von der Gräfinn in einem schönen Speisesalon empfangen, wo sie frühstückte. Sie spielte mit einem Affen, welcher mit einer Kette an einen prächtigen goldenen Käfig angeschlossen war.

„Guten Morgen, Herr Derville,“ sprach sie freundlich, indem sie fortfuhr dem Affen in Kaffee getunkte Brotkrumen zu reichen.

Sie sah in einem leichten Morgennegligé himmlisch aus. Seidene Kastanienbraune Locken quollen aus einem netten Häubchen hervor, welches ihr ein schalkhaftes Ansehen verlieh. Sie war elegant, frisch und fröhlich. Silber-, Gold-, Perle- und Perlmuttergeschire glänzten auf einem wunderschönen Prunktschischen und rund herum standen seltene Blumen in Porzellanvasen.

Der Advocat lächelte, indem er dieses Tableau sah, aber dieses Lächeln war etwas boshaft, eine natürliche Folge der theils philosophischen, theils scherzhaften Ideen, welche diese Herren erfassen und sie leicht in das Innere der Dinge und Begebenheiten sehen lassen, unter welche ungeachtet der Lüge manche Familie ihre Lage verbirgt. Der Arzt, der Advocat und der Wucherer sind in der gesellschaftlichen Ordnung eigentlich die drey hohen Priester der Wahrheit.

„Madame!“ sagte Derville ernst, durch den leichten Ton, womit die Gräfinn zu ihm gesagt hatte: „Guten Morgen, Herr Derville,“ etwas beleidigt, „Madame, ich komme mich mit Ihnen über einen sehr ernstlichen Gegenstand zu unterreden.“

„Mein Gemahl ist leider abwesend.“

„Das ist mir sehr lieb, Frau Gräfinn, denn es wäre für ihn und uns sehr peinlich, wenn er unserer Unterredung beywohnen sollte. Hören Sie! ein Wort genügt, um dieß schalkhafte Lächeln von Ihrem Antlitz zu verdrängen: Der Graf Chabert lebt!“

Sie plähte in ein lautes Lachen aus und antwortete: „Wollen Sie mich durch einen Spaß ernsthaft machen?“ Allein gleich darauf schwieg sie, und

wurde verlegen, als der fire, durchdringende Blick des Advocaten in dem Innersten ihrer Seele zu lesen schien.

„Frau Gräfinn,“ erwiederte er, „Sie scheinen die Gefahren nicht zu kennen, oder mit Willen zu übersehen, welche Ihnen drohen. Erlauben Sie mir daher Ihnen die Versicherung zu geben, daß die authentischsten, unumstößlichsten Beweise die Existenz des Grafen Chabert darthun und verbürgen. Wollen Sie sich in einen Prozeß einlassen, so müssen Sie ihn verlieren, und Ihre zweyte Ehe wird annullirt werden. Bedenken Sie noch, Ihr ganzes Vermögen rührt von Ihrem ersten Gatten her, und es ist bewiesen, daß er Ihnen vor Ablauf des Termins, welchen die Gesetze zwischen dem Tode des ersten und der Heirath eines zweyten Gatten festsetzen, zum östern geschrieben hat.“

„Das ist falsch!“ rief die Gräfinn heftig. „Ich habe nie einen Brief von Chabert erhalten, und wenn Jemand behauptet, er sey der Oberst Chabert, so ist er gewiß ein Abenteuerer, ein Betrüger!“

„Glücklicherweise sind wir allein, Frau Gräfinn, und können lügen, wie es uns gefällt. Ich muß Sie aber versichern, auch der Beweis der richtigen Übergabe des ersten Briefes ist vorhanden.“

Die Gräfinn schwieg, erröthete, erblaßte, bedeckte ihr Gesicht mit beyden Händen, dann aber ihr Gefühl verbergen wollend, fuhr sie fort: „Wir wollen Prozeß führen, mein Herr Derville. Sie sind der Anwalt des vorgebliehen Chabert, thun Sie mir, ich bitte, den Gefallen, mit mir von dieser Angelegenheit nie mehr zu sprechen, als vor Gericht. Ha! ha! ha! — die Gräber thun sich nicht mehr auf, wie zu Lazarus Zeiten. Buonaparte ließ mir durch einen seiner Adjutanten den Tod des Obersten melden, und ich beziehe noch heut zu Tage 3000 Franken, welche die Kammern seiner Witwe als Pension zugesprochen haben. Ich habe tausend Gründe, alle Chabert's, die da erscheinen wollen, zurückzuweisen. Und wenn mir so ein falscher Chabert wirklich einen Brief geschrieben hätte, was würde das beweisen?“

„Daß Sie einen Brief erhalten haben,“ versetzte der Advocat, „und daß Sie nicht so schnell hätten zur zweyten Ehe schreiten sollen, als Sie es wirklich gethan haben. Wir werden mehr als ein Mittel in unserer Gewalt haben, um Ihnen kostbare Aussagen zu entreißen, wenn wir prozessiren; aber ich wollte Ihnen gerne das Scandal eines so unangenehmen öffentlichen Rechts-handels ersparen. Ein Vergleich kann Sie allein davor retten. — Ihre Kinder — ehebrecherisch erzeugte Geschöpfe! — Ihr Charakter angefochten. — Sie haben wissentlich fürchterliches Glend auf das Haupt Ihres Wohlthäters gehäuft. — Was wird die Welt sagen? Wir Advocaten besitzen um so mehr Beredsamkeit, wenn unsere Rechtsache schon für sich selbst zu allen Herzen spricht. Es gibt noch spitze Federn, welche eindringlich zu schreiben verstehen, und des Grafen Chabert Memoiren werden Aufsehen erregen und Ihren Namen der öffentlichen Beschimpfung preisgeben. Wollen Sie meinen freundschaftlichen Rath anhören, so sag' ich Ihnen geradezu, es sind auf dem Grèveplaze Unglückliche hingerichtet worden, welche, obschon nach Recht zum Tode verurtheilt, doch minder schuldig waren, als Sie es sind; jene haben gemordet um Brot zu haben, Sie haben neun Jahre unerhörten Unglücks Ihren Gatten erdulden lassen; Sie haben ihn tausendfach gemordet, und wissentlich: ja wissentlich, denn Sie haben vier Briefe von ihm erhalten, Boutin hat mit Ihnen gesprochen.“

Die Gräfinn war vernichtet.

„Ich weiß zwar nicht, ob der Oberst einen Vergleich wird eingehen wollen, aber er liebt Sie noch.“

Bei diesen Worten erhob die Gräfinn den Kopf und ein Strahl der Hoffnung glänzte aus ihren Augen, sie rechnete vielleicht auf seine Schwäche, auf seine Neigung.

„Ich erwarte Ihre Befehle, ob ich die Klage gegen Sie einlegen soll, oder ob Sie binnen drey Tagen sich zu mir bemühen wollen, um mit mir allein über die Punkte eines Vergleiches zu sprechen.“

Und Derville empfahl sich und ging.

Acht Tage nachher, an einem schönen Junytage, begaben sich die beyden Gatten, durch einen fast übernatürlichen Zufall so sonderbar getrennt, von den beyden entgegengesetzten Enden von Paris nach der Wohnung ihres Rechtsanwalts.

Der Oberst Chabert, Dank sey es Derville's Darlehen, erschien, seinem Range gemäß gekleidet, in einem saubern Cabriolet. Frisch rasirt, den kalten Kopf mit einer neuen, seinem Gesichte zusagenden Perrücke bedeckt, in blaue Uniform gehüllt, mit neuen Stiefeln, weißer Wäsche und das Legionskreuz im Knopfloche, hatte der alte Soldat seine alten Gewohnheiten kriegerischer Eleganz wieder gefunden. Er hielt sich gerade, und schien ganz verjüngt, so daß er jenem Chabert, der zum ersten Male in Derville's Schreibstube trat, gar nicht mehr glich, ja als er bey Derville's Hause aus dem Wagen stieg, wagte er sogar, wie ein Jüngling, einen kleinen Sprung.

Kaum war das Cabriolet von dem Thore weggefahren, so hielt ein prächtiger Staatswagen vor demselben. Die Frau Gräfinn Ferrand stieg aus demselben in einem einfachen, aber ihrem schönen Wuchse reizend passenden Anzuge.

Es war in dieser Zusammenkunft etwas Dramatisches und zugleich Komisches; sie wäre wohl noch wirksamer gewesen, wenn der Gatte in seinen armseligen Lumpen erschienen wäre, allein auch diese Verjüngung hatte ihr Interessantes. Welche Scene in dieser düstern Actenstube!

Derville bat den Obersten in seinem Schlafgemache zu verweilen, und empfing die Gräfinn in seinem Besuchzimmer.

„Gräfinn,“ sagte er, „da ich nicht wußte, ob es Ihnen angenehm seyn würde den Grafen Chabert zu sehen, so hab' ich ihn im Nebenzimmer gelassen. Wenn Sie übrigens wünschen sollten . . .“

Die Gräfinn dankte ihm für diese Aufmerksamkeit.

„Ich habe,“ sprach Derville weiter, „den Act vorbereitet, dessen Bedingungen Sie Beyde annehmen oder verwerfen können. Sie können sich Beyde darüber alsogleich durch meine Vermittelung verständigen, ich werde von Einem zum Andern gehen und Ihre Gründe und Gegen Gründe gegen einander austauschen.“

„Wohlan! lassen Sie hören,“ sprach die Dame etwas ungeduldig und Derville las:

„Am 8. März sind vor mir, Hippolyt Derville, öffentlichem Notar, erschienen Herr Hyacinthe, angeblich Graf Chabert, geboren zu Paris den 1. July 1765, und Frau Rose Chayotel, Gattinn des Grafen Chabert in der ersten Ehe —“

„Lassen wir die Einleitung,“ fiel die Gräfinn ein, „und gehen wir gleich zu den Bedingungen über.“

„Verzeihen Sie,“ sagte der Advocat, „die Einleitungen erklären gerade die Lage, in welcher Sie sich Beyde befinden.“ — „Im 1. Artikel wird festgesetzt: Frau Rose Chapotel, nun Gräfinn Ferrand genannt, erkennt das in den, den Vergleichen beyliegenden Acten genau bezeichnete, und in Gegenwart zweyer Notare und der Lebensretterinn beschriebene Individuum für den Grafen Chabert, ihren ersten Gemahl. 2. Artikel: Der Graf Chabert hingegen, in Erwägung der Zukunft besagter seiner ersten Frau, verspricht von dieser Anerkennung keinen weitem Gebrauch zu machen, als in denjenigen Rechten, welche in diesem Vergleiche bestimmt sind. 3. Artikel: Der Graf Chabert läßt sich noch ferners dazu herbey, nie gegen sein Ableben öffentlich protestiren zu wollen, und nie auf Cassation und Nullität der zweyten Ehe seiner Gattinn Klagen zu wollen, sondern will dieselbe unangefochten in jenem Zustande, dessen sie sich gegenwärtig erfreut, belassen.“

„Und was ist der Preis alles dessen?“ fragte die Gräfinn hastig.

„Durch die Artikel 4,“ fuhr der Advocat mit einem unsterblichen Phlegma fort, „verpflichtet sich Frau Gräfinn Ferrand besagtem Hyacinthe — der einzige legale Name Chabert's — eine Leibrente von 24,000 Franken gerichtlich zu versichern, wovon ihr aber das Versicherungscapital nach seinem Tode wieder anheimfällt.“

„Die aus jener Welt Zurückgekommenen kosten viel,“ bemerkte die Gräfinn lächelnd. — „Wohl, mein Herr,“ fügte sie hinzu, „wenn dieß die Punkte Ihres Vergleiches sind, und wenn ich überzeugt bin, daß das Individuum, für das Sie sprechen, der Graf Chabert ist, so willige ich ein.“

„Sie werden ihn sehen, gnädige Frau, allein er setzt für sein Opfer noch eine Bedingung — und zwar eine Bedingung — die —“

„Nun, welche?“ fragte die Gräfinn neugierig.

„Er will, daß er an zwey Tagen in jedem Monate, und zwar an einem Anfangs, dem andern Mitte des Monats, Herr in Ihrem Hause sey.“

„Wie? ist solch ein Begehren glaublich!“ schrie die Comtesse und sprang erzürnt auf.

„Er wollte sich sechs Tage in jedem Monate bedingen,“ fiel Der velle ein, „aber ich habe ihn dazu bewogen —“

„Genug, mein Herr! kein Wort weiter, wir prozessiren!“

„Ja, wir prozessiren!“ schrie mit dumpfer Stimme der Oberst, öffnete die Thüre und stand plötzlich vor seinem Weibe. Eine Hand hatte er in seinen Busen gesteckt, mit der andern zeigte er nach oben, und so stand er streng, fürchterlich, unerbittlich und unbeweglich.

„Er ist's!“ rief die Gräfinn halblaut.

„Jetzt, Madame,“ sagte der Oberst, „will ich Sie ganz und ungetheilt.“

„Aber — der Herr — er ist ja nicht Chabert — was will er denn?“ rief die Gräfinn ihre innere Bewegung verbergend.

„Ah!“ antwortete der Alte mit einem ironischen Tone, „wollen Sie Beweise? Ich habe Sie zum ersten Male bey dem Grafen Gilbert gesehen, Sie waren Kammermädchen bey seiner Gattinn.“

Die Gräfinn wurde bleich, und als sie der alte Soldat unter der Schminke blaß werden sah, hielt er, bewegt von den Leiden einer Frau, die er einst so

heftig geliebt hatte, inne, allein als er sah, daß diese einen fürchterlichen, giftigen Blick auf ihn warf, fuhr er gleich darauf fort: „Chaber t konnte dieß wissen, nicht wahr, Madame? Und wollen Sie auch meine Stimme nicht erkennen, verlangen Sie noch eine schlagendere Überzeugung, so werden Sie sich jener Zeit erinnern —“

„Ich bitte, mein Herr,“ fiel die Gräfinn, sich zu Derville wendend, ein, „ersparen Sie mir in Ihrem Hause wenigstens alle Beschimpfungen; ich muß Sie alsogleich verlassen, denn ich bin nicht gewohnt mir Beleidigungen sagen zu lassen!“ Und sie stand auf, hüllte sich fester in ihren Shawl und ging. Derville wollte ihr folgen, und sie zurückrufen, allein sie hörte nicht mehr, sah nicht mehr, und flog über die Stiege hinab.

(Der Schluß folgt.)

Vey Übersendung ihres Porträts
vor ihrer Abreise nach Algier an das Vaterhaus.

Trauernd werd' ich von dem fernen Strande,
Mit der Sehnsucht immer regem Schmerz,
Blicken nach dem lieben Vaterlande!
Nach der Heimat neigt sich ja das Herz!
Nach der Heimat, wo der Kindheit Stunden
Mir im heitern, unschuldsvollen Sinn
In dem trauten Vaterhaus entschwunden,
Nach der Heimat blick' ich sehnend hin!

Hin — wo Eltern und Geschwister weilen,
Werd' ich stets mit stiller Wehmuth seh'n,
Könnte sie der heiße Wunsch ereilen!
Könnte sie der heiße Blick erspäh'n!
Ach ich muß mich in die Ferne wenden,
Ob das Herz auch bang im Busen schlägt!
Nur dieß Bild kann ich den Lieben senden,
Das des fernen Kindes Züge trägt.

Nehmet es hin — und mög' es treulich nennen,
Wie Euch Euere Tochter glühend liebt,
Daß, wenn sie auch Meere von Euch trennen,
Doch ihr Geist Euch liebend stets umgibt!
Meinen Gruß bring' es Euch jeden Morgen,
Bring' es in des Abends stiller Ruh;
Lächeln mög' es Euch in trüben Sorgen,
Ach ich lieb' Euch! ruf' es stets Euch zu.

Paris, den 25. August 1833.

Rina von Guyon, geb. Rouland.

Correspondenz-Nachrichten.

Mailand, Mitte October 1833.

(S c h l u ß.)

Der 10. October war für die Truppen zum Rasttage bestimmt, für den Beschauer aber ging dieser Tag nicht verloren, da er ihm ein neues, anziehendes Schauspiel darbot. Alles drängte sich nemlich in das Städtchen Castiglione delle Stiviere, wohin das

Hauptquartier verlegt worden war, zusammen; es gewährte einen eigenthümlichen Anblick, diesen friedlichen Ort plötzlich in ein militärisches Lager verwandelt zu sehen. Obwohl an jenem Tage fast die sämtliche einheimische Bevölkerung die Gassen belebte, so ward sie doch durch die Zahl der Soldaten überwogen, unter welchen letzteren man viele Generale und Officiere erblickte; es begegneten sich daselbst in freundlicher Berührung Uniformen so vieler Nationen, Farben und Grade, welche sich vielleicht seit dem Völkerkriege nicht in so mannigfacher Mischung beisammen gesehen hatten. Der Marktplatz des Städtchens glich einer optischen Zimmerreise, und der lebhaft, ununterbrochene Wechsel war daselbst um so täuschender, als sämtliche Gassen nur durch jenen Platz mit einander in Verbindung stehen, und Jedermann bey Gelegenheit der Aufwartungen und Begrüßungen zwischen den hohen Herrschaften und den Fremden den Platz wiederholt passiren mußte. Auffallend war der Contrast der hier herrschenden Ruhe und Stille zu der lärmenden Bewegung und dem Getöse der vergangenen Tage; zwar befand man sich in derselben Umgebung, man erblickte dieselben Personen und Dinge, doch der sie belebende Dämon des Krieges schien entwichen zu seyn, um einer friedlichen Übereinkunft Raum zu geben. Aber auch die Reize des großstädtischen Lebens waren mitten in das Feldlager verpflanzt. Des Abends versammelten sich die hohen Herrschaften, ein anmuthiger Circel von Damen, die Fremden und eine große Anzahl von Officieren zu einem Thé dansant bey dem commandirenden Generale, Grafen Kadeßky, wobey die Jüngeren sich durch fröhlichen Tanz ergöhten, während von den Älteren die Gelegenheit unmittelbarer Berührung mit bedeutenden Männern benützt wurde, um so manche interessante, für das Leben dauernde Bekanntschaft anzuknüpfen. — Den anziehendsten Theil der gesammten Übungen bildete aber, wenigstens für den in die Geheimnisse der Strategie uneingeweihten Zuschauer, das auf den letzten Tag, den 11. October, anberaumte Revüemänöver. Die sämtlichen Truppen hatten sich in einen Körper vereinigt, und auf der weiten Ebene von Medole, in einem fast unübersehbaren Viereck, von dessen Seiten jede nicht weniger als 2000 Schritte maß, aufgestellt. Die Straße, welche von Castiglione nach Mantua führt, durchschnitt das Viereck in der Mitte; die beyden mit ihr parallel laufenden Seiten bildeten die bloß aus Infanterie zusammengesetzten Corps der FML. Graf Wallmoden und Baron Geppert, die quer die Straße durchschneidende Seite gegen Mantua zu nahm das Corps des FML. Fürsten von Bentheim, in dessen Mitte die vier Cavallerieregimenter Fürst Liechtenstein und König von Sardinien Husaren, Kaiser Chevauregers und König von Baiern Dragoner aufgestellt waren, ein, auf der vierten Linie endlich, welche sich an die Höhen von Castiglione lehnte, war die gesammte Artillerie (132 Geschütze, worunter 108 Kanonen und Haubitzen, sammt 24 Raketten) unter dem Befehle des FML. Baron Stejn aufgeföhren. Im innern Raume des Vierecks erhob sich ein prachtvoller Tempel, dessen Bauart und Ausschmückung der feyerlichen Gelegenheit vollkommen entsprach. Auf zehn kolossalen Säulen ruhte das von einem Giebel getragene, in edler Form sich erhebende Dach; der ganze Tempel war vollständig von innen und außen bis auf die Rinne des Daches mit Waffen aller Art belegt und sinnreich ausgeschmückt, und gewährte im hellen Glanze der blanken Waffen den Anblick eines würdigen Siegesdenkmales. Um sich eine Idee von der Größe des Tempels und der Masse der dabey verwendeten Waffen zu machen, mag die Bemerkung genügen, daß jede Säule aus mehr als tausend Flintenläufen zusammengesetzt war; den Giebel hatte man geschmackvoll aus Pistolen mit dazwischen hängenden Bajonetten geformt und die Säbel bildeten an der innern Decke gefällige Zeichnungen; was aber bey diesem Werke kriegerischer Architektur nicht das wenigste Erstaunen erregte, war, daß diese gewaltige Wucht der Kriegswerkzeuge lediglich durch einen dünnen Draht zusammengehalten wurde, und hiedurch ein leichtes, gefälliges Ansehen gewann. Die Waffen lieferte das Zeughaus der Festung Mantua, und es trug der Umstand, daß jene Waffen meist solche waren, welche im letzten Kriege dem Feinde in dieser Gegend abgenommen worden, nicht wenig dazu bey, dem Sinnbilde eine volle Deutung zu geben. Oberstlieutenant Redl, von der Artillerie, hatte diesen Tempel nach der Angabe des FML. Baron Meyr errichtet, und es wird mit Nächstem in dem hiesigen militärisch-topographischen Institute eine Abbildung des Tempels und der vor demselben abgehaltenen Revü erscheinen. Nachdem Se. k. k. Hoheit der Erzherzog Victor könig mit den hohen Herrschaften angelangt, und umgeben von einem glänzenden Gefolge, die Reihen abgeritten hatte, wurde in dem zur Feldcapelle eingerichteten Tempel ein feyerlicher Gottesdienst gehalten, nach dessen Beendigung ein dreymaliges Lauffeuer aus allen 108 Feuerschlünden ertönte und die eigentliche Revü ihren Anfang nahm. Während die Damen von der Terrasse des Tempels herab dem Schauspieler entgegen-

hen, hatte sich der Erzherzog Vicekönig mit seiner zahlreichen Begleitung und den anwesenden fremden Officieren vor demselben zu Pferde aufgestellt, und ließ die gesammte Armee vor sich vorbeidefiliren. Den Zug eröffnere der würdige Anführer des Heeres, General der Cavallerie Graf Radezky, den Chef seines Generalstabes, Obersten von Hess, und seinen Generaladjutanten, Obersten von Schönhals, zur Seite und gefolgt von dem Generalstabe. Nun kamen die drey Armeecorps des FML. Graf Wallmoden, Baron Seppert und Fürst Ventheim, mit ihren Anführern an der Spitze, nach Divisionen, Brigaden und Bataillons abgetheilt, und in Zügen zu ganzen Compagnien marschirend. Hierauf folgte die gesammte Cavallerie escadronweise geschaart, und den Schluß bildete die Artillerie mit ihren Cavallerie- und Fußbatterien, den Congreve'schen Raketen und einem vollständigen Train. Es gewährte einen erhebenden, ganz eigenthümlichen Anblick, die junge Armee rasch und munter, mit bewundernswerther Genauigkeit und Ordnung an des erhabenen Monarchen erlauchtem Stellvertreter vorüberziehen zu sehen, als ob es von behaglicher Ruhe zu festlichem Tanze ginge; Niemand hätte vermuthet, daß diese Truppen so eben die Beschwerden eines dreytägigen, anstrengenden Manövers ausgehalten hatten, und da ein großer Theil der Truppen zugleich neue Bekleidung erhalten hatte, so erhöhte dieses die Festlichkeit des Aufzuges, und man konnte glauben, das Heer sey über Nacht frisch und neu aus der Erde hervorgewachsen. Die Truppen aller Waffengattungen und aller Nationen wetteiferten mit einander, um sich des hohen Lobes würdig zu machen; keine stand hinter der andern zurück und wenn wir der leichten Truppen, der Jägerbataillone, als einer unübertrefflichen Zierde der österreichischen Armee, der böhmischen Regimenter (bes. Alb. Giulay) wegen ihres gleichen, kräftigen und gesunden Menschenschlages, der italienischen Bataillone wegen ihrer vorzüglichen Haltung, der riesenhaften Istrianer Grenadiere (welche die Ehre hatten, des Vicekönigs Leibwache zu bilden), oder der Husaren, dem unerreichten nationellen Musterbilde aller demselben nachgebildeten Corps, erwähnen, so geschieht dies keineswegs, um die andern gleich trefflichen und schönen Regimenter diesen nachzusetzen. Obwohl die Züge in kurzen Distanzen auf einander folgten, so dauerte das Defiliren doch über zwey volle Stunden; während die Massen gemessenen Schrittes sich fortbewegten, brachten die hin- und herfliegenden Adjutanten, Gallopin und Generalstabsofficiere ein rühriges Leben in das großartige Bild. Erfreute aber der Wechsel der Truppengattungen mit ihren verschiedenen, zum Theile nationellen Trachten das wohlgefällig auf den langen, gleichartigen Zügen ruhende Auge, so bot die Umgebungs des Erzherzog Vicekönigs ein durch Reichthum, Pracht und seltene Mannigfaltigkeit ausgezeichnetes Tableau dar. Den Kern dieses Kreises bildeten die anwesenden fremden Generale und Oberofficiere, welche sämmtlich in ihren Galluniformen prangten; hieran schlossen sich alle Generale und Stabsofficiere des vorbeidefilirenden Heeres, an Zahl weit das Hundert übersteigend, je nachdem ihre einzelnen Abtheilungen die Revue passirt hatten. Von dem Heere wenden wir uns zu den Zuschauern, welche theils aus den nahen Städten Brescia, Verona und Mantua sammt der Umgebung herzugeeilt, theils aus weiter Ferne herbegekommen, an 30000 Menschen betragen. Die hohen Landesautoritäten N. k. k. H. der Erzherzog Vicekönig sammt Gemahlinn, und Se. Excellenz der Gouverneur der Lombardie Graf Hartig hatten den Manövern vom Beginne an beigewohnt. An hohen Herrschaften hatten sich die benachbarten Souveräne, I. M. die Erzherzoginn Marie Louise, Herzoginn von Parma, und Se. k. H. der Herzog von Modena, so wie Se. k. H. der Prinz Friedrich von Preußen eingefunden. Außer diesen war der eben so tapfere, als unterrichtete Prinz Bernhard von Sachsen-Weimar, niederländischer Generallieutenant, sammt dem niederl. Generalmajor Barge laar, der preussische Generallieutenant v. Thiele mit dem Obersten v. Witzleben und mehreren andern preussischen Stabsofficieren; der englische General Otway, die Obersten und Stabsofficiere Dundas, Lord Wiltshire und Lord Spencer, mehrere sardinische Obersten und Stabsofficiere von allen Waffengattungen, hannöversische, russische, modenesische, parmeseische Officiere anwesend, ohne die in Civil beywohnenden französischen, schweizerischen, bairischen, württembergischen u. u. Officiere zu rechnen. Mehrere ausgezeichnete englische Generale, wie Lord Combermere, der Eroberer von Bhutpure, und der Bezwiner des birmanischen Reiches, General Maxwell, waren aus Großbritannien herbeugeeilt, kamen aber, da sie über den Zeitpunkt nicht genau unterrichtet waren, zu spät. Die übrigen Provinzen der Monarchie hatten gleichfalls ihre Repräsentanten zu diesem österreichischen Feste gesendet in den Personen der Fürsten Carl Schwarzenberg und Eduard Lichtenstein, der Grafen Colloredo, Clam-Gallas und Dietrichstein

aus Böhmen und Oesterreich, des Grafen Haller in ungarischer Magnatentracht, und vieler andern Cavaliere und Officiere. Unter den fremden militärischen Gästen, die zum Theile eigens von ihren Souveränen zu diesen Manövern abgesendet worden waren, befanden sich die gründlichsten Kenner militärischer Einrichtungen überhaupt und des gegenwärtigen Zustandes der größeren Armeen insbesondere. Alle stimmten darin überein, daß die österreichische Armee, wie trefflich sie auch sonst gewesen, in der letzten Zeit überraschende Fortschritte in ihrer Vervollkommnung gemacht habe, und daß sie, was kriegerischen Geist, Einübung, Ausdauer und Haltung der Truppen sowohl, als das Material betrifft, keiner andern Armee nachstehe, dabey aber ihre eigenthümlichen Vorzüge bewahre. Insbesondere wurde ihre Beweglichkeit, ihre Schnelligkeit in Ausführung strategischer Operationen und ihre Lebhaftigkeit in Überwindung der Hindernisse des Terrains gerühmt. Man unterließ hiebey nicht, dem unbestreitbaren, bedeutenden Einflusse, welchen der commandirende General in verhältnißmäßig kurzer Zeit auf die Ausbildung des ihm anvertrauten Heeres zu nehmen wußte, gerechte Bewunderung zu zollen. In der That, wer die durch reiche Erfahrung und geprüfte Einsicht geleitete unermüdete Thätigkeit dieses mit wahrhaft jugendlichem Feuer, mit ungeschwächter Kraft und Lebhaftigkeit ausgerüsteten Feldhern nicht in der Nähe beobachtet hat, der vermag nicht den Impuls zu begreifen, welchen derselbe auf das letzte Ende in der Gliederkette der ihm anvertrauten Macht, eben so wie auf seine nächste Umgebung ausübt. Die Kunsttrichter hatten bey den Manövern Gelegenheit, das Anwendbare und den praktischen Nutzen der von dem General Grafen Radetzky neu eingeführten strategischen Einrichtungen, welche ganz besonders auf vermehrte Beweglichkeit und Verwendbarkeit der Truppen abzielen, zu beurtheilen. Ohne in eine nähere Auseinandersetzung, die einem Sachkundigen vorbehalten bleiben muß, einzugehen, bemerke ich bloß das hauptsächlichste dieser Einrichtung, welches darin besteht, daß jede Brigade, jedes abgeforderte Corps aus Truppen der verschiedenen Waffengattungen, aus leichter und Linieninfanterie, aus Grenadieren und Cavallerie sammt der angemessenen Anzahl von Geschützen zusammengesetzt wird, um alle Vortheile des Terrains, der Stellung und der Umstände benutzen zu können, während bey Aufstellung bedeutenderer Corps, sich die gleichartigen Bestandtheile leicht zu größeren Abtheilungen verschmelzen. Waren alle Fremde im Lobe der Armee überhaupt einstimmig, so wendete doch jeder im Besonderen seine Vorliebe dieser oder jener Waffengattung zu, und dieses gilt vielleicht als der treffendste Beweis von der gleichen Vorzüglichkeit der einzelnen Truppenkörper. Die Lebhaftigkeit, mit welcher die Angriffe in der Bataille vom 9. Statt fanden, erweckte in den alten Militärs eine treue Rück Erinnerung an die vergangenen Kriege, die auf demselben Schauplatze geführt worden. Ein piemontesischer Oberst, der unter Napoleon in Spanien, Deutschland und Rußland gedient hatte, bemerkte im Gespräche über dieses Treffen zu mir: es sey dies kein gewöhnliches und friedliches Manöver, nein, es sey eine wahrhafte hitzige Schlacht gewesen, bey der bloß die Kugeln gefehlt hätten! — Zum Schlusse endlich will ich nur noch bemerken, daß das Städtchen Castiglione die Anwesenheit so vieler hohen Häupter in seinem engen Bereiche durch eine zweymalige allgemeine Illumination feyerte, und daß die fremden Gäste der Reihe nach bey dem General Grafen Radetzky, bey dem Erzherzoge Vicetönige und dem Herzoge von Modena, welche auch sonst täglich offene Tafel hielten, festlich bewirthet wurden. Am 12. Morgens endlich zerstreute sich die ganze Versammlung, die Truppen marschirten nach ihren Cantonirungen, die hohen Gäste eilten in allen Richtungen ihrer Heimat zu, und nahmen die dauernde Erinnerung an das großartige, genossene Schauspiel, so wie die festbegründete Achtung für das österreichische Heer mit in den Schooß der Ihrigen.

Modebild XLVIII.

Kleid von faconirtem Atlas, die Mantille von kleingestreiftem Sammt mit Blumen garnirt, nach Originalen von J. G. Beer, bürgerl. Damenkleidermacher in der Dorotheergasse Nr. 1108.

Der mit Reiber und Rosen gezierte Sammthut nach Originalen von M. Langer in der Annagasse Nr. 986, im 1. Stock.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Sonnabend, den 30. November 1833.

144

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. von N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Oberst Graf Chabert.

(Schluß.)

Als Derville in das Gemach zurückgekehrt war, fand er den Obersten in fürchterlichem Zorne; mit großen Schritten ging er auf und nieder und rief sich gegen die Stirn schlagend: „Ein Weib, der ich eine Million gegeben habe, feilscht nun mit mir; ich habe sie zu mir erhoben, und sie will sich jetzt nicht zu mir herablassen. Ich stoße ihr meinen Degen ins treulose Herz!“

„Hatt' ich nicht Recht, Oberst,“ versetzte Derville, „als ich Sie bat, bey dieser Unterredung nicht gegenwärtig zu seyn? Von der Identität Ihrer Person bin ich jetzt überzeugt. Als Sie sich zeigten, war ihre Anerkennung in jedem ihrer Züge zu lesen, allein Ihren Prozeß haben Sie verloren; denn diese Frau wird nie öffentlich zugestehen, was mir der Augenblick der ersten Überraschung so deutlich zeigte.“

„Ich werde sie umbringen!“ murmelte der Oberst halb weinend vor sich hin.

„Das wäre eine Narrheit, man würde Sie fangen und guillotiniern, wie einen andern gemeinen Mörder. Sie können jetzt nichts thun, als mich Ihre unbesonnene Voreiligkeit wieder gut machen lassen. Gehen Sie jetzt.“

Der Oberst gehorchte seinem jungen Wohlthäter, stotterte noch einige Entschuldigungen und ging. Langsam und in schmerzhaften Gedanken versenkt, stieg er die Treppe hinab, als er auf dem letzten Absatz derselben etwas rauschen hörte, und seine Gattinn stand vor ihm.

„Kommen Sie,“ sagte sie zu ihm halb leise und indem sie sich vertraulich, wie einst, an seinen Arm hing. Diese Stimme, dieses Anschmiegen wirkte auf die Wuth, welche im Innern des alten Soldaten kochte, wie ein Tropfen kaltes Wasser, welcher in einen dampfenden Kessel fällt. Sein ganzer Zorn legte sich, er war sprachlos und ließ sich von seiner Frau zum Wagen führen; „Steigen Sie ein,“ bedeutete ihm diese, nachdem der Bediente den Wagentritt herabgelassen hatte.

„Wohin?“ fragte der Bediente.

„Nach Groslay,“ war die Antwort der Gräfinn. Die Pferde durchflogen Paris.

„Mein Herr,“ sagte die Gräfinn mit einem Tone, welcher die innersten Saiten seiner Seele berührte, „ich habe Sie erkannt.“

„R o s i n e,“ antwortete der Oberst mit zitterndem Tone, „das ist ja Alles, was ich für meine vielen Leiden verlange.“ Er zerdrückte zwey große Thränen, welche warm auf die Hand seiner Frau fielen, die er gefaßt hatte und mit Inbrunst drückte.

„Sie können wohl denken,“ fuhr diese fort, „wie viele Überwindung es mich kostete, vor einem Fremden mein inneres Gefühl zurückzuhalten. Wenn es mir zusteht, über meine Lage zu erröthen, so will ich es doch nur vor Ihnen allein. Sie werden mich also wohl, wie ich hoffe, meiner angenommenen Gleichgiltigkeit wegen entschuldigen. Ich habe Ihre Briefe erhalten,“ fuhr sie lebhafter fort, „allein sie kamen erst 13 Monate nach der Schlacht von Gylau in meine Hände, ich erhielt sie geöffnet, beschmutzt, zerrissen und mußte wohl, nachdem Napoleon selbst meinen neuen Ehecontract unterzeichnet hatte, glauben, irgend ein seiner Betrüger treibe sein Spiel mit mir. Um also die Ruhe des Grafen F e r r a n d nicht zu stören, und Familienbande nicht zu zerreißen, mußte ich wohl gegen einen falschen C h a b e r t auf meiner Hut seyn. Hatte ich nicht Recht? Sprechen Sie selbst!“

„Ja, du hattest Recht, meine Gute, und ich war unklug und übereilt, daß ich die Folgen deiner Lage nicht besser bedachte. Aber wohin fahren wir?“ fragte der Oberst, indem er bemerkte, daß der Wagen eben die Barriere la Chapelle passirte.

„Nach meinem Landstz nahe bey Groslay im Thale Montmorency. Dort wollen wir mit einander überlegen, was zu thun ist. Ich kenne meine Pflichten. Ich bin Ihre Gattinn vor Gott und nach dem Rechte, wenn ich es auch nicht in der That bin. Aber wollen Sie, daß wir vor ganz Paris, vor ganz Europa zum Gespötte werden? Wenn Sie über mein Schicksal entschieden haben werden, werde ich mich in Ihren Willen zu fügen wissen, aber bis dahin lassen Sie unser Geheimniß das unsrige seyn, und uns unsere Würde behaupten. Sie lieben mich noch,“ fuhr sie mit sanftem Tone fort, indem sie einen wehmüthig süßen Blick auf den Obersten warf, „und ich war nicht dazu berechtigt neue Bande zu schließen, allein ich will dem Manne, dessen Charakter ich kenne, und auf dessen Hochherzigkeit ich vertraue, mein ganzes Herz eröffnen: ich liebe den Grafen F e r r a n d; — ich will Ihnen nicht sagen, daß er jung, schön und angenehm ist, und daß er mir gefällt, nein, auch wenn er häßlich wäre, würde ich ihn lieben, und ich glaubte dieses zu dürfen. Ich erröthe nicht vor diesem Geständniß, es kann Ihnen schmerzlich seyn, aber es entehrt Sie nicht. Ich betrachte Sie in diesem Augenblicke wie einen Vater, wie einen Freund. Eine geheime Stimme, von Ihrer mir bekannten Herzensgüte aufgeregt, sagt mir, daß Sie so großmüthig seyn werden, mir zu verzeihen. Ich erkenne Sie als meinen Richter und übergebe mich Ihrer Gnade. Der Zufall machte mich zur Witwe, aber ich war nicht Mutter, jetzt bin ich es geworden.“

Der Oberst gab seiner Gattinn mit der Hand ein Zeichen zu schweigen, und fast eine halbe Meile blieben Beyde stumm neben einander sitzen. Endlich sagte er wehmüthig: „Ach, R o s i n e, die Todten sollten im Grabe bleiben, nicht wahr?“

„Nein, o nein! Halten Sie mich nicht für undankbar. Sie finden zwar eine Mutter wieder, wo Sie eine Gattinn zurückließen, aber wenn es auch

nicht mehr in meiner Macht steht, Ihnen meine Liebe zu schenken, so weiß ich doch, was ich Ihnen schuldig bin, und dem Freunde kann und will ich Alles bieten, was —“

„Rosine!“ erwiderte Chabert mit sanfter Stimme, „ich kenne keine Rache! Wenn ich dir harte Bedingungen auferlegen wollte, so geschah es nur, weil ich mein Unglück von dir verkannt, verspottet wähnte. Wir wollen Alles vergessen,“ fügte er mit einem Lächeln hinzu, dessen Anmuth der Widerschein einer schönen Seele war. „Gott bewahre mich von dir Liebe zu fordern, die du mir nicht mehr geben kannst. Die Wuth gab mir dieses ein, die Rache. — Ich wollte dir ein lebender Gewissensbiß in deinem Glücke seyn, welches ich dadurch vergiften wollte — ich schäme mich jetzt dessen.“

Die Gräfinn warf ihm einen so dankbaren Blick für diese Äußerung zu, daß der arme Chabert mit Freuden in seine Grube zu Eylau zurückgekehrt wäre.

„Mein Freund, von allem dem wollen wir später sprechen, wenn wir in einer ruhigern Stimmung sind,“ sprach die Gräfinn, und das Gespräch nahm eine andere Wendung. Sie riefen sich die Begebenheiten ihrer früheren Vereinigung zurück, welchen die Gräfinn durch kleine gemüthliche Nebenbemerkungen einen eigenen Reiz zu geben verstand. Sie weckte die Liebe wieder auf, ohne die Begierde aufzuregen, und zeigte sich ihrem Gatten als den seligen Mittelpunkt einer beglückten Lage.

Sie kamen endlich bey einem großen Park an, in einem malerischen Thale, welches die Hügel von Margency von dem freundlichen Dörfchen Groslay scheidet. Die Gräfinn besaß da ein schönes und angenehmes Landhaus, in welchem für alle Bedürfnisse und Vergnügungen reichlich gesorgt war.

Das Unglück vermehrt das Mißtrauen bey den bösen, so wie es das Wohlwollen bey den guten Menschen vergrößert; so hatte es auch unsern Chabert besser gemacht, als er war; übrigens konnte er ungeachtet seines geringen Mißtrauens sich doch nicht enthalten, seine Gattinn zu fragen: „Du hast dir also schon vorgenommen, mich hieher zu führen?“

„Ja,“ antwortete sie, „wenn ich in meinem Gegner meinen Chabert wiederfinden würde,“ und dabey lächelte sie so anmuthig, daß dieses Lächeln auch noch den letzten Rest von Verdacht aus Chabert's Seele verschenkte.

Drey Tage hindurch benahm sich die Gräfinn mit aller möglichen Sorgfalt und Zuvorkommung gegen ihren Gast. Sie schien durch Theilnahme, Mitgefühl und Freundlichkeit die Erinnerung seiner Leiden vertilgen zu wollen. Sie bezauberte ihn. Am Abende des dritten Tages aber, als sie in ihr Zimmer trat, legte sie die Maske der Fröhlichkeit ab, und warf sich wie eine Schauspielerinn, welche nach einer anstrengenden Rolle in ihre Garderobe tritt, erschöpft auf das Sofa. Sie nahm einen angefangenen Brief hervor, um ihn zu beendigen.

Der Graf Ferrand, dem ein bedeutendes Vermögen zu verwalten oblag, hatte sich zu seinem Secretär einen alten zu Grunde gegangenen Advocaten gewählt, einen durchtriebenen, auf dem Felde der Chicane bewanderten Menschen, der aber seine Stellung bey dem Grafen zu gut kannte, um nicht aus Speculation ehrlich zu seyn. Er hoffte auf diese Art durch den Credit und die Fürsprache seines Gönners zu irgend einem einträglichen Posten zu gelangen. Seine Aufführung in neuester Zeit strafte sein voriges Leben so sehr Lügen,

daß er für einen verleumdeten Mann galt; allein die Gräfinn hatte ihn mit dem Frauen eigenthümlichen Scharfblicke durchschaut und überwachte ihn aufmerksam. Sie wußte den Mann zu fassen und hatte daraus schon Nutzen für ihr Vermögen gewonnen. Der Brief, den sie schrieb, war an ihn gerichtet. Sie ersuchte ihn in ihrem Namen zum Advocaten Derville zu gehen und ihn um Mittheilung der Acten zu bitten, welche den Oberst Chabert betrafen, und wenn er sie gelesen und Abschriften von den wesentlichsten habe nehmen lassen, sogleich zu ihr nach Groslay zu kommen. Kaum hatte sie den Brief vollendet, als sie im Corridor die Tritte des Obersten vernahm, der, ganz ruhig, sie zu besuchen kam.

„Ach,“ sagte sie, als er eintrat, so wie zu sich selbst, „wäre ich lieber todt! Meine Lage ist unerträglich.“

„Was fehlt Ihnen?“ fragte der theilnehmende gute Mann.

„Nichts — nichts!“ antwortete sie, dann stand sie auf, ging aus dem Zimmer, gab ihrem Kammermädchen den Brief und befahl ihr alsogleich nach Paris zu fahren und denselben Hrn. De l b e c q einzuhändigen. Das Kammermädchen fuhr sogleich ab, und die Gräfinn setzte sich auf eine Bank im Garten, welche man vom ganzen Hause aus sehen konnte, damit sie der Oberst alsogleich träfe, wenn er mit ihr sprechen wollte. Der Oberst aber hatte sie schon gesucht, fand sie und setzte sich neben sie auf die Bank.

„Rosine!“ sprach er, „Sie haben Kummer?“

Sie antwortete nicht.

Der Abend war einer der herrlichsten und ruhigsten, womit die Natur uns im Monat Juny erfreut, die Sonne ging eben unter, die Luft war mild und lau, der Himmel rein, eine allgemeine Frische erquickte Pflanzen und Menschen, und im Park mischten sich einige Kinderstimmen in das einfache Zirpen der Grille.

„Sie antworten mir nicht?“ sagte Chabert.

„Mein Gemahl,“ sagte die Gräfinn, das Wort aber stockte ihr im Munde, und sie setzte erröthend hinzu: „Verzeihen Sie, aber wie soll ich anders sagen, wenn ich von Ferrand rede?“

„Nenne ihn nur deinen Gemahl,“ antwortete der Oberst mit himmlischer Güte, „er ist ja der Vater deiner Kinder;“ und der alte Soldat seufzte dabei.

„Nun wohl,“ versetzte sie, „wenn Ferrand mich fragt, was ich so lange hier zu schaffen habe? wenn er erfährt, daß ich mit einem Unbekannten hier gehaust, was soll ich ihm sagen? Darum bitte ich Sie, mein Schicksal zu entscheiden, ich bin auf Alles gefaßt.“

„Meine Liebe!“ erwiderte Chabert, indem er ihre beyden Hände faßte und sie krampfhaft drückte, „ich bin entschlossen, mich deiner Ruhe, deinem Glücke zu opfern.“

„Wäre es möglich!“ schrie die Gräfinn mit einer convulsivischen Bewegung. „Bedenke, daß du dann auf alle deine Rechte, auf deinen Namen, auf dich selbst, und zwar vor Gericht Verzicht leisten mußt.“

„Wie,“ fragte der Oberst, „ist denn mein Wort nicht genug?“

Das Wort „vor Gericht“ war wie Bley auf das Herz des Alten gefallen und hatte sein Mißtrauen wieder erweckt, und er warf auf seine Frau einen edlen aber ruhigen Blick, der sie erröthen machte und ihre Augen zu Boden senkte. Der Mann fürchtete, die Frau, die er noch so sehr liebte, verachten zu

müssen, und die Frau fürchtete, den edlen Charakter *Chabert's* auf eine zu harte Probe gestellt zu haben; diese Ideen waren es, welche düstere Wolken um *Beyder* Stirne zogen.

Da erscholl der Schrey eines Kindes von ferne.

„*Jules!* lasse deine Schwester in Ruhe!“ schrie die Comtesse.

„Wie? Ihre Kinder sind hier?“ fragte der Oberst.

„Ja, aber ich habe ihnen verboten, Sie zu belästigen.“

Der Alte fühlte die ganze Delicateffe dieses Verbots, er faßte die Hand seiner Frau, küßte sie, und sprach: „Lassen Sie sie doch kommen.“

Das kleine Mädchen lief herbey, um sich über ihren Bruder zu beklagen, der Knabe, um sich zu entschuldigen, und beyde Stimmen vermengten sich, indem die Kleinen bittend ihre Händchen zur Mutter emporhoben.

„Zwey entehrte Waisen!“ rief die Mutter in Thränen ausbrechend und beyde in ihre Arme schließend.

„Bist du es, der die Mutter weinen macht?“ fragte der Knabe, indem er *Chabert* einen zornigen Blick zuwarf.

„Schweige, *Jules!*“ befahl die Mutter.

Die beyden Kinder schwiegen, ihre Mutter und den Fremden neugierig anblickend.

„Ja,“ sagte der Oberst endlich mit festem, entschlossenen, aber etwas zitternden Tone, „ich muß wieder unter die Erde hinab, auf ihr ist meines Bleibens nicht, ich seh' es.“

„Nein,“ erwiderte die Gräfinn, „solch ein Opfer kann ich nicht annehmen. Es gibt großherzige Männer, die den Tod wählen, um die Ehre ihrer Dame zu retten, aber sie haben ihr Leben nur einmal hingegeben, Sie aber würden alle Tage sterben. — Nein, das kann, das darf nicht seyn. Wenn es sich nur um Ihre Existenz handelte, aber es handelt sich um Ihre Ehre. Bekennen, daß Sie ein Lügner, Betrüger sind — bedenken Sie — das kann ich nicht fordern, nicht wünschen. — Ach, hätte ich nur meine armen Kinder nicht, ich wäre schon bis ans Ende der Welt geflohen.“

„Aber,“ fiel ihr *Chabert* ein, „kann ich denn nicht hier in Ihrem Landhause leben, als Einer Ihrer Verwandten? Ich brauche ja nichts als ein bißchen Brod und Wasser, etwas Rauchtobak und eine Zeitung.“

Die Gräfinn schwamm in Thränen.

Es entspann sich zwischen *Beyden* ein Kampf von Großmuth, woraus der Soldat als Sieger hervorging.

Eines Abends, als er seine Frau, oder vielmehr eine Mutter in der Mitte ihrer Kinder sah, da faßte er, von dem Familienbilde tief ergriffen, den Entschluß, todt zu bleiben, und sich vor Allem, was daraus für ihn entstehen konnte, nun nicht mehr scheuend, fragte er, was er denn thun solle, um das Glück dieser Familie unumstößlich zu begründen.

„Machen Sie, was Sie wollen,“ antwortete die Gräfinn, „aber ich meines Theils erkläre Ihnen, daß ich mich gar nicht in diese Angelegenheit mische, ich kann nicht, ich darf nicht.“

Delbecq war seit einigen Tagen angekommen, und hatte sich, nach den Instructionen der Gräfinn das Vertrauen des alten Soldaten zu gewinnen gewußt. Eines Morgens fuhr der Oberst mit *Delbecq* nach *Saint-Leu-Taverny*, wo *Delbecq* bey einem Notar den Obersten zu Protokoll vernehmen

ließ. *Chabert* war entrüstet, als er hörte, was man ihm in den Mund legte. „Tausend Bomben!“ schrie er, „da wollen sie mich schön ansehen, für einen Betrüger soll ich gelten!“

„Mein Herr,“ antwortete der pffiffige *Delbecq*, „ich rathe Ihnen nicht zu unterzeichnen. An Ihrer Stelle würde ich wenigstens einen Vortheil von einer jährlichen Rente von 10,000 Franken für mich aus diesem Prozeß ziehen. — Die Gräfinn müßte sie geben.“

Der Oberst warf einen verachtenden Blick auf den Spitzbuben und lief von hundert Ideen aufgeregt wie ein Jüngling nach Hause. Er trat in den Park durch eine Hinterthüre und setzte sich tiefsinnig in einen Kiosk. Der Zufall wollte, daß in der Laube, welche hart an dem Kiosk stand, die Gräfinn in großer Ungstlichkeit saß und ungeduldig nach der Straße von *Saint-Leu* sah. Sie hatte den Obersten nicht gesehen, weil er nicht auf der Straße, sondern durch das angrenzende Gehölz gekommen war. Endlich hörte er Tritte, Jemand trat zur Gräfinn in die Laube, und diese rief ihm entgegen: „Nun, *Delbecq*, hat er unterzeichnet?“

„Nein, Gräfinn, das alte Pferd war stutzig. Es lief davon, daß ich es ganz aus dem Gesichte verlor.“

Da stieg es dem Obersten siedend heiß in die Wangen; er sprang auf, stürzte in die Laube und gab dem Sprecher ein paar der tüchtigsten Ohrfeigen, indem er ihm zurief: „Alte Pferde können auch noch ausschlagen.“

Delbecq entfloß aus der Laube, und der Erzürnte trat nun vor die Gräfinn, welche die Augen niederschlug und in Thränen ausbrechen wollte, welche aber der innere Grimm nicht recht hervorbrechen ließ. Lange sah er sie mit verschlungenen Armen an, dann sprach er: „Weib! ich fluche dir nicht, aber — ich — verachte dich. Jetzt dank' ich dem Schicksale, das uns trennte. Ich fühle in diesem Augenblicke nicht einmal mehr eine Begierde nach Rache; denn ich liebe dich nicht mehr. Ich verlange nichts mehr von dir; deine Kinder, welche dort im Grase spielen, sollen nicht entehrt werden. — Lebe ruhig, ich werde dich nicht mehr belästigen, darauf geb' ich dir mein Ehrenwort, und dieß ist mehr werth als alle Schnurpfeifereyen der Advocaten. Ich werde nie den Namen mehr reclamiren, den ich, das darf ich sagen, in der Welt geltend gemacht habe. Ich will künftig nur der arme Teufel *Hyacinth* seyn, der nichts mehr von der Welt fordert. — Ich will von der Erinnerung leben. — Lebe wohl!“

Die Gräfinn warf sich zu seinen Füßen und wollte ihn zurückhalten, indem sie seine beyden Hände faßte, allein er stieß sie mit Abscheu zurück und entfloß.

Lange Zeit wußten weder *Derville* noch die Gräfinn, was aus dem Obersten *Chabert* geworden sey. Der Milchmann, bey dem er gewohnt hatte, war zu Grunde gegangen und Fiaker geworden. *Derville*, der weder mehr von ihm noch von der Gräfinn sprechen hörte, dachte, sie hätten vielleicht unter sich selbst einen Vergleich geschlossen. Endlich nach 6 Monaten rechnete er die Summe, welche er *Chabert* vorgestreckt hatte, zusammen, legte dessen Empfangsbestätigung und die Acten, welche er aus Deutschland erhalten hatte, bey, und sandte dieses an die Gräfinn *Ferrand*, mit einem sehr artigen Briefe begleitet, worin er um Vergütung der dargeliehenen Summe ersuchte. Schon am nächsten Morgen erhielt er folgende Antwort:

Mein Herr!

„Die Gräfinn Ferrand hat mich beauftragt, Ihnen zu melden, daß Ihr Client Ihr Vertrauen und Ihre Güte gemißbraucht hat. Das Individuum, nemlich, welches sich für den Obersten Grafen Chabert ausgab, hat einbekannt, daß es sich fälschlicher Weise den Namen und die Eigenschaften dieses würdigen Mannes, zugeeignet habe, womit ich die Ehre habe zu seyn

Ihr unterthänigster Diener

Delbecq.

„Es gibt wahrhaftig Menschen, welche schlechter sind, als man sich träumen lassen kann,“ rief Derville, den Brief in der Hand zerknitternd. „Seyd menschlich, großmüthig, seydt Philanthropen, ihr Advocaten, wenn ihr zu Grunde gehen wollt. Meine leichtgläubige Gutmüthigkeit kostet mich da eine Summe, die ich durch zehn Prozesse kaum gewinne.“

Ein Jahr nach Empfang dieses Briefes hatte Derville im Palais des Polizeigerichtes zu thun, wo er eintraf, als eben der Präsident einen Mann, Namens Hyacinth, als Vagabund auf zwey Monate Gefängnißstrafe, und sodann zur Verwahrung in dem Bettlerhospitale zu Saint-Denis verurtheilte. Als Derville den Namen Hyacinth vernahm, blickte er den Delinquenten an, welcher zwischen zwey Gendarmen auf der Bank der Angeklagten saß, und erkannte in ihm seinen falschen Obersten Chabert.

Der alte Soldat saß ruhig, unbeweglich, fast zerstreut, allein ungeachtet der Lumpen, womit er bedeckt war, und des Glends, welches aus seinen Zügen sprach, drückten diese doch einen edeln Stolz aus, und sein Blick hatte einen Ausdruck von Stoicismus. Als er fortgeführt wurde, trat Derville zu ihm und fragte: „Kennen Sie mich?“

„Ja, mein Herr,“ versetzte Chabert.

„Wenn Sie ein ehrlicher Mann sind,“ fuhr Derville mit leiserer Stimme fort, „wie konnten Sie mein Schuldner bleiben?“

Der alte Mann erröthete so sehr, wie ein junges Mädchen, welches von seiner Mutter einer heimlichen Liebshaft beschuldigt wird, dann aber schrie er mit lauter Stimme: „Wie? Hat Sie die Gräfinn Ferrand nicht bezahlt?“

„Nein,“ antwortete Derville, „statt dessen hat sie mir gemeldet, daß Sie ein Betrüger seyen.“

Der Alte hob die Augen gegen Himmel, gleichsam als wollte er ihn um sein Zeugniß ansehen; dann versetzte er: „Mein Herr, wenn Sie mir von den Gendarmen die Erlaubniß dazu erwirken wollen, so will ich Ihnen einen Schuldschein ausstellen, der gewiß honorirt und bezahlt werden soll.“

Auf ein Wort des Advocaten zu dem Brigadier gestattete dieser daß Beyde in die Wohnung des Kerkermeisters treten durften. Hyacinth schrieb wenige Zeilen, stiegelte sie, adressirte den Brief an die Gräfinn Ferrand und übergab ihn Derville. „Mein Herr,“ sagte er, „glauben Sie mir, wenn ich Ihnen auch jene Dankbarkeit nicht bezeigen konnte, welche ich Ihnen schuldig bin, ich fühle sie nichts weniger hier — hier in meinem Herzen. Ein armer Bettler kann leider nichts anders thun.“

„Wie?“ fragte Derville, „haben Sie sich denn keine Jahresrente bedungen?“

„Sprechen wir nicht davon,“ erwiederte der Alte; „wenn Sie wüßten, wie mir dieses Leben zum Elend ist, Sie würden mir dazu Glück wünschen,

daß Sie mich hier trafen. Ich will nichts, ich fordere nichts mehr als den Tod. Mit diesen Worten wendete er sich von Derville, welcher nach Hause ging und seinen Schreiber mit dem Briefe zur Gräfinn Ferrand sandte, welche ihm auch augenblicklich die Summe übermachte, die ihm Chabert schuldete.

Im Jahre 1830 in der Mitte des Monats July ging ich in Begleitung eines Advocaten nach Nis. Als wir auf die Straße von Bicetre kamen, sahen wir unter einer der Linden am Wege einen jener alten, ganz grauen und entkräfteten Armen, welche den Marshallstab der Bettler empfangen haben, indem sie in Bicetre leben, wie die armen Weiber in Salpetriere.

Dieser Unglückliche, Einer jener Zweytausend, welche im Hospitale der Alten beysammen wohnen, saß auf einem Markstein, und schien sich an der Sonne zu wärmen. Der Alte hatte anziehende Gesichtszüge, und war in einen röthlichen Kittel gehüllt, die Livree jenes Hospitals.

„Sehen Sie doch diesen Alten, Derville!“ sagte ich zu meinem Begleiter. „Gleicht er nicht jenen Männchen von Chocolate, welche unsere Zuckerbäcker verkaufen? Und das lebt, und ist vielleicht sogar glücklich.“

Derville nahm seine Vognette, sah den Alten an, und nachdem er eine Bewegung des Staunens gemacht hatte, sprach er: „Der Alte ist ein lebendiges Gedicht.“

Wir gingen rasch vorüber.

„Kennen Sie die Gräfinn Ferrand?“ fragte mich Derville kurz darauf hastig.

„Ja, sie ist eine sehr geistreiche, angenehme Frau.“

„Dieser alte Mann aus Bicetre ist ihr Gemahl.“ — Als Derville meine Verwunderung hierüber bemerkte, erzählt er mir die vorhergehende Geschichte, aber mit einer Menge von Nebenumständen und mit einem außerordentlichen Talente mündlichen Vortrages.

Am andern Morgen schlug ich Derville vor, den Oberst Chabert in Bicetre zu besuchen. Wir begaben uns also dahin, und fanden den Alten auf einem Baumstrunke sitzend, er hielt einen Stock in der Hand und unterhielt sich damit, Linien in den Sand zu ziehen.

„Guten Morgen, Oberst Chabert!“ redete ihn Derville an.

„Ich heiße Hyacinth,“ antwortete er, „und habe Nr. 164 im siebenten Saale, und dabey blickte er Derville ängstlich, mit der Furcht eines Greises und der eines Kindes an. — Sie kommen vermuthlich, um den zum Tode Verurtheilten zu sehen?“ fuhr er nach kurzem Schweigen fort; „er ist nicht verheirathet.“

„Armer Mann,“ sagte Derville, „darf ich Ihnen Geld auf Tabak anbieten?“

Der Oberst hielt gierig seine Hand hin. Wir gaben ihm Jeder ein Silberstück, und er dankte uns, indem er die linke Hand an seine weißen Haare legte. Dann stellte er sich an, als ob er ein Gewehr präsentirte, lud dasselbe, legte es an die Wacke und schrie: „Feuer!“ und gleich darauf beschrieb er wieder Figuren mit seinem Stabe im Sande.

„Seine Wunden und sein Alter haben ihn zum Kinde gemacht,“ sagte Derville.

„Er ein Kind?“ rief uns ein anderer Bewohner von Bicetre zu, der nicht weit von uns stand, „ach, das ist ein alter böshafter Kerl, ein Philosoph.“

„Welch ein Geschick!“ rief ich aus. „Dieser Greis stirbt im Hospitale der Alten, nachdem er Napoleon geholfen Europa zu bezwingen.“

D e r H o c k n a c k .

Herbey, und hör't mich an!
Viel zu erzählen weiß ich.
Kommt, Kinder! Sündbad heiß' ich,
Der weitgereifte Mann.

Was Gulliver? was Klim?
Fort Dänen und fort Britten!
Ihr habt nicht viel erlitten,
Mir aber ging es schlimm.

Hört nur: Ich muß' einmal
In sieben langen Tagen
Den alten Hocknack tragen.
War das nicht Höllenqual?

Wir stießen hart an's Riff.
Hilf Himmel, Welch' Gewinsel!
Ich schwamm an eine Insel,
Und unter ging das Schiff.

Ich ging hinein in's Land.
Der Alte saß gebrechlich,
So schien es, matt und schwächlich
An eines Baches Rand.

Schon ferne winkt' er mir;
Ich trug mit ihm Erbarmen.
„Ach,“ rief er, „hilf mir Armen
Durch dieß Gewässer hier!“

Ich war dazu bereit.
Ich eilte, mich zu bücken,
Ich hockt' ihn auf den Rücken;
Das Wasser war nicht breit.

„Steig' ab!“ so rief ich, als
Wir standen auf dem Raine;
Er aber schlang die Beine
Mir fester um den Hals.

„Was machst du, alter Wicht?“
Ich fing mich an zu rütteln,
Um ihn herabzuschütteln;
Doch es gelang mir nicht.

„Mein Freund, du bist nun mein;
Es hilft dir nicht das Tanzen,
Ich will dich schon kuranzeln,
Du mußt mein Reitpferd seyn.“

Von Neuem sperrt' ich mich.
„Tod oder Knechtschaft! wähle!“
Er preßte mir die Kehle,
Daß mir die Luft entwich.

Was war dabey zu thun?
Ich mußte mich ergeben,
Ihm zu Gefallen leben;
Sein Sclave war ich nun.

Er winkte mit der Hand
(Er sparte gern die Worte)
Nach einem schönen Orte,
Wo Obst in Fülle stand.

Es fand kein Weigern Statt,
Ich muß' ihn zierlich tragen.
Er schmauschte nach Behagen,
Nuch aß ich selbst mich satt.

Ich dachte: Kommt die Nacht,
So muß der Alte schlafen;
Dann willst du ihn bestrafen,
Dann bist du frey gemacht.

Die Rechnung war gefehlt.
Wir streckten zwar uns nieder,
Er ruhte zwar die Glieder,
Doch war ich gleich gequält.

Mein Plan gelang mir nicht.
Die Beine blieben Ketten,
Ich konnte mich nicht retten.
So kam das Tageslicht.

Der Alte ließ nicht los.
Ich mußte, was er wollte,
Und wenn ich gehen sollte,
Gab er mir einen Stoß.

So ging es lange Zeit.
Was hilft es, sich zu quälen?
Man kann sein Loos nicht wählen,
D'rum lernt Gelassenheit.

„Es kann der Tage Lauf
Dir Freyheit noch erwerben.
Der Alte muß doch sterben:
Dann hört das Reiten auf.“

So dacht' ich, und es lag
Ganz dicht vor meiner Nase
Ein Kürbiß in dem Grase,
Den ich vom Stengel brach.

Ich höhlt' ihn aus gar fein.
„Nun hab' ich eine Schale,
Nun schließ' ich meine Mahle
Mit einem Becher Wein.“

O lang' entbehrte Kost!“
Bald fand ich Trauben, pflückte
Die reifsten mir und drückte
Den Kürbiß ganz voll Most.

Ich trank und wurde froh,
Fing an umherzuspringen,
Zu schnippen und zu singen:
Suche! Triumph! Hallo!

Mein Hockack sah mir zu,
Mein Tanzen nahm ihn Wunder.
„Gib mir den Freudenzunder,
Pferd, saufe Wasser du!“

Ungerne gab ich her.
Er aber nahm die Schale
Und trank mit Einem Mase
Sie bis zum Boden leer.

„Das schmeckte!“ rief der Tropf,
„Mein Pferd kann schöne Künste.“
Doch stiegen bald die Dünste
Ihm in den alten Kopf.

Schon hing er schwer und schief,
Benebelt von dem Weine.
Da lösten sich die Beine:
Ich warf ihn ab und lief,

Und lief und sah nicht um,
Kein Wort hab' ich gesprochen.
Hat er den Hals gebrochen:
Ich gebe nichts darum.

Lappé.

B u n t e s.

Von Dr. C. A. Ullepitsch.

In der Natur, wo alles auf das innigste verketet ist, darf man auch die geringste Thatsache nicht verschmähen; wer hätte wohl geglaubt, daß zwey Gläser, die Galiläi eines vor das andere stellte, den Weg zeigen würden, einen neuen Himmel zu entdecken? — Konnte sich wohl der Erste, der da sah, daß Umbra das Stroh an sich zog, schmeicheln, daß diese Thatsache einst auf die Theorie des Donners führen würde. Ja, in der That! die Natur ist Pascal's Kreis ohne Ende — dessen Mittelpunkt überall, und dessen Umfang sich ins Unendliche dehnt.

Herbert, in seinen „Voyages de Perse et des Indes orientales,“ erzählt von den Einwohnern von Angola, daß selbe sogar ihre eigenen Freunde fraßen, in der Meinung, sie könnten ihre Freundschaft für sie nicht besser an den Tag legen, als daß sie den Körper derselben auf eine unzertrennliche Art mit dem ihrigen vereinigten. Man könnte diese Handlung einen schreckbaren Heroismus der Freundschaft nennen. Wenn man des Pylades denkt, der sich selbst zum Opfer anbot, um das Leben des Orest zu retten, und dann die Freundschaftsbezeugung eines dieser Afrikaner dagegen hält, der sich zum lebendigen Grabe dessen macht, was ihm am liebsten ist, so muß man die weite Kluft bewundern, welche die Sphäre menschlicher Ansichten über denselben Gegenstand bis an die Pole der Extreme ausdehnt.

So Manche hört man über die ungünstigen Zeitverhältnisse klagen, und es zeigt sich sehr oft, wenn man tiefer in sie dringt, daß sie selbst nicht wissen, was sie wollen; es scheint mir eine eingewurzelte Redensart von Schwächlingen zu seyn, denn für Jenen, der nicht weiß, wohin er segeln will, gibt es keinen günstigen Wind.

K. K. Hoftheater nächst der Burg.

Sonnabend, den 16. November, zum ersten Male: „Der Buckelige.“ Schauspiel in 5 Aufzügen. Nach dem Englischen des Sheridan-Knowles frey bearbeitet.

Der Tod des kinderlosen Grafen Rochdale wirft einem jungen Seitenverwandten, einem gewissen Wilford, die Titel und Güter des Verstorbenen zu. Diese Nachricht erhält der lachende Erbe in einer Taverne, im Kreise übermüthiger Zechbrüder, die den Überbringer derselben, den Anwalt des verstorbenen Grafen, Walter, einen nicht mehr jungen und noch obendrein mißgestalteten Mann, mit schonungslosem Hohne verspotten. Aufs Äußerste gebracht, will der Mißhandelte selbst Rache nehmen, da tritt Sir Thomas Clifford, auch ein Gast in der Taverne, zwischen die streitenden Parteyen. Er weist mit männlicher Überlegenheit die übermüthigen Jünglinge zur Ruhe, und gewinnt, nachdem jene entfernt worden, durch sein Betragen und seine Persönlichkeit die Liebe Walter's in einem solchen Grade, daß dieser ihm seine Pflgetochter, ein unschuldig, fern vom Verderben der Welt auf dem Lande erzogenes Mädchen, zur Frau anträgt. Clifford geht auf den Vorschlag ein, er begleitet Walter nach seinem Wohnort, er sieht Fanny, das unverdorrene Kind der Natur, er liebt sie, findet Gegenliebe, und Walter verlobt feyerlich das glückliche Paar. Fanny soll nun auch die Stadt, die Welt kennen lernen; in Begleitung ihrer Jugendfreundinn Helene, geht sie nach London; allein der Schimmer der berausenden Welt um sie her blendet ihr ungewohntes Auge, sie verliert die Einfachheit ihres Herzens und ihrer Wünsche, selbst ihre Liebe zu Clifford wird durch den Schwindel des Augenblicks in den Hintergrund gedrängt. Mit Schmerz sieht der Geliebte die traurige Veränderung in der Sinnesart seiner Braut, und nach fruchtlosen Vorstellungen scheidet er von ihr, nachdem er erklärt, daß er, seinem Worte getreu, ihr seine Hand, aber nicht mehr sein Herz geben werde. Der völlige Bruch und das Zurückgehen der Verbindung wird erst durch das Unglück Clifford's herbegeführt, indem dieser die Nachricht erhält, daß ein todtgeglaubter Verwandter, dessen Erbe er geworden, noch lebe, dem er also Rang und Vermögen zurückgeben muß. Zugleich wirbt auch der junge Graf Rochdale um Fanny's Hand. Diese, gereizt durch Clifford's Zurücktreten und von Walter in ihrer Wahl unbeschränkt, nimmt des Grafen Werbung an, und unterzeichnet den Heirathscontract. Mit diesem entscheidenden Schritte aber schwindet der Nebel, der ihre Sinne und ihren Willen befangen hielt, sie erkennt, daß sie Clifford liebe und nur mit ihm das Glück ihres Lebens finden könne; ja als nun Clifford selbst, der verarmte, verstößene, in der Gestalt eines Secretärs und Abgesandten des Grafen vor ihr erscheint, da bricht die ganze Gewalt ihrer ersten Liebe hervor, sie gesteht ihm Alles und beschwört ihn, sie vor der Verbindung mit dem Grafen zu retten. Indessen ist die Stunde der Entscheidung herangekommen. Auf dem Schlosse Rochdale's ist alles zur Verbindung des Grafen mit Fanny versammelt. Die Handlung soll vor sich gehen, und nun erklärt Fanny vor aller Welt ihre Liebe und ihren Entschluß. Rochdale bleibt unbeweglich bey ihren Thränen, da endlich tritt Walter vor, und erklärt, daß Fanny seine Tochter, er selbst aber nichts Veringeres — als der eigentliche, wirkliche Graf Rochdale sey. Wegen seiner krüppelhaften Gestalt von seinem unnatürlichen Vater aus seinem rechtmäßigen Erbe ausgeschlossen, tritt er nach der testamentarischen Verfügung des Vaters, die bey dessen Tode zum Vorschein kam und nach welcher er im Falle des kinderlosen Absterbens des ihm vorgezogenen Verwandten zu seinem Rechte gelangen soll, wieder in den Besitz der Titel und Güter der Grafen von Rochdale. Fanny eilt in die Arme des Vaters, den sie zwar nicht gekannt, aber stets als Vater geliebt hatte, und Clifford, dessen Unglück sich nun auch als scheinbar erweist, und der trotz seines strengen Urtheils über Fanny nie aufgehört hatte, sie auf das innigste zu lieben, erhält von dem glücklichen Grafen die Hand seiner Tochter, die dieser vom Anfang her seinem rechtschaffenen Vertheidiger bestimmt hatte.

Wir haben bey der Inhaltsanzeige des heutigen Stückes nur die äußeren Umrisse der Handlung flüchtig angedeutet, ohne auf das innere Getriebe des Werkes, die Gestaltung und Entwicklung der Charaktere, besonders Rücksicht zu nehmen. Das letztere wäre freylich die interessantere Hälfte unserer Aufgabe gewesen; allein ein kritischer Bericht hat seine Grenzen und über diese hinaus haben wir den unsern nicht anschwellen wollen, zufrieden, wenn unsere Leser durch den hingeworfenen Schattenriß auf das lebend- und farbenvolle Gemälde selbst aufmerksam gemacht wurden. Das Stück ist eine Erscheinung von ganz eigenthümlicher, aber auch so werthvoller Art, daß man sich bey nahe mit der Zeit ausöhnen möchte, weil sie mitten unter dem Wuste halb leerer und halb giftiger Mißbeetgewächse einmal wieder eine so kräftige, gesunde und dauernde

Frucht getrieben hat. Die Gaumen der Mehrzahl zwar sind verwöhnt und verdorben für solche Kost, und es gibt ihrer nicht gar viele, denen sie schmeckt oder bekommt; aber desto höhere Achtung verdient der, welcher sie bereitet und, des bessern Zieles eingedenk, freywillig auf die Bewunderung der Oberflächlichkeit verzichtete. Der Verfasser des „Buckeligen“, Hr. Sheridan Knowles, seinen Werken nach der würdige Träger eines würdigen Namens, ist ein Verwandter des unvergesslichen Dichters der Lästerschule, und seit mehreren Jahren Schauspieler bey dem englischen Nationaltheater zu Coventgarden. Noch ehe er zu seinem gegenwärtigen Berufe übertrat, erregte er um das Jahr 1822 große Aufmerksamkeit durch sein Trauerspiel: „*Virginius*“, ein Stück, welches in seiner antiken Einfachheit bey dem neueren englischen Publicum zwar kein eigentliches Cassenstück wurde, aber wegen seiner hohen poetischen Schönheiten und, zumal in den ersten vier Acten, auch um seiner ergreifenden Bühnenwirkung willen, allgemeinen und verdienten Beyfall fand. Seine spätern Arbeiten, in denen er von der strengen Tragödie zum Lust- und Schauspiel überging, sein „*Hunchback*“ und „*the Wife, a tale of Mantua*“ haben bey der Aufführung einen überaus glänzenden Erfolg gehabt und sind, da sie gleich nach derselben im Drucke erschienen, auch vom Auslande nach ihrem ganzen Verdienste gewürdigt worden. In diesen Stücken, und namentlich in dem „*Buckeligen*“, mit dem wir es vor der Hand allein noch zu thun haben, ist der Verfasser mit strenger Gewissenhaftigkeit den, freylich höchst vortrefflichen, Mustern gefolgt, welche sein Vaterland ihm in den ältern englischen Dramatikern liefert. An Originalität und Tüchtigkeit der Erfindung, an Fülle und Tiefe der Gedanken, an Wahrheit und Vollständigkeit der Charakterzeichnung ist er ihnen auf eine bewunderungswürdige Weise nahe gekommen, aber er hat sich auch in der Form, in der dramatischen Technik, dieselben Willkürlichkeiten, dieselben Unregelmäßigkeiten (wir getrauen uns nicht zu sagen: Fehler) zu Schulden kommen lassen, die wir bey seinen Vorgängern und Meistern, gleichsam als ein nationales Erbtheil, ihren Vorzügen beigelegt finden. Dahin gehört vor allen eine gewisse Abgerissenheit der einzelnen Theile des Ganzen und der Mangel einer zelt-, sach- oder ortgemäßen Verbindung unter einander. Daher jene gewaltsamen Sprünge in der Handlung wie in der Charakteristik, die uns am Ende freylich ein überaus reiches Ganze und ein stets befriedigendes Resultat liefern, die uns aber im Verlaufe des Stückes oft unbequem wurden, weil wir eine Wirkung ohne Ursache sahen, und vielleicht nicht immer aufgelegt, oder nicht im Stande waren, die vor uns liegenden Lücken aus eigener Kenntniß oder eigener Phantasie zu ergänzen. Die englischen Dramatiker fühlten entweder dieß Bedürfniß der Klarheit und der folgerechten Ordnung nicht, oder sie rechneten darauf, daß ihre Zuschauer eben so bereitwillig als verständig ihnen zu Hülfe kommen würden. Im ersten Falle sind wir am Ende doch immer zu einer Art von Tadel, im zweyten aber zu einem billigen Zweifel berechtigt; aus beyden wird es sich dann ergeben, daß wir Deutsche im Grunde nicht Unrecht haben, wenn wir jene Ordnung, Klarheit und Allmätigkeit auch mit zu den Bedingungen eines vollkommenen Drama's zählen. Wir könnten die gemachten Bemerkungen durch eine ansehnliche Reihe von Beyspielen aus der ältern englischen Bühnenliteratur belegen; doch wir kehren zu unserer Aufgabe zurück und wollen versuchen sie in der Kürze auf das vorliegende Stück anzuwenden. Von dem, was wir „*gewaltsame Sprünge*“ genannt haben, finden wir das erste Beyspiel in jener gänzlichen und urpsöflichen Sinnesänderung Fanny's, die wir am Schlusse des ersten Actes als unbefangenes, kindliches, liebendes Mädchen verließen und im zweyten (wenigstens dem Scheine nach) als leichtfertige, herzlose Kokette wiederfinden. Die Möglichkeit, die Wahrheit einer solchen Wendung wird Niemand läugnen, der die weibliche Natur und das Treiben der großen Welt gegen einander zu halten gelernt hat; allein, wie wir sie vor uns sehen, fehlt uns die Ursache der Wirkung, es fehlt uns der Übergang, und die beyden Extreme stehen so haarscharf neben einander, daß wir entweder an einem von beyden, oder an beyden zweifeln müssen. Nicht viel anders wird es uns mit Clifford's schnell auflodernder Liebe im ersten und mit seiner eben so schnellen Trennung im zweyten Acte gehen. Beyde sind möglich und wahr, ihre Nothwendigkeit aber müssen wir glauben; wir sehen sie nicht, denn alles, was zwischen seiner Liebeserklärung und zwischen seinem Abschiede vorgegangen seyn kann und vorgegangen seyn muß, haben wir aus Eigenem hinzuzuthun. Noch mehr zu ergänzen, ja eigentlich zu errathen finden wir im Verlaufe seines Schicksals; seine Verarmung, der Verlust seines Ranges, sein Erscheinen als Secretär des Grafen sind so unbestimmt und dunkel hingestellt, daß man nicht einmal weiß, ob alles das wirklich, oder nur erdichtet und zur Prüfung Fanny's erfunden war. Etwas Ähnliches gibt auch von Walter selbst, seiner Erscheinung und seinem Verhältnisse

zu Fanny. Man wird fragen und man hat gefragt, ob das gefährliche dramatische Experiment mit einer körperlichen Mißgestalt für den vorliegenden Zweck nothwendig war? Die Antwort ist der Verfasser uns nicht schuldig geblieben, aber er gibt sie uns erst am Schlusse des fünften Actes; dort befriedigt sie allerdings unsere Neugierde, denn sie gibt uns den endlichen Aufschluß über alles Vorgegangene, aber sie entschädigt uns nicht für das schmerzliche Gefühl, das uns fünf Acte hindurch ein unverschuldertes körperliches Gebrechen abnöthigte. Da wo der Dichter einen eigentlich großen Zweck zu erreichen hatte, wie z. B. im „Richard III.“, da fällt natürlich die Frage, wie das Bedenken von selbst weg. Zu diesem Uebelstande kommt für den deutschen Zuschauer noch ein anderer, der für den englischen freylich nicht vorhanden ist und folglich dem Verfasser auch nicht zur Last fallen kann; es ist nemlich unsere Unbekanntschaft mit den englischen Successions- und Erbschaftsverhältnissen, auf deren vielfältige Verkettung der Gang des vorliegenden Drama's begründet ist. Manches bleibt uns da dunkel und zusammenhangslos, was dem Engländer klar und geläufig ist, was ihm daher weder Störung noch Aufenthalt verursacht. Auch über die Einmischung der ganz episodischen vom Gange der Handlung durchaus getrennten Liebesintrigue Helenens mit dem Studenten Modus wird der englische Zuschauer nachsichtiger urtheilen als der deutsche, denn jener ist durch seine dramatischen Heroen an solche „nicht nothwendige, aber zierende Beygaben“ gewöhnt und betrachtet sie als das, was sie seyn sollen, als heitere Ruhepunkte und Staffagen zu einem ursprünglich ernstern Gemälde. — Wir haben mit beynahe ängstlicher Sorgfalt alles aufgesucht, was wir als Ursache zu finden wußten, warum das vorliegende Stück auf der deutschen Bühne vielleicht nicht ganz den Erfolg gefunden hat, der ihm auf der englischen zu Theil wurde und zu Theil werden mußte. Ist uns diese Hälfte unserer Aufgabe gelungen, so können wir uns nunmehr ungeheilt der freudigen Bewunderung hingeben, mit der uns das treffliche, geistvolle Werk des Hrn. Knowles erfüllt hat, eingedenk des gewichtigen Ausspruches seines Landsmannes Goldsmith: „Daß man ein poetisches Kunstwerk nicht nach der Abwesenheit der Fehler, sondern nach der Größe seiner Schönheiten messen und beurtheilen solle.“ — Diese Schönheiten aber sind in dem Stücke so zahlreich und von so überwiegender Natur, daß man genug zu thun findet, wenn man sie alle genießen will, und folglich keine Zeit übrig hat, sich den Genuß durch Einwendungen zu verkümmern. Wollte Gott, daß heutzutage nur recht viele Stücke mit solchen Fehlern gemacht würden, wenn sie nemlich zugleich dieselben Vorzüge mit in die Wagschale zu legen haben. Unser deutsches Lustspiel würde sich bey dieser Theilung sehr wohl befinden; denn nicht immer finden wir eine solche Reinheit der Gesinnung, eine so gründliche, wahre Ansicht der Lebensverhältnisse, eine solche Masse tiefer, poetischer Gedanken, solchen Schmuck der Sprache, — ein so großes und edles Dichtertalent. Schon die Erfindung des Ganzen und die Hauptidee, die ihm zum Grunde liegt: die Erziehung und die Prüfung des weiblichen Hergens in der Welt und durch die Welt, beurfundet den gereiften, tüchtigen Mann, der eben so warm empfindet, als richtig denkt, der die menschliche Natur, wie die Erscheinungen der Außenwelt mit sicherem Blicke überseht, und beyde zu schönem, harmonischem Einklang zu führen weiß. In den einzelnen Scenen, wie z. B. in der zwischen Clifford und Fanny im vierten Acte, in der zwischen Fanny und Walter im fünften, bricht eine Tiefe der Empfindung und zugleich eine poetische Wärme hervor, welche diese Scenen und, wir bedenken uns nicht es zu sagen, das ganze Stück den gelungensten Erzeugnissen der englischen Bühnenliteratur an die Seite stellen. — Mögen wir bald von Hrn. Knowles etwas Neues kennen zu lernen haben; die erste Bekanntschaft, die Deutschland mit ihm gemacht hat, ist von so vielversprechender Art, daß die Fortsetzung derselben beyden Theilen nur Ehre und Gewinn bringen kann. — Der Übersetzer des „Buckeligen“, der sich zwar nicht genannt, aber mit diesem, wie es scheint, ersten dramatischen Versuche, recht viel Ehre eingelegt hat, verdient auf jeden Fall Aufmunterung und Anerkennung. Die Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens sind nicht gering; Übung und Bühnenkenntniß, namentlich ein richtiges Unterscheiden zwischen dem, was in England erlaubt, bey uns aber entweder gefährlich oder erforderlich ist, würden diese Schwierigkeiten noch erfolgreicher besiegt haben. Das Ganze aber beweist Fleiß, Sorgfalt und Talent.

Was die Aufführung des „Buckeligen“ auf unserm Hoftheater anbelangt, so bekennen wir der Wahrheit gemäß, daß sie uns den Genuß, den das Stück selbst uns gewährte, noch erhöhte. Hr. La Roche spielte den Walter mit so klarem, richtigem Verstande, aber zugleich so vieler Wärme der Empfindung und Würde in der Erscheinung, daß diese Rolle nicht wenig dazu beygetragen hat, uns den Künstler in seinem ganzen, vol-

len Werthe erkennen zu lassen. Die Art, wie er die gefährliche Bühnenaufgabe löste, einen körperlich mißgestalteten Menschen darzustellen, ohne sich auch nur der Gefahr des Lächerlichwerdens auszusetzen, beweist einen Tact, der nur der ächten Künstlernatur eigen ist. — Mit überraschender Vorzüglichkeit spielte *Mlle. Peché* die Rolle der *Fanny*. Wir haben schon bey anderer Gelegenheit die Bemerkung gemacht, daß *Mlle. Peché* in ihren neueren Darstellungen eine Selbstständigkeit oder eigentlich Selbstthätigkeit entwickelt habe, die ihren früheren Leistungen oft mangelte, und die ihr jetzt so vortheilhaft zu Statten kommt. Die heutige Rolle war ein Beweis von entschiedenem Fortschreiten, und fand auch von Seiten unsers Publicums die volle verdiente Würdigung. Die Scene mit *Clifford* war durchaus gelungen, ja ausgezeichnet. — *Hr. Korn* als *Clifford* bewegte sich mit dem Anstand und der Würde, deren er immer Herr ist. Vielleicht hatte der Dichter bey seinem *Clifford* auf mehr jugendliches Feuer gerechnet. — Vortreflich war *Mad. Unschütz* als *Helene*, einer Rolle, wie für sie geschrieben; eben so *Hr. Fichtner*, als *Modus*, obwohl auffallend passiv, doch vielleicht gerade darum am wirksamsten; so wenigstens erwies sich die Hauptscene, die Liebeserklärung *Helenens*. Die übrigen Rollen sind von geringem Umfange und eben so geringer Bedeutung. *Hr. Herzfeld* als *Lord Flitter*, *Hr. Weber* als *Wilford*, *Hr. Wothé* als *Bedienter Franz* thaten das Ihrige mit Fleiß und Erfolg.

L i t e r a t u r.

„Pfennig-Encyclopädie, oder: Neues, elegantestes Conversationslexicon für Gebildete aus allen Ständen.“ Herausgegeben im Verein mit einer Gesellschaft von Gelehrten von *Dr. D. L. B. Wolff*, Professor an der Universität zu Jena. Leipzig, 1834, bey *Ch. C. Kolmann* n. fl. 4.

Wenn wir der seit einiger Zeit so sehr um sich greifenden sogenannten Pfennig-Literatur in unsern Blättern bisher noch nicht erwähnten, so geschah es lediglich aus dem Grunde, weil diese Erscheinungen, alle mehr oder weniger Nachahmungen auswärtiger Unternehmungen, durch den frappanten Titel, den der Preis dem Scheine nach zu rechtfertigen strebt, als literarische Speculationen Glück machen wollen, was ihnen zum Theile wohl auch gelungen ist. Ob die Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse hier die redliche und einzige Absicht ist, lassen wir dahin gestellt seyn; ob der bibliopolische Stand der deutschen Literatur, wie diese selbst dadurch verbessert werde, braucht wohl nicht erst erörtert zu werden. Um so mehr Lob verdient ein durch diese Epoche begründetes Unternehmen, wie das obengenannte der thätigen *Kolmann'schen* Buchhandlung, worin mit dem wünschenswerthen commerziellen Erfolge unstreitig auch ein bedeutender wissenschaftlicher auf erfreuliche Art verknüpft ist. Schon die Gestalt dieser literarischen Erscheinung, indem sie in keiner der vielbeliebten journalistischen und ganz haltlosen Formen, sondern als eine wohlgeordnete Encyclopädie auftritt, ist ein höchst zweckmäßiger, dem Wissen und dem Gedächtnisse nachhelfender: indeß anderweitige journalistische Lieferungen der Pfennigpresse in dieser Form, wohl eine momentane Belehrung, für das Weitere aber eben so wenig Anhaltspuncte als Hoffnungen gewähren, und bloß darum so construirt erscheinen, um durch ein scheinbar absichtliches Dunterley alle Anordnung und Wahl überflüssig zu machen, und um das Institut in so weit fortsehen zu können, als die Speculation ein günstiges Resultat bietet. Von aller dieser Plans- und Absichtslosigkeit hält sich die „Pfennig-Encyclopädie“ fern, hier werden nicht Aufätze mitgetheilt, weil sich bey dem Verleger noch alte, verwendbare Kupfers- oder Holzplatten vorfinden, hier herrscht nicht jene geschmacklose Unordnung, die nur einer Kaffehauslectüre nachgesehen werden kann: es wird ein dem Wissen durch Inhalt und Form gleich entsprechendes Ganzes geliefert, welches außer diesen inneren bedeutenden Vorzügen, allen durch den Titel mitconcurrirenden Instituten auch an äußeren, nemlich an Eleganz, wie an Wohlfeilheit überlegen ist. Eine umfassende Encyclopädie ist dem minder, wie dem mehr Gebildeten ein gleich erwünschtes Hülfsbuch; wird es durch den billigen Preis auch dem weniger Bemittelten zugänglich, so ist das Institut, wenn es anders mit dem inneren Gehalte nicht beym bloßen Versprechen bleibt, ein lobenswerthes, wahrhaft gemeinnütziges, und ein günstiges kaufmännisches Resultat ist alsdann dem Unternehmer nicht bloß zu gönnen, sondern vielmehr zu wünschen, weil die Wissenschaft dabey zugleich gewinnt. Der gewählte Hauptredacteur dieses neuesten Conversationslexicons, *Hr. Dr. D. L. B. Wolff* in Jena, einst der erste deutsche Improvisator, ist durch sein polnhi-

forisches Streben in der literarischen Welt anerkannt und eignet sich ganz zur Herausgabe eines solchen Werkes. Wie Prospectus und Probe ausweist, darf es die Bezeichnung einer „eleganten“ Ausgabe vollkommen in Anspruch nehmen; der Druck ist neu, scharf und nicht zu klein, die gelungenen, durch Kreuzbauer besorgten Stahlplatten sind eine schöne und zweckmäßige Beygabe. Das Werk, welches mit der Michaelismesse l. J. begonnen hat, ist auf vier Bände oder 32 Monatslieferungen zu sechs Druckbogen, wovon bey jeder zwey Stahlplatten mitfolgen, berechnet, und im Wege der Subscription kostet die Lieferung 30 kr. C. M.; mithin kommt im ganzen Werke, wovon der Text auf feinem Druckvelin, das Artistische auf starkem, sehr weißem Kupferdruckvelin typographirt ist, der Bogen, die Kupfer mit eingerechnet, auf 5 fr. zu stehen — während er in den journalistischen, allen Zweckes entbehrenden Pfenniginstituten noch einmal so viel kostet. Der Titel, den man vielleicht allein tadeln könnte, ist einem ähnlichen englischen Werke, der „Penny-Cyclopaedia“ nachgebildet: jedoch von dieser dem Inhalt nach ganz verschieden und als Original zu betrachten, bildet dieses Buch, das bey zu erwartender großer Theilnahme wohl einen noch rascheren Gang verfolgen wird, eine in populärer Hinsicht beachtenswerthe Bereicherung der Literatur. Die Kupfer werden historischen, landschaftlichen Inhalts, oder Porträte, den Text erklärend und beleuchtend seyn, und die Verlagshandlung, welche bey diesem Unternehmen viele Mühe und Kosten aufbietet, gewährt, trotz des beispiellos wohlfeilen Preises, bey größeren Parthien noch billigere Bedingungen.

In der C. Gerold'schen Buchhandlung am Stephansplatz ist der ausführliche Prospectus dieses Werkes einzusehen und die Pränumeration hierauf eröffnet. p.

„Allgemeines Fremdwörterbuch,“ oder Handbuch zum Verstehen und Vermeiden der in unserer Sprache mehr oder minder gebräuchlichen fremden Ausdrücke, mit Bezeichnung der Aussprache, der Betonung und der nöthigsten Erklärung, von Dr. J. Ch. H. Heyse, weil. Schuldirektor u. s. w. Sechste, sehr vermehrte und verbesserte Ausgabe. Zweyte Abtheilung K — Z. Hannover 1833. Hahn'sche Hofbuchhandlung. S. 446. gr. 8.

Wir haben bereits beim Erscheinen des ersten Bandes dieses wirklich ausgezeichneten Fremdwörterbuches in Nr. 94 eine empfehlende Anzeige geliefert, welche die Vorzüge dieses der Sprachvervollkommnung und Reinigung angehörenden Werkes aus einander setzte. Das Buch hat, wie wir schon dort erwähnten, in seiner ersten Abtheilung eine Bereicherung von 1500 neu hinzugekommenen Fremdwörtern gegen die nächst frühere Ausgabe gewonnen; die vorliegende zweyte Hälfte des Alphabets bringt einen neuen Zuwachs von 2250 Wörtern und überdies einen kleinen Nachtrag von vier Seiten, der Berichtigungen und Nachträge enthält, die wegen des vorgerückten Druckes nicht mehr am gehörigen Orte angebracht werden konnten. Unter den vortheilhaftesten Umständen eines unermüdeten Fleißes und ausgezeichnete Kenntnisse aus allen Zweigen des Wissens hat der sel. Verfasser ein Werk an das Tageslicht gefördert, welches dermalen bey gleich rühmenswerthen Bemühungen seines verdienstvollen Sohnes mit jeder neuen Ausgabe in einer neuen immer vollkommeneren Gestalt erscheint und von der thätigen, viel anbietenden Verlagshandlung so zweckmäßig und solid ausgestattet vorliegt, daß über dem unverkürzten Lobe, das der großen preiswürdigen literarischen Arbeit zugesprochen wird, das bibliopolische Verdienst nicht vergessen werden darf. Werke von so ausgezeichnete Ausführung und allgemeiner Nützlichkeit können den Reinigungsprozeß in der deutschen Sprache nur zum erfreulichen Verfolge bringen und geben sogar der gern mit Floskeln prunkenden Oberflächlichkeit Mittel an die Hand, bey Nachforschungen um den eigentlichen Sinn des Nichtverstandenen Interesse an gründlichem und wahren Wissen zu finden. Heyse's „allgemeines Fremdwörterbuch“ ist unstreitig ein Werk, das dem literarischen Fleiße Deutschlands Ehre macht und durch seine Gediegenheit und Verlässlichkeit bald den Sieg über die hier mitconcurrirenden Complicationen erringen wird; gut, in jeder Rücksicht, daß es einem Verleger zufiel, der in seinen Artikeln die verschiedenartigen Interessen eines großen Publicums so glücklich zu berücksichtigen und seinen literarischen Unternehmungen durch verbreitete und erleichterte Theilnahme (der Preis dieses sechzig gr. 8. Bogen starken Werkes ist nur 3 fl. 24. kr. C. M.) auch den verdienten glücklichen wissenschaftlichen Erfolg zu sichern weiß. p.

„Steiermärkische Zeitschrift.“ Redigirt von Dr. C. G. v. West, F. R. v. Thinnfeld, Dr. G. F. Schreiner, Alb. v. Muchar und herausgegeben vom Ausschusse des Lesevereins am Johanneum zu Graz. — Graz 1833. XI. Heft.

Nach einem langen Zwischenraum seit dem Erscheinen des X. Heftes ist endlich das vorliegende erschienen, dessen bedeutendste Aufsätze unstreitig v. Muchar's „Beiträge zur Geschichte der altnorischen Berg- und Salzwerke,“ dann Professor Anker's „Übersicht der steiermärkischen Gebirgsverhältnisse“ sind, — ersterer dem Geschichtsforscher, letzterer dem Mineralogen um so werthvoller, da die ältere Bergwerksgeschichte eben so wichtig, als bisher wenig bearbeitet ist, — da auch der mineralogische Reichthum des Landes einen höchst anziehenden Stoff, und der unermüdete Fleiß und die gründlichen Kenntnisse beyder Verfasser eine ausgezeichnete Bearbeitung lieferten. — Unter der Rubrik: „Kritik“ finden wir eine Beurtheilung von Ryselak's „Reisen,“ scharf und herbe, wie sie kaum nöthig war, da des Verstorbenen Reiseskizzen ohnehin bald in Vergessenheit kamen. Möchten doch ähnliche Recensionen andern Werken zu Theil werden, welche mit unverschämter Prahlerey ins Leben tretend und keiner Förderung genügend, dennoch in manchen Zeitschriften bezahlte, oder selbstgemachte Lobhudelenen finden, die freylich auch Recensionen heißen! über den „Abriss des Trauerspiels: König Thordo,“ von C. G. Ritter von Leitner, enthalten wir uns der näheren Würdigung, da das Erscheinen des ganzen Trauerspiels gewärtiget wird. — Waringer's Aufsatz: „über ältere plastische Künstler der Steiermark“ hätten wir bey dem so fühlbaren Mangel einer vaterländischen Kunstgeschichte chronologisch und überhaupt näher ausgeführt gewünscht. Unter den sehr interessanten Notizen erscheint auch eine wichtige historische Berichtigung vom Verleger. — Die auf dem Umschlage angekündigte Herabsetzung des Preises der ersten sechs Hefte auf den sehr unbedeutenden Betrag von 24 Kr. C. M. für jedes Heft dürfte den Absatz dieser gerade sehr interessanten Abtheilung ungemein begünstigen.

E.

Der Affantée in Wien.

Als ausgezeichnete Merkwürdigkeit für den Naturforscher und den Künstler verdient dieser nunmehr in Wien befindliche Einwohner des innern Afrika die Aufmerksamkeit des gebildeten Publicums. Geboren in Dompasie, der bedeutendsten Grenzstadt des Affantée-Reiches, mit reichen Kluren, unter 6 Gr. 11 M. 30 S. nördl. Br., an der Hippokrene Afrika's, dem Beredsamkeit einschöpfenden Böhmen, wenige Tagreisen von der Hauptstadt Coomassie, kam er über Cape-Castle an der Goldküste nach Europa. Sein fernes Vaterland und die zum Theile sehr hohe Cultur der Nation, zu der er gehört, so wie die kriegerischen Unternehmungen derselben, welche noch vor wenigen Jahren die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich gezogen haben; das Eigenthümliche seines theilweise ungemein schönen Körperbaues und seiner Gesichtsbildung, wodurch sich diese, aller Wahrscheinlichkeit von den Abyssiniern herstammende Menschenrace, von den Negern der Küstenländer unterscheidet, erregte schon bey den achtbarsten Naturforschern, Anatomen und Künstlern der Kaiserstadt, welche ihn besichtigten und untersuchten, in anthropologischer und plastischer Hinsicht eben so lebhaftes Interesse, als ihm schon früher von Gelehrten und Künstlern in München gezolet wurde. Er darf daher bey seiner öffentlichen Ausstellung (in der Leopoldstadt am Anfange der Ladorstraße, im Hause zum weißen Schwan, dem Hugelman'schen Kaffehause gegenüber) mit Recht zahlreichen Zuspruch hoffen.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schich.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Dienstag, den 3. December 1833.

145

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. E. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. E. M. des H. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. E. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Der weiße Luchs der langen Messer *).

Erzählung aus dem „Forget me not“ für 1832 von William L. Stone, Esq.

Und manche düß're That ercettet noch
Die Sage vom Vergessen, gibt Bericht
Von Heldenmuth, und vom gesch'hen Unrecht.
Yamoyden.

Ich komm', wie Einer, der der Grausamkeit entschlüpft,
Von Herzen, die nicht Mitleid kennen, raderfüllt,
Die Weisenthänen trinken, sich im Blute baden,
Und denen Schmerzenslaute süße Töne sind.
Gustavus Vasa.

Weyn Herannahen einer hellen Decembernacht im Jahre 1756 stand eine Gruppe junger Officiere auf dem bleichen und kahlen Gipfel des französischen Gebirges**), in der Entfernung einiger Schußweiten in gerader Richtung von dem brittischen Besatzungsorte William Henry, in der Nähe des Georgsee's.

Die Luft war scharf, aber, da sie bewegt war, weniger streng und schneidend, als sie es um diese Jahreszeit in einer so hohen amerikanischen Breite zu seyn pflegt. Der Schnee bedeckte den Boden mehrere Fuß hoch; die Oberfläche, durch einen frisch gefallenen Thau angefeuchtet, hatte die Kälte mit einer so starken Eiskruste überzogen, daß sie einen leichtfüßigen Jäger, Kundschafter, oder Wilden zu tragen vermochte.

Der Mond war auf, doch Nacht war es noch nicht, wie's in Childe Harold heißt; — denn außerdem, daß die glanzvolle Nachtkönigin, und das zahllose Heer der glitzernden Sterne ihr Dunkel lichteteten, wurde der nördliche Theil des Himmels auch noch vom Nordlichte überstrahlet, das in prachtvollen Strömen vom Horizonte herausschoß, und sich quer über den Himmel spannte, in abwechselnder Schönheit und ungewöhnlicher Pracht.

In der Absicht dieses erhabene Schauspiel mit größerem Vergnügen zu betrachten, verließen der Capitän Thorndyke und mehrere seiner Gefährten die Besatzung, und erklimmen den Gipfel des Gebirges, von dessen stolzer Höhe sie die Berge übersehen konnten, welche in der Richtung von Canada, auf der nordwestlichen Seite des See's gleichsam dahinfließen. Die Anstrengung wurde ihnen auch reichlich vergolten. Der Anblick dieser schönen Na-

*) So nannten die nordamerikanischen Wilden die Engländer.

**) In Nordamerika.

turererscheinung, deren Ursache der menschliche Verstand bisher zu erklären nicht im Stande gewesen, war an diesem Abend besonders großartig und erhaben; so daß er selbst die Bewunderung derjenigen erregte, welche, wie unsere Gesellschaft, an dieses bildreiche Feuerwerk des Himmels gewöhnt waren. In einem Augenblicke war eine beträchtliche Strecke des Bogens der nördlichen Halbkugel durch eine schnell auf einander folgende Reihe von Lichtstrahlen erleuchtet, schneller als das Auge blinzen kann, sanft und silbern wie die flockige monderhellte Wolke. Darauf folgten plötzlich Ströme von verschieden gefärbtem Lichte, die in allen Richtungen weit in der Ferne verglommen. Dann folgte ein breiter Lichtschein von noch strahlenderem Glanze, der aufwärts wie eine Wolke von unzähligen kleinen Lichttheilchen zerbarst. Diese Blitze wurden überstrahlt durch glanzvolle Säulen, welche heraufschossen, sich quer über zwey Drittheile des sternbesäeten Himmels wie Bogen spannend, und nun hinwegströmten, sich in tausend blihende prachtvolle Strahlen zertheilend, die sich einander in zahlloser Reihe folgten, und in der schönsten Mannigfaltigkeit spielten. Hier und da glühten Strahlen von weißem und rothem Lichte quer über den Himmel, welche in anmuthigen Krümmungen weit über den Zenith schossen, bald hochkirschroth gefärbt, und bald jede Farbe des Regenbogens entfaltend, welche sich dann mit einander vermischten, und Bilder von unbeschreiblich schönem Glanze und stets wechselndem Farbenspiele darboten. Diese schönen Lichtverbindungen, welche nach einiger Zeit dahinstarben, ließen ein blaßes weißes Glimmen zurück, ähnlich dem Lichtwiderscheine eines Schneegebirges, oder einem breiten silbernen Vorhange, der sich an seinem oberen Ende verwischte, bis diese Prachtbilder sich verloren und in dem tiefen Azur dahinschmolzen. Plötzlich aber drangen neue Ströme von ätherischem Lichte gleich Myriaden von Raketen herauf, die einander in zahllosen lichtvollen Flügen und in schneller Aufeinanderfolge jagten, und in verschiedenen Abstufungen der Helle den Himmel abermals erleuchteten, wo möglich schöner und prachtvoller noch als zuvor, von dem schimmernden Dufte übergehend zu den glühenden Tinten der glänzenderen Scharlachfarbe und des noch tieferen Incarnats.

Selbst Thordyke, der eine Einbildungskraft besaß, eben so lebhaft und glühend wie diese blihenden Meteore, welche er bewundernd anstarrte, war ganz verloren im Anschauen dieses glanzvollen Chaos von feurigen Kugeln und Pyramiden, Säulen und Schneckenkrümmungen, Strahlen, Pfeilen und Feuerkugeln, so herrlich und prachtvoll erglühend, als ob das Licht aus den Räumen des Aufenthaltes der Seligen selbst hervorströmte. Jede Lichtabstufung stellte sich in jeder Formverbindung, so schön nur die unerschöpfliche Natur sie erfinden konnte, nach und nach dem entzückten Auge der Schauer dar; und sie würden vielleicht die ganze lange Nacht hindurch dieses prachtvolle Schauspiel mit Ehrfurcht und Bewunderung betrachtet haben, wären sie nicht aus ihren himmlischen Träumereien durch den Schuß eines Carabiners aufgeschreckt worden, welchem in verschiedenen Zeiträumen die wiederhallende Entladung derselben gefährlichen Waffe folgte, so wie auch der gellende Ton des noch unwillkommeneren Lautes Sas-sak-kwi, das ist des indianischen Kriegsgeschreyes. Die Gesellschaft hatte keine Waffen bey sich als ihre Seitengewehre, Thordyke ausgenommen, der seine Pistolen im Gürtel stets mit sich trug. Da man die Anzahl der Feinde, welche so plötzlich ihre erhabenen Betrachtungen störten, nicht kannte, und da man nicht träumte, daß ein Feind in der Nachbarschaft herumspähe, flohen die Officiere in gerader Richtung den

abschüssigen Bergrücken hinab, und gewannen das Fort mit der Schnelle des Hirsches; während Thordyke seine Pistole auf die düstere Gestalt eines Indianers, der schnell hervortrat, um seine Flucht zu verhindern, losgebrannt hatte. Das Abenteuer hatte weiter keine üblen Folgen, außer einer unbedeutenden Fleischwunde, welche einer der Unterofficiere erhielt; und da die Angreifer es nicht wagten, das Gebirge verfolgend herabzustürzen, so war die Begebenheit zu Ende, wenigstens in so weit, als das Gefecht dann für den übrigen Abend nur ein lustiger Gegenstand der Unterhaltung unter den übrigen Gefährten wurde, und zwar auf Kosten der Sterngucker.

Früh des andern Morgens nahm Thordyke eine Truppenabtheilung, und machte auf den Schauplatz des gestrigen Abenteuers einen Ausfall, um die Waldungen in der Nachbarschaft auszuspähen. Der Feind, der in der That bloß eine kleine Anzahl herumsehender Irokesen war, die im Dienste des französischen Befehlshabers zu Ticonderoga stand, und zu einem räuberischen Ausfalle gegen einige Grenzniederlassungen der Colonie bestimmt war, hatte bereits die Flucht ergriffen, Blutstreifen auf ihrer Spur zurücklassend, wodurch es außer Zweifel gesetzt wurde, daß Thordyke's Schuß aufs Gerathewohl nicht ohne Wirkung geblieben war. Diese Spur den westlichen Abhang des Gebirges hinab verfolgend, entdeckte Thordyke und seine Gesellschaft, einige Meilen unterhalb des weiten Bassins, das noch heut zu Tage unter dem Namen des „blutigen Teiches“ bekannt ist (also benannt von der gänzlichen Niederlage der Armees des Baron Dieskau an diesem Platze, durch die Streitkräfte des Sir William Johnson, und der Mohawks unter Hendrick fünfzehn Monate früher) einen Indianer von großer Statur, in einer sitzenden Stellung, an den Stamm eines ungeheuern Sumachs zurückgelehnt. Als man sich dem Wilden näherte, war er zwar noch am Leben, jedoch sehr schwach vom vielen Blutverluste, und erstarrt vor Kälte. Man brachte ihn menschenfreundlichst in die Festung, und behandelte ihn so sorgfältig und mit so gutem Erfolge, daß er noch in demselben Winter, als die Franzosen von Crown Point und Ticonderoga aus einen Versuch machen wollten, das Fort William Henry durch einen Überfall zu nehmen, er so ziemlich, wenn auch nicht ganz, hergestellt wurde. —

Der Feldzug, dessen wir so eben erwähnten, war gut von dem französischen Befehlshaber entworfen. Montcalm hatte die Absicht, in der Ode des Winters über den zugefrorenen See zu setzen, und so schnell zu den Festungswerken gelangend, selbe im Sturm zu nehmen; auch war sein Plan dem Gelingen nahe, denn, ungeachtet der großen Wachsamkeit des Majors Ayers, des brittischen Befehlshabers, würde der Überfall vollkommen gelungen seyn, hätte sich nicht ein besonderer Zufall ereignet, den wohl nur Wenige außer dem luchsaugigen Thordyke beachtet haben würden. Als Mameahne, der indianische Gefangene, oder um seinen Namen in einer christlichen Sprache zu bezeichnen: „Er der geht,“ im Stande war herumzugehen, erlaubte man ihm öfters von der Höhe der Verschanzungen seine Blicke herumschweifen zu lassen; jedoch hatte man eine besondere Achtsamkeit auf ihn, um ihn nicht entwischen zu lassen. Als er nun einmal wieder auf die Wallhöhe kam, wurde er von dem schnellen Auge Thordyke's bemerkt, wie er plötzlich sich in die Höhe richtete, seine Ohren spitzte, und den Wind, der über den See einherzog, mit weit von einander stehenden Nasenflügeln einschüffelte. Sein Auge erglühete dabei von einem wilden Glanze.

Obgleich nun der Indianer plötzlich diese augenscheinlichen Bewegungen einstellte, und seinen kalten gleichgültigen Ausdruck der Gesichtsbildung wieder annahm, war diese Anzeige doch schon hinreichend. Die Besatzung wurde augenblicklich unter die Waffen gestellt, die Wachen wurden mit Anbruch der Abenddämmerung verdoppelt, und jede Vorsicht wurde angewendet, um sich gegen einen Überfall zu schützen und einen Sturm abzuschlagen. Spät in der Nacht bemerkte man eine Truppsäule, welche sich mit der Stille des Fuchses annäherte. Wie sie dem Forte nahe kam, trennte sie sich in verschiedene Abtheilungen, oder war im Begriffe jenes Manöver zu unternehmen, als ob man zu gleicher Zeit drey Angriffe machen wollte. Doch einige lebhaftes Artilleriefalven, obwohl nicht hinlänglich gut gerichtet, um vielen Schaden anrichten zu können, benachrichtigten den Feind, daß man seinen Bewegungen zuvorgekommen sey. Die Folge eines so unfreundlichen Empfanges war der augenblickliche und schnelle Rückzug. Die französische Expedition bestand zum Theile aus Indianern, und da Ma-me-a-h-ne den Wunsch aussprach sich an seine Freunde anzuschließen, so wurde er auf die Fürsprache Thorndyle's entlassen.

Mit dem Abschiede der „Jahreszeit des Schnees“ wurde unser Held abgeschickt, um in den Reihen von Rodgers und Putnam zu dienen, welche dazu bestimmt waren, die Grenzen der Colonien von New-York, Massachusetts und New-Hampshire zu vertheidigen, die oft durch die plötzlichen Einbrüche der Franzosen und Indianer ernstlich leiden mußten. In diesem Kriegsgeschäfte übertraf Thorndyle alle Officiere seines Ranges an Geschicklichkeit und wetteiferte selbst mit seinen berühmten Führern in Brauchbarkeit und Tapferkeit, bis sein Name, gleich den ihrigen, bald längs der ganzen Küste den Indianern zum Schrecken wurde. In der That verdiente er nicht mit Unrecht wegen der Schnelle seines Blickes, wegen seiner unermüdeten Wachsamkeit, seiner Vorsichtigkeit einen Hinterhalt oder Überfall zu bewachen, und wegen der Tollkühnheit seiner Angriffe, den Namen: Wauba-kar-ka-jan, oder „der weiße Luchs der langen Messer,“ den ihm die Indianer gaben. Glücklicherweise verfolgte er eben eine Abtheilung plündernder Irokesen in der Nähe der Gewässer von Connecticut, während der denkwürdigen Einnahme des Forts William Henry durch die Franzosen und Indianer unter Montcalm im Sommer des Jahres 1757. Er hatte daher keine Kunde von dem schrecklichen Blutbade, welches der Übergabe dieser Festung durch den tapfern aber unglücklichen Monroe folgte; eine That, die eine der blutigsten Seiten in den Annalen der Geschichte Amerika's ausmacht, und deren Andenken für immer den Namen Montcalm brandmarken wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Über die Dresdner Kunstausstellung.

Dresden, im August 1833.

Erster Besuch.

Weniger reich als andere Jahre ist diesmal unstreitig unsere Ausstellung, denn wenn wir von den 727 Nummern, aus denen sie besteht, alle Studien, Zeichnungen, architektonischen Risse und Schularbeiten abrechnen wollten, so würde die Zahl sich sehr verringern. Unter dem, was dann zu beachten bleibt, ist manche recht brave Arbeit, aber das eigentlich jugendlich-kühne, geniale Vorwärtstreben zeigt sich hier im historischen Fache weniger als an andern Orten. Indes wollen wir das Vorhandene unparteiisch und dankbar betrachten. Die Hauptzierde der Ausstellung ist ein herrlich ausgeführtes weibliches Porträt, Kniestück in Lebensgröße, vom Professor Vogel von Vogelstein

gemalt. Die Ähnlichkeit ist treffend und sehr charakteristisch aufgefaßt, aber dieß abgerechnet, würde dieß Gemälde stets ein sehr interessantes Galleriebild machen: die freundliche Gutmüthigkeit und seelenvolle Heiterkeit in dem Ausdruck der Züge, die edle anspruchsfreie Haltung der schönen Gestalt, die, auf einem Sofa sitzend, über das, was sie eben las, zu sprechen scheint, haben bey wohlthuender Ruhe doch einen ganz eigenthümlichen Zauber. Das Gewand, welches sich im trefflichen Faltenwurf der hohen Gestalt anschniegt, ist von einem seidenen Stoff, die Farbe ist schillernd, ein sanftes Grün und Roth spielen in einander; jede Falte ist der Natur abgelauscht. Blondenärmel umhüllen wie ein zarter Nebel den schönen Arm, um den sich ein reichdurchwirkter türksischer Shawl schlingt; das kastanienbraune Haar ist leicht aufgesteckt und fällt in vollen Locken um die freundlich blickenden Augen; eine Perlschnur faßt das Haar und das reiche Schloß derselben schmückt die Stirne. Die rechte Hand ruht auf dem Sofakissen, in der herabgesunkenen Linken hält sie das Buch. Alles ist in diesem Bilde so wahr und natürlich und so voll Grazie, daß man immer mit neuer Freude dabey verweilt.

Prof. Hartmann stellte zwey anmuthige kleine Bilder aus, einen „Amor“ und einen „Bacchus,“ beyde als Kinder dargestellt, beyde schlafend. Amor ruht auf einem Löwen in einer blühenden Landschaft; an den kleinen Bacchus, der unter einer Rebentaupe in süßer Trunkenheit einschummerte, schmiegt sich ein zahmer Panther lieblosend an; diese Darstellung ist, noch lieblicher und ausdrucksvoller als die des Amor. Derselbe vielverdiente Künstler stellte auch noch das Porträt einer Mutter mit ihrem Kinde aus, treu und wahr der Natur nachgebildet; nur ist es Schade, daß seinen Werken der eigentliche Zauber des Farbenschwelges fehlt, da die Halbtrinten alle getrübt und schwärzlich grau erscheinen. Ganz im entgegengesetzten Fall befindet sich Prof. N ä c k e, dessen Werke stets eine fast übernatürliche Farbenpracht haben; bey so denkenden und erfahrenen Männern, wie diese beyden Künstler sind, liegt dieß sicher an dem Bau des eigenen Auges, denn jeder stellt gewiß die Natur ganz so dar, wie sie ihm selbst erscheint. Sehr passend ist diese reine Farbenglut zu dem Gemälde, welches Prof. N ä c k e ausstellte, es ist noch gar nicht vollendet (wie er selbst bemerkte), aber es verspricht schön zu werden: in die Gefilde des Morgenlandes versetzt uns der Zauberpinsel des Künstlers; vor dem in wohlwollender Würde und männlicher Schönheit in der Mitte stehenden Boas sinkt Ruth, die fromme Ahnenleserin, demüthig in die Knie etwas rückwärts sieht man mehrere liebliche Mädchen mit Garbenbinden beschäftigt, neugierig auf den hohen Gebieter blickend; jugendliche Diener sind rund umher beschäftigt, die Landschaft sowohl als die Gestalten sind mit dem heitern Farbenglanz des Orients übergossen; wir freuen uns zum Voraus dieß Gemälde nächstes Jahr vollendet zu sehen. Adolph Zimmermann behandelte den nemlichen Gegenstand recht glücklich; ein solches Zusammentreffen ist stets sehr interessant; sein Bild hat geringern Umfang, aber die Gestalten sind von gleicher Größe; der Charakter derselben ist weniger ideal und anmuthig, aber unstreitig ersetzen sie dieß durch ächte patriarchalische Würde, Einsicht und Wahrheit; die tiefe dunkle Farbenglut ist passend hierzu. Auf ähnliche Weise ist es recht interessant, daß uns Woldemar Hottenroth aus Rom gerade jetzt ein großes Ölgemälde von eigener Composition schickte, Macbeth vorstellend, auf der Heide den Zauberschwestern begegnet, wo die eben erschienenen trefflichen Umrisse unsers K e h l s c h zum Macbeth in den Händen aller Kunstfreunde sind. Das Werk unsers jungen Künstlers hat wahre Verdienste und verdient Beachtung: Er stellt Macbeth und Banquo zu Pferde vor, dieß gibt wohl dem Ganzen etwas Großartiges und verschafft dem Künstler Gelegenheit sein Studium und seine Geschicklichkeit zu zeigen; dieß that H o t t e n r o t h auch mit wahrer Bravour; die sich bäumenden Rosse, die die unheimliche Nähe spüren, sind vortrefflich, besonders das weiße des Macbeth ist meisterhaft ausgeführt, doch schadet die Größe der Thiere, bey einem Gegenstand, der doch keine Schlacht ist, sehr leicht dem Ausdruck der Gestalten; um das Gleichgewicht herzustellen, läßt hier der Künstler seine Heryn in der Luft schweben, der böshaft lauernde, verlockende Ausdruck sowohl, als der großartige Ernst dieser Töchter der Hölle ist sehr richtig aufgefaßt, doch erscheinen die im Umrisse von K e h l s c h mit ihrer festern Stellung noch bey weitem grauenvoller und phantastischer, so wie auch die beyden Männer im Umriß noch bedeutender sind. Die schillernden Farben der Gewänder im Gemälde sind gut gewählt und der lüftern züngelnde goldne Drache als Helmschmuck Macbeth's recht passend; die verkürzte Stellung von Banquo's braunem Rosse ist nicht angenehm; der düstere graue Farbenton ist hier wohl nothwendig, doch möge dieser talentvolle Künstler sich hüten vor einer gewissen trüben Undurchsichtigkeit und Schwerfälligkeit der Farben, zu der er einen Hang zu haben scheint; seine beyden armenischen Geistlichen vom Berge Libanon bewähren dieß, aber es sind treffliche Charakterköpfe. Von dem leider so früh in Rom

verstorbenen jungen Künstler Anton Dräger aus Bonn ist eine sehr liebliche Lautenspielerinn hier, Kniestück in Lebensgröße; dieß Bild erscheint wie eine Canzone von Petrarca; unter einem Lorbeergebüsch, wo man nur von fern den tiefblauen Himmel sieht, sieht die hohe sanfte Jungfrau, sie ist mehr mit dem Rücken nach uns gekehrt, doch zwanglos wendet sie das holde Köpfcgen, helles Goldhaar schmiegt sich unter dem Perlneß um die klare Stirn und umstrahlt den sanftgebogenen Nacken; ein Himmel voll Unschuld und seelenvoller Innigkeit liegt in diesem dunkelbraunen Auge, der zarten stillgeschlossenen Rosenblüthe des kleinen Mundes, in der südllich warmen und doch fast farblosen Lilienweiße dieser Haut! in schwerer faltenreicher Fülle umhüllt das purpurne sammtartige Gewand die holde Gestalt, nur die feine linke Hand ist noch sichtbar, die Laute haltend; der stille Ernst dieses Bildes zieht nicht so an auf den ersten Blick, als es unwiderstehlich fesselt, je länger man es betrachtet.

(Die Fortsetzung folgt.)

K. K. privil. Theater in der Josephstadt.

Der beliebte und in so mancher Rücksicht sehr verdienstvolle Sänger Hr. Pöck gab am 19. November Rossini's „Wilhelm Tell,“ welcher zum ersten Male auf dieser Bühne erschien, zu seinem Benefice. Die Oper wurde hier in einer eigenen Einrichtung, in drey Acte zusammengezogen und daher mit den nöthigen Abkürzungen gegeben, wodurch wir allerdings so manches schöne Musikstück nicht zu hören bekamen, hinwieder aber mit der Ausführung des Ganzen sehr zufrieden seyn mußten. Trotz dem, daß kürzlich ein auswärtiger Beurtheiler Rossini's „Tell“ höchst unvollkommen und weder nationell noch charakteristisch fand. ist man hier in Wien so frey, die Oper für eine äußerst gelungene Schöpfung des genialen Tondichters zu erkennen, und da man lange genug das Vergnügen entbehren mußte, diesen schönen Melodien in einem Opernhause zu begegnen, so verdient Hr. Pöck doppelten Dank für diese Wahl, welche zugleich seinen musicalischen Geschmack in sehr guter Weise kund gibt. Der Beneficiant selbst war in der ersten wie in einer der nächsten Vorstellungen, die wir zu hören Gelegenheit hatten, durchaus sehr brav; seine schönen Mittel zeigten sich, von seiner weichmelodischen Mittellage bis zu den diesmal oft und anstrengend wiederkehrenden hohen Tönen, in einer so angenehmen als kunstgemäßen Entfaltung, und der Beyfall, dessen er sich fast in jeder Solostelle zu erfreuen hatte, und der namentlich in der Introduction des ersten, in dem ausgezeichneten Terzett des zweyten und bey der Stelle des großen Ensembles (hier Finale) im dritten: „Mein Blut will ich vergießen“ zum rauschenden Vorwurf wurde, zeigte, wie sehr das Publicum kunstgerechte und entsprechende Leistungen zu würdigen weiß. Wir nannten bey dieser Veranlassung die drey Nummern der Oper, welche in der hierortigen Auführung am meisten gefielen, dürfen jedoch hier nicht der präcis exquirten Overture und des Duettes zwischen Hrn. Demmer, Arnold, und Ule. Segatta, Brunck, im Eingange des zweyten Actes vergessen. Ule. Segatta ist in dieser Parthie überhaupt eine erfreuliche Erscheinung, indem sie sich alles dessen enthält, was wir in andern Auführungen zu dem Störenden zählten und wiederholt rügen mußten. Hr. Demmer singt den Arnold — es will uns bedünken, nicht mit sehr viel Liebe, aber correct und genügend. Ule. Kratky, Tell's Weib, und Ule. Dielen, Gemmy, Hr. Borschitzky, Fürst, Hr. Preisinger, Melchthal, füllen ihre Stellen recht entsprechend aus und namentlich verdienen die beyden erstgenannten Sängerinnen gebührende Anerkennung. In Hrn. Koch, dem Darsteller des Geßler, eine Parthie, die in der hiesigen Zusammensetzung wohl am meisten verürzt worden ist, lernten wir einen neu engagirten Bassisten kennen, der sich allerdings nach dieser ersten Leistung nicht genügend beurtheilen, an dem sich aber musicalische Ausbildung und eine gewisse Fertigkeit nicht verkennen läßt. Die Stimme schien uns nicht ganz frey, wohl auch untermengt mit Nasaltönen — indessen wissen wir nur zu wohl, welchen Einflüssen eine Sängerkehle, zumal bey ersten Debuts, unterworfen ist, um unsere Ansicht als eine für immer gültige aufstellen zu wollen. Hr. Siminger erntete mit dem Vortrage seines Liedes im ersten Acte, welches sonst immer der Parthie Arnold's einverleibt zu werden pflegt, sehr vielen Beyfall. Neefe's Decorationen, für diese Vorstellung durchaus neu gefertiget, sind, namentlich die erste und die letzte, wahre Meisterstücke ihrer Art und erfreuen das Auge durch lebendige Wahrheit und Frische; sie gewähren einen überraschenden Anblick und das Auge kehrt immer wieder zu den ausgezeichnet schönen Landschaftsbildern zurück. Am Schlusse müssen wir noch des von Hrn. Raab

arrangirten Waffentanzes im dritten Acte erwähnen, welcher sehr gefällig ist und der von dem Personale mit Präcision und Leichtigkeit ausgeführt wird. Die Oper füllt das Haus und erfreute sich besonders in der ersten Vorstellung eines außerordentlichen Besuches.

L i t e r a t u r.

„Vesta.“ Taschenbuch für das Jahr 1834. Auf Kosten des Herausgebers. Vierter Jahrgang. Gedruckt bey Fr. Ludwig. S. 365 in 16. und VII. Kupfer.

Dem vorliegenden Taschenbuche ist es seinem artistischen Theile nach gelungen, vor allen dießfälligen deutschen Mitconcurrenten eine ehrenvolle Auszeichnung zu gewinnen und dieß zwar gleich mit seinen ersten Jahrgängen, welche als vielfach würdige Nachfolger der „Aglaja“ betrachtet werden durften. Dieses Unternehmen, welches nach des Herausgebers eigenen Worten, sein Entstehen nicht der Speculation, sondern den Aufforderungen hiesiger Künstler und Kunstfreunde dankt, und welches dazu bestimmt ist, ein Repertorium vorzugsweise gelungener Arbeiten zeit lebender deutscher Maler, durch den Grabstichel vervielfältigt, zu bilden, strebt auch von literarischer Seite mit jedem Jahre eine vortheilhaftere Stellung einzunehmen: eine Vervollkommnung, welche nach den neuer vorliegenden Leistungen sehr bedeutend ist. Die Kupfer- und Stahlplatten des vorliegenden Jahrgangs nehmen fast alle unsere lobende Anerkennung in Anspruch: das Eitelkupfer nach einem Original aus der Umbrafer Sammlung, gezeichnet vom Pr. W. Riesdecker, gestochen von Passini, stellt die schöne „Irene,“ Mohammeds liebste Gemahlin vor, ein Bild, das durch Weichheit und Eleganz in den Fleisch- und Gewandparthien nichts zu wünschen übrig läßt, und auf dessen Zügen sich jene imponirende hohe Würde, die selbst dem Feinde Ehrfurcht einflößt, abspiegelt. Zunächst folgt: „Wittkind der Sachsenherzog,“ in Öl gemalt von Schwemmer, in Kupfer gestochen von Passini. Die bekannte Befehrungsscene des rachedürstenden Wittkind, den das h. Messopfer zum Christen und Freunde Carls verwandelt, wurde hier zu einem sehr ausdrucksvollen Bilde benützt. Das Originalgemälde befindet sich im Besitze des Herausgebers der Vesta; J. N. Vogl hat eine erklärende Ballade geliefert, die als ein recht guter Commentar betrachtet werden kann. Das dritte Kupfer ist „die Unschuld,“ Ölgemälde vom Pr. G. Waldmüller, Stahlstich von Passini; das Original in Lebensgröße ist ein Eigenthum des Herausgebers. Das Bild stellt in bergüberragter Landschaft eines Bauerngehöftes ein Mädchen vor, das einem zärtlich an die Wange gedrückten Liebblingstäubchen liebkost, ein Spiel der Unschuld, dem die Hausthür von der Seite begierig zusieht. Der ganze Vordergrund des Gemäldes ist mit Gefühl und Ausdruck gearbeitet. Grillparzer hat hiezu ein eben so sinniges als zartes Gedichtchen geliefert. „Das Gewitter“ von denselben beyden Künstlern — das Original besitzt Hr. Graf Jos. Esterhazy — ist die vierte artistische Gabe der Vesta, welche C. G. Ritter v. Leitner in einem entsprechenden Gedichte beleuchtete. Es stellt eine junge Bauersfrau, die bey mächtig eintretendem Sturm unter dem kleinen Dache einer Madonnencapelle am Walde mit ihren drey Kleinen Schutz sucht. Die Stellung der Figuren und der Ausdruck der Gesichter ist nicht ohne Wahrheit. Nun folgen zwey Landschaften an historisches und vaterländisches Interesse geknüpft: „Dürnstein von der Donauseite und von der Rückseite,“ ausgezeichnete Ölgemälde von Thomas Ender (im Besitze des Herausgebers), Stahlstiche von Jos. Arman; beyde Bilder sind von frappanter Wirkung und die künstlerische Auffassung in denselben ist wahrhaft genial: nur scheint der Grabstichel hier nicht alles genügend wiedergegeben zu haben; wir glauben in dieser Hinsicht bey dem ersten im Vordergrunde, bey dem zweyten im Hintergrunde und in der Luft Härten bemerkt zu haben. Es wäre so erwünscht als interessant, wenn der Herausgeber diese landschaftlichen Lieferungen von so vielfachem historischem und vaterländischem Interesse in folgenden Jahrgängen fortzusetzen und zur größeren Reihe zu erweitern gesonnen wäre. Den Schluß des Kunsttheiles bilden „Edelhirsche“ von Fr. Gaermann, Stahlstich von Passini, eine ganz vorzügliche Fortsetzung des „heimischen Wildes,“ wovon bereits frühere Jahrgänge eben so ausgezeichnete Leistungen desselben rühmlich bekannten Künstlers enthielten. — Wir wenden uns nun zum Texte selbst, und hier begegnet uns zuvörderst des Grafen August Platen-Haller münde umfang- und inhaltreiches Gedicht in neun Gesängen: „die Abbassiden,“ ein Beytrag, auf den die Vesta allerdings stolz seyn und schon um seinerwillen mit allen deutschen Taschenbüchern in die Schranken treten kann. Nach längerem Stillschweigen, welches in jüngster Zeit nur durch eine minder glückliche dramatische Arbeit: „die Liga von Cambrai,“ und durch eine ausgezeichnete historische, einem andern Publicum zugewiesene unterbrochen wurde, tritt

hier einer der vorzüglichsten deutschen Dichter mit einer poetischen Leistung größeren Umfangs auf, — sie enthält an dreystausend Verse — welche der Form und dem Stoffe nach seinem Genius ganz entspricht und die allgemeine Aufmerksamkeit des Lesepublicums verdient. Man erwarte hier vielleicht nicht ein poetisches Thatenregister des ganzen Stammes der Abbassiden, welcher von Mohammeds Oheim seinen Ursprung herleitet; es handelt sich bloß um die vielbewegten Schicksale der Söhne des weisen Harun at Raschid und seiner Tochter Amine, welche einen Cyclus höchst interessanter lebensvoller Märchen bildend, von dem reichbegabten Dichter in epischer Form und zwar so fesselnd vorgetragen werden, daß die einmal begonnene Lectüre von irgend Jemanden wohl schwerlich als unvollendet hinausgeschoben werden dürfte. So manche hier erzählte Ereignisse sind den Lesern der „Tausend und einen Nacht“ wohl schon bekannt, mitunter auch von anderwärts hieher versetzt worden, allein dieß geschah allenthalben mit so viel Geschick und Gewandtheit, wie wir es von jeher an den Schöpfungen Platen's gewohnt sind. Platen ist, was technische Vollkommenheit, Mußik und Rhythmus der Sprache anlangt, unbestritten Deutschlands erster Dichter: aber eben dieses Formübergewicht, das er sich durch eigenen Tact, namentlich aber durch antike Vorbilder errungen hat, steht mit seinen zeitweiligen Studien und Unternehmungen oft in directem Widerstreit. Betrachtet man die „Abbassiden“ als Gedicht überhaupt, ohne genau auf den individuellen Stoff zu reflectiren, so ist der Form nach ein Meisterstück geliefert worden. Dreystausend Verse, fünffüßige reimlose weibliche Trochäen, wie wir sie etwa aus serbischen Gedichten gewohnt sind, an und für sich ein höchst feintöniges, ermüdendes Metrum — und sie lesen sich durch ihre Eleganz und glücklich eingestreute Schwingungen des Maßes so lieblich und wohlklingend als irgend eine melodische südländische Stanze. Indessen ist der ernste antike Anstrich, der sich hiedurch wie durch die Fügungen des Wortes auf das Ganze erstreckt, unlängbar und schiebt von dem glühenden übersprudelnden Stoffe eines orientalischen Märchens, das hier in Schranken gezwungen wird, die es nicht verträgt, etwas sonderbar ab. Man denke sich eine Hofmann'sche Schauer-geschichte in Klopstock'schen Hexametern. Die strenge Kritik, welche von dem Dichter die zweckmäßigste Vereinigung der äußeren Form und des inneren Gehaltes und eine unzertrennliche Bezüglichkeit dieser beyden Größen verlangt, muß diesen Tadel aussprechen, welcher jedoch eine poetische Gabe trifft, die, auch so wie sie ist, jedem Leser vielfältiges Interesse und Vergnügen gewähren und für die Kunst einen günstigeren Erfolg hervorbringen muß, als hundert Erzählungen à la Balzac oder Spindler. Chr. W. Huber hat eine Erinnerung aus dem Mittelalter reinhistorischen Inhalts mit sagenhaften Beyfügungen, „die Kuenringer“ geliefert, welche sich an das Landschaftsbild „Dürnstein“ anschließt und die Schicksale seiner Besitzer, der gewaltigen Kuenringer, in einer gelungenen Schilderung behandelt. Gegen den Schluß spaltet sich die Darstellung etwas zu sehr zwischen den Personen und dem Orte selbst, und entspricht daher hier weniger dem Titel. Indessen sind solche Beyträge, welche ein ernsteres, vaterländisches Interesse anregen, erwünscht, und Mittheilungen dieser Art werden die Theilnahme an der „Besta“ gewiß noch vergrößern, indem ihnen seit der Auswanderung des Hornay'schen Taschenbuches ein geeignetes und würdiges Organ fehlt. Den Schluß des Taschenbuches bildet eine humoristische Erzählung von Stierle-Holzmeister: „die Jagdparthie“, die sich eines recht heitern und ansprechenden Vortrages erfreut und worin der Humor eine recht natürliche Rolle spielt. Die beyden Gestalten des Musikus Moll und des Chirurgen Hedl sind gelungen und treten auf eine angemessene Weise hervor, und wenn wir ja etwas beseitigt wünschten, so wären es die zeitweiligen Parenthesen, in welchen der Verfasser etwas zu direct mit dem Leser verkehrt. Die typographische Ausstattung ist sehr elegant. Der nächste Jahrgang der „Besta“ wird die zur Preisbewerbung eingegangenen und gewählten Beyträge enthalten, und der thätige und für die Vervollkommnung eines Unternehmens redlich besorgte Herausgeber hat von diesem Jahre an die Redaction des literarischen Theiles dem ausgezeichneten Dichter J. Chr. Frenh. von Zedlitz übergeben, unter dessen Wahl und Leitung der Inhalt gewiß allen Anforderungen entsprechen, die vorzüglichsten Kräfte zur Theilnahme vereinigen und somit das Büchlein sich zur würdigen „Halle deutscher Kunst und Literatur“ gestalten wird. p.

(Mit Nr. 49 des Notizenblattes.)

D r u c k e h l e r.

In Nr. 144, S. 1179, Bl. v. u. lies *Compilationen* statt: *Complicationen*.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 5. December 1833.

146

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hiegegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. E. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. E. M. bei K. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 15 fl. 12 kr. halbe und 26 fl. 24 kr. E. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das Inn- und Ausland versendet.

Der weiße Luchs der langen Messer.

(Fortsetzung.)

Eines Abends versuchten Thordyke's Streifgenossen in einem zeitweiligen Lager, nahe dem Ufer des Connecticut, in der Nachbarschaft des Coos-Falles ein wenig Ruhe zu erhaschen. Nachdem man die Wachen ausgestellt, und jede nöthige Vorsicht gegen einen Überfall angeordnet hatte, benutzte der Hauptmann die Gelegenheit, den Rand des Flusses entlang umherzustreifen, mit Bewunderung die wild-romantischen Werke der Natur betrachtend, während er auch zugleich mit seinem Adlerauge irgend eine Spur des schlauen Feindes, auf dessen Verfolgung er aus war, ausfindig zu machen bemüht war. Immer weiter und weiter streifend, verfolgte er, vielleicht unbewußt, den schnellen Lauf des Flusses, der in einer nicht zu großen Entfernung einen Abgrund hinabstürzte, wo sein Lauf durch einen dicht unterhalb des Wasserfalles hervorragenden Felsen für einen Augenblick gehemmt wurde, um dann, sich um dessen Fuß schnell herumbeugend, in verschiedenen Richtungen weiter zu eilen. Während er so gedankenvoll einherwandelte, blieb er plötzlich stehen, da er einen kleinen indianischen Knaben, der kaum acht oder zehn Jahre alt seyn konnte, auf der entgegengesetzten Seite des Flusses bemerkte, der sich damit unterhielt, daß er kleine flache Steine über die Oberfläche des Wassers dahin warf. Sein erstes Beginnen war ringsumher zu spähen, und so entdeckte er alsbald mit seinem scharfen Auge, einige hundert Schritte weiter abwärts, eine kleine indianische Hütte auf der entgegengesetzten Seite des Flusses, und mit seinem Fernrohre konnte er auch wahrnehmen, daß selbe bloß von einigen Weibern und Kindern umlagert sey, woraus er auf die Abwesenheit der Krieger schloß. Dann warf er seinen Blick wieder auf den spielenden indianischen Knaben. Der kleine Junge suchte sich mit prüfenden Augen kleine flache, seiner Stärke angemessene Steine für sein Spiel aus, und nachdem er welche gefunden hatte, trat er mehrere Schritte vom Uferande zurück, um dann im schnellen Anlaufe dem Steine eine stärkere Schwungkraft geben zu können. Er hatte bis jetzt den Herumstreicher nicht bemerkt, der seine Bewegungen bewachend da stand; und da er an seinem Spiele immer mehr Gefallen fand, und im Verfolge desselben immer weniger vorsichtig wurde, so eilte er zu-

legt mit einem für seinen Kleinen Arm zu schweren Steine vorwärts, und da er, um ihn fortzuschleudern, die größte Kraft anwenden mußte, so verlor er das Gleichgewicht, und stürzte kopfüber in den tiefen und reißenden Fluß. Der kleine Wilde konnte natürlicherweise schwimmen, und Thordyke hätte ihn in dieser Übung mit Leander oder Lord Byron vergleichen können. Da er aber demungeachtet einsah, daß der Fluß zu schnell und reißend für die Kräfte des Knaben sey, so lief unser Held, ohne sich mit einer Untersuchung aufzuhalten, ob er nicht sein Leben in die Schanze schlagen werde, um ein anderes zu retten, das, wenn es einstens gereift seyn würde, ihn vielleicht seiner eigenen Schädelhaut berauben könnte, eine Strecke schneller als der Fluß vorwärts, sprang unerschrocken in denselben und es gelang ihm, den kleinen dunkeln Wilden, der indessen unermüdet, obwohl nutzlos, mit den Wellen kämpfte, glücklich noch vor dem Wasserfalle zu erhaschen, über welchen er unausweichbar hätte hinabstürzen müssen, wenn ihn das Wasser noch einige Klafster weiter getragen hätte.

Die Mutter, die ihren Kleinen Tagdieb vermiste, und selben aufzusuchen ging, langte gerade noch zur rechten Zeit an dem Rande des Flusses an, um von der Gefahr ihres Kindes und der Art seiner Errettung Zeuge zu seyn. Die Todesangst des einen Augenblickes konnte nur durch die Freude des darauf folgenden verlöscht werden. Ihr Kind war nun zwar gerettet, aber durch feindliche Hülfe, und der Knabe war Gefangener in der Hand eines Feindes, bey dem ihr Volk keinen Anspruch auf Großmuth oder Barmherzigkeit machte. Thordyke bemerkte ihre Zweifel und den Kampf, der in ihrem Gemüthe vorging; und da er ein Boot, welches in einer nicht großen Entfernung weiter oberhalb am Strande müßig stand, wahrnahm, so zog er ein weißes Schnupstuch aus seiner Tasche und schwenkte es in der Luft, zeigte auf die Barke, und winkte ihr, herüberzukommen, um ihr Kind in Empfang zu nehmen. Weder Mißtrauen noch Gefahr konnten das natürliche Gefühl einer Mutter ersticken. Sie flog zu dem Boote mit der Schnelligkeit eines Rehes, und ruderte über den Strom, wo sie dann ihr Kind liebevoll in ihre Arme schloß, wie eine Bärinn, die ihr verloren geglaubtes Junges wiederfindet. Es war eine wahrhaft mütterliche Umarmung, denn abwechselnd schalt sie ihren Kleinen Taugenichts, um ihn dann wieder mit Küssen zu bedecken. Der junge Wilde, der aus einer Gefahr errettet wurde, deren er sich selbst nicht bewußt war, kümmerte sich um diese Untertauchung eben so wenig als eine Otter, und seine ganze Aufmerksamkeit war jetzt bloß auf ein rothes Halstuch um des Hauptmanns Nacken gerichtet, und da er den Wunsch aussprach, selbes zu erhalten, so gab es ihm unser Held unverzüglich; und zur noch größeren Freude des Kindes entledigte er auch seine Uhrkette eines überflüssigen Kleinodes, welches die Bewunderung des jungen Indianers erregt hatte. Mit diesen Geschenken, an sich zwar nur Kleinigkeiten, doch von großem Werthe in den Augen der Wilden, kehrte die Mutter vergnügt und zufrieden auf die andere Seite des Stromes zurück. Unser Streifschüze hingegen verlor nun keine Zeit mehr, um sein Lager wieder zu erreichen, und er machte sich über das unternommene Wagestück leise Vorwürfe, da er sich von seinen kaspern Gefährten so weit entfernt hatte. Indessen gewährte ihm das Bewußtseyn, das Werkzeug der Errettung eines menschlichen Geschöpfes von Todesgefahr gewesen zu seyn, so wie auch zu dem Glücke einer wenn gleich nur wilden Mutter beygetragen zu haben, große Selbstzufriedenheit, denn er gab ihrem Busen ein

Kind wieder, das ihr zum wenigsten eben so theuer war, als wenn es im Pallaste zu St. James gewiegt worden wäre. Die Zusammenkunft unsers Helden mit einer Wilden dauerte natürlicherweise nur kurze Zeit; aber der Erstere war ein zu geübter Beobachter, als daß er nicht bemerkt haben sollte, daß Letztere ein Weib von nicht gewöhnlicher Charakterstärke sey. Sie hieß *Mis-kwa-bun-o-kwa*, das ist „das rothe Licht des Morgens.“ Ihr Aussehen war viel anmuthiger, als man es von einem Weibe ihres rothbraunen Geschlechtes erwartet hätte, und der ganze Ausdruck ihrer Gesichtszüge zeigte von Kraft, Festigkeit und persönlicher Unerforschlichkeit.

Der Feldzug gegen Canada im Jahre 1738 wurde mit augenscheinlich großem Ernste eröffnet. Nicht allein, daß die feindlichen Einfälle der canadischen Indianer für die Grenzniederlassungen sehr beunruhigend waren, sondern es fühlte auch das Mutterland und die Colonien, daß sie vieles nachzuholen hätten, um die Verluste und Widerwärtigkeiten der zwey vorhergegangenen Jahre wieder gut zu machen. Unter diesen Umständen beschloß England, seine ganzen Kräfte für die drey furchtbaren Feldzüge, die man dieses Jahr zu unternehmen gesonnen war, aufzubieten; den ersten gegen Louisburg, unter dem Oberbefehle des General *Amherst*; den zweyten gegen das Fort von Quebeck, am St. Lorenz; und den dritten und Hauptfeldzug gegen Ticonderoga und Crown-Point, mit der Absicht eines durchgreifenden Stoßes auf Montreal. Dieser letztere Feldzug insbesondere ist es, mit welchem der Fortgang unserer Geschichte zusammenhängt.

Zur Ausführung dieses großen Unternehmens wurde eine zahlreiche Armee von regulären und Provinzialtruppen zusammengebracht, wie sie die Annalen der früheren amerikanischen Kriege nicht aufweisen konnten. Lord *Loudon* wurde zurückberufen, und der Oberbefehl dem General *Abercrombie* übergeben, welcher beschloß, die Expedition in eigener Person zu leiten. Zum Versammlungsplatze für diese furchtbare Armee war die Anhöhe des *Georgs-* oder *St. Sacraments-Sees* bestimmt, also benannt von den Franzosen wegen der merkwürdigen Reinheit und Durchsichtigkeit seines Gewässers, welches man durch eine geraume Zeit nach Frankreich führte, um es für den katholischen Gottesdienst zu verwenden. Sodann kam er in englischen Besitz, und man taufte ihn von Neuem zu Ehren der *George* von Braunschweig. Dieser See ist 35 Meilen lang und hat nur die geringe Breite von kaum 2 Meilen. Er liegt 160 Fuß hoch über den Gewässern von *Champlain*, in welche er sich auf seinem nordöstlichen Ende durch ein enges Felsengeklüft von zwey und einer halben Meile hinabstürzt. Er liegt in der hochnördlichen Gegend von *New-York*, tief zwischen Gebirgen eingeschlossen. Seine Morgenseite bietet den Anblick einer unbeschreiblich schönen und großartigen Landschaft dar. Die Einschiffung fand frühzeitig an einem klaren und herrlichen Julymorgen Statt. Sie gewährte einen äußerst belebten und großartigen Anblick. Die Streitkräfte, die man zu diesem Zwecke zusammenbrachte, bestanden aus 7000 brittischen Linientruppen, nebst dem aus 10,000 Provinzialtruppen, ungerechnet die vielen Hunderte von Nichtreitern, die aber im Zuge einer solchen Armee nothwendig waren. Die Flotte, die zu ihrem Transporte nach Ticonderoga, dem entgegengesetzten Ende des Sees, bestimmt war, bestand aus 900 größern Schiffen, und 135 Wallfischbooten, sammt einer hinlänglichen Zahl von Flößen, um die schwere Last von Kriegsvorrath, Verproviantirung und der Artillerie hinüberzusetzen, letztere dazu bestimmt, die Landung der Truppen in der Nachbarschaft

der Festungswerke, welche zuerst eingeschlossen werden sollten, zu decken. Das größte Vertrauen des Gelingens begeisterte sowohl die Officiere als die übrige Mannschaft, und alles war thätig und fröhlich von dem Zeitpunkte an, als die Reveille das bewaffnete Heer in der Morgendämmerung aus seiner Ruhe weckte, bis die Ausschiffung zu Ende war.

Das Ganze dieser denkwürdigen Überfahrt glich mehr dem Pompe eines Wasseraufzuges, oder einem romantischen Traume, als einem Abschnitte des wirklichen Lebens; so wie man den See entlang fuhr, nahm auch die Umgebung denselben wild-romantischen und prachtvollen Charakter an, und jede Meile des Vorrückens erschloß neue Gegenstände der Bewunderung, oder gab frischen Anlaß zum Vergnügen. Die Gipfel und felsigten Seiten der Gebirge gewährten mit jeder Wendung neue Erscheinungen; die Hügel, Felsen, Inseln und Alles, was man hinter sich ließ, bot dann von der Rückseite betrachtet einen neuen schönen Anblick. Dieß war ein Tag von ungestörtem Vergnügen. Ein erquickender duftiger Wind drängte sich durch die Abgründe der Gebirge, und diente nur dazu, um die Nerven zu stählen und eine allgemeine Stimmung von Heiterkeit und Frohsinn hervorzubringen, welche bis zum Sonnenuntergang währte.

Diese fröhliche Stimmung wurde durch die beysfalllächelnden Blicke der braven Obern noch mehr belebt und unterhalten. In der Höhe schwebten mit unermüdeten Flügeln, gleichsam die Bewegung der Flotte bewachend, mehrere Kühne Königsadler, deren Horste an den überhängenden Felsenriffen hingen, und welche dem Krieger als ein glückliches Zeichen des Sieges galten. Die Sackpfeifen der Hochländer durchdrangen jede Seele auf der Kriegsflotte mit Kampflust, oder es elektrisirte gleichsam ein geübter Hornbläser die Menge dadurch, daß er seinem Blechinstrumente die lieblichsten Töne entlockte, welche das Echo auf die mannigfaltigste Weise von den Bergen und aus den Thalgründen wiederhallte. Die mannigfaltigen Bewegungen der, mit buntgefärbten in der Luft flatternden Flaggen geschmückten Boote, die bald in dieser, bald in jener Richtung zwischen den Inseln dahin tanzten, gewährten einen wirklich überraschenden Anblick. Denkt man sich zu diesen Bewegungen noch das Hin- und Herbewegen der Federbüsche, den blendenden Schimmer der gepulzten Waffen, und das Aufblitzen der Ruder bey jedem Schlage aus dem krystallinen Wasser, so hat man einen Überblick des ganzen Bildes in seiner außergewöhnlichen Pracht. Am frohesten unter den Frohen war bey dieser Gelegenheit unser Freund, der Hauptmann Thordyke, sammt seiner begeisterten Compagnie von Streifjägern, welche bestimmt war, auf dem rechten Flügel zu operiren. Diese lebensfrohe Schwungkraft der Gemüther, welche während der ganzen Wasserreise anhielt, verminderte sich nicht eher, und das Gelächter, der Gesang, der leichte Scherz und die gewandte beißende Erwiederung desselben erschlappte nur dann erst, als die riesigen Schatten der westlichen Gebirge sich über den See lagerten, das helle Tageslicht besänftigten, und mit sich jenes sanfte Nachdenken brachten, welchem man sich im Zwielfichte so gerne überläßt.

Die Landung der Expedition ging in guter Ordnung vor sich. Doch die näheren Umstände der darauf folgenden zwey Tage des Kampfes — die unübersteiglichen Hindernisse, welche sich dem weiteren Vorrücken der Truppen in den Weg legten — die unerwarteten Uneinigkeiten, die sich dann später erhoben — die wiederholten und stürmischen Angriffe — die endliche Niederlage, die Ver-

nichtung und die gänzliche Auseinandertreibung — alles dieß sind Gegenstände, die wir lieber der Vergessenheit übergeben möchten; wir überlassen sie den eigentlichen Geschichtschreibern, welche derley dunkle Thaten aufzeichnen, damit sie dann als die Grundlage bey der Darstellung des Romantischen der Geschichte dienen. Unter den gefallenem Officieren höhern Ranges befand sich der wahrhaft edle, allgemein geliebte Lord Howe, der Stolz der Armee. Seine Überreste ruhen zwar in amerikanischem Boden, es wurde aber zu dessen Andenken in der Westmünsterabtey durch die amerikanische Großmuth ein Grabmahl errichtet. Und so gab es denn wohl manche unter den amerikanischen Müttern und Töchtern, welche Ursache hatten, die Schicksalswendung dieses Tages zu beweinen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Über die Dresdner Kunstausstellung.

Dresden, im August 1833.

(Fortsetzung.)

Ein recht schönes Bild mit Figuren in Drittelgröße ist der „Stephanus vor den Hohenpriestern“ von Veschel; dieser junge Künstler scheint sich in der Composition den stillen sinnigen Poussin und in der Farbengebung die altvenetianischen Meister zu Vorbildern gewählt zu haben; der Ausdruck des Stephanus ist edel und rührend. Auch im Styl der venezianischen Meister, aber bey weitem nicht so edel und sinnig ist das Gemälde des Prof. Richter, Jacob und Rachel am Brunnen. Die jetzige Vorliebe zu Genremälden im niederländischen Styl rief manches treffliche kleine Bild in dieser Art hervor. Ausgezeichnet brav ist der Schuster von Hanzsch; eifrig mit dem Ausbessern eines Stiefels beschäftigt und den Pflöcken mit dem nervigen Arm führend, sieht der fleißige Schuster hier in seiner Werkstatt, seiner denkenden gewölbten Stirn sieht man es wohl an, daß seine Phantasie sich nicht auf seinen Leisten beschränkt und daß er voller Theilnahme hört, was sein politisirender Nachbar ihm zum Fenster herein aus der Zeitung vorliest, während im Hintergrunde die geschäftige Hausfrau das Schüsselschen Erdäpfel aufträgt. Die Dorfschenke von Most ist gleichfalls trefflich, mit großer Wahrheit und ungemeinem Fleiße ist hier sowohl die in vollem Licht stehende Gruppe der Spieler und Trinker als der Hintergrund ausgeführt, wo Jung und Alt im lustigen Tanz sich schwenket und tummelt, ganz vorn sind die Kinder allertliebste, wo das kleinste dem großen Hund sein Butterbrot in die Schnauze steckt, während der ältere Knabe des Hundes Kopf hält. Von demselben Künstler Most ist die Straßenecke der hiesigen Frauengasse nach dem Neumarkt zu, mit Kraft, Humor und Wahrheit dargestellt; hier ist nemlich gewöhnlich der Sammelplatz der gemeinen Handelsjuden; vor dem Eingange des vielbesuchten Materialgewölbes sehen wir eine lebhaft bewegte Gruppe derselben, die alten jüdischen Trödlerrinnen sitzen um die Straßenecke her, alle Häuser und Umgebungen sind mit treffender Wahrheit gemalt. Mehr zum Herzen sprechend und köstlich ausgeführt ist der blinde Dorfgeiger von Hanzsch; der arme Alte steht mit seiner Geige unterm Arm erzählend vor einer Hütte des Dorfes, sein Führer, ein Bettelknabe, steht schüchtern neben ihm, man sieht es Beyden an, welchen rauhen Stürmen sie stets ausgesetzt waren, und der Landmann mit seinem muntern Knaben vorn sowohl als die Bäuerinn mit dem wohlgepflegten Kind auf dem Arme blicken mitleidig auf den blinden Geiger, sie legt wohlwollend die Hand auf des Knaben Kopf. Ein hübsches Seitenstück dazu ist die Bauernstube von Georgi; hier steht ein armes kleines Bettelmädchen und blickt halb hoffend, halb weinend auf das Butterbrot, welches die mitleidige Bäuerinn für sie streicht, während vorn die Kaze mit der Schnur spielt, die die Wiege schaukelt, worin der Säugling liegt, und im Hintergrunde die Großmutter, am Fenster sitzend, Federn schleift. Vom Prof. Matthäi sind nur zwey kleine in Öhl gemalte Skizzen da, zu einem größern Gemälde, den Tod des Herzogs von Braunschweig darstellend. Eine Hebe mit Jupiters Adler, von dem Gallerieinspector Schmidt erfunden und gemalt, ist correct und sorgfältig ausgeführt, doch sie läßt kalt; Styl und Gegenstand sind durchaus nicht zeitgemäß, kein Künstler darf es aber wagen, aus dem lebendigen Geist seiner Zeit zu treten. Eine Schlachtszene aus dem spanischen Feldzuge am Fuß der himmelhohen Pyrenäen, wo der Übergang durch diese Felsenschluchten tapfer vertheidigt

wird, ist vom Prem. Lieut. Schubauer erfunden und sehr brav gemalt, mit sorgfältiger und charaktervoller Ausführung aller dieser kleinen Figuren sowohl als guter Behandlung der Landschaft. Sehr brav ist auch ein Gemälde des Lieutenant Schnieder, die Schlacht bey Dresden vorstellend am 27. August 1813 kurz nach der Verwundung des General Moreau, auf den Höhen von Räcknig; die mannigfaltigen Gestalten sind sehr ausdrucksvoll und die Pferde ausgezeichnet schön. Eine große Landschaft von Storch aus Kopenhagen verdient Beachtung; steile hohe Felsen sind hier dargestellt, nahe dem Gipfel erblickt man einen Adlerhorst, der Adler hat ein Kind geraubt, seine Jungen damit zu äzen; aber rasch, in stürmischer Eile, keine Gefahr scheuend, sich mit blutenden Händen anklammernd an Wurzeln und Dornen, klimmt die geängstigte Mutter hinauf, wo es am steilsten ist, um ihr Kind zu retten. Ein Glasgemälde von Börstel, eine Madonna mit dem Kinde darstellend, im altdeutschen Styl, ist recht brav, herrlich in den Farben. Die Arbeiten des Prof. Schrevel sind ganz manierirt und seine Copien völlig unwahr. Ein Genrebild von Köhler, den Sylvesterabend darstellend, gefällt sehr; vier junge Mädchen sind in einer Küche emsig beschäftigt Blei zu gießen, eine ältere Freundin wahrsaget ihnen scherzend aus dessen Gestaltungen; die doppelte Beleuchtung des Feuers und des Kerzenlichtes, wozu im Hintergrund zum Fenster hinaus noch ein Blick auf das winterlich kalte Mondlicht kommt, die naive, halb ernste, halb muthwillige Aufmerksamkeit der guten Mädchen, denen doch die Herzen zu pochen scheinen bey der Verhandlung, dies ist allerliebste ausgedrückt; wäre der Farbenton etwas durchsichtiger gehalten und die Dunkelheit mehr durch Lasuren bewirkt, so wäre es ein treffliches Bild. Doch genug für heute, bald kehren wir ein zweytes Mal zurück, denn vieles bleibt uns noch zu betrachten.

(Die Fortsetzung folgt.)

K. K. privil. Theater an der Wien.

Am 20. November wurde zum ersten Male gegeben: „Der Eritschtratsch,“ Localposse mit Gesang in einem Aufzuge (nach Ungeln) für diese Bühne frey bearbeitet von J. Nestroy, eine Neuigkeit, welcher wir erst in ihrer zweyten Vorstellung bezuwohnen Gelegenheit hatten und die eigentlich als ein für Hrn. Dorach von Wisbeck (den wir früher im k. k. Hoftheater n. d. Kärnthnerthore beschäftigt sahen) bestimmtes Debut in die Scene ging, von welchem letzteren Umstande, den bereits der Zettel versprach, es jedoch aus unbekanntten Gründen wieder abkam. Die Posse mit ihrem etwas lauderwelsch klingenden Titel ist ein drolliges Bild aus dem Leben, worin Geschwägigkeit, Zuträgerey und Redseligkeit die Hauptelemente bilden, welche allerdings zur Erheiterung des Zuhörers beitragen, zumal in der recht sorgfältigen und naturgetreuen Ausführung, wie sie auf diesem Theater Statt findet. Hr. Nestroy, der sich in der Rolle des Sebastian Tratschmiedl ein sehr komisch courbettirendes Steckenpferd geschaffen, zeigt sowohl in der Prosa als im Gesange eine Zungenfertigkeit, welche in ihrer launigen Wirksamkeit durch die äußere Erscheinung und Bewegung des Darstellers sehr unterstützt wird. Die Klatschscenen der fünf Puhmacherinnen, worunter besonders Ule. Böckner und Ule. Planer bemerkbar werden, sind ebenfalls recht wahr und drollig — wenn sie gleich zuweilen Saiten berühren, welchen ein feines Ohr nicht gerne Gehör schenkt. Von den Gesangstücken, die dieser Kleinigkeit vaudevilleartig eingestochten sind, können wir nichts Erhebliches beyfügen, sie bestehen in einem Liede der Ule. Böckner, welches keine besondere Wirkung hervorbringt, in einem komischen Prestoduet zwischen Ule. Weiler und Hrn. Nestroy, welches bloß auf Geläufigkeit der Zungen berechnet ist und bey guter Ausführung lachen macht, und am Schlusse in einem Quodlibet, worin Jodler, Stellen aus Bravourarien, beliebte neue Motive und Wankeltängereyen abwechseln — ein Gemisch, welches auf diesem Theater seit einiger Zeit sehr heimisch geworden ist und von dem Publicum, in Ermanglung etwas Bessern, freundlich hingenommen wird. Hrn. Gämmerle's Vortrag der localen Prose und Hrn. Stahl's Gesang waren ziemlich gleich. Das Ganze belustigte und erlebte wohl noch mehrere Vorstellungen.

Concert der Ule. Helene Legrand,

Claviervirtuosinn aus München.

Sonntags, am 24. November, veranstaltete Ule. Helene Legrand aus München im k. k. kleinen Redoutensaale um die Mittagsstunde ein großes Vocal- und

Instrumentalconcert. Dieses wurde mit Mozart's vortrefflicher Ouverture zu „Figaro“ würdig eröffnet, welche vom Orchester unter umsichtvoller Leitung des Hrn. Helmeberger mit Feuer und Kraft ausgeführt wurde. Hierauf hörten wir den ersten Satz aus dem Kalkbrenner'schen D-moll-Concerte für das Pianoforte, vorgetragen von der Concertgeberinn. Auswärtige Blätter haben bereits Rühmendes über die Virtuosität der Spielerinn berichtet und wir finden uns nach ihrer diesmaligen Leistung berechtigt, dieser guten Meinung beizupflichten. Fräulein Legrand besitzt so manche Gaben, die eine Künstlerinn erwarten lassen, in hohem Grade; ungewöhliche Geläufigkeit beyder Hände, ein so kräftiger als zarter Anschlag und Eleganz in der Ausarbeitung einzelner Passagen sind allerdings Vorzüge, welche bey ihr ein erkenntnismwerthes Verdienst bilden; dazu kommt noch Innigkeit des Vortrages, verbunden mit einer erfreulichen Leichtigkeit in den rapidesten Bravourstellen, wodurch ihr Spiel einen eigenen Reiz gewinnt. Helene Legrand ist eine jugendliche Künstlerinn, und das überströmende Feuer des Vortrages reißt sie noch bisweilen zu Tactfünden und mitunter zu etwas affectirten Körperbewegungen hin: sind diese Mängel durch Sorgfalt und Selbstbeachtung, was bey solchem Talente und so bedeutenden Fortschritten fast mit Sicherheit anzunehmen ist, beseitigt, so wird sie einen sehr ehrenvollen Rang unter den deutschen Claviervirtuosinnen einnehmen. Sie spielte eines der vortrefflichen und durch ihre ausgezeichneten Vorzüge sehr empfehlenswerthen Instrumente aus dem Atelier unsers rühmlich bekannten Streicher (Firma: Anna Streicher, geb. Stein, und Sohn), der neuerlich auf eine Vervollkommnung der Mechanik seiner ausgezeichneten Instrumente wieder ein Privilegium erworben hat. Ue. Segatta vom Josephstädter Theater sang hierauf eine Cavatine aus Donizetti's neuester, in Italien so viel gepriesener Oper: „Il Furioso di S. Domingo,“ mit recht viel Geschmack; sie war vollkommen bey Stimme und führte das bedeutend lange, im neueren italienischen Style componirte Gesangstück mit Kraft und Ausdauer durch. Jedoch können wir nicht umhin anzudeuten, daß Concert- und Theatergesang im Vortrage sehr von einander verschieden sind, und daß ein falscher oder affectirter Pathos im ersteren nur störend einwirkt. Der Glanzpunct des Concertes waren unstreitig die von dem dreizehnjährigen Virtuosen Henri Dieuxtempys aus Berviers vorgebrachten Menzeder'schen Variations brillantes. Was dem jugendlichen Künstler — wir sprechen dieses Wort mit guter Überzeugung aus — auch für ein ehrenvoller Ruf vorausgegangen seyn mag: es wurde dieser nicht nur vollkommen gerechtfertigt, sondern noch übertroffen. Wir gewahrten — obwohl sonst nicht sehr gläubig für die allzu jugendliche Kunstvollkommenheit — in ihm ein Phänomen, das sich wohl schon jetzt den bedeutendsten Erscheinungen in seiner Kunst an die Seite stellen darf. Sein Spiel hat ganz das Gepräge der französischen Schule, der er als Schüler Veriot's angehört; eine lebenswürdige Nonchalance, eine spielende Bravour und eine gefällige, so zu sagen tändelnde Weise, das Schwierigste leicht und wie im Scherze zu geben. Dabey ist seine Stellung gut, seine Fogenführung elegant und ungezwungen, jede Note deutlich und frisch, sein Staccato, sowohl tiré als poussé, beynah vollendet, sein Triller gleich und perlsend. Sein Spiel entwickelt Kraft des Gemüthes, sein Adagio zeigt von Empfindung, seine Phantasie erfasset den Geist der Composition sehr glücklich. Erwägt man überdies noch das zarte Alter des Virtuosen und somit die augenscheinliche Unmöglichkeit einer höheren physischen Kraft, so muß man gestehen, daß dieser Wunderknabe als eine der interessantesten musicalischen Erscheinungen gelten kann, welche unserm kunstliebenden Publicum noch manches Staunen entlocken und manchen angenehmen Genuß bereiten wird. Der junge Künstler wurde dreymal enthusiastisch hervorgerufen. Der k. k. Hofschauspieler und Regisseur Hr. Anschütz sprach hierauf das etwas düstere, aber kräftig gezeichnete Gedicht: „Saul und David,“ von Mahlmann, mit allen ihm so reichlich zu Gebote stehenden Mitteln, und riß durch die erschütternde Wahrheit seines Vortrages die Anwesenden zum rauschenden Beyfall hin. Zum Schlusse spielte die Concertgeberinn Pizis'sche Variationen in C-dur über ein Thema aus Rossini's „Barbier von Sevilla.“ Auch in dieser etwas kalten und fremdartigen Composition zeigte sich das schöne, erfreuliche Talent auf glänzende Weise; nur können wir mit der Wahl dieses Tonstückes als Schlußstein des Concertes nicht einverstanden seyn, indem es trotz des seelenvollen Vortrages der Concertgeberinn dennoch kalt ließ. Überflüssig wäre es beizufügen, daß Ue. Legrand nach diesem gelungenen und ganz besonders nach ihrem früheren Vortrage die ehrenvollsten Zeichen eines allgemeinen Beyfalls erhielt. Das Orchester wirkte im Ensemble genügend mit. Der Saal war trotz eines zur gleichen Stunde anderwärts stattfindenden interessanten Concertes sehr besucht und wurde, wie wir glauben, von den Anwesenden recht zufrieden verlassen.

Concert des Herrn A. Adner,
königl. schwedischen Kammermusikus.

Das heutige Concert hat uns mit einem Künstler bekannt gemacht, der es wohl nur der Entlegenheit seines Vaterlandes und dessen bisheriger Unwichtigkeit in der Rangordnung der musicalisch-productirenden Völker Europa's zuschreiben hat, daß sein Name noch nicht unter den bedeutenderen Virtuosen der Zeit genannt worden ist. Hr. Adner, ein geborner Schwede, Virtuose auf der Clarinette und königl. schwedischer Kammermusikus, trat, nach einer von sehr glücklichem Erfolge begleiteten Kunstreise in Rußland, am 24. November zum ersten Male vor einem deutschen Publicum auf und erregte durch die Vollkommenheit, mit der er das schwierige, für den Concertgebrauch nicht vorzugsweise geeignete Instrument behandelte, große Aufmerksamkeit. Sein Ton ist von einer seltenen Anmuth und Weichheit, er weiß ihn auch in den kühnsten und schwierigsten Passagen immer mit einer ungemeinen Sicherheit zu beherrschen, sein Piano ist meistens haß, seine Triller und Läufe eben so klar und rein, als weich und wohlklingend. Von seiner Fingerfertigkeit legte er in den beyden Musikstücken, welche er zu seinem Vortrage gewählt hatte, nemlich in einer Phantasie für die Clarinette aus Pacini's Oper: „L'ultimo giorno di Pompei,“ so wie am Schlusse des Concerts in den Variationen von Ferdinand David einen höchst ehrenvollen Beweis ab. Das Publicum, welches wegen des Zusammentreffens mit einem andern Concerte zu derselben Stunde nicht so zahlreich versammelt war, als es der wackere Künstler verdient hätte, ehrte die seltene Virtuosität des Concertgebers mit dem einstimmigsten und lebhaftesten Beyfalle. Es wäre ihm sowohl als dem kunstliebenden Publicum zu wünschen, daß sich bald eine andere, günstigere Gelegenheit zeigen möge, ein so schönes und ausgebildetes Talent nach seinem ganzen Werthe zu würdigen. Unter den übrigen Leistungen des heutigen Concerts erworb ein Lied von Leitner: „Vor meiner Wiege,“ in Musik gesetzt von Hr. S. Thalberg, durch die Gefälligkeit der Composition sowohl, als durch den meisterlichen Vortrag der ausführenden Künstler, nemlich des Hrn. Tize, der die Singstimme, und der H. Thalberg und Lewy, welche die Begleitung des Waldhorns und des Pianoforte übernommen hatten, allgemeine Theilnahme. — Die k. k. Hofschauspielerinn Ulle Fournier sprach das Gedicht von Ludwig: „Der Adler und das Kind“ mit großer declamatorischer Wirkung und wurde, wie die so eben genannten Virtuosen, durch lauten Beyfall ausgezeichnet. — Der höchste Genuß ward den heute anwesenden Musikfreunden durch den Vortrag des Beethoven'schen Septetts bereitet, eines Musikwerkes, das ganz allein hinreichen würde, den Namen seines Urhebers in den Annalen der Tonschöpfungen zu verewigen. Es macht dem Geschmacke und dem musicalischen Sinne des Concertgebers große Ehre, eine solche Wahl getroffen und zugleich eine so meisterhafte Aufführung des Septetts, wie sie heute zu Stande kam, veranlaßt zu haben. Wir brauchen wohl nur die Namen der ausübenden Künstler zu nennen, um diesen Ausspruch vollkommen gerechtfertigt zu sehen; es waren nemlich die H. Jansa, Strebinge, Linke, Slawa, Lewy, Fürth und Hr. Adner selbst. Die Mittagsstunde und die ursprüngliche Länge des Tonwerkes, machten eine Kürzung nothwendig, so daß nur drey Sätze des Septetts gegeben werden konnten, allein diese drey Sätze wurden mit einer Vollendung ausgeführt, wie man sie wohl weit und breit vergebens suchen würde, und die gewiß allen Anwesenden lange unvergesslich bleiben wird. Wo alle Mitwirkenden auf gleicher Stufe der Vortrefflichkeit stehen, da kann natürlich keiner vor oder nach dem andern besonders genannt werden; wir begnügen uns daher dem vereinigten Künstlerkreise, so wie dem fremden, würdigen Mitgliede desselben, den wärmsten Dank aller Freunde des wahrhaft Schönen in der Musik auszusprechen.

Modell XLIX.

Hohes Kleid von grauem faconnirten Atlas, mit einem Pelzpalatin und Muff, nach Originalen von Hr. Th. Petko, am Graben, im Trattnerhose, Nr. 618, im 2. Hof, 1. Stiege, 4. Stock.

Der schwarze Atlashut mit Gazebändern und Blumen, nach Originalen von M. Langer in der Annagasse Nr. 986, im 1. Stock.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

f ü r
Kunst, Literatur, Theater
u n d
M o d e.

Sonnabend, den 7. December 1833.

147

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bei N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Der weiße Luchs der langen Messer.

(F o r t s e t z u n g.)

Unter den Vermissten, nachdem der übrig gebliebene Theil der überwundenen Armee sich zu ihrer Rückkehr nach dem Fort William-Henry eingeschifft, zählte man auch den Capitän Thorn dy Ke. Er wurde schon zeitlich, während eines lebhaften Scharmüßels am Rande eines Waldes, verwundet — sein Fuß wurde nemlich durch eine Musketenkugel zerschmettert; und da sich seine Mannschaft schnell zurückzog, so ließ man ihn auf dem Kampfplatze zurück. Er blieb jedoch nicht lange in dieser Lage, denn bald wurde er von einigen Wilden ergriffen und tiefer in den Wald hineingetragen, auf einen sichern Platz, wo man ihn an einen Baum festband, zweifelsohne zu einem martervollen Tode bestimmt, wenn die Schlacht zu Ende seyn würde, denn sonst hätten ihn seine Erbeuter wohl auf der Stelle umgebracht. In dieser nicht beneidenswerthen Lage ließ man ihn durch mehrere Stunden dem Streite zuhören. Während dieses Zeitraumes wurde sein Gemüth von den traurigsten und mächtigsten Bewegungen der Hoffnung, Furcht und Verzweiflung erregt — nicht aus Angst für sein Leben, sondern in Betreff der langen Dauer und Hartnäckigkeit des Kampfes, wodurch sein Vertrauen für den guten Erfolg vernichtet wurde. Bald glaubte er unter den Tönen, welche sein Ohr erreichten, einen englischen Siegesruf zu hören — und im nächsten Athemzuge schien sich das Feuer von den Festungswerken des Feindes zurückzuziehen. Dadurch wurde es ihm zwar klar, daß das Blut der Schotten in großen Strömen fließen müsse, er wußte aber auch, daß, wenn sie nur mit ihrem Feinde auf offenem Felde die Waffen messen könnten, sie sich gewiß eine große Denksäule im Buche der Geschichte erbauen würden. Endlich nach manchen Anzeichen eines furchtbaren Zusammentreffens ward es ihm nur zu deutlich, daß Abercrombie geschlagen sey; und Thorn dy Ke's Lebensmuth sank bey dem Gedanken der Niederlage einer solchen Armee, welche nur zwey Tage früher den See auf eine so glänzende und prunkhafte Weise bedeckt hatte. Während er Siegesrufe erschallen hörte, würde er sein Leben freywillig hingegeben haben, wenn er dadurch zum Ruhme seines Vaterlandes etwas hätte beytragen können; doch die rückgängige Bewegung seiner

Freunde zu hören, und das Bewußtseyn verwundet und hilflos für die Marter zurückgelassen zu seyn, dieß versezte ihn in eine Lage, die ihm gewiß nicht den geringsten Trost gewähren konnte. Nur einmal wurde er in seiner einsamen und trüben Gedankenreihe vor dem Schlusse des Gefechtes unterbrochen; jedoch geschah dieses nicht auf die angenehmste Weise. Ein indianischer Junge nemlich, noch zu jung, um an dem Kriege mit Theil zu nehmen, der jedoch schon in der Nähe des Schlachtfeldes herumzog, um zu plündern, mochte Blut gerochen haben, gleich dem Jungen des Tigers, und kam plötzlich auf Thordylke zu, mit seinem kleinen Beil oder Tomahawp, das ihm in der Hand blinkte. Nachdem er einen Augenblick den verwundeten und gebundenen Krieger angeblickt hatte, schien plötzlich ein Gedanke durch den Geist des kleinen dunklen Wilden zu fahren, und in einer schicklichen Entfernung den Baum, an welchem der Gefangene gebunden war, fixirend, bereitete er sich vor, sein Beil auf ihn zu werfen. Es war ein schmerzvoller Augenblick für unsern Helden. Der Junge erhob seinen Arm und schleuderte sein Beil schnell durch die Luft, das eine Spanne über dem Haupte des Gefangenen in den Baumstamm fuhr. Der junge Wilde näherte sich dann, zog sein Beil heraus und wiederholte den Wurf; das Werkzeug pfiß bey seinem Ohre vorbey, und fuhr schon etwas näher neben dem Haupte des Schlachtopfers in die Rinde. Auf diese Art setzte der Junge seine gefahrvollen Übungen eine geraume Zeit fort, bisweilen den Baum in einer größern Entfernung vom Ziele treffend, und andere Male die Haarlocken des unglücklichen Gefangenen streifend. Nachdem er zuletzt sich sattfam auf diese Art unterhalten hatte, oder da ihm vielleicht ein anderer Gedanke in den Sinn kam, sprang der junge Indianer tiefer in den Wald hinein; und der Streiffschüze erkannte dadurch, daß der Junge sich bloß im Werfen des Tomahawps geübt, und in Ermanglung eines bessern Zieles seinen Kopf sich dazu erwählt hatte, und zwar in keiner andern Absicht, als um zu sehen, wie nahe er dem Ziele werfen könne, ohne doch selbes zu verlegen. Fürwahr ein ziemlich gefährliches Experiment! dachte der Gefangene.

Nachdem nun der Schlachtsturm ausgetobt hatte, erwartete der Streiffschüze die Zurückkunft seiner Erbeuter, deren Herannahen ihn auch bald ein schwerer Tritt vermuthen ließ. Eine düstere Gestalt, von riesenhafter Größe, tauchte aus dem Dickicht hervor: doch, als das schlangenartige Auge des Wilden den unglücklichen Gefangenen entdeckte, war Ersterer augenscheinlich erstaunt, da er nur aus bloßem Zufall diesen Weg kam. Ein zweyter erforschender Blick, und die Erkennung war beyderseits, es war Mah-meh-ne, der verwundete Krieger von dem französischen Gebirge! Der Indianer stand einen Augenblick stille, als ob er überlege, was er thun solle; dann Stillschweigen verlangend, und unsern Helden vom Baume losbindend, nahm er ihn auf seine Schultern, als ob er ein Kind sey, und trug ihn im indianischen Tacte hinweg. Nachdem er ihn ungefähr eine Meile weit fortgetragen hatte, und zwar in einer Richtung, die den Festungswerken des Feindes entgegengesetzt war, bemerkte Thordylke, daß sie sich dem See näherten; doch seine Gefährten waren bereits auf den Überresten der Flotte gestohlen. Der Indianer trat nun in ein dichtes Erlengebüsch, an dem Rande des Sees, in dessen Mitte ein kleiner mit hohem schlanken Grase bewachsener Platz war, wohin er seine Bürde sorgfältig legte, mit der Mahnung das größte Stillschweigen zu beobachten. Dann entfernte er sich. Die Nacht brach bereits herein, und die Leiden Thordylke's, erregt

durch Hunger und Durst, durch die Qual einer unverbundenen Wunde und den Blutverlust waren fast unerträglich. Doch hatte er keine Mittel dafür; und so mußte er noch einige schwere Stunden zubringen. Endlich hörte der Schmerzvolle ein leichtes Plätschern auf dem See, das von dem Ruder eines nahenden Bootes herrührte, und er konnte wahrnehmen, wie es einige Momente darauf durch die Binsen hinfuhr, und dann anlandete. Der Ruderer sprang auf's Land und trat in das Erlengebüsch.

„Bist du es, *Ma-h-me-a-h-ne*?“ fragte schwach der Streifschütze.

„Pst!“ flüßelte der Wilde, der ihn verstand und ein wenig englisch sprechen konnte, „laß den weißen Mann stille seyn!“ — In demselben Augenblick hörte man ein Rascheln zwischen dem Reisholze und das Zerknicken eines trockenen Astes unter einem Fuße, welches nur zu deutlich war, um sowohl zum Stillschweigen als zur Eile anzutreiben. Alsogleich hatte der Wilde den Streifschützen in den Armen, und im nächsten Momente lag er auch schon im Boote, in welches dann der Erretter selbst sprang, und es durch eine kraftvolle und geschickte Anwendung des Ruders pfeilschnell vorwärts trieb, so daß es in seinem schnellen Fluge kaum das Wasser zu berühren schien. Einige Augenblicke darauf zischten mehrere Boote von ungefähr vorbei, aus denen etwa ein halbes Duzend Carabiner abgefeuert wurden; doch die undurchdringliche Finsterniß der Nacht machte ihre Entdeckung unmöglich, und so stellte sich ihrer Flucht kein ferneres Hinderniß entgegen. Nachdem sie drey oder vier Meilen zurückgelegt hatten, setzte der Indianer einige Zeit mit dem Rudern aus, und bereitete in der größten Hastigkeit einige Erquickungsmittel vor. Er reichte dem verwundeten Krieger eine Numflasche dar, die für ihn ein wahres Labfal war. Dann verband er ihm so gut als möglich sein beschädigtes Bein und setzte darauf die Reise weiter fort, doch ohne ein Wort zu sprechen; und *Thorndyle* war auch mit seinen eigenen Gedanken zu sehr beschäftigt, und überhaupt zu schwach, als daß er große Sorge dafür getragen hätte, das düstere und charakteristische Stillschweigen seines Gefährten zu unterbrechen.

Der Himmel hatte sich im Verlaufe des Nachmittags mit Wolken überzogen, und die Nacht war daher, wie wir bereits erwähnten, sehr schwarz. Doch diese Finsterniß der Nacht wurde durch ein unerwartetes Ereigniß, das dem verwundeten Krieger ein Schauspiel von ergreifender Erhabenheit und Pracht darbot, auf keine geringe Art erleuchtet und belebt. Ein Indianer ließe sich niemals beykommen, irgend ein Gefühl von Neugierde oder Bewunderung zu verrathen; und *Ma-h-me-a-h-ne* ruderte während der ganzen Scene, die wir beschreiben werden, so gleichgültig und unverändert sein Boot, als ob die Finsterniß gar nicht durch die schauervolle Pracht eines brennenden Gebirges unterbrochen worden wäre. Einige Abtheilungen der zerstreuten Armee hatten auf ihrer Überfahrt während des vorhergegangenen Nachmittags an der westlichen Küste des Sees angelandet und mehrere Feuer angezündet, um ihren Proviant zuzubereiten; und so entdeckten unsere zwey Reisenden jetzt um Mitternacht die dadurch entstandenen ungeheuren Feuerflammen auf den lustigen Gipfeln des Gebirges. Diese Anhöhen wurden schon früher einmal von einem solchen Ereigniß heimgesucht, wodurch deren Baumstämme ausgetrocknet und des Lebens beraubt wurden. Durch eine lange vorausgegangene trockene Witterung waren nebstdem die Blätter, die umgestürzten Bäume und die beschädigten Baumstämme der riesenhaften Eichen und Fichten so feuerfängend ge-

worden wie Zunder. Von den Feuern, welche die Soldaten anzündeten, breitete sich das verzehrende Element mit großer Schnelle weiter aus, und vom Rande des Sees ausgehend, stieg es von Klippe zu Klippe immer höher. In wenigen Augenblicken standen die Stämme der ungeheuren Bäume, deren Gipfel fast bis zu den Wolken ragten, von der Wurzel bis zur Spitze, große gewundene Feuerfäulen bildend, in hellen Flammen. An anderen Punkten leckten die Flammen über die geborstenen Felsenblöcke hinüber, und in deren Ritze hinein, alles was sich daselbst nur Verzehrbares vorfand, ergreifend, und bildeten so große Feuerketten, die sich die Bergschichten entlang bis zu einer Höhe von 600 bis 800 Fuß emporhoben. Die ganze westliche Küste des Sees war auf einer langen Strecke in züngelnde Flammen gekleidet; und dieser feurige Glanz wurde von dem Spiegel des Sees prachtvoll zurückgeworfen, da ihn jetzt kein Lüftchen bewegte, während über dem Haupte die Wolken gleich einem Traghimmel von schmutzigem Roth erhellt waren, wodurch der ganzen Scene eine Erhabenheit und furchtbare Pracht verliehen wurde, welche sich wohl kaum vorstellen und noch weniger beschreiben läßt. Niemals sah man eine prachtvollere Entfaltung des Feuerelementes; und der furchtbar schöne Anblick, als die Flammen sich himmelwärts kräuselten, oder gleich flüssigen Meteoren im Wasserspiegel zurückgeworfen wurden, war von dem tröstenden Bewußtseyn begleitet, daß, während das Zerstörungswerk fortschritt, durch selbes weder eine einzige menschliche Wohnung, noch das Leben eines menschlichen Wesens gefährdet wurde. Wilde Bestien und Klapperschlangen, welche in den Gebirgen hausten, waren die einzigen lebenden Geschöpfe, welche von dem verzehrenden Elemente aufgesucht wurden, das jetzt so furchtbar, doch auch so prachtvoll den Pfad des unglücklichen Thorndyke erhellte. Letzterer, zurückgelehnt im hinteren Theile des Bootes, vergaß beynah seine Schmerzen, so sehr war seine glühende Seele im Anschauen dieses großartigen Schauspiels versunken. Doch dieses schöne Gemälde der Wolken, der helle Widerschein auf den Gewässern und das Prasseln und Knackern der brennenden Baumstämme auf den Gebirgen waren Gegenstände, die von dem Indianer kaum beachtet wurden.

„Was kann schrecklicher, was entzückender seyn!“ rief der Streiffshütze aus, trotz seiner Schwäche, und sich halb emporrichtend. „Ugh!“ grunzte der Indianer, und ruderte rasch vorwärts, still und düster wie vorher.

Am Vormittage des folgenden Tages hatte sich das Boot der Spitze des Sees in so weit genähert, daß es die Aufmerksamkeit der geschlagenen Armee, deren Nachtrab so eben angelandet war, erregen konnte. Der Indianer ruderte daher einer kleinen Insel zu, die einen Musketenenschuß weit von der Küste entfernt lag, und setzte den verwundeten Krieger an's Land. Als er ihn auf den grünen Rasen niederlegte, waren dieß die einzigen Worte, die er aussprach: „Hier! weißer Mann — Indianer — nun eben so!“ Da er im selben Augenblicke bemerkte, wie zwey Boote vom Lande stießen, sprang er in seinen Kahn, und war bald aus dem Gesicht.

Wäre der Erzähler dieses im Stande, genau auf das Gesetz der Einheit Acht zu haben, so würde seine bescheidene Erzählung — Lord Byron's Verzeihung für den Gebrauch eines so gemeinen Hauptwortes ansuchend — bald zu einem Bande anschwellen. Wir müssen daher die Scenen mit der Abbrechung des Drama's verändern, und der Entwicklung entgegenstellen. Der unglückliche Ausgang des Feldzuges, der so bald geendet wurde, diente dazu, die

Franzosen und Indianer anzueifern, eben so sehr, als er die Colonisten entmuthigen mußte. Die Folge davon war, daß die Grenzbewohner wieder ihren Einfällen ausgefetzt waren, und noch häufiger und grausamer als vorher gequält wurden. Nicht eher aber wurde Thorndyke von seiner Wunde hergestellt, als bis er wieder zu Felde ziehen konnte, und zwar bald mit dem Veteranen Rodgers, bald mit dem unerschrockenen Butnam, und bald mit der Vollmacht nach seinem eigenen Willen handeln zu können, da er eben so tapfer und furchtlos als jemals war. Wohl mancher von den wilden Kriegern mußte die Macht seines Armes fühlen, ehe der Fall von Ticonderoga und Crown-Point, das Vorspiel zu der Einnahme von Montreal und der Eroberung von ganz Canada, durch Wolfe und Amherst im folgenden Jahre, diesen betrübenden Feindseligkeiten ein Ende machte. Diese Kriegesart war reich an grausamen Abenteuern und kühnen Thaten von Seite der Colonial-Streifschützen, welche die Grenzen bewachten; doch dieser Dienst war von der ermüdendsten Art, und die Feinde voll Kraft und List, mit denen man nie in offenem Felde zusammentreffen konnte, sondern bloß in den Wäldern, und da in großer Ungleichheit der Streitkräfte. Bloß in der Absicht unerwartete Nachtangriffe zu machen, die gewöhnlich den unbewaffneten Grenzniederlassungen galten, verließen die Wilden den Schutz ihrer Wälder.

(Der Schluß folgt.)

Über die Dresdner Kunstausstellung.

Dresden, im August 1833.

(Fortsetzung.)

Zweiter Besuch.

Seit wir das erste Mal die Ausstellung besuchten, ist viel Interessantes hinzugekommen. Zuerst nenne ich das lebensgroße Bild in ganzer Gestalt unsers Prinzen Mitregenten, welches Prof. Vogel von Vogelstein trefflich ausführte. Daß die Ähnlichkeit sprechend ist, braucht man bey diesem Künstler nicht erst zu versichern; die edle, ruhige, feste Haltung der schönen hohen Gestalt ist herrlich dargestellt, Niemand kann dieß Bild sehen, ohne nicht gleich an die unvergeßlichen Worte dieses unsers Fürsten zu denken: „Vertrauen erweckt Vertrauen.“ Sehr vortrefflich ist die dunkelblaue, fest anschließende neue Uniform, der Prinz scheint eben von einem Ritt zurückgekehrt, durch die großartigen weiten, aber einfachen Hallen sieht man in weiter Ferne im Hintergrunde hinaus in die freundliche Elbegegend, das Ross steht noch unten an der Gartentreppe, der Prinz hat den dunkeln rothgefütterten Mantel zurückgeschlagen, in der Rechten hält er den Generalshut, der linke Arm ruht, in die Seite gestützt, auf dem Degen, das breite grüne Ordensband und die andern Orden sind der einzige Schmuck. Diese Einfachheit in der Tracht und der ganzen Umgebung gibt etwas ungemein Großartiges, und ist eben so würdevoll als ächt malerisch. Eine große Landschaft unsers Prof. Dahl ist von ergreifender Wirkung; wir sehen einen See sturm an den hohen öden Klippen der norwegischen Küste, ein Schiff scheidert zwischen den gewaltigen Brandungen, der Himmel ist trübe, voll Regenschauer und Sturmeswolken, schäumend und brausend steigen die grünlichen Meeresswellen bergeshoch um das Schiff, dieß ist mit einer Wahrheit dargestellt, die sich nicht schildern läßt; die Masten sind gebrochen, die Segel halb zerrissen, halb eingezogen, wir sehen das Takelwerk und den ganzen Bau des Schiffes in größter Deutlichkeit; geschäftig suchen die Matrosen Kisten und Vorräthe durch die Wellen ans Felsenufer zu retten, und das kleine Boot wieder flott zu machen; nur mit kargem Moos sind diese Klippen bewachsen, Schaaren von weißen Seemöven scheinen die einzigen Bewohner dieser Küste zu seyn, neugierig blicken diese auf das Schiff hin, und im Vorgrunde liegen Seesterne und bunte Muscheln in Fülle von den Wellen hergespült. Es ist ein herrliches Meisterwerk; je länger man es betrachtet, desto erschütternd

der und großartiger ist die Wirkung. Von dem jungen Benno Förmer, der in Rom studiert, kam ein sehr interessantes Bild: „Rinaldo und Armida im Zaubergarten der Isehnern;“ unter hohen Myrthenbüschen sieht die listige Zauberinn, der jugendliche Held, in weichlicher Kleidung ohne Waffen, sitzt neben ihr; verloren und versenkt in das Anschauen ihrer verführerischen Reize, liebkost er ihr, und hebt den leichten Schleier, der um die üppige Fülle ihres Goldhaares geschlungen ist; man sieht Armidens Pallast und den klaren See im Hintergrunde; sehr richtig aber ist es, daß der ganzen Gegend alle Frische fehlt. Vorn sind Rinaldo's Waffen unter Disteln und Gestrüppe verborgen; leise kommen die beyden frommen Krieger, die ihn suchen, seitwärts durch das Gebüsch lauschend und spähend, herbey. Die Figuren sind etwas unter halber Größe. Es ist edler Styl, richtige Zeichnung, sinniger Ausdruck in diesem Bilde und jenes schöne Colorit, welches nur in Italien gedeiht, und wonach Künstler in kältern Ländern vergeblich streben. Armiden darzustellen, ist eine der schwierigsten Aufgaben; diese reizende Schönheit mit dem Ausdruck von Falschheit und böshafter List zu vereinigen, ist schwer, fast unmöglich; indes hat unser Künstler erst darnach gestrebt. Es ist interessant, die Zeichnung nach der Natur zu sehen, die er als Studium zum Kopfe der Armida machte, und die gleichfalls ausgestellt ist; das Lauernde, Unheimliche liegt in diesen so schönen Zügen; schade ist es, daß der Faltenwurf von Armidens Gewand nicht reiner und edler ist, so etwas gehört nicht zum Charakter, und diese kleinlich gebrochenen Falten stören das Ganze; trefflich sind aber alle unbelaideten Theile. Das sonnengebräunte Colorit Rinaldo's ist für einen so jugendlichen Helden zu dunkel, doch ist der Contrast zu dem hochblonden Colorit Armidens sehr materisch und wirkungsvoll; seine Befangenheit und schwärmerische Hingebung sind ächt und wahr dargestellt. Armida hält den kristallinen Zauberspiegel in der Hand, während wir schon den klaren Schild des treuen Ubaldo durch das Gebüsch schimmern sehen, in dessen spiegelheller Fläche sich Rinaldo bald richtiger erkennen soll. Das Hellsdunkel, worin die beyden Ritter stehen, ist sehr gut gehalten. Eine treffliche Zeichnung ist noch von diesem jungen Künstler hier, das Brustbild einer jungen Römerinn, welche das liebliche Köpfchen senkt, um sich den Perlenohrring zu befestigen, ein Studium nach der Natur, mit Geist und Leben behandelt. Vorzüglich schön gemalt ist auch das Brustbild eines Arabers nach der Natur von demselben hoffnungsvollen jungen Künstler. Recht klar und lebendig ist ein Theil des Vogenpallastes mit der Piazzetta zu Venedig von Carl Werner dargestellt. Einen sehr freundlichen Eindruck macht „der Erntezug in der Campagna di Roma“ von Louis Richter nach der Natur gemalt; zwischen dieser hügelichten, wenigangebauten Gegend wird der schwerbeladene zweyrädrige Wagen von zwey tüchtigen Stieren gezogen, voran schwärmt junges Landvolf, Tambourin schlagend und Zampogna spielend, nebst Kindern von lustigen Ziegen begleitet; die Schnitterinn auf dem Maulesel, die ihr munteres Kind dem Vater hinabreichet, und das schlanke schöne Mädchen mit den geschürzten bunten Gewändern, die eine volle Garbe auf dem Kopfe trägt, machen die Staffage eben so reizend als nationell. Unser braver Landschaftsmaler Ernst Döhme erfreute uns noch durch eine Darstellung des „Gletschers bey Grindelwald“ in der Schweiz; herrlich ist die Dunkelheit des Thales zwischen dem hohen Felsengipfel gehalten, und das kräftige Grün der Alpenpflanzen in dieser wilden Gegend, wo sich von der Schneespitze herab der grünliche Gletscher zieht, und wo der schmale Steg über den Abgrund führt. Vorzüglich schön sind die Landschaften von Sparrmann, alles ist darin der Natur treu abgelauscht, und die fleißigste Ausführung ist mit leichter graziöser Behandlung vereinigt. Der „untere Fall des Reichenbachs“ im Canton Bern ist von diesem Künstler nach der Natur herrlich dargestellt, das schäumende Wasser löst sich fast in Staub auf, und ist dabey so frisch und klar; in der Wahrheit und Mannigfaltigkeit des Baumschlags ist Sparrmann besonders geschickt, der vom Wassersturz gefällte Baumstamm, der ganz vorn liegt, ist sehr schön. Ein paar kleinere Landschaften desselben Künstlers: die Aussicht auf Constanz und den Bodensee, und: Interlaken mit seinen Gebirgsumgebungen, sind vortrefflich. Wettkampfend mit ihm zeigt sich Albert Zimmermann, der in den duftigen Gebirgsformen vielleicht noch vorzüglicher ist; der Hallstädter See im Salzkammergute ist eine überaus gelungene Darstellung, auch der Walmann wurde von diesem Künstler vortrefflich gemalt, seine Behandlung hat etwas ächt Großartiges und eine schöne Harmonie herrscht in seinen Farbentönen. Diese Harmonie mit Kraft vereint, zeichnet auch eine treffliche Landschaft von Cateil aus, den Untersberg bey Salzburg darstellend. Recht brav durch Frische, fleißige Ausführung und Naturwahrheit sind auch die Landschaften von Crola, wenn auch seinen Werken jener Zauber der Farbentöne und des Hellsdunkels fehlt, der die vorhergenannten so sehr auszeichnet. Die italienischen Natur-

studien von Lanner und die deutschen unsers Faber, die Parthie aus dem Chamounythal von Edmund Hottenroth, und die Gruppe der Mäler am Genfersee, von demselben, und die Arbeiten von Leybold, Cuf. Faber, Peschek und Bohé verdienen Beachtung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Berlin, im November 1833.

Wenn ich Ihnen versprochen habe, geehrtester Herr Redacteur, Ihnen von Zeit zu Zeit eine Nachricht von unserm Leben und Treiben hieselbst zukommen zu lassen, so bald sich etwas von Interesse ereignet, was über den gewöhnlichen Horizont des geselligen und Kunstverkehrs um ein Bedeutendes hervorragt: so werde ich vielleicht im Laufe des ganzen Jahres keine so dringende Veranlassung finden, mein Versprechen zu erfüllen, als eben jetzt. Wie? Gibt es noch etwas Wunderbares in der Welt? Hat sich wirklich nicht alles schon hundert- und tausendmal ereignet? So muß es wenigstens eine neue Catalani oder Viganò seyn, die eine Residenz in Bewegung setzt, denn nur eine Sängerin oder Tänzerin kann in unseren Tagen zum Gegenstande des Enthusiasmus werden. Fehl getroffen; diesmal bleiben schöne Augen und lächelnde Lippen und Wangen ganz aus dem Spiel, und es sind Männer, noch dazu vier Männer, vier Brüder, welche die Residenz in eine enthusiastische Bewegung gesetzt haben. Mit einem Wort, es sind die Ihnen vielleicht schon von fern bekannt gewordenen vier Gebrüder Müller aus Braunschweig, welche sowohl durch ihr Quartettspiel als durch die ausgezeichnete Virtuosität ihres Familienoberhauptes, nemlich des ältesten der vier Brüder, Hrn. Carl Müller, das Erstaunen aller Freunde und Kenner der Kunst in gleichem Maße in Anspruch nehmen. Ich muß Ihnen eine kleine historische Skizze von diesem vierblättrigen Kleeblatt geben. Es ist auf Braunschweigischem Ager gewachsen, und der Vater war ein wackerer Musiker des dortigen Orchesters, welcher die Söhne in der That als ein strenger und ernster Meister in der Kunst mit unerbittlicher Beharrlichkeit für die Musik ausbildete. Es ging dabey bisweilen vielleicht etwas hart her, indessen war doch überall die Liebe vorherrschend, und die Strenge trug ihre Früchte. Die Brüder wurden wackerer Violinspieler, und einer derselben ein tüchtiger Cellist. Der Älteste, welcher die meisten Anlagen zeigte, ging als Jüngling nach Berlin, und wurde dort auf einige Zeit ein Zögling Möse's, und mehrere Jahre lang Mitglied der Berliner Capelle. Doch ging auch er im Jahre 1815 wieder nach Braunschweig, zum Theil um sich seiner jüngeren Brüder anzunehmen. Diese alle nun befanden sich in der Braunschweigischen Capelle, leidlich gut besoldet, und von ihren Mitbürgern geachtet und geliebt. Da traten dort die trüben Verhältnisse der leztvergangenen Zeit ein, welche die Künstler bestimmten, sich einen andern Aufenthaltsort zu suchen. Da sie sich aber nicht trennen wollten, und es bedenklich schien, aufs Gerathewohl in die Welt zu gehen, bis alle zugleich eine Anstellung fänden, kamen sie auf den Gedanken, als Quartettisten zu reisen. Freylich hatten sie schon oftmals Quartette mit einander gespielt, aber zum eigentlichen Studium hatten sie es doch noch nicht gemacht. Jetzt aber faßten sie den Entschluß, in dieser Gattung etwas Vollendetes zu leisten, und ihr fernes Ziel im Auge habend, setzten sie sich täglich drey Stunden zusammen hin, und studierten nicht etwa einzelne Quartette ein, sondern das Quartettspiel überhaupt. In dieser Weise war dasselbe noch nie behandelt worden, und vielleicht konnten es auch nur vier Brüder möglich machen, einen solchen Grad der Vollkommenheit zu erreichen, der ohne eine gegenseitige Gefühlsympathie selbst bey der höchsten Virtuosität des Einzelnen doch niemals zu erlangen ist. Auf diese Weise haben sie etwas ganz Neues, Eigenthümliches und ungemeyn Reizendes in der Kunst geschaffen, dessen Gleichen nach dem einstimmigen Urtheil Aller, welche die berühmtesten Quartette gehört haben, noch niemals da gewesen ist. Die vier Virtuosen machten ihre erste Ausflucht vor zwey Jahren nach Hamburg, wo sie schon außerordentlichen Beyfall fanden. Doch liegt diese Stadt zu sehr an der äußersten Grenze Deutschlands, und hat einen zu abgeschlossenen Kreis der Interessen, um binnen kürzerer Zeit einen musicalischen Ruf weithin zu begründen. Die Gebrüder Müller kamen also im Sommer des verfloßnen Jahres so gut als ganz unbekannt nach Berlin. Hier eröffneten sie zur ungünstigsten Zeit, nemlich im heißesten Juny, nachdem wir den Winter hindurch über dreyßig Soirées und Matinées für Quartett- und Kammermusik gehabt hatten, und demnach

der kleine gebildete Kreis von gewählten Musikfreunden, welche, dieser Gattung von Musik mit feinem Geschmack huldigte, in der That erschöpft und ermüdet war, einen Cynclis von sechs Quartettversammlungen, zu dem sie für den ersten Anfang nicht mehr als vierzehn Abonnenten gewinnen konnten. Ich selbst hatte ihnen freundschaftlich dringend abgerathen, den Versuch zu machen, überzeugt, daß es unmöglich seyn werde, ein Publicum dafür zu gewinnen. Allein die Künstler wußten, worauf sie sich zu verlassen hatten, und blieben so fest in ihrem Beschlusse wie Columbus. Aber kaum hatte man auch nur die ersten Tacte gehört, als sich ein freudiges Erstaunen in den Zügen aller Zuhörer malte und einer den andern verwundert ansah, gewissermaßen um zu fragen: „Ist denn das wirklich dasselbe Quartett, das wir so oft hörten, und das uns heut — in so reinem Glanz der Schönheit tritt es vor uns hin — gleichsam wie verklärt erscheint?“ Aber es war wirklich so, und mit gefesseltem Ohr lauschte man jedem Ton, gespannt aufhorchend, und nur mit Mühe die innere Freude zurückdrängend, bis man am Schlusse sich durch lauten Beyfall Luft machen konnte. Wie ein Lauffeuer lief die Kunde von dem neuen Wunder durch die Stadt; in der nächsten Versammlung hatte sich die Zahl der Hörer verdoppelt, in der dritten war der Saal gepreßt angefüllt, in den drey letzten standen die Hörer vor den Thüren weit hinaus, waren auf den Treppen gelagert, frochen in alle Winkel, kurz drängten sich überall hin, wohin nur noch ein Ton dieser silberreinen Klänge dringen wollte. Jetzt hatten die Künstler ihre Absicht erreicht, nemlich die, sich einen Ruf zu einer künftigen größeren Reise zu gründen, welches nur in einer musicalischen Hauptstadt Deutschlands, die als Tonangeberinn mit Erfolg voranzugehen vermag, möglich war. Sie kehrten nach Braunschweig zurück, benutzten die Winke, welche ihnen von den sachverständigsten Beurtheilern und Kunstgenossen noch etwa gegeben waren, um gewisse Seiten ihres Spiels noch zu vervollkommen, mit unablässigem Fleiße, und bereiteten sich so zu einer größeren Reise vor, die sie nunmehr über Berlin begonnen haben, und von hier über Leipzig, Dresden und Prag nach Wien fortsetzen, dort einige Zeit verweilen, und hierauf über München nach Paris und London gehen werden. Kaum hatte sich die Nachricht von ihrer diesmaligen Ankunft in Berlin verbreitet, als auch schon das musicalische Publicum in die lebhafteste Bewegung gerieth. Sie konnten nur wenige Wochen bey uns verweilen, und gaben in denselben vier Quartettsoirées in einem doppelt so großen Locale als früher, das aber jedesmal bis auf den Vorsaal hinaus gedrängt voll war. Nach dem Schlusse jedes Stückes, das man mit gespanntester Stille anhörte, ertönte ein Beyfall, wie kaum eine beliebte Sängerin sich dessen rühmen darf.

(Der Schluß folgt.)

Concert-Anzeigen.

Morgen, Sonntag, den 8. December wird Hr. Aloys Khanl, Flötenspieler des k. k. Hofburgtheaters und Lehrer am hiesigen Conservatorium, im Saale der Gesellschaft der Musikfreunde ein Concert geben, in welchem die folgenden Musikstücke zur Aufführung bestimmt sind: 1. Ouvertüre. 2. Erster Satz eines neuen Doppelconcerts für zwey Flöten, von Anton Pfeiffer, vorgetragen von Hrn. Scheibl und dem Concertgeber. 3. „Heilung,“ Gedicht von Egon Ebert, gesprochen von Dlle. Fournier, k. k. Hofschaulpielerinn. 4. Erster Satz des A-moll-Concertes von Hummel, vorgetragen von Hrn. Henselt. 5. Lied: „Die beyden Nachtigallen,“ in Musik gesetzt für zwey Bassstimmen von Hrn. Hackel, gesungen von den Hrn. Pöck und Borschichy, Mitgliedern des k. k. priv. Theaters in der Josephstadt, auf dem Pianoforte begleitet von dem Compositour. 6. Variationen für Harfe, Violoncello und Flöte, von Nadermann, vorgetragen von Mad. Lorent, Hrn. Borzaga und dem Concertgeber. — Eintrittskarten, à 3 fl. W. W., sind in der Kunsthandlung des Hrn. Diabelli und an der Casse zu haben. Der Anfang ist um halb 1 Uhr.

An demselben Tage und zur selben Stunde wird Hr. Franz Lachner, Cavellmeister am k. k. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore, im k. k. kleinen Redoutensaale eine musicalische Akademie geben. Die vorkommenden Musikstücke sind von der Composition des Concertgebers und bestehen in einer neuen großen Symphonie in F, und dem Schlußchor aus dem Oratorium: „Moses,“ gedichtet von Bauernefeld. — Eintrittskarten, à 3 fl. W. W., sind in allen Kunsthandlungen, und am Tage der Aufführung an der Casse zu haben.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

f ü r
Kunst, Literatur, Theater
u n d
M o d e.

Dienstag, den 10. December 1833.

148

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Der weiße Luchs der langen Messer.

(S c h l u ß.)

In einem dieser zahlreichen Scharmüchel, in welche unser Held verflochten wurde, und in welchen mehrere Krieger durch seine eigene Hand fielen, wurde Thorndyke durch einen Indianer zu Boden gedrückt, indem dieser von den dichten Zweigen eines Baumes, in dessen Laube er sich verborgen gehalten, auf seine Schultern sprang, worauf dann ein halbes Duzend Wilde herzusprangen und sich seiner bemächtigten. Seine eigenen Gefährten waren im Walde zerstreut, in welchem sich ein unregelmäßiges Gefecht entsponnen hatte, und, ehe sie noch dessen, was vorfiel, gewahr wurden, trug ein Schwarm feindlicher Krieger ihren Befehlshaber als Gefangenen hinweg. Da nun die Wilden durch diese Kriegslist einen so großen Fang gemacht hatten, verließen sie den Kampfplatz mit der ihnen eigenthümlichen Eile, und hatten sich bald darauf in jenen Wildnissen verloren, von denen sie eine sehr genaue Ortskenntniß besaßen. Der weiße Luchs war nicht lange in der Gewalt seiner dunklen Herren, als er entdeckte, daß der Krieger, welcher gleich einem Tiger auf ihn von dem Baume gesprungen, kein anderer war, als der Frolese Mahmeahne; doch Thorndyke erinnerte sich auch alsogleich der Scheideworte jenes Wilden, als dieser ihn im Angesichte der verunglückten Armee auf der Insel aussetzte: „Weißer Mann — Indianer — eben so!“ und er sah bald ein, daß er bey der gegenwärtigen Gelegenheit keine Gunstbezeugung von ihm mehr zu erwarten hätte. Im Gegentheile, der brennende Glanz seiner Augen sprach eben so großes Frohlocken aus, und schoß eben so feurige Strahlen der Rache, als jene seiner wilden Gefährten. Denn da er durch eine lange Zeit der furchtbarste Feind war, mit dem es die Kriegspartey der Frolesen zu thun hatte, so wandte man alle möglichen Kriegslisten an, ihn unschädlich, oder, was sie am meisten wünschten, ihn zum Gefangenen zu machen. Endlich war er denn auch in ihre Hände gefallen, und ihr Vorsatz war es nun, volle Rache an ihm auszuüben. Seine Arme wurden während des Marsches nach ihrer Behausung mit Riemen und Weidenruthen fest gebunden, und, während die Wilden schliefen, wurden ihm außerdem, daß man kleine Bäumchen

über seinen Körper legte, noch Arme und Füße fest an zwey Bäume gebunden, die etwas von einander entfernt standen, und welche aufzufinden der erste Zweck ihres Suchens war, wenn sie an einen Ort kamen, wo sie übernachten wollten.

Sie durchzogen mit ihm die Wildniß zwischen Montreal und Quebeck. Letzteres ist ein Ort, der in der Geschichte jener Zeiten als der Hauptsammlplatz der Indianer, die in französischem Dienste standen, berühmt war, woselbst sie auch ihre Feste, und überhaupt alle ihre wichtigen Gebräuche ausübten. Nachdem sie sich nun diesem indianischen Golgatha in so weit genähert hatten, daß ihr Geschrey daselbst vernommen werden konnte, kündigten die Krieger ihren glücklichen Erfolg durch verschiedene Kriegesrufe an, so wie dieß gewöhnlich die von einer Expedition zurückkehrenden Streiter zu thun pflegten, damit eine Vorbereitung zu ihrem Empfange getroffen werde.

Zuerst erhoben sie zu wiederholten Malen ein klägliches Geschrey, wodurch sie ihren Verlust an Todten andeuteten, dann aber benachrichtigten sie ihre Freunde durch einen eigenthümlichen Laut, daß sie den großen Hauptmann — den weißen Luchs der langen Messer — gefangen hatten. Darauf eilten nun die Wilden aus ihren Wohnungen in verschiedenen Gruppen ihnen entgegen, theils in der Absicht, um sich über die Erschlagenen näher zu erkundigen, theils auch, um über den wichtigen Fang zu frohlocken und um den Gefangenen selbst zu verhöhnen. So durch die Reihen dieser Wilden gehend, begleitet von dem Wehklagen, Heulen und den Drohungen derjenigen, deren Angehörige gefallen waren, langte Thorndyke in ihrem Lager an, wo seine Augen ein Schauspiel sahen, das auch ein kräftigeres Gemüth beunruhigen, und das Blut eines Mannes erstarren machen konnte, der wie unser Held an die Schrecknisse des Krieges gewohnt war. Mehr als tausend Schädelhäute seiner Landsleute — von Männern, Weibern und Kindern — hingen an den Ästen der Bäume ringsumher, deren manche noch frisch waren und vom Blute triefeten, und in den Lüften als die Siegeszeichen ihrer Grausamkeiten schwebten.

Wenn diese Wilden einen ihrer ausgezeichneten Feinde gefangen hatten, so wurden an ihm alle nur erdenklichen Qualen ausgeübt. Je erkünstelter und ausgesuchter diese waren, zu desto größerer Ehre gereichten sie dem Opfer, das sich unter selben krümmte. So wurden auch jetzt Anstalten zu einem großen Siegesfeste getroffen, das also der „weiße Luchs“ insbesondere sich zur Ehre zu rechnen hatte, und alle Indianer in der Nachbarschaft wurden aufgefordert, diesem blutigen Kriegsgebrauche beizuwohnen.

Die Freude dieser Wilden, einen so edlen Gefangenen in ihrer Macht zu haben, gab sich auf eine wirklich wilde und Grausen erregende Art zu erkennen; die Vorbereitungen zu dem Feste wurden daher auch nach einem solchen Maßstabe gemacht, der der Wichtigkeit des Ereignisses entsprach. Die versammelten Anführer hatten bereits den Tag der Hinrichtung bestimmt. Doch war für den Gefangenen der Verzug keine Begnadigung, denn die grausame Art seiner Gefangenschaft ließ ihn auf seinen Tod als auf eine willkommene Erleichterung hinblicken.

Es hatte sich eine große Anzahl von Wilden bey dieser Gelegenheit versammelt, da alle, die den Verlust von Freunden oder Anverwandten durch das Yengeesische*) lange Messer zu beklagen hatten, aufgefordert

*) Yengeesen hießen die Engländer bey den nordamerikanischen Wilden.

wurden, an der allgemeinen Rache Theil zu nehmen. Als die Vorbereitungen vollendet waren, fingen die Krieger, auf eine scheußliche Art mit schwarzen und rothen Figuren bemalt, ihre teuflischen Ceremonien an und zwar damit, daß sie ihre eigenen Thaten und die ihrer Voreltern besangen; wobey sie stufenweise ihre Stimme bis zur wüthendsten Leidenschaft erhoben, und ihr Angst- und Kriegsgeschrey und andere gräßliche Laute darein mischten; dazu nahmen sie verschiedene drohende Stellungen an, und schwangen ihre Messer und Kriegswaffen auf eine Art, die einen nervenschwachen Zuschauer wohl erblaffen machen konnten. Nachdem man auf diese Weise die Gemüther hinlänglich erregt hatte, wurde der Gefangene aus seiner engen Zelle, in welche man ihn gesteckt hatte, hervorgeholt, unter dem Jauchzen, Hohngeschrey und den Spöttereyen der wilden Menge; sodann band man ihn an den Baum, der schon in der Mitte des Lagers für solche Zwecke stand. Sein Körper wurde der Kleider beraubt, und mit verschiedenen rohen und grassen Wildern besudelt, so wie es die Phantastie der Künstler für gut fand; dann hing man über seinem Haupte die Hülle eines Raben auf. Wäre der Gefangene ein indianischer Krieger gewesen, so hätte er sich selbst sein Todtenlied singen müssen. Dieses würde ein löwenherziger Indianer mit der größten Lebhaftigkeit gethan, zugleich aber seine eigene Tapferkeit gerühmt und nicht vergessen haben, es seinen Peinigern aufzuzählen, wie viele ihrer Krieger er erschlagen habe. Eben so würde er jede noch so peinigende an ihm ausgeübte Grausamkeit verspottet haben, als ob selbe nichts im Vergleiche mit den Martern sey, die er an einem von ihrem Stamme ausgeübt hatte.

Die Brennmaterialien, die gewöhnlich aus Pech, Fichtenstämmen und trockenem Reisholze bestanden, waren vorbereitet. Nachdem man den Gefangenen festgebunden, begann das Werk der Marter. Sein Fleisch wurde mit Pfriemen geschnitten, worauf man spizige Pflöcke harzigen Holzes in die Wunden stieß. Diese hätten dann, vom Feuer ergriffen, seine Schmerzen noch mehr verschärft. Mehrere Knaben schossen eine Menge kleiner leichter Pfeile auf seinen Körper ab; aber sowohl die Schwäche ihrer Bogen, wie ihrer Arme verhinderte die kleinen Bogenschützen, ihren Pfeilen eine lebensgefährliche Kraft mitzutheilen. Während der Ausübung dieser und noch vieler anderer Grausamkeiten waren Hunderte von racherfüllten Gesichtern unablässig auf das Schlachtopfer gerichtet, bereit, das Geschrey des Entzückens zu erheben, und ihn „ein Weib“ zu schelten, wenn er während dieser Martern einen Seufzer ausstießen, oder sonst ein Zeichen von Schmerz oder Kleinmuth von sich gegeben hätte. Sie warteten aber vergebens darauf. Obgleich sein Fleisch oft im Todeskrampfe erzitterte, während sie an selbem ihr teuflisches Vergnügen ausübten, so entschlüpfte dennoch nicht ein Schmerzenslaut seinen Lippen. Er war in den indianischen Kriegen aufgewachsen, und da er diese Gebräuche wohl kannte, so wie sein wahrscheinliches Schicksal, so hatte er sich schon im Voraus abgehärtet, und trug daher jede Grausamkeit mit einer solchen Seelenstärke und so trostiger und unwandelbarer Haltung, daß er selbst die Bewunderung seiner Quäler erregte, die er nur mit verächtlich stolzen Blicken maß.

Nachdem man mit diesen ausgesuchten Qualen zu Ende war, wurde das Holz rund um ihn her aufgeschichtet, und Thordyke, noch einen letzten Blick zum blauen Himmel hinauf und auf die schöne Erde werfend, so viel er nemlich von ihr außerhalb des düstern Kreises der Indianer sehen konnte,

erwartete ruhig den Augenblick, in welchem sein Körper von den zerstörenden Flammen des brennenden Holzstoßes würde ergriffen werden. Schon hielt man die Fackeln unter, schon fing das Holz an zu prasseln und der Rauch ihn zu umkräufeln, als sich mit einem wilden Schrey ein Weib durch die wild frohlockende und um den Pfahl herumtanzende Menge drängte, und die Fackeln schnell erfassend, weit um sich her warf. Keuchend und außer Athem durch diese Anstrengung, zog sie das seidene Halstuch von ihrem Busen, dessen wir früher schon erwähnten, hielt es eine Zeitlang in die Höhe, zog dann ein Messer aus ihrem Leibgürtel, womit sie die Bande trennte, welche das Opfer festhielten — und fiel darauf sprachlos zur Erde nieder. Die Indianer, welche durch die Kühnheit dieses Unternehmens entsetzt dastanden, erriethen alsogleich beym Anblicke des Halstuches die Ursache, da sie dessen Geschichte gut kannten. Ihre Rache war mit einem Male verschwunden, und sie billigten auch des Weibes Unternehmen wegen der Errettung ihres Kindes, und der edlen und entschlossenen Art, womit sie ihr Vorhaben ausübte. — So wie es schien, hatte *Mis-lwa-bun-o-lwa* auf irgend eine Art erfahren, daß der Gefangene, welcher hingerichtet werden sollte, der großmüthige Ketter ihres Sohnes aus den reißenden Gewässern des Coos sey, und sie war dreyßig Meilen durch Wälder, über Dorngebüsch und Sümpfe und Moräste hergeeilt, um ihn zu retten. Einen Augenblick später, und sie würde zu spät gekommen seyn. Ermüdet durch die Schnelligkeit, womit sie ihre Reise ausführte, und überwältigt vom Gefühle, sank sie erschöpft auf die Erde im Augenblicke, als sie ihr edles Vorhaben erfüllt hatte, nieder.

Die ganze Scene war nun verändert. *Thorndyke* wurde augenblicklich zu Gunsten aufgenommen, und seine Wunden verbunden. — Dieß that man ihm dann um so eher, da er durch sein edles und unerschrockenes Betragen am Pfahle sich die Achtung der Wilden erworben hatte — und die Ceremonien der Hinopferung wurden in ein freudiges Fest verwandelt. Das „rothe Licht des Morgens“ war ein Weib, das bey dem Stamme in großem Ansehen stand, wegen ihrer außergewöhnlichen Charakterstärke. Der Todtentanz wurde also in einen Freudentanz umgewandelt, wie man solchen zu Ehren angesehener Fremden zu halten pflegte, und der Tag mit einem Festmahle beschloß, zu welchem Zwecke man einen Hirsch und ein Elenthier briet. Der letzte Speisenaussatz war das Fleisch eines Hundes, mit welchem alle großen Feste der Indianer beschloßen werden.

Obgleich nun aber *Thorndyke* so zu Gunsten gelangte, so erlaubte man ihm doch nicht abzureisen, und neue Schwierigkeiten erhoben sich. Die Mutter eines der erschlagenen jungen Krieger im letzten Streifzuge machte nun, weil der Tod ihres tapfern Sohnes ungerächt blieb, Anspruch darauf, daß man ihr den Gefangenen für ihren Sohn gebe. Dieses Recht stand ihr wirklich durch das indianische Gesetz zu, weswegen man ihr selbes auch nicht streitig machte. Daher sah sich der Streifschütze durch den Drang der Umstände genöthigt, sich für die Dauer eines Jahres diesem Gesetze zu unterwerfen. Endlich aber wurde dennoch durch die immer dankbare *Mis-lwa-bun-o-lwa* ein Weg ermittelt, auf welchem er entweichen konnte, und wie leicht einzusehen, ließ er auch die Gelegenheit nicht unbenützt.

Über die Dresdner Kunstausstellung.

Dresden, im August 1833.

(Fortsetzung.)

Vom Prof. Friedrich sind ein paar kleine Stücke hier in seiner beliebten Manier: Der Kahn am Ufer, ein Mädchen an einem Grabmal und eine weibliche Figur im Mondschein; allen fehlt aber jene Zartheit der Behandlung, welche bey poetischen Ideen unerlässlich ist. Zauberisch und phantasievoll wie immer und dabei sehr schön behandelt sind einige kleinere Gemälde des Hofraths D. C a r u s. Dem Andenken G o e t h e's widmete er eine landschaftliche Phantasie: zwischen Felsenklippen, die halb vom Nebel umschleiert sind, hoch über allen Wohnungen der Sterblichen steht ein Sarkophag, an dem wir mit gothischen Lettern die Inschrift: „Goethe“ lesen. Eine vielbesaitete Harfe steht darauf, Strahlen eines ewigen Morgenlichtes durchschimmern sie, rechts und links kniet ein Engel daneben; jenes Symbol ist auf diesem Monument wohl sehr passend, da die Dichterlyra zu arm an Saiten ist für diesen Genius. Ein anderes Gemälde dieses genialen Künstlers, die Aussicht auf die Trümmer der Kaiserpaläste in Rom, von der Villa Spada aus, ist in lieblicher Harmonie der Farbentöne einer südlich warmen Abenddämmerung ausgeführt. Zwei kleine Bilder von ihm: italienischer Mondschein und deutscher Mondschein, sind scherzhaft einander entgegengestellt, wenn schon fast ungerecht gegen den vaterländischen Himmel, wo doch der Mond nicht immer so von sturmgerissenen Wolken halbverhüllt ist, obschon freylich die Schattentöne stets kälter sind und nicht in das warme Braun schimmern, welches der Italiener so richtig: „Notte bruna“ nennt. Recht innig spricht ein Bild eines jungen Künstlers, E r n s t J u n i g e, an: ein Knabe vor einem Grabmal stehend; alles ist hier so wahr, einfach und tief empfunden, das Kind weint nicht, aber es ist von einer schmerzlichen Wehmuth durchdrungen, die mehr rührt als Thränen und Klagen — man fühlt es, dieser sanfte holde Knabe steht allein in der Welt; anständig, obwohl dürftig gekleidet, sieht man doch, keiner Mutter Hand ordnete sein Haar und sorgte für seinen Anzug; schon umrankt üppig schossender wider Wein dieß einfache Kreuz, und der erste heftige Schmerz der Waise ist niedergekämpft, um so bleibender wohnt die stille Wehmuth in dieser leise bebenden Lippe, in diesem erloschenen Auge, und doch fühlt er sich hier nur heimisch, faltet hier am liebsten die Hände zum frommen Gebeth! Der stille Nebelschleier, der über den Hintergrund sich verbreitet, läßt den Purpur der Abendröthe nur fern ahnen; alles ist so zart und schön behandelt, daß man gefesselt vor dem lieblichen Bilde steht. Ganz meisterhaft sind zwey große Blumenstücke in Öhl gemalt von dem, in diesem Fache mit Recht berühmten Prof. V ö l k e r in Berlin; es ist unmöglich sich eine höhere Vollendung zu denken, sie sind an Zartheit der Ausführung, Reinheit der Farben, in den Schatten: sowohl als in den Lichttönen, an Leichtigkeit und Kraft, Eleganz der Anordnung und Harmonie des Ganzen, einzig in ihrer Art, sie wetteifern nicht mit andern Kunstwerken, sondern nur mit der Natur selbst an Schönheit und Reiz. Eine kleine Skizze von demselben Meister ist überaus lieblich erfunden und wird, im Großen ausgeführt, eine wunderschöne Wirkung machen. Es ist ein großer Ruhm, wenn wir gestehen, daß noch ein Künstler in diesem Fach es wagen durfte, seine Arbeit neben die Werke dieses Meisters zu stellen. M. W e n z e l hat ein großes Blumenstück gemalt, wo die prachtvollsten Herbstblumen geschmackvoll vereint mit zarten Blütenranken des Feldes und Waldes prangen, es ist so schön ausgeführt, daß es dicht neben jenen köstlichen Werken V ö l k e r's hängen kann, ohne zu verlieren. Sehr hübsch ist von demselben Künstler ein Fensterbret dargestellt mit einem Aukisestöckchen, neben welchem zwey Sperlinge sitzen, wo der eine seine Federchen pußt, während eine graue Kaze tückisch im Fenster auf sie lauert. F e r d. G r ü n e w a l d führte eines der Blätter von den herrlichen Umrisen zu Schiller's Lied von „der Glocke“ vom Prof. K e h s c h als Gemälde aus: er wählte das zu den Zeilen: „Das Auge sieht den Himmel offen, es schwelgt das Herz in Seligkeit,“ wo das jugendliche Paar innig umschlungen in der Frühlingslandschaft sitzt, zu der klaren Mondichel aufblickend; dieß Bild hat viel Anmuthiges, nur ist es etwas bunt in der Farbe und hat einen Idyllenanklang, von dem das jetzige Zeitalter durchaus nichts wissen mag, da man alles lieber seyn und scheinen will, als harmlos unschuldig! — Unser wackerer Prof. und Insp. A r n o l d wiederholte ein paar seiner frühern Darstellungen, es sind sehr liebe kleine Gemälde: hier ein Greis, der an der Sanduhr einer Gruppe aufmerksam horschender Kinder die Vergänglichkeit der Zeit erklärt, dort ein kleines lesendes Mädchen. Sehr wahr sind ein paar Brustbilder dieses Meisters und besonders hübsch ist sein Kopf eines Landmädchens mit dem bunten Tuch um die Stirne

geknüpft und den muntern, naiven, dunkeln Augen; man sieht, daß dieser Künstler die Palette des Van Dyk studiert hat. Unter den Genrebildern muß man noch eine Bauernstube von N i e m a n n erwähnen, wo die alte freundliche Großmutter bey ihrem Täschen Kaffeh eingenickt ist und der kleine schlaue Enkel, seine ausgezogenen Schuhe in den Händen tragend, auf den Socken herbeyschleicht, um das neben der Tasse liegende Stückchen Zucker wegzunehmen, so wie eine recht hübsch beleuchtete Küche von S t o r c h, eine kleine Hafenscene, wo ein holländischer Matrose und ein Neger ihren Spas haben mit einem Käfig voll Affen, von G u n d e l f i n g e r, und ein gothisches Zimmer von R o h d e, wo man zum Fenster hinaus die beleuchtete Domkirche sieht, während bey Kerzenschein Faust in Studien vertieft im Hintergrunde sitzt; auf diesem niedlichen Bildchen charakterisiren die Umgebungen den Faust weit mehr als seine eigene Gestalt, die man nur undeutlich sieht. Die auf der Landstraße vor einem Crucifix bethende Tyrolerin, von Z i m m e r m a n n, die Tyrolerfamilie, von M ü l l e r, der Alpenkönig bey Floite im Zillerthale, von K ö n i g aus München, Joseph mit dem Christuskind, von W o l d. H o r t e n r o t h aus Rom; das ausruhende Bauernmädchen, welches seinen Marktgewinn überrechnet, von R ö h l e r, das Innere eines einfachen Wohnstübchens mit einem am Fenster arbeitenden Mädchen, von R e n t s c h, eine Klosterzelle von O t t o W a g n e r, sind alles kleine Gemälde, welche Beachtung verdienen. Ein Gustav Adolph, welcher vor der Schlacht von Lützen bethet, halbe Figur in Lebensgröße, vom Prof. R ö s l e r, ist weit gelungenere als dessen Gruppe von Kindern.

(Der Schluß folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Berlin, im November 1833.

(S c h l u ß.)

Ich möchte es nicht unternehmen, Ihnen das Spiel der Gebr. Müller zu schildern. Denken Sie sich aber die größte Vollkommenheit jedes Einzelnen und dabey die discreteste Unterordnung unter die Wirkung des Ganzen, so haben Sie freylich mit dürren Worten die Lösung des in seiner Erscheinung unbegreiflichen Zaubers. Es herrscht eine Einstimmung in den vier Instrumenten, die uns glauben machen sollte, sie würden nicht nur von einem Einzigen gespielt, sondern hingen von dem Strich eines einzigen Bogens, von dem Druck eines einzigen Fingers ab. Wir haben nie einen Virtuosen allein gehört (z. B. auf dem Fortepiano), der im Stande gewesen wäre, in solchem Grade die einzelnen Theile seiner Leistung deutlich herauszuheben, und sie dennoch zur schönsten Harmonie des Ganzen zu verschmelzen. — Die Gebrüder Müller spielen dabey alle Meister mit gleicher Tiefe und Klarheit der Auffassung und mit gleicher Vollkommenheit der Ausführung. Haydn's Laune und frische Heiterkeit, Mozart's reine Schönheit, Beethoven's bald düstere, bald holdselig träumerische Romantik, Spohr's elegischer Ernst, Duslow's elegante Grazie, kurz die verschiedensten Charaktere fassen sie mit gleicher Treue auf, und geben sie mit der schärfsten Bestimmtheit wieder. Sogar unbedeutenderen Meistern, wie z. B. Feska, dem man, von andern Spielern vorgetragen, nur mit Mühe Aufmerksamkeit schenkt, wissen sie einen fesselnden Reiz zu leihen, und durch die Klarheit ihres Ausführens, gelingt es ihnen selbst ein größeres Publicum bey den so höchst schwierig combinirten, von der Jugendfülle schöner Phantasie nicht mehr durchgängig erwärmten, letzten Quartetten Beethoven's aufmerksam zu erhalten. Haben sie auf diese Weise gewissermaßen das Ideal des Quartettspiels hergestellt, so sind sie nicht minder bewundernswerth im Concert. Zwar treten sie dort nicht alle mit gleicher Stärke auf, und namentlich lassen der Bratschist und Cellist sich in eigentlichen Sottis nicht hören; doch ganz ausgezeichnet sind die beyden Violinisten Carl und Georg Müller. Vorzüglich aber der erstere, den wir, Paganini ausgenommen, fast unbedingt für den größten, vielseitigsten aller jetzt lebenden Spieler erklären müssen. Der Erfolg, welchen er in dem Concert erreichte, das die Gebr. hier zum Abschiede gaben, war unbeschreiblich. Hr. G. Müller hat den schönsten Ton, den wir jemals auf der Geige gehört; er ist aber auch vielleicht im Besitze des vortrefflichsten Instruments, eines Stradivari, den er auf höchst merkwürdige Weise unter alten verdorbenen Instrumenten aufgefunden und, das Juwel erkennend, für einen ganz geringen Preis an sich gebracht hat. Er ist überhaupt ein großer Geigenkenner und hat noch hier in Berlin aus dem Nachlaß eines wenige Tage zuvor verstorbenen Sammlers und Kenners alter Instrumente drey außerordentlich schöne Wei-

gen für den Preis von 270 Friedrichsdor angekauft. — Nehmen Sie zu allem diesem, daß die vier Künstler nicht nur in der brüderlichsten Eintracht unter sich leben, sondern auch im Umgange mit Andern sich aufs äußerste wohlwollend, anspruchlos, gefällig durch ihr Talent, zeigen, so werden Sie begreifen, daß sie sich die allgemeinste Theilnahme, Liebe und Bewunderung erworben haben, ohne, dieß darf man behaupten, einen einzigen Feind hieselbst zurückzulassen. So hat denn auch in dieser ganzen letzten Zeit ihre Anwesenheit das Publicum fast ausschließlich beschäftigt und nur einige andere Phänomene haben sich noch daneben geltend gemacht. So zog Ull. Heinefetter einen Schwarm Enthusiasten in das Königsstädter Theater hinaus, welche jeden Abend um sechs Uhr heerdenweise durch die Königsstraße getrieben wurden, nemlich getrieben durch ihr eigenes Herz. Sie geht jetzt nach Hamburg und von dort nach Petersburg. Nächst Ull. Heinefetter ist es der russische Feuerkönig Paul Schwarzenberg, welcher eine große Menge durch seine Zauberkünste anlockt. Der Mann ist eigentlich nichts als ein großer Arzt, der, obgleich er eine völlig andere materia medica hat, doch vielleicht so berühmt werden wird, als Dr. Hahnemann in Köthen. Für Zahnschmerzen nimmt unser Paul Schwarzenberg geschmolzenes Blei auf den hohlen Zahn, gegen den Husten trinkt er siedendes Öhl, gegen Magenentzündung verordnet er sich einen Salat von brennendem Speck, gegen allerhand Flüsse ist ihm ein Fußbad von kühligem Bley äußerst dienlich u. dgl. m. Sollte es der Facultät an einem tüchtigen Praktiker mangeln, so ist Paul Schwarzenberg sehr zu empfehlen. — Vergeblich sehe ich mich jetzt nach mehreren Lustbarkeiten der Residenz um; der Winter wird hoffentlich einige Künstler mitbringen, doch bis jetzt läßt sich wenig verspüren. Unser königliches Theater ist leer, ja öde zu nennen; nur das französische Schauspiel und Hr. Alexander, der Bauchpredner, füllen das Haus noch bisweilen. L. K.

K. K. privil. Theater in der Josephstadt.

Zu den gerundeten Schauspielvorstellungen dieses Theaters gehört W. Vogel's nach De Lavigne bearbeitetes Lustspiel in 5 Acten: „Die Schauspieler,“ welches am 20. November zum ersten Male über die Josephstädter Bühne ging. Das versammelte Publicum, welches zwar nicht zahlreich, jedoch auch nichts weniger als spärlich genannt werden konnte, unterhielt sich sehr gut und die Blicke in das innere Coulissenwesen — in alle die entschleierten Mienen der Eigenliebe, Scheelsucht und Kabale, die Abends beim Lampenschimmer ein so erhabenes Colorit gewinnen, belustigten auf eine recht angenehme Weise. Die beschäftigten Hauptpersonen ließen es sich recht angelegen seyn, in ihren Parthien auf eine zweckmäßige Art zum Gelingen des Ganzen beizutragen und abwechselnd das Interesse der Zuseher für sich in Anspruch zu nehmen, was den H. Dietrich, Kändler und Kreß vorzugsweise gelang. Der erste spielte den Dichter Victor und stattete dieses Bild mit einer angenehmen Färbung aus, worin Verlegenheit der Stellung und Entschlossenheit der Gesinnung abwechselte; jedoch ließ er sich mitunter ein Bißchen zu hitzig werden, wovon wir ihn warnen, weil in solchen allzurachen, unbewachten Momenten sein Organ etwas rau und breit wird; hier muß Strenge und Selbstbeobachtung mit der Zeit Abhülfe leisten. Hr. Kändler bewegte sich in der Parthie des Intriguants Freimund recht lobenswerth, indem die Rolle eine gewisse Pikanterie erfordert, welche dem Darsteller ziemlich zu Gebote steht. Hr. Kreß als Theatersdiener Winzig war höchst komisch und sein jedesmaliges Erscheinen wirksam. Eine lobende Erwähnung verdienen noch die H. Fischer und Walt her.

Hr. Kändler arrangirte sich zu seiner Einnahme, welche am 27. November Statt fand, ein Lustspiel, welches den Gesamttitel: „Der schönste Tag des Lebens“ führte, und das in den beyden ersten Acten den „Hochzeitstag“ von Steigentesch, im dritten den „Chemann als Liebhaber seiner Frau,“ nach dem Französischen von Herzenskrön umfaßte. Beyde Stücke sind entschieden langweilig, und auch was die innere Ausföhrung anlangt, nichts weniger als gelungen. Dem Beneficianten scheint es hauptsächlich darum zu thun gewesen zu seyn, in dem Titel ein à propos und in dem Stücke selbst eine entsprechende Beschäftigung zu finden. Was nun die letztere betrifft, so haben wir den Kändler schon in einem zusagenderen Wirkungskreise gesehen, in welcher Rücksicht uns z. B. seine Leistung in: „Er weiß Alles“ noch in gutem Andenken ist. Auch diesmal war Mühe und eifriges Streben nicht zu verkennen, und das Publicum äußerte sich im Verlaufe der ganz interesselosen Scenen gegen den Beneficianten recht

freundlich. überhaupt gehört Hr. Kändler zu den fleißigsten Schauspielern, die uns vorgekommen sind, und wir entsinnen uns nicht, ihm je in einer theatralischen Verlegenheit begegnet zu seyn; aber ein gewisser Hang alles übergut machen und auch da interessant und pikant erscheinen zu wollen, wo gerade Leichtigkeit und Glätte von verschiedener Wirkung wären, erzeugt in den meisten seiner Leistungen eine Manier, die durchaus abgelegt und mit Natürlichkeit vertauscht seyn will. Um so erfreulicher war es uns, im „Hochzeittage“ nicht zu solcher Rüge veranlaßt zu werden und in Hrn. Kändler's Darstellung ein recht ehrenwerthes Bemühen zu erkennen. — Was dem bescheidenen Lustspieltitel vielleicht nicht geglückt wäre, nemlich ein zahlreiches Auditorium zu versammeln, das mußten Walzermelodien zu Stande bringen, worunter es „Unwiderstehliche“ und „Lockwalzer“ gab, die ihre Titel gewissermaßen rechtfertigten. Hr. Lanner requirte diese eigenen Compositionen mit seinem Orchester in den Zwischenacten auf (!) der Bühne — und da Ref. wirklich in Verlegenheit ist, über derley Kunstschöpfungen unter ähnlichen Constellationen ein Raisonnement zu liefern, so zieht er es vor, zu schließen.

„Der falsche Schlüssel,“ Drama in 3 Aufzügen, nach dem Französischen, wurde am 29. zum ersten Male gegeben und bewies wieder genügend, daß die Zeit ähnlicher dramatischer Producte bereits vorüber ist. Die Darstellung war an sich eben nichts Erhebliches, jedoch auch frey von allem Störenden, und mit Vergnügen gewahrten wir Hrn. Fischer, welcher die Rolle des Präsidenten mit eben so viel würdiger Haltung als Natürlichkeit gab. Obgleich nicht außerordentlich beschäftigt, bewiesen seine Scenen den denkenden Schauspieler und die Wirkung seines sonoren, angenehmen Organs war in einzelnen Stellen eine sehr erfreuliche. Hr. Matthe fand diesmal Gelegenheit, sich von einer besseren Seite zu zeigen und hatte lobenswerthe Momente. Die übrigen bedeutenderen Parthien waren durch die H. Dietrich, Kändler, Kott und durch Ue. Weisner genügend besetzt.

Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens zu Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

- Acacia falcata. (Decandolle.) Aus Neu-Süd-Wallis. Leguminosae. Polygamia, Monoecia.
 — penninervis. (Sieber.) — — — — —
 — quadrangularis. (Link.) Vaterland unbekannt. — — — — —
 — suaveolens. (Willdenow.) Aus Neu-Süd-Wallis. — — — — —
 Aloë (Haworthia) reticulata. (Haworth.) Vom Vorgeb. d. g. Hoffnung. Hemerocallideae. Hexandria, Monogynia.
 Aristolochia indica. (Linné.) Aus Ostindien. Aristolochiaceae. Gynandria, Hexandria.
 Campelia Zanonina. (Richard.) Aus Südamerika. Commelineae. Hexandria, Monogynia.
 Canarina Campanula. (Linné.) Von den canarischen Inseln. Campanulaceae. Hexandria, Monogynia.
 Daphne oleoides. (Schreber.) Von der Insel Creta. Thymelaeae. Octandria, Monogynia.
 Erica concinna. (Aiton.) Vom Vorgeb. d. g. Hoff. Ericaceae. Octandria, Monogynia.
 — melanthera. (Linné.) — — — — —
 Zieria lanceolata. (Robert Brown.) Aus Neu-Süd-Wallis. Rutaceae. Tetrandria, Monogynia.

(Mit Nr. 50 des Notizenblattes.)

Herausgeber und Redacteur: Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 12. December 1833.

149

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

N e k r o l o g.

Abbé Maximilian Stadler.

Von dem Leben und Wirken eines Mannes, ehrwürdig durch seinen Stand, ausgezeichnet durch seine Kenntnisse, und liebenswerth durch seinen persönlichen Charakter, sollen diese Zeilen kurze, aber zuverlässige Nachricht geben.

Maximilian Stadler wurde am 4. August 1748 zu Melk in Österreich geboren. Seine Eltern, bürgerlichen Standes und allgemein geschätzt, ließen ihn neben den gewöhnlichen Lehrgegenständen auch in der Musik unterrichten, zu welcher der Knabe besondere Neigung zeigte und schon im Kindesalter großes Vergnügen an dem Violin- und Harfenspiele seines Vaters äußerte. Sein erster Lehrer in dieser Kunst war ein Bürger, Namens Leitner, der zugleich Bassänger in der Stiftskirche zu Melk war, und seinen Schüler in kurzer Zeit so weit brachte, daß er bey dem musikalischen Gottesdienste öffentlich singen durfte. Im Alter von zehn Jahren (1758) kam er als Sängerknabe in das Stift Lilienfeld, wo er in der lateinischen und griechischen Sprache Unterricht erhielt, und nicht nur Gelegenheit hatte, sich im Gesange zu üben, sondern auch Violine und Clavier zu spielen anfing; Letzteres ohne alle Anleitung. Da er sich die auf der Orgelstimme über den Noten befindlichen Ziffern nicht zu erklären wußte, zeigte ihm P. Adalbert Thomas praktisch, wie die durch jene Ziffern angedeuteten Töne mit der rechten Hand zu spielen seyen, und auf diese Weise lernte er den Generalbass ohne alle vorausgegangene Theorie, so, daß er bald Messen, Vitaneyen u. dergl. auf der Orgel begleiten konnte. Als er elf Jahre alt war (1759), machte er seinen ersten Versuch in der musikalischen Composition, bestehend in einer Sopran-Arie und einem „Salve Regina“ für 4 Singstimmen, 2 Violinen und Orgel; welche letzteres öfters in der Stiftskirche aufgeführt wurde. Alle Jahre in den Schulferien war ihm erlaubt, seine Eltern zu besuchen. Außer seiner kindlichen Zuneigung zog ihn auch die Bewunderung für den berühmten Albrechtsberger nach Melk, der damals Organist im Stifte war. Mit innigem Wohlgefallen hörte er diesen großen Meister fast täglich bey Choralmissen präladiren

und die herrlichsten Fugen aus dem Stegreife ausführen. Stadler fand sein improvisirtes Spiel geschmackvoller als seine Compositionen, so, daß ihn später die angenehmen Fugen in J. Haydn's Quartetten an jene erinnerten, die er von Albrechtsberger zu Melle gehört hatte. Es fehlte in Lilienfeld nicht an Gelegenheit, auch andere Tonkünstler von Ruf, die das Stift auf ihren Reisen besuchten, und ihre Musikwerke zu hören. So lernte er die Brüder Misliwiczek, den Vicecapellmeister der Cathedrale zu Wien, Schmid, und den Chordirector Scheibel von St. Pölten kennen. Dieser hatte für das Stift Lilienfeld eine dramatische Cantate: „Ulysses“ geschrieben, die auf dem dort befindlichen Theater aufgeführt wurde, und worin Stadler, als Altosänger, die Rolle der Calypso übernehmen mußte.

1762 kam er nach Wien, besuchte bey den Jesuiten (nächst der Universität) die lateinischen Schulen, hörte fleißig die damals trefflich bestellten Kirchenmusiken an, und wurde bald als Orgelspieler in der Universitätskirche und in anderen Kirchen verwendet. Er befreundete sich mit den ausgezeichnetsten Jesuiten jener Zeit: Hell, Gchel, Walcher, Wurz, Herbert n. a., und erhielt Zutritt zu den berühmtesten Tonkünstlern, als: J. Haydn, Gasmann, Reuter, Bonno, Vanhal und Hofmann. Der Organist Mittelmayr an der Domkirche, und der Chordirector Hofmann in der Kirche der Jesuiten am Hof, luden ihn öfters zum Orgelspielen ein; Letzterer hat ihn auch, einige Gesangstücke für seine Kirche zu componiren, und mehrere von Stadler's Messen, Litaneyen und Salve Regina entstanden in jener Epoche.

Als er die sechste lateinische Schule vollendet hatte, drang sein Lehrer, der Jesuit Rittendorfer in ihn, reiflich zu erwägen, welchen Stand er zu wählen denke. Man rieth ihm, falls er Neigung zum geistlichen Stand fühle, in die Gesellschaft Jesu einzutreten. Da er aber durch seine Eltern erfuhr, daß eben damals acht Candidaten in das Stift Melle aufgenommen würden, zog er dieses vor, kehrte in seinen Geburtsort zurück und trat (1766) als Novize in das Stift, wo er am 21. November des folgenden Jahres die Ordensgelübde ablegte. Es herrschte damals im Stifte Melle eine strenge Disciplin nach althergebrachter Vorschrift. Die Novizen mußten täglich des Morgens um 4 Uhr im Chor erscheinen, und den Tag hindurch die niedrigsten Handarbeiten verrichten. Doch war ihnen erlaubt, sich manchmal durch Musik zu ergehen. Nach zurückgelegtem Noviziate mußte Stadler die Humaniora wiederholen, sich mit der deutschen Sprachlehre und den schönen Wissenschaften bekannt machen, dann durch zwey Jahre Philosophie, und durch vier Jahre Theologie studiren. Als er diese Studien vollendet hatte, ernannte man ihn zum Professor für die unteren Schulen; allein, da er wußte, daß mehrere seiner Mitbrüder diese Stelle wünschten, lehnte er dieselbe ab; übte sich — nachdem er mittlerweile zum Priester geweiht worden, und am 13. October 1772 seine erste feyerliche Messe gelesen hatte — in der Seelsorge, und predigte sehr oft sowohl in der Stiftskirche zu Melle, als in fremden Klöstern und Pfarren.

Im Jahre 1775 ernannte ihn der damalige Abt Urban zum Professor der Theologie. Diese Ernennung, welche zufällig durch den Tod des dazu bestimmt gewesenen P. Marian Paradeiser veranlaßt wurde, überraschte Stadler'n ganz unvorbereitet so sehr, daß er sich nur nach längerem Widerstreben, aus Gehorsam, zu ihrer Annahme entschloß. „Was mir bey meiner Schwäche

zum Trost gereichte," sagt der bescheidene Mann in einer hierüber vorhandenen eigenhändigen Notiz, „waren meine Schüler, die mir mehr Ehre machten, als ich um sie verdiente.“ Allerdings waren ausgezeichnete Männer darunter, wie Gregorius Mayer, der auf der Wiener Universität öffentlicher Professor der Hermeneutik, und später Canonicus in Linz wurde; Anton Reyberger, früher Professor der Moral in Ungarn, dann an der hiesigen hohen Schule, und endlich Prälat von Melk, Marian Zwinger, welcher gegenwärtig in derselben Eigenschaft diesem Stifte zu dessen Vortheil und Ruhme vorsteht; Ulrich Petrak, als Dichter bekannt, u. m. a.

Durch acht Jahre hatte Stadler Dogmatik, Moral, Kirchengeschichte und Kirchenrecht rühmlich vorgetragen; wurde im Laufe dieser Zeit häufig in benachbarte Stifter zu Disputationen geladen, und hatte 1782 die Ehre, Sr. Heiligkeit dem Papste Pius VI. die Bibliothek des Stiftes zu zeigen, welche dieser bald darauf mit einem versprochenen seltenen Werk beschenkte.

Als weil. Se. Majestät Kaiser Joseph II. im Jahre 1783 das Studium der Theologie zu Melk einstellte, wurde Stadler in die zu dem Stifte gehörige Pfarre Wüllerstorf als Cooperator versetzt, wo er sich eifrig den heiligen Pflichten der Seelsorge widmete, bis ihn folgendes Jahr die Wahl zum Prior des Stiftes traf, und er daher in dasselbe zurückkehren mußte. Der Umstand, daß eben damals mehrere Klöster aufgehoben worden, machte die Aufrechthaltung der klösterlichen Disciplin schwierig; allein, seine Mitbrüder standen ihm kräftig bey, den alten Ruhm des Stiftes in dieser Hinsicht zu bewahren.

1785 feyerte Abt Urban sein fünfzigjähriges Priesterthum, zu welchem Feste Stadler eine vom P. Ulrich gedichtete Cantate in Musik setzte, die am 4. April aufgeführt wurde.

Nachdem jener Abt (1785) gestorben war, und Stadler, in der Absicht, die Ermächtigung zu einer neuen Prälatenwahl sich zu erbitten, bey dem Kaiser Audienz nahm, erfuhr er, daß eine völlig andere Verfassung der Stifter bevorstehe. Jedes sollte nemlich, statt des Prälaten, einen Abbé commandataire für die weltlichen, und einen Prior für die geistlichen Angelegenheiten erhalten. Stadler's Bitte, für Melk auch den Erstern aus den Stiftsgeistlichen zu ernennen, fand kein Gehör, und der Monarch schloß das Gespräch mit den Worten: „Ich werde auch Sie zum Abbé commandataire, aber für ein anderes Kloster, ernennen.“

Wirklich erhielt er im J. 1786 den Ruf in dieser Eigenschaft für das Stift Lilienfeld. Hierüber mehr beunruhigt als erfreut, stellte er Sr. Majestät unterthänigst vor, daß er zu diesem wichtigen Amte sich nicht fähig fühle, da er seine Zeit zu Melk nicht mit Oekonomie, sondern ausschließlich mit Theologie und Tonkunst zugebracht habe. Joseph II. aber erwiederte: „Wenn Sie einen Anstand haben sollten, so kommen Sie nur zu mir; Ich werde Ihnen schon sagen, was zu thun ist.“ — So wurde denn Stadler am 10. Juny 1786 durch den Freyherrn v. Otterwolf, Kreishauptmann im B. O. B. W. als hierzu ernannten kaiserl. Commissär, in seiner neuen Würde demselben Stifte feyerlich vorgestellt, in welchem er vor 28 Jahren als Chorknabe gedient hatte. Er fand die Angelegenheiten des Klosters in der größten Verwirrung. Fast vier Jahre voll Mühe und Kummer stand er demselben vor; alle Rückstände wurden in dieser Zeit getilgt, und beträchtliche Summen von den

Passiven zurückgezahlt, ohne daß von den liegenden Gütern deßhalb das Mindeste wäre veräußert worden.

Als 1789 das Stift Lillienfeld aufgehoben wurde, ernannte ihn der Monarch zum Abbé commandataire des Stiftes Kremsmünster, in Osterreich ob der Enns, und ertheilte ihm dadurch den überzeugendsten wie den ehrenvollsten Beweis von Zufriedenheit mit seiner bisherigen Geschäftsführung. Doch brachte ihm diese Stelle eine noch größere Last als die vorige, indem zugleich die Administration der aufgehobenen Stifter: Garsten, Gleick und Maria Zell damit verbunden war. Unbekannt mit der Verfassung der oberösterreichischen Lande, wünschte Abbé Stadler dieses neuen Auftrages entzogen zu werden; allein Joseph II. war bereits krank, die Behörden drangen auf schnelle Befolgung der allerhöchsten Anordnung, und so blieb dem Abbé nichts übrig, als sich derselben zu fügen. Er ging zuerst nach Linz und präsentirte sich dem kaiserl. Regierungspräsidenten, Grafen v. Rottenthann, der ihm gleich bey der ersten Zusammenkunft auftrug, ihm sobald als möglich die astronomischen Instrumente aus dem Stifte Kremsmünster zu übersenden, weil er in Linz eine Lehranstalt für Sternkunde zu errichten denke. Höchst betroffen, bat Stadler, ihm vor Allem Zeit zu gönnen, das Stift und seine Einrichtung kennen zu lernen; was bewilliget wurde. Nach einem Aufenthalt von wenig Tagen in Kremsmünster, wo er den 27. May 1789 feyerlich installirt wurde, kehrte er nach Linz zurück, den Präsidenten zu bitten, daß er selbst in das Stift kommen, dasselbe in Augenschein nehmen, und dann seine weiteren Befehle ihm ertheilen wolle. Dieß geschah. Der Abbé zog den berühmten Stifts-Astronomen Fixelmüller mit zur Tafel, und nach aufgehobener Mahlzeit führten sie den Grafen zu dem, im Garten befindlichen prächtigen astronomischen Thurme. Nachdem sie die sieben Abtheilungen des Gebäudes hinaufgegangen, und in der obersten einige Beobachtungen waren angestellt worden, dankte der Präsident dem Abbé, daß er ihm Gelegenheit gegeben, sich von der Unzweckmäßigkeit eines ihm gemachten Vorschlages zu überzeugen, und befahl, nicht nur Alles in seinem Bestande zu lassen und kein einziges Instrument wegzugeben, sondern auch, einige Geistliche durch den würdigen Fixelmüller in der Sternkunde unterrichten zu lassen. So hatte Stadler's kluges Benehmen dem Stifte eine seiner wichtigsten Zierden erhalten, und der Präsident war demselben, so wie seinem trefflichen Vorsteher, von dieser Zeit an vorzüglich gewogen. Die Studien, mit Einschluß der Astronomie, wurden nun beybehalten, und der Abbé gibt in seinen hinterlassenen Papieren den Stiftsgeistlichen das Zeugniß, daß sie sämmtlich rechtschaffene, religiöse Männer, tüchtige Professoren und eifrige Seelsorger gewesen seyen.“ — Durch die angeordnete Errichtung neuer Schul- und Pfarrhäuser, so wie durch die neue Steuerregulirung wurden zwar die Ausgaben des Stiftes beträchtlich vermehrt; allein durch eine wohlverstandene Ökonomie und zweckmäßige Geschäftsführung blieben nicht nur die Finanzen in guter Ordnung, sondern es wurde auch die im Stifte von jeher bestandene Gastfreyheit aufrecht erhalten, und so neben der innern Wohlfahrt auch der äußere Anstand bewahrt.

(Der Schluß folgt.)

Über die Dresdner Kunstausstellung.

Dresden, im August 1833.

(S c h l u ß.)

Unter den Arbeiten von weiblicher Hand zeichnet sich besonders ein Carton von Louise Seidler aus Weimar aus, Hagar in der Wüste darstellend, wie eben ihr Kind erschöpft und todesmatt vor ihr niedersinkt und der Engel ihr die hervorrieselnde Quelle zeigt und die Schale der Labung reicht. Neben dem großen Carton ist die gemalte Skizze dieses Bildes; es ist schön gedacht, edel und ausdrucksvoll und verspricht recht brav zu werden, man sieht es der Zeichnung und Farbengebung dieser Künstlerin an, wie ernstlich sie studiert und wie lange sie in Italien lebte. Zwey junge Künstlerinnen hier, Mathilde Schelcher und Laura Erckel, widmen sich ganz dem Fache der Portraits und machen Vende sehr erfreuliche Fortschritte, ihre weiblichen Portraits sowohl als ihre Kindergruppen sind recht brav, voll Leben und Wärme, mit Fleiß und Liebe ausgeführt; sie zeichnen sich aus unter der großen Menge von Portraits, wovon viele wahren Schauder erregen; eine ehrenwerthe Ausnahme hievon machen die Portraits von Sattler, Dallery und Peter Brockmann. Von Emilie von Loquessie, der berühmten Miniaturmalerin, ist die Fornarina, nach Raphael, da, aus der Erinnerung gemalt; an herrlicher Ausführung, Kraft und Farbeglut gewiß ein sehr schönes Miniaturgemälde, doch mit der frühern Copie, welche diese Künstlerin nach dem Original malte, nicht zu vergleichen in Hinsicht auf Charakter und Ausdruck! — eine Copie muß ganz treu seyn, um ächten Werth zu haben; so fern von dem Originale wäre es weit schöner gewesen, wenn die Künstlerin dieselbe Stellung und Tracht wohl benutzte, aber einen jugendlichen Kopf nach der Natur dazu gewählt hätte, dann wäre ein frisches, gewiß lieblicheres Gebilde daraus entstanden. Von Auguste von Buttlar ist nur ein kleines Engelstöpfchen da, zart und anmuthig wie alle Schöpfungen dieser Künstlerin. Lina Krieger hat einige hübsche Copien in Pastell. Von Louise Purgold sind mehrere Copien in Ohl da, ziemlich roh, manche wohl ganz verfehlt, am besten darunter ist Van Dyl's Portrait. Von Louise Schrödel sind ein paar recht gut ausgeführte kleine Portraits. — Von den Zeichnungen, unter denen sich viele sehr brave Studien befinden, können wir hier nur wenige erwähnen: Eine Kreiszeichnung, eigene Composition von Haach, den Versucher bey Christus vorstellend, hat etwas Kühnes und Geniales; vortrefflich ist eine Zeichnung von Ludwig Schnorr, wo der Moment aus einer Romanze von Kind aufgefaßt ist, wie ein liebendes Paar hartbedrängt von grausamen Verfolgern, sich fest umschlungen von einem steilen Felsen herab in einen Abgrund stürzen, oben am Rande stehen überrascht die verfolgenden Reifigen und Rüden. Mehrere kleine Portraits von Naumann sind trefflich gezeichnet, so ist ein weiblicher Kinderkopf auf gelbbraunliches Papier gezeichnet von G. Hügel ganz überaus lieblich, wahrhaft engelgleich. Ein sehr schwieriges und großes Unternehmen war es, nach dem Altargemälde von Mengs in der katholischen Kirche, die Himmelfahrt Christi darstellend, eine gute Lithographie zu machen, dieß ist unserm geschickten Böllner vollkommen gelungen, es ist ein schönes Blatt voll Harmonie und Wirkung, das berühmte Original ist mit seltener Treue wiedergegeben. An braven architektonischen Zeichnungen ist diese Ausstellung reich. Von Porcellan ist nicht viel da: Gemälde wie die Transfiguration und die Nacht von Correggio möchten wir nie auf solche Weise copirt sehen — sie werden da den Flammen überliefert und bleiben doch kaltes, geistloses Nachwerk; wie weit schöner nimmt sich das Blumenstück daneben aus! — Die plastischen Arbeiten sind diesmal in einer eigenen Abtheilung aufgestellt; recht schön ist die allegorische Figur in Gyps, die Milde, zu dem Denkmale des hochseligen Königs gehörig, vom Prof. Kiehschel, so wie die überaus ähnliche Portraitbüste des Hofraths Böttiger; es ist erfreulich, daß dieser vielverdiente Greis, der immer unter den Bildwerken der alten Kunst lebte, nun auch durch die Plastik so sprechend ähnlich dem Andenken seiner zahlreichen Freunde und Verehrer erhalten ist. Die Büste des letztverstorbenen Königs von Baiern ist recht brav in Marmor ausgeführt, nach Stiche Imeier von Vandell in München. Eine Gruppe in Gyps, Amor und Psyche darstellend, von unserm talentvollen Neuhäuser erfunden, ist sehr anmuthig, nur könnte man daran tadeln, daß dieß jugendliche Paar so einzig für einander lebt, daß außer dem Amor, niemand eine gehörige Ansicht des Köpfchens der reizenden Psyche gewinnen kann! Sie scheint ihn um Verzeihung zu bitten wegen ihres Vorwises und ist ihm zu Füßen geknien, er beugt sich liebend zu ihr und richtet sie kosend auf. Bey einer Portraitbüste unsers Prinzen Johann, von Hermann, ist die Vereinigung

der antiken Toga mit dem modernen Ordensstern wohl seltsam. Die Genien von Hermann sind sehr brav. — Das Publicum besucht die Ausstellung viel, doch hatte man gehofft, dieses Jahr würde wieder eine Industrieausstellung damit verbunden seyn. Der Kunstverein hat viele Gemälde gewählt und gekauft; dies ist die einzige Aufmunterung, die jetzt den Künstlern noch bleibt.

Erstes Gesellschaftsconcert des Musikvereins.

Sonntags, den 1. December, fand um die Mittagsstunde im großen Redoutensaal das erste Gesellschaftsconcert des Musikvereins Statt, welches auf eine glänzende Weise mit Beethoven's C-moll-Symphonie eröffnet wurde, ein großartiges, geist- und gemüthvolles Werk des unsterblichen Sängers, das schon früherhin in einem gleichen Concerte aufgeführt wurde und auch diesmal wieder durch seine ungeheuren Tonmassen, die bald schmeichelnd, bald gewitterstürmend einherschreiten, einen unwiderstehlichen Zauber ausübte. Das eben ist der Reiz der Beethoven'schen Muse, daß sie nie attert, daß sie eine ewig junge, blühende Hore das Menschenherz mit ihrem Unsterblichkeitsstrahl erfüllt und Geist und Gemüth zu den fernen Räumen ewiger Jugend führt. Auf den schmelzenden Flötentönen des ersten Satzes schweben wir aus heildunklen Gefilden süßer Ahnungen in die lichtvollen der Gewissheit hinüber. Da stürmen die wilden, tieferschütternden Bassaccorde wie unheilvolle Geister der Nacht in dieses klare, freundliche Lichtleben, schon zerrn sie das Herz herab von seinem luftigen Sitze in endlose Nacht, da raucht der Rettungengel auf begeisternden, erhebenden Weisen einher durch den Kampf der Töne und führt die trunkene Seele siegreich in das Land der Unsterblichkeit. Man möchte diese Symphonie wohl mit Recht ein musicales Unsterblichkeits-epos, eine Auferstehungshymne nennen, denn in ihr taucht Beethoven's Genius mit all seiner gigantischen, poetischen Kraft siegreich auf. Die herrliche Tondichtung wurde durchaus gut erequirt; recht wacker hielten sich die Bässe in ihren lebhaft bewegten Gängen. Zunächst sang Ull. Vogt orsche eine Arie mit Chor aus Donizetti's Oper: „Sancia di Castiglia,“ und machte in diesem schwierigen Gesangsstücke ihre klangvolle, umfangreiche Altstimme in Bravour und guter Ausbildung geltend. Hr. Döhler spielte den ersten Satz des Ralkbrenner'schen dritten Pianofortconcertes (A-moll). Geiläufigkeit, selbst in den schwierigsten Parthien, guter Anschlag, nette und elegante Behandlung der zarteren Stellen sind die Vorzüge dieses anerkannten Pianisten, an welchem wir mit Vergnügen ein rüstiges und kräftiges Weiterstreiten auf der Bahn der Kunst gewahren. Das Orchester führte hierauf Marschner's Overtüre zum „Bambyr“ mit Präcision aus, eine im guten, deutschen Style geschriebene Composition, in welche alle Schauer und Freuden der Oper selbst zusammengedrängt sind und die bereits vielfach besprochen und gewürdigt worden ist. Passend und ganz im Sinne der Production schloß das Concert der effectvolle Chor aus Jg. R. v. Seyfried's „Abasverus,“ der in seiner antiken, einfachen Gestalt als ein Muster strengen Contrapunctes gelten kann. — Der Beyfall war bey allen Nummern lebhaft und die Versammlung, durch hohe Anwesende geehrt, sehr zahlreich.

L i t e r a t u r.

„Launen des Schicksals, oder: Scenen aus dem Leben und der theatralischen Laufbahn des Schauspielers Anton Hasehüt.“ Nach seinen schriftlichen Mittheilungen bearbeitet von F. J. Hadatsch. Mit Hasehüt's Bildnisse, einem illuminirten Kupfer und einem poetischen Anhange. Wien, 1834. Gedruckt bey Franz Ludwig.

Der Grund der gegenwärtigen Anzeige ist kein anderer und konnte kein anderer seyn, als der aufrichtig und herzlich gemeinte Wunsch: der anspruchlosen Bestimmung des Büchleins nach besten Kräften förderlich zu werden; diese Bestimmung aber war wieder keine andere, als: einem guten, alten Manne, der sein ganzes Leben der Erheiterung Anderer geweiht hat und der nun selbst traurig und hilflos an dem Ende seiner Laufbahn dasteht, einen tröstenden Sonnenblick in der Nacht seines Daseyns zu bereiten. Möchte die Absicht dieser Zeiten, wie die des Büchleins selbst, von unsern Lesern erkannt werden, wie beide es verdienen! Es ist der alte Hasehüt, der hier, nun wohl zum letzten Male, vor seinen Freunden auftritt und zu ihnen spricht, zwar in einem andern Gewande und in einer andern Sprache, als sie es von ihm gewohnt sind, aber

auch mit einem andern, ach! und sehr bedrückten Herzen; er, der früher den Kummer wenig kannte, sich noch weniger aus ihm machte, und darum es auch am besten verstand, ihn bey Anderen, mindestens für Augenblicke, zu bannen, — er erzählt nun, was er alles im Laufe seines Lebens gethan und versäumt, genossen und gelitten, belacht und beweint hat, und wie es gekommen ist, daß der lustige, unermüdete Schwänke-macher nun endlich stumm und traurig und — arm geworden. Mit naiver, beynah kindlicher Ehrlichkeit theilt er uns die Schicksale seiner Jugend, seiner Angehörigen, selbst manchen nicht uninteressanten Zug aus der Geschichte seiner theatralischen Zeitgenossen mit, und läßt uns ohne Scheu, aber auch ohne affectirte Frivolität in das geheime Innere des dach- und heimatlosen Schauspielerslebens blicken; seine Schilderungen sind die Bekenntnisse eines heiteren, nicht immer lebensklugen, aber stets ehrlichen Menschen, dem die guten Tage zwar reichlich beschieden, aber auch die bösen wahrlich nicht geschenkt worden, der, freylich unbekümmert um den Abend, einen fröhlichen Tag durch lachte und genoss, aber doch nie aufhörte, ein pflichtgetreuer dankbarer Sohn und ein rechtschaffener Vater zu seyn. Mit diesem Bilde vor Augen können wir nach gutem Gewissen bezeugen, daß sein Buch, wenn gleich kein solches, das man in eine Bibliothek unter die Classiker stellt, doch seinen ersten und einzigen Zweck — den unbefangenen Leser zu belustigen und zu rühren — besser und unmittelbarer erfüllt, als manches gepriesenere, dem bey altem Talent vielleicht gerade das fehlt, was diesem das Wort spricht, Herzlichkeit und einfache Wahrheit. Daß der ehrliche Verfasser bey der Herausgabe seiner Biographie von aller Schriftstellereitelkeit fern war und nicht einmal gedacht hat an die Mode unserer Tage, eine öffentliche Laufbahn zu guter Letzt mit einem Bande Memoiren zu beschließen, das geht wohl aus seinen Worten sowohl, als aus seinem ganzen Leben, wie es nun vor uns liegt, deutlich genug hervor. Seine Absicht war eine ganz andere, und wir haben keinen innigeren Wunsch für ihn, als daß die wohlwollende Theilnahme seiner Mitbürger dieser Absicht auf die einzig zweckmäßige Weise, d. h. durch die möglichst zahlreiche Abnahme seines Buches, entgegenkommen möge. Für viele Leser ist die Stunde, die sie im Durchblättern dieses Bandes hinbringen, mit dem Einkaufspreise nicht zu theuer bezahlt, der Held der Geschichte hat ihnen einst manche frohe bereitet, und ihre dankbare Erinnerung daran, wenn sie werththätig ins Leben tritt, wird ihm die kummervollen des Alters und der Armuth erleichtern helfen. Wenn wir nach dem Gesichtspuncte, in dem wir die Hasehut'sche Biographie aufgenommen und beurtheilt wissen möchten, uns noch eine Bemerkung über das Büchlein selbst erlauben, so trifft diese natürlich nicht den Verfasser, und eigentlich mehr den Titel als den Inhalt desselben. Hätte nemlich der alte Hasehut sein Buch ganz allein geschrieben, so wie es ihm ums Herz war und wie er es verstand, also ohne Zuziehung einer sogenannten Bearbeitung oder eigentlich Bearbeitung, so würde jenes nicht bloß an Originalität und Interesse nichts verloren haben, sondern es wäre gewiß von allen Lesern auch nicht Einem eingefallen, an den Unvollkommenheiten der Sprache und der Einkleidung Argerniß zu nehmen, noch weniger, diese vor einen kritischen Richterstuhl zu ziehen. So aber, wie die Blätter jetzt vor uns liegen, unter dem pomphaften Titel: „Nach seinen schriftlichen Mittheilungen bearbeitet“ und mit der eben nicht anspruchlosen Vorrede des Bearbeiters aufgepußt, sind die gräulichen und zahllosen Verstöße gegen Grammatik, Construction, Orthographie und Interpunction, kurz gegen die ersten Elemente des Buchmachens (das Heer der Druckfehler ungerechnet) durchaus unverzeihlich und verdienen die strengste Rüge. Der alte Mann war nicht gut berathen, als er sein eigenes Kind, das man wohl ein Schmerzenskind nennen mag, in die fremde unberufene Kostschule gab. Andere haben sich desselben besser und väterlicher angenommen, indem sie ihm theils fromme, redliche Wünsche, theils dankbare Erinnerungen auf seinen Gang in die Welt mitgaben. Diejenigen, die das thaten, wollen wir dem Namen nach und in der Reihe, wie sie in dem Anhang des Büchleins erscheinen, anführen. Es sind: Bauernfeld, J. C. Bernard, J. G. Seidl, Manfred, J. N. v. Seyfried, Ebersberg, Grillparzer, Heinrich Adami, J. S. Castelli, Carl Meisl. Die Rangordnung, die diesen Namen geistigerweise gebührt, möge der Leser sich aus den Daten seines poetischen Gedächtnisses ergänzen.

„Kalender für alle Stände, 1834.“ Herausgegeben von J. J. Litrow, Director der k. k. Sternwarte in Wien. 8. Fr. Beck's Universitätsbuchhandlung. S. 128 mit weißen Zwischenblättern.

Unter der zahlreichen Zeitweiser, womit uns alljährig fast alle Buchhandlungen und Druckereyen versehen, verdient wohl der obengenannte eine besondere Aus-

zeichnung, indem er den Beysatz des Titels: „Für alle Stände,“ auf eine ehrenvolle Weise rechtfertigt und unter der Leitung eines im In- und Auslande gleich hochgeachteten Gelehrten allen Anforderungen auf die vollkommenste Weise entspricht. Die rühmlichwerthen Fortschritte, welche Naturwissenschaft und Himmelskunde dem erfolgreichen gelehrten Streben unseres gefeyerten Directors Littrow verdanken, dürfen hier wohl nicht erst von ihrer streng scientificischen Seite in Anregung gebracht, sondern es mag nur auf das Vielverdienstliche hingewiesen werden, welches durch seine gern gelesenen populären Darstellungen dieses Gebietes an den Tag gefördert wurde. Sonach kann wohl einem gemeinnützigen Werke dieser Art kein würdigerer Redacteur zu wünschen seyn, und wenn es irgend darum zu thun, in einem Kalender mehr, als dies gewöhnlich der Fall ist und etwas zur eigenen Belehrung zu finden, der wird wohl den Littrow'schen allen übrigen vorziehen. Wir finden hierin außer der Genealogie des regierenden österreichischen Kaiserhauses eine sehr zweckmäßige Einleitung, calendariographische Erläuterungen umfassend; hierauf den interfolirten Kalender, welcher nebst den gewöhnlichen Rubriken für Katholiken, Protestanten, Griechen, Juden und Türken, historische an den Datum geknüpfte Erinnerungen und den Stand der Uhren im wahren Mittag enthält, mit tabellarischer Übersicht des Sonnen-, Mond- und Planetenstandes, und einer Angabe der siderischen Erscheinungen. Die umfangreiche Beylage des Büchleins zeigt die Normen-, Fest- und Trauertage wie die Gerichtsferien in Österreich, hienächst eine fortgesetzte Chronik der Witterung und bietet einen vortrefflich geschriebenen Aufsatz „über Thermometer,“ der hier sehr zweckmäßig an seiner Stelle steht und mit einer tabellarischen Vergleichung der drey üblichen Thermometer von Réaumur, Celsius und Fahrenheit schließt. Hierauf folgt ein Verzeichniß der vorzüglichsten bey uns üblichen Namen mit Angabe ihrer Tage; eine nach den Sonntagen geordnete Nachweisung der Evangelien für Katholiken, Protestanten und Griechen; eine Papiergeld-Reductionstabelle; die Scala der Stempelbeträge; eine Übersicht der Entfernungen der vorzüglichsten Städte von Wien; ein Verzeichniß der Ankunft und Abfahrt der Wiener Briefposten, dann der Eil-, Post- und Packwagen, und eine sehr brauchbare Tabelle der sämmtlichen Wiener Gesellschaftswagen mit Beyfügung des Ortes und der Stunde der Abfahrt und des Preises; zum Schluß eine Aufzählung der Jahrmärkte in Österreich. Das Außere des Büchleins ist sehr anständig und empfiehlt sich durch seine bequeme Gestalt, und es ist zu erwarten, daß dieser „Kalender für alle Stände“ eine immer größere Verbreitung und allenthalben die verdiente Würdigung seiner Brauchbarkeit finden werde.

P.

A n z e i g e .

Im allerhöchsten Auftrage Sr. Majestät des Kaisers hat der rühmlich bekannte Hr. Johann Schaller, Professor der Bildhauerey an der k. k. Akademie der vereinigten bildenden Künste in Wien, ein Standbild des für die Geschichte Tyrols und Österreichs so denkwürdigen Sandwirths von Passer, Andreas Hofer, vollendet, welches zur Aufstellung in Innsbruck als ein würdiges Denkmal patriotischen Heldensinnes und kaiserlicher Huld bestimmt, und dessen Besichtigung durch allerhöchste Genehmigung noch einige Tage im Atelier des Künstlers (Laimgrube, Canalgasse Nr. 91 in den Mittagsstunden von 11 bis 3 Uhr) gestattet ist. Die Redaction der Wiener Zeitschrift hat bereits das Nöthige veranlaßt, um ihren Lesern mit dem Beginne des neuen Jahres eine unter Prof. Schaller's Aufsicht gezeichnete und in Kupfer gestochene Abbildung dieses interessanten vaterländischen Kunstwerkes mit einem Aufsatze über dasselbe zu liefern und begnügt sich daher vorläufig mit dieser kurzen Anzeige.

M o d e l l .

Kleid von Satin-Phrygienne mit einem Kragen von ungeschnittenem Sammt, nach einem Original von Hrn. J. G. Beer, bürgl. Damenkleidmacher in der Dorotheergasse Nr. 1108.

Das rosa Atlas-Beret mit Federn nach einem Original von M. Langer, Annagasse Nr. 986, im 1. Stock.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Sonnabend, den 14. December 1833.

150

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modestück, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

N e k r o l o g.

Abbé Maximilian Stadler.

(S c h l u ß.)

Nach dem Tode Sr. Majestät, Joseph's II., ward der ehemalige Abt von Kremsmünster, Grenbert, am 22. Nov. 1790 in seine vorige Würde wieder eingesetzt. Abbé Stadler, von der Hochachtung und dem Danke des Stiftspersonals begleitet, verfügte sich, nachdem er die administrirten Klöster förmlich übergeben hatte, den 19. Jänner 1791 nach Linz, wo Bischof Gall ihn zum Consistorialrath und Referenten berief. Seine ausgezeichnete Geistesbildung und sein anziehender Charakter öffneten ihm die angesehensten Häuser, und als Tonkünstler wie als Gesellschafter ward er allenthalben in Anspruch genommen. Mit vorzüglicher Freundschaft war der genannte Bischof ihm zugethan, welchen er auf mehreren Reisen begleiten mußte. In zwey auf einander folgenden Jahren ging er zur Sommerszeit mit dem k. k. Feldzeugmeister, Grafen v. Hohenfeld, nach Carlsbad, die Cur zu gebrauchen, und auch dort stritt man sich um seine Gegenwart in allen vornehmen Zirkeln. In deren einigen er gebeten wurde, Mozartsche Clavier-Sonaten zu spielen, die Niemand so wie dieser, mit dem Geiste des großen Tonsetzers innig vertraute Kunstfreund vorzutragen verstand. Eine in Carlsbad zum Besten der Armen veranstaltete musicalische Akademie hatte unter seiner Leitung, und durch die Mitwirkung mehrerer berühmter Tonkünstler, die sich aus Achtung für ihn dazu herbeyließen, den glänzendsten Erfolg.

Unter mehreren andern Compositionen, womit er sich während seines Aufenthalts in Linz in den Mußestunden beschäftigte, ist besonders eine Cantate und die Musik zu einem Ballette für Kinder anzuführen, welches beydes in Gegenwart Ihrer Majestäten des Kaisers Franz und der Kaiserinn Theresia aufgeführt wurde.

Bei den damals von Linz aus zuweilen unternommenen Excursionen nach Wien besuchte er Mozarten öfters, und wurde nach dem Tode dieses unerreichten Meisters von seiner Witwe gebeten, dessen hinterlassene Hand-

schriften zu untersuchen und zu ordnen. Dieses that er in Gegenwart des v. Nysse (nachmaligen zweyten, nun auch schon verstorbenen Gatten der Witwe Mozart) mit der ihm eigenen Gefälligkeit und mit all der Verehrung, die er für den, der Kunst so früh Entzogenen hegte. Bey dieser Gelegenheit war es, daß er im Hause der Witwe das Requiem und Kyrie nebst dem Dies irae von Mozart's herrlicher Seelenmesse aus dessen eigener Handschrift und mit diplomatischer Genauigkeit abschrieb*), zu einem vorgefundenen Claviermencuet das Trio, und zu der, nach Mozart's Tode im Stich erschienenen (kleinen) Clavier-Phantasia in C-moll, wovon nur der erste Theil vollendet war, den ganzen zweyten Theil componirte. Diese Thatfache, und der Umstand, daß auch der scharfsinnigste Kenner, dem diese Ergänzung nicht durch die Witwe Mozart oder durch Stadler selbst bekannt war, keine Ahnung hatte, es seyen diese zwey Tonstücke nicht ganz von Mozart, sind hinreichend zu beweisen, auf welcher erhabenen Stufe der verklärte Abbé als Tonsetzer gestanden, und wie nahe verwandt sein Genius mit jenem Mozart's war.

Nachdem er seit seinem Austritte aus dem Stifte Kremsmünster öfters um eine andere Stelle angehalten hatte, begab er sich, um den Gelegenheiten, eine solche zu erlangen, näher zu seyn, im Jahre 1796 nach Wien, wo er einweilen privatisirte.

Während dieser Zeit besuchte er fleißig die k. k. Hofbibliothek, wahrscheinlich schon damals in der späterhin zur Reise gediehenen Absicht, Materialien zu einer Geschichte der Tonkunst in Oesterreich zu sammeln. Auch mit musicalischen Arbeiten beschäftigte er sich, indem er mehrere Opern von Mozart, Gluck, Cherubini, u. a. zur Aufführung bey den Privatunterhaltungen eines Freundes, auf Sertetten für 2 Violinen, 2 Violen, Violoncello und Contrabaß übersetzte, und, von dem vaterländischen Dichter Heinrich v. Collin ersucht, zu dessen Trauerspiel: „Coriolan,“ mehrere Tonstücke aus Mozart's Oper: „Idomeneo“ als Zwischenacte bearbeitete.

Im Jahre 1803 wurde Abbé Stadler aufgefordert, die landesfürstl. Pfarre in der Vorstadt Altklerchenfeld, und zugleich mit derselben die Leitung des 21. Armen-Hauptbezirktes zu übernehmen. Als Seelsorger hatte er da eine zahlreiche Gemeinde, und mußte alle Sonn- und Feiertage, an manchem sogar zweymal, predigen; als Vorsteher des Armenbezirktes war ihm eine eigene Kanzley erforderlich. Dennoch führte er alle diese Geschäfte mit so unermüdetem Eifer und so gutem Erfolge, daß er hierüber von der k. k. Hofcommission ein Belohnungsdecret erhielt. Die äußerst wenigen freyen Stunden waren, wie gewöhnlich, seiner geliebten Tonkunst gewidmet, und hier begann er, unter Anderem, die ersten Entwürfe zu den vortrefflichen Chören aus Collin's Trauerspiele: „Polyxena.“ — Beym Antritt der oben genannten Pfarre hatten Se. Majestät ihm das Ehrencanonikat zu Linz zu verleihen und zu befehlen geruht, daß er säcularisirt werde.

Um ihm eine, seinen vielseitigen und ausgezeichneten Verdiensten angemessenere Stelle zu verschaffen, ward er 1810 auf die landesfürstl. Pfarre Wöh-

*) Diese Abschrift von Stadler's Hand, so wie Mozart's Original-Partituren des ganzen Dies irae, dann des Domine und Hostias (letztere ein Geschenk des k. k. Hofcapellmeisters Hrn. Eybler) befinden sich gegenwärtig in der k. k. Hofbibliothek.

mi sch Prut, B. U. M. B., berufen, welche er den 6. Februar antrat. Wenn sich dadurch sein Wohlstand, anscheinend, verbesserte, so vermehrte sich in noch höherem Grade die Last seiner Geschäfte. Er war in seiner neuen Eigenschaft Patron von zwey alten Pfarreyen: Herrenbaumgarten und Schratzenbach; hatte drey Filialien zu versehen, alle Sonn- und Feyertage Predigten zu halten; an Wochentagen die Schulen zu besuchen und der Jugend Religionsunterricht zu ertheilen; alles dieses ohne ergiebige Mithülfe, da ihm nur ein einziger Cooperator, ein Mann von 72 Jahren, beygegeben war. Das Einkommen dieser Pfarre konnte zwar bedeutend genannt werden; allein es bestand vorzüglich in Wein und Körnern, und nachdem in der ersten Zeit die kostspielige Anschaffung des nöthigen fundus instructus, so wie jährliche Reparationen der Kirchen-, Schul- und Pfarrgebäude den größten Theil des Ertrags in Anspruch genommen hatten, verpichteten in den folgenden Jahren Mißwachs und Überschwemmungen die Hoffnung auf hinreichende Einkünfte. Auf diese Weise hatten fortwährende Unfälle von einer, allzu angestrengte Dienstleistung von der andern Seite, den Muth und die Kräfte des nahe an den Siebzigen stehenden Mannes dergestalt herabgebracht, daß seine Freunde nicht nur für seine Gesundheit, sondern für sein Leben zitterten, und er auf ihr Andringen, ja, auf den Rath des damaligen hochwürdigen Erzbischofs von Wien, Grafen v. Hohenwart, selbst die Pfarrstelle im Jahre 1816 resignirte, nachdem er ihr durch 6 sorgenvolle Jahre vorgestanden hatte.

In den wenigen heiteren Augenblicken, die ihm während dieser Zeit gegönnt waren, vollendete er nicht nur die schon erwähnten Chöre zu dem Trauerspiele: „Polyrena“ (die bey Heinr. v. Collin's Todtenfeyer 1811 im großen Universitätssaale aufgeführt wurden), sondern componirte auch 1813 das Oratorium: „Die Befreyung von Jerusalem,“ wovon die erste Abtheilung von Heinrich — die zweyte von Matthäus v. Collin gedichtet ist. Beyde Werke sind voll Kunstkennniß, Phantasie, Feuer und Ausdruck; und so gewiß dem Oratorium der Ehrenplatz unmittelbar nach Haydn's „Schöpfung“ und „Jahreszeiten“ gebührt, werden die Chöre zur Polyrena ewig ein Vorbild bleiben, wie man die ungleichen griechischen Versmaße, bey innigster Übereinstimmung des Gesanges mit dem Inhalt des Textes, in die fließendste Melodie bringen könne.

Vom J. 1816 bis an seinen Tod lebte der allgemein geehrte Greis hier von seiner geringen Pension zwar beschränkt, aber in ungetrübter Frölichkeit, deren nur ein Mann, in dessen Seele Religion und Philosophie sich so eng verbanden, in solchem Verhältnisse fähig war, ungeachtet dessen er jeden Beystand seiner Freunde standhaft ablehnte.

Auch in dieser letzten Periode seines Lebens regte sich noch sein Geist in nützlichem Fleiße. Er führte sein schon früher gefaßtes Vorhaben aus, Materialien zu einer Geschichte der Musik in Oesterreich zu sammeln; zu welchem Ende er mehrere Jahre hindurch sowohl im P. L. Hofmusikkarchiv als in der Hofbibliothek arbeitete, mehrere der ältesten Manuscripte in das heutige Notensystem übersehte, und das Ganze so ordnete, daß das Werk bis zum Tode Mozarts und Haydn's hätte fortgeführt werden können: doch konnte er sich, leider! zur Redaction desselben nicht mehr entschließen. Die übrige Zeit verwendete er, um angehenden Künstlern Rath und Aufklärung zu geben, ihre ihm vorgelegten Compositionen zu beurtheilen u. dergl. Mit welsch günstigem

Erfolge dieß manchmal geschah, beweiset der gegenwärtige F. F. Hoforganist Sechter, welchen der Abbé für den ersten, in Wien jetzt lebenden Contrapunctisten erklärte. Er unternahm sogar noch in spätester Zeit einige musicalische Arbeiten, wie er denn z. B. in seinem vier und achtzigsten Jahre den Psalm 94 für 4 Singstimmen zum Gebrauche des Wiener-Conservatoriums in Musik setzte, nachdem er sich kurz vorher durch den seltsamen Angriff auf die Aechtheit des Mozart'schen Requiems berufen fühlte, zum ersten Male in seinem Leben als Schriftsteller aufzutreten und das Grundlose jenes Angriffes in drey auf einander gefolgten kleinen Abhandlungen darzuthun.

Ungeheuchelte Frömmigkeit, thätige Menschenliebe, unermüdete Gefälligkeit gegen Jedermann, ein unter allen Umständen zufriedener Sinn und eine unzerstörbare gute Laune waren die Hauptzüge seines schätzenswerthen Charakters. Sein größtes Vergnügen fand er in der Musik, worin er nicht nur einer der gründlichsten Kenner, sondern auch genialer Erfinder und gewandter Praktiker war. Seine Lieblingsheroen in dieser Kunst waren Händel, S. Bach, Gluck, Mozart und Haydn; aus diesen wieder vorzüglich Bach und Mozart, welcher letzterer ihm, wohl mit vollem Rechte, der Höchste, der Einzige war. Unter den neueren dramatischen Tonsetzern liebte er am meisten Cherubini; doch ließ er auch minder begabten Meistern, wo er es aus Überzeugung thun konnte, Gerechtigkeit widerfahren. Man hat ihn mit Unrecht im Verdacht gehabt, daß er Beethoven und seinen Werken abhold war. Beethoven selbst stand in der Reihe seiner Freunde, wie vorhandene Briefe dieses großen Tonsetzers beweisen; wie sehr aber Abbé Stadler dessen Compositionen aus der ersten Hälfte der Lebenszeit dieses Künstlers schätzte, wo er vollen Ersatz für Mozart zu versprechen schien, ist durch die Thatsache erwiesen, daß er sein Septett mit eben so viel Fleiß als Liebe für das Pianoforte übersezte und selbst mit besonderem Vergnügen spielte.

Seine Kenntnisse der Tonkunst waren zu gründlich, seine ästhetischen Begriffe von derselben zu richtig, und sein Geschmack zu rein und edel, um den Gang zu billigen, welchen die erfindende sowohl als die ausübende Musik in den letzten zwey oder drey Decennien eingeschlagen hat; doch hörte man ihn nie sich darüber ereifern: eine scherzhafte Ironie war die einzige Waffe, die er dagegen brauchte, und die Hoffnung, daß man von den gegenwärtigen Verirrungen von selbst wieder zurückkommen werde, begleitete ihn zum Grabe.

Als Anerkennung seiner Verdienste um die Tonkunst erhielt er von weil. Sr. F. F. Hoheit und Eminenz, dem Erzherzoge Rudolph, eine goldene Dose, und von Sr. Majestät dem Könige von Sachsen einen Brillantring. Außer dem bestätigten mehrere Diplome musicalischer Gesellschaften und Akademien, durch welche er zu ihrem Ehrenmitgliede ernannt wurde, die Achtung, welche man ihm allenthalben als Musikgelehrten und Tonsetzer widmete. Aus diesen Diplomen legte er den meisten Werth auf dasjenige, welches er von dem Schweizer Musikverein erhielt, nachdem am 6. Sept. 1829 sein Oratorium: „Die Befreyung von Jerusalem,“ bey dem großen Schweizer Musikfeste zu Zürich mit enthusiastischem Beyfall war aufgeführt worden.

Seine Gesundheit, obschon öfters wankend, vergönnte ihm doch das hohe Alter von 85 Jahren, 3 Monaten und 4 Tagen. An seinen geistigen Fähigkeiten war nicht die mindeste Abnahme zu bemerken; von seinen physischen schien allein das

Gehör im letzten Jahre etwas abzunehmen; seine Augen aber blieben so kräftig, daß er bis an sein Ende den kleinsten Druck ohne Hülfe von Brillen lesen konnte, deren er gar keine besaß.

Ein edeldenkender Freund, der dem Verklärten am 14. November ein feyerliches Todtenamt in der Augustinerkirche auf der Landstraße (der Pfarre, in deren Bezirk er wohnte) halten ließ, hat seiner sterblichen Hülle eine bleibende Ruhestatt gesichert und wird ihm — sich selbst in dem Dahingeshiedenen ehrend — einen, dessen Würde und Talent bezeichnenden Denkstein setzen lassen.

Am 28. November d. J. veranstaltete die Gesellschaft der Musikfreunde des österr. Kaiserstaates eine feyerliche Seelenmesse in der Augustiner-Hofkirche für ihn, und führte dabey seines Lieblings herrlichstes Werk, Mozart's Requiem, trefflich aus.

Der erhabene Priesterstand verlor in ihm ein würdiges Mitglied; die Tonkunst einen ihrer vorzüglichsten Eingeweihten; seine Freunde einen gefühlvollen Theilnehmer an ihren Leiden und Freuden; die Jugend einen wohlwollenden Leiter; die Armen einen hülfreichen Vater, und die gebildete Welt einen lebenswürdigen Gesellschafter.

Folgendes Verzeichniß seiner musicalischen Compositionen, nach seiner eigenhändigen Aufschreibung, mag diese Nachrichten beschließen:

Von 1759 bis 1763: Eine Sopranarie in D mit zwey Violinen und Bass. — „Salve Regina“ a 4 voci in G, con 2 Violini, Organo e Basso. — Würfel-Menuette für das Clavier ¹⁾.

Von 1763 bis 1767: VI Trio per 2 Violini e Violoncello ²⁾. — XIII Sonatine per il Cembalo ³⁾. — Concerto per il Violoncello. — III „Magnificat“ a 4 voci con Organo. — Missa in G per 4 voci, 2 Violini ed Organo. — Litanien in F per 4 voci, 2 Violini ed Organo.

Von 1767 bis 1790: VI Sonate per il Cembalo. — * VI „Salve Regina“ a 4 voci con Organo obligato. — III Quartetti per 2 Violini, Viola e Violoncello. — 30 deutsche Lieder mit Clavierbegleitung ⁴⁾. — „Veni sancte Spiritus“ in D mit ganzem Orchester. — * II kleinere Messen (vom J. 1772). — II Litaneyen. — Mehrere Prämambeln und Fugen für die Orgel. — „Miserere in G min. a 4 voci, 2 Violini ed Organo. — Missa solemnis in D min. et maj. — II Cantaten: Eine von Mastaller auf den Tod der durchl. Gemahlinn weif. Kaisers Joseph II. und eine von Denis: „Das Gewitter.“ — Einige Chöre und Arien zu einem deutschen Singspiele. — IV Antiphonen für das Frohnleichnamsfest. — Einige Responsorien für die Charwoche. — II Melodramen mit Clavierbegleitung. — Ode von Denis auf den Tod der Kaiserinn M. Theresia, für Sopran und Clavier.

Von 1790 bis 1803: VI Sonatine per il Cembalo. (Wien, bey Artaria.) — Cantate mit ganzem Orchester und Musik zu einem Kinderballete ⁵⁾. — II Sonate per il Pianoforte, e Fuga. (Zürch, bey Nägeli ⁶⁾. — III Fugen für das Clavier. (Wien, bey Sauer ⁷⁾. — V ital. Arien aus Metastasio's Werken, mit Begleitung des Orchesters. — Offertorium, Sanctus, Benedictus und Agnus Dei zur Ergänzung eines Requiem. — Sonata per il Pianoforte in F. (Wien, bey Mollo.) — Trio zu einem Claviermenuet von Mozart ⁸⁾. (Wien, bey Mollo.) — Zweyter Theil zu einer Clavierphantasie von Mozart in C-moll ⁹⁾. (Wien, bey Artaria, später auch in der Sammlung von Mozart's Werken bey Haslinger.)

¹⁾ Erst lange nachher bey Artaria, und noch später in Paris gestochen; von Gerber in seinem Vericon irrig einem andern Stadler zugeschrieben. ²⁾ Von einem Jesuiten mit nach Amerika genommen. ³⁾ Meistens für Albrechtsberger geschrieben, der sie zum Unterricht seiner Schüler verwendete. ⁴⁾ Mehrere davon sind bey Toricella im Stich erschienen. ⁵⁾ Siehe den Nekrolog. ⁶⁾ Von classischem Werthe und selbst für heutige Clavierpieler schwer auszuführen. ⁷⁾ Die dritte hat Nägeli den eben erwähnten Sonaten beygefügt. ⁸⁾ u. ⁹⁾ Siehe den Nekrolog.

Von 1803 bis 1810: Todtenlieder für 4 Singstimmen und Orgel. (Wien, bey Geisinger). — Te Deum in C. — Missa in D. — Offertorium in D. — Visitenkarte, als Antwort auf die bekannte von J. Haydn. (Wien, bey Cappi.) — Sonata per il Pianoforte e Corno ¹¹⁾. — II Scenen aus dem Trauerspiele: „Polyxena,“ mit Clavierbegleitung ¹²⁾. (Wien, bey Cappi.) — Credo, Sanctus, Benedictus und Agnus Dei, in Es, zu einem Kyrie und Gloria von der Composition eines Ungeannten. — Übersezung auf Sertetten für 2 Violinen, 2 Violoncello und Contrabaß folgender großer Werke: „Orfeo,“ von Gluck; „Idomeneo,“ „Così fan tutte,“ „die Zauberflöte,“ „der Schauspielsdirector,“ Serenate von Mozart; „Medea, Lodoiska, Eliza,“ von Cherubini; „der Thurm von Gottenburg,“ von Alayrac.

Von 1810 bis 1833: „Alma Redemptoris“ und „Regina Coeli“ mit ganzem Orchester. — * V Ehre zu dem Trauerspiele: „Polyxena,“ mit ganzem Orchester ¹³⁾. — „Die Befreyung von Jerusalem,“ Oratorium in 2 Abtheilungen; Sr. Majestät dem Kaiser gewidmet. (Partitur. Wien, bey Haslinger ¹⁴⁾. — * „Die Frühlingsfeyer,“ Cantate mit ganzem Orchester; Text von Klopstock ¹⁵⁾. — * Hymne: „Gott,“ mit ganzem Orchester; Text von Gerstenberg ¹⁶⁾. — Psalm 111 für 4 Singstimmen mit ganzem Orchester. (Wien, bey Mechetti.) XXIV Psalmen für eine Singstimme mit Clavierbegleitung ¹⁶⁾. (Eben dort.) — „Salve Regina“ für Sopran, mit Begleitung des Claviers ¹⁷⁾. (Eben dort.) — „Vater Unser,“ für 4 Singstimmen. (Wien, bey Steiner u. Comp.) — Psalm 50 für 4 Singstimmen. (Eben dort.) — II kurze Messen und ein kurzes Requiem für 4 Singstimmen, 2 Violinen, 2 Waldhörner und Orgel. (Wien, bey Haslinger.) — „Miserere“ in deutscher Übersezung, für 4 Singstimmen. (Eben dort.) — X lateinische Psalmen zu Vespere, für 4 Singstimmen und Orgel. Erste Lieferung. (Eben dort.) — * Zweyte Lieferung dieser Psalmen. — „Glaube, Hoffnung und Liebe.“ Für 4 Singstimmen und Orgel. (Eben dort.) — Deutscher Messgesang für 4 Stimmen und Orgel. (Eben dort.) „Die Versöhnung,“ für 4 Singstimmen und Orgel. (Eben dort.) — Tantum ergo, Asperges, Vidi aquam, Ecce Sacerdos, Salve Regina, Ave Regina, Alma Redemptoris, Regina Coeli, für 4 Singstimmen und Orgel. (Eben dort.) — Fuge mit Vorspiel für das Pianoforte. Weil. Sr. k. k. Hoheit und Eminenz dem Erzherzoge Rudolph gewidmet. (Eben dort.) — Hymne: „Hoch, du mein Österreich!“ (Eben dort.) — Fuge für das Clavier. (Wien, bey Diabelli.) — II Offertorien für 4 Singstimmen und Orchester. (Eben dort.) — Graduale: „Salvum fac populum,“ für 4 Singstimmen und Orchester. (Eben dort.) — * Loblied: Dem, der in grauer Ferne den Thron hat. — * Chor: „Es ist ein Gott!“ Aus Dieß's „Urania.“ — * Großes Requiem für 4 Singstimmen und Orchester ¹⁸⁾. — * Te Deum laudamus. — * Ein Offertorium. — Psalm 94 für 4 Singstimmen ohne Begleitung (1832 geschrieben). — Einige Choräle für die Versammlung der Redemptoristinnen. — VII Ehre der Derwische Mewlewi, wie sie in ihrem Tempel zu Constantinopel in persischer Sprache gesungen werden. Mit deutscher Übersezung des k. k. wirkl. Staatskanzleyrathes Hrn. v. Huszár. Für 2 Singstimmen mit Clavierbegleitung.

Die mit * bezeichneten Compositionen befinden sich im Manuscripte unter seinen hinterlassenen Musicalien.

Die meisten der Kirchenwerke sind in mehreren österr. Stiftern und Klöstern zerstreut.

¹¹⁾ Für den damals hier gewesenen Virtuosen auf dem Waldhorn Dornaus. ¹²⁾ Muster des dramatischen Tonsazes und trefflicher Declamation. ¹³⁾ Siehe den Nekrolog. ¹⁴⁾ Eine herrliche Auflage. Übrigens siehe den Nekrolog. ¹⁵⁾ Ein classisches, wenn auch an Umfang kleineres, doch an Werth dem erstgenannten Oratorium völlig gleiches, wo nicht dasselbe noch übertreffendes Werk. ¹⁶⁾ Eine ausgezeichnete Composition. ¹⁷⁾ Jeder Psalm ein kleines Meisterwerk. Man würde sehr irren, in ihnen eine trockene Kirchenmusik oder contrapunctische Kunststücke zu vermuthen; es sind geistliche Lieder voll rührender Andacht und tiefen Gefühls, die, einfach und mit Seele vorgetragen, ihre Wirkung nirgends verfehlen können. ¹⁸⁾ Ganz jenen Psalmen ähnlich; für Frau v. Lagusius geb. v. Mosel componirt. ¹⁹⁾ Bisher nur in der k. k. Hofcapelle mehrmals aufgeführt. Ein Meisterwerk, das seinen Platz unter den berühmtesten seiner Gattung behauptet.

Das vorliegende Verzeichniß zeigt übrigens, daß Abbé Stadler die meisten und schönsten seiner Werke in dem Zeitraume von 1810 bis 1833, also von seinem zweyundsechzigsten bis zu seinem letzten Lebensjahre geschrieben hat.

Wien, im December 1833,

J. F. von Mosel.

Maximilian Korn.

Wenn jenem Heros ist die Kraft verliehen,
So rasch zu ordnen der Gedanken Schlacht;
Wenn dem die Leuchte ward der Phantasieen,
Kühn einzufahren in den Lebensnacht,
Und dem die Schwungkraft, Sternen nachzuziehen
Hin durch der Leidenschaften Mitternacht:
So sank ein Strahl in Deinen Busen nieder
Für blumenreiche, holde Frühlingstlieder.

Des Lebens Frühling aber blüht im Herzen,
Umfriedet von der Sehnsucht Immergrün,
Ein heit'rer Falter flatterst Du von Scherzen
Zu Scherzen durch des Daseyns Ernst dahin,
Verweilend bey der Rose Liebeshmerzen,
Umkosend selbst das stille Rosmarin;
Und sinkt die Sonne, ruhen Deine Schwingen,
Wo um Vergiftmeinnicht die Quellen springen.

In Deiner Stimme weichem Wellenklang
Erkennt die Lieb' ihr schönstes Echo an;
Und scherzest Du, von Wange hin zur Wange
Schwingt sich ein Lächeln durch die Menge dann;
Und trifft Du auf den Schmerz in Deinem Gange,
Den ja der Menschen Schritt nicht meiden kann:
So schmilzt das Lächeln plötzlich hin als Zähre,
Daß sie den Sonnenstrahl der Lust verkläre.

Der Welt verborg'ne Ränke zu belauschen
Am Felsenohr' des Dionysius,
Und scherzend das Gehörte auszutauschen,
Das Grausen zu verwandeln in Genuß;
So leichten Flug's am Abgrund hinzurauschen,
Der anzieht und, was naht, verschlingen muß:
Wer ist, der Solches außer Dir mag wagen? —
Verstummet, Saiten! denn ihr sollt nicht klagen!

Braun von Brauntal.

Buntes.

Von Dr. C. A. Ullepitsch.

So herrlich wir uns das Bild des Sieges malen, so kenne ich doch eine Art des Sieges, die uns meist die Herrschaft über uns selbst kostet, — nemlich den Sieg über ein Frauenherz.

Es gibt Leute, die dem Gelde Allmacht zuschreiben, und meinen, daß man mit demselben alles ausrichten könne; sie geben jedoch dadurch Grund zum Glauben, daß auch sie, für Geld, alles zu thun im Stande sind.

Vortrefflich sagt Pope, daß sich kein Mensch schämen dürfe zu gestehen, daß er Unrecht habe; denn indem er dieß Geständniß thut, zeigt er, daß er heute klüger ist als gestern.

Was man auch über Leben und dessen Verhältnisse schreiben und lesen mag — die Erfahrung bleibt doch das untrüglichsste Buch des Lebens, und zwar im Original.

Pascal, Huygens, Halley, Bernoulli und Euler haben sogar das Glück im Kartenspiele zu berechnen gesucht; — wenn nur für das Lebensglück des Menschen eine allgemeine Formel auszumitteln wäre, wo man sich nur an die Stelle der unbekanntten Zahl zu setzen brauchte, und das Resultat der Combination Jedem schon der Wegweiser wäre!

Nur der Gesellschaft verdankt das Leben seine Farben, und wie der batavische Plato, Hemsterhuis, sagt: „Sie ist das Licht für das innere Auge des Geistes. Ohne sie gliche diese Erde einem Friedhofe mit lebenden Leichen.“

Verzaget nicht, ihr jugendlichen Gemüther, denen es mit dem Emporstreben Ernst ist, über die Widerwärtigkeiten dieses Lebens, und lernet es fassen, daß auf einem dornenvollen Stamme die Rose der Unsterblichkeit blühet.

K. K. Hoftheater nächst der Burg.

Dienstag, den 3. December, zum ersten Male: „Des Goldschmieds Tochterlein.“ Altdeutsches Lustspiel in zwey Aufzügen, von Carl Blum. Vorher, neu in die Scene gesetzt: „Das Bild der Danae.“ Lustspiel in zwey Aufzügen von Deinhardstein.

Die Wiederaufnahme des Deinhardstein'schen Lustspiels: „Das Bild der Danae,“ welches eine längere Zeit hindurch auf dem Hoftheater nicht gesehen worden war, verdient als ein dankenswerther Zuwachs zu unserem, zwar an Neuigkeiten nicht armen, aber an guten Originaldichtungen auch nicht überreichen Lustspielrepertoire betrachtet zu werden. Der Inhalt des Stückes wird unsern Lesern entweder durch den Druck bekannt geworden oder aus den früheren Darstellungen unserer Hofbühne erinnert seyn, weshalb wir denselben nicht weiter mitzutheilen brauchen. Das Ganze ist eine heitere, ergögliche Scene aus dem Leben jenes merkwürdigen und geistvollen Menschen, Salvator Rosa, der in der Kunstgeschichte Italiens in allerley Gestalten vorkommt, aber in jeder eine interessante Rolle gespielt hat, und dessen wunderliches Treiben, außer den mannigfachen Schilderungen gleichzeitiger und späterer Biographen, auch unsern deutschen Landsmann Hoffmann (den wir wohl in mehr als einer Beziehung dem Salvator gleichgestimmt und ebenbürtig nennen dürfen) zu der köstlichen Erzählung: „Signor Formica,“ begeisterte. Auf solche Weise der Nachwelt geschildert, ist der muthwillige und sarkastische Maler uns allen eine bekannte und gleichsam privilegirte Person geworden, bey der man gerade das natürlich und liebenswerth finden muß, was man bey keinem andern so leicht zu nehmen geneigt wäre. In diesem Sinne hat auch unser Dichter seinen Stoff gewählt und behandelt, das Stück hat dadurch eine Lebendigkeit und namentlich eine so glückliche Mischung des Spasthaften mit dem Ernste und der Würde der Kunst erhalten, daß seine Wirkung wohl niemals und nirgends ausbleiben wird. Der erste Act insbesondere zeichnet sich durch Sprache, Gedanken und ächt künstlerische Wärme auf eine höchst vortheilhafte Weise aus, und läßt eben durch die interessante Schilderung des eigentlichen Helden des Ganzen, des Salvator, bedauern, daß dieser im Verlaufe der Handlung nicht weiter in den Vordergrund tritt. — Das Stück fand seiner innern Vorzüge nicht minder, als der meist gelungenen Darstellung wegen, lebhaft, allgemeine Theilnahme. Unter den Beschäftigten zeichnete sich Hr. Costenoble durch die äußerst wirksame Gestaltung des ruhms- und liebesüchtigen Akademiedirectors Calmari aus. Hr. Korn als Salvator trat mit der Würde und Gemessenheit auf, die dem Repräsentanten eines großen, weltberühmten Malers geziemt, nur schien die letztere nicht immer mit dem Bilde, das uns unwillkürlich von Salvator vorschweben muß, übereinzustimmen. Der Humor ist doch sonst dem Darsteller so wirk-

sam zu Gebot. Die Rollen der beyden Liebenden, Ravienna und Laura, wurden von Hrn. Fichtner mit der gewohnten Geschicklichkeit, und von Dlle. Pistor mit recht vieler Wärme und einer wirklich überraschenden Natürlichkeit und Wahrheit gegeben.

Das zweyte Stück des heutigen Abends: „Des Goldschmieds Töchterlein,“ ein alt-deutsches Lustspiel von Carl Blum, hatte ebenfalls einen recht günstigen Erfolg. Der Inhalt ist in der Kürze folgender: Ein deutscher Ritter, der im Gefolge des Kaisers in die alte Reichsstadt Ulm gekommen ist, hat die Tochter des dortigen Altbürgers und Goldschmieds Bronner öfters am Fenster gesehen und sich in sie verliebt. Er geht also geradenwegs zum Vater des Mädchens, und bestellt bey ihm, angeblich für seine Braut, einen reichen Schmuck. Das Mädchen selbst sucht er in der Gestalt eines Pilgers, dem der Vater, selbst in eigener Abwesenheit, sein Kind ohne Verdacht anvertraut, näher kennen zu lernen. Er erfährt, daß seine Spaziergänge nicht ohne Erfolg geblieben sind, und Walpurgis nicht gleichgültig gegen den schmucken Ritter geblieben ist, und da er in seiner wahren Gestalt des Goldschmieds Günst durch sein offenes Betragen gewonnen, und Walpurgis mit kindlicher Offenheit dem Vater ihre Herzensangelegenheit anvertraut, so wirkt er, als er zum zweyten Male in seiner Verkleidung erscheint, die falsche Hülle ab und wirbt als Ritter Egbert um Walpurgis Hand, die ihm denn auch von dem übergelücklichen Vater ohne Weigerung gegeben wird. — Daß von einer Handlung im dramatischen Sinne des Wortes bey diesem Stücke nicht die Rede ist, brauchen wir nach der vorstehenden Inhaltsanzeige wohl nicht erst zu versichern, und von dieser Seite betrachtet, hätte das Stück weder auf kritische Würdigung, noch auf die Theilnahme der Zuschauer den geringsten Anspruch. Allein die Arbeit des Hrn. Blum verdient von einer andern Seite Beachtung, ja wir scheuen uns nicht hinzuzusetzen, eine gewisse Auszeichnung, denn sie verräth ein Streben, welches wir in so vielen unserer jetzigen Bühnenerzeugnisse entweder gar nicht, oder doch augenscheinlich hintangeseht finden, das Streben nach einer wahren, natürlichen und vollständigen Charakteristik. Diesem Ziele hat der Verfasser freylich die übrigen Erfordernisse des Drama's sammt und sonders aufgeopfert, aber er hat dagegen etwas zu Stande gebracht, was an und für sich schon schätzenswerth ist und durch seine Seltenheit noch obendrein im Preise steigt. Die drey Gestalten, die vor uns auftreten, geben uns ein treues, naturgemäßes Bild der Zeit, aus der sie genommen sind, ein kleines, anspruchloses, aber nicht unerfreuliches Genrebild, das als solches mit Erhabenheit und Leidenschaft nichts zu thun haben, aber den Sinn des Zuschauers für Häuslichkeit und Bürgertugend fesseln und beschäftigen will. Wem nun entweder dieser Sinn fehlt, oder wer die ganze Gattung dieser Bilder sammt der Möglichkeit ihrer Wirkung nicht anerkennen will, für den hat der Verfasser allerdings seinen Zweck verfehlt; allein es folgt daraus noch nicht, daß er sich überhaupt und für alle umsonst bemüht habe; viele werden ihm für seine Arbeit dennoch danken, so wie der Blick des wahrhaft gebildeten Kunstfreundes, gesättigt und erschöpft von den erhabenen Schönheiten der italischen Meister, dennoch mit Wohlgefallen bey der unscheinbaren niederländischen Bauernstube verweilt, und gleichsam ausruhend sich an ihrer schlichten Natürlichkeit erlabt. Von dieser Seite sollte man das heutige Stück betrachten, wenn man überhaupt zwischen den Gattungen und den verschiedenen, daraus entspringenden Forderungen unterscheiden kann und unterscheiden will; nur so gelangt der Dichter zu seinem Rechte, wie der Zuschauer zu seinem Genuße. Was dann an dem Werke noch mangelhaft erscheint, wird der gute Wille, seine Vorzüge aufzusuchen, ausgleichen, und der Eindruck des Ganzen bleibt dann immer noch ein wohlthätiger. Auch ließe sich durch eine umsichtige Kürzung mancher jener Längen, die bey der gänzlichen Abwesenheit aller Handlung und Verwicklung an mehreren Stellen fühlbar werden, dem Stücke recht wirksam nachhelfen. Fällt auf solche Weise der Grund zum Tadel weg, so werden auch die guten Seiten, welche das Blum'sche Stück unbezweifelt besitzt, desto entscheidender und siegreicher hervortreten. Auf jeden Fall verdient es wegen der reinen, edlen Gesinnung, welche durchgehends das Ganze befeelt, und wegen der überaus wahren, naiven und herzlichen Schilderung des mittelalterlichen Bürgerlebens, die dankbare Anerkennung des deutschen Publicums, dem wahrlich nicht allzu häufige Gelegenheiten geboten werden, sich an der Sitte und den Tugenden der Altvordern zu erfreuen.

Hey einem Stücke wie das vorliegende entscheidet die Art der Darstellung alles für seine theatralische Wirkung; wir haben oft dramatische Producte gesehen von geringem Gehalte und wenigstens eben so ermüdender Bedehntheit, die durch das schöpfe-

rische Zusammenwirken der Darsteller allein belebt und gehalten wurden. Die Pecher hatte sich der Rolle der Waspurgis mit sichtbarer Vorliebe angenommen, und setzte bey der ersten Vorstellung ein recht anziehendes Bild muthwillig schalkhafter Naivetät und zugleich jungfräulicher Sitte und Reinheit zusammen. Bey einigen Stellen, wie z. B. in der Scene mit dem Vater am Schlusse des ersten Actes, waren die Farben wohl etwas stärker aufgetragen, als Natur und Wahrheit es mit sich bringen, wodurch eine Art von Mißklang zwischen den beyden so eben genannten Hälften des Charakters entstand; im Ganzen genommen aber, und als selbstgeschaffenes Charakterbild betrachtet, können wir die Leistung der Künstlerinn nicht anders als wirksam und verdienstlich nennen. Hr. La Roche legte als Goldschmied Bronner einen abermaligen Beweis seines schönen Künstlertalentes ab; indem er uns eine jener kräftigen, charakteristischen Gestalten zeigte, von denen wir so gerne lesen, wie sie als Bürger und als Künstler lebten und wirkten. Ein eben so reiches und ausdrucksvolles Bild, von mittelalterlicher Ritterlichkeit stellte Hr. Löwe in seinem Ritter Egbert dar.

Über die gegenwärtige Schauausstellung fremder Menschenrassen in Wien.

Es gehört unstreitig zu den beachtenswerthen Erscheinungen, Repräsentanten fremder Völker aus entfernten Zonen auf dem Festlande von Europa zu sehen, und ihre Sitten und Gebräuche, welche sich stets, wenn auch im verminderten Grade erhalten, autoptisch beobachten zu können. Eine solche Gelegenheit bietet sich uns gegenwärtig dar, wo zum mindesten zwey höchst differente Menschenrassen aus fremden Welttheilen öffentlich zur Schau gestellt sind. Wir meinen den Ostindier und die beyden Negerinnen, welche gegen das Ende der Praterstraße (am Ecke der Mayrgasse Nr. 31), und den Albaner, welcher zu Anfange der Laborstraße (im Hause zum weißen Schwan, dem Hugelmann'schen Kaffehause gegenüber) gezeigt wird. Für den Naturforscher, wie für den Freund der Wissenschaft, ist die Vergleichung dieser Personen von höchstem Interesse; für den Laien ihre Besichtigung lehrreich und nützlich, da sie ein Bild von den Bewohnern jener entfernten Landstriche gewährt, die man gewöhnlich nur höchst oberflächlich aus den Reisebeschreibungen und einzelnen Abbildungen kennt. Wir wollen das Publicum in wenigen Zeilen auf die Eigenthümlichkeit dieser verschiedenen Menschenrassen und die besonderen Verschiedenheiten einer und derselben Rasse unter sich aufmerksam machen und einige Bemerkungen über die Verbreitung derselben und ihreerspaltungen beyfügen. Der Ostindier gibt uns ein Bild der malayischen Rasse, welche sich durch die geregelten Gesichtszüge der caucasischen Rasse oder dem Europäer zunächst anreihet, und durch das lange, schlichte, glänzend schwarze Haupthaar, die rötlichbraune Hautfarbe, das ovale Gesicht, den runden Scheitel, die freye Stirne, schwach vorstehende Backenknochen, eine ziemlich gerade Nase, schmale Lippen, aufrecht stehende Zähne, weit geschlichte, schwarze Augen, ziemlich starken und dichten Bart, hemisphärische Brüste und zierliche Gliedmaßen auszeichnet. Diese Menschenrasse ist über einen großen Theil der Erde verbreitet und bewohnt den Süden der östlichen Halbinsel von Ostindien oder Malacca, die Sundainseln, die Molukken, Philippinen, einen Theil von Madagaskar u. s. w. Von ihr scheinen die Zigeuner abzustammen, welche in den südlichen Theilen von Europa umherstreifen. Der zur Schau gestellte Indier soll aus Madras gebürtig seyn; einer Stadt in der Provinz Carnatik auf der westlichen Halbinsel von Ostindien, welche unter dem 13° nördl. Br. und 98° östl. Länge liegt. Biewohl die Bewohner der westlichen indischen Halbinsel, und daher auch jene von Madras, einer andern Rasse, nemlich der indischen angehören, welche der caucasischen noch näher verwandt ist, als die malayische, so überzeugen uns doch die Kennzeichen, welche unser Ostindier an sich trägt, daß er nicht zur indischen Rasse gehöre, sondern malayischer Abkunft sey, wenn er auch gleich in Madras geboren seyn sollte; was um so interessanter ist, als sich nicht sobald wieder die Gelegenheit darbieten möchte, einen wahren Malayen zu sehen, während die indische Rasse bey uns eben nicht zu den größten Seltenheiten gehört, deren schönster Repräsentant der bekannte indische Gaukler war, den wir im Jahre 1820 hier bewunderten.

Es gibt zwey Abweichungen dieser Rasse: die westlichen Malayen, welche die Gesellschafts-, Freundschafts- und Sandwichinseln, und die Papu-Malayen, welche die Küsten der Inseln Waigiu, Salwaty, Sammey und Watenta, und einen Theil der

Nordküste von Neu-Guinea bewohnen. Letztere sind vielleicht nur durch Vermischung der Malayen mit den Papua's, einer Abänderung der äthiopischen Rasse, entstanden. Eine solche Papu-Malaye war jene Weibsperson, welche im Jahre 1819 unter der irrigen Benennung eines Buschmenschen in Wien sich zeigte.

Die beyden Negerinnen repräsentiren die äthiopische Rasse, welche sich durch das kurze, krause, wollige, schwarze Haupthaar, die schwarze Farbe der Haut, den verhältnißmäßig kleineren, gegen vorne zusammengedrückten, nach hinten abgerundeten Schädel, den platten Scheitel, vorsehende Backenknochen, ein kurzes, zurückgedrängtes Kinn, vorsehende Unterkinnlade, die dicke, flachgedrückte Nase, dicke, braune Lippen, schief vorsehende Vorderzähne in der oberen Kinnlade, große, vorsehende, dunkelbraune und immer etwas feuchte Augen, birnförmige Brüste und gekrümmte Beine charakterisirt. Diese Rasse ist über den größten Theil von Afrika verbreitet und vorzugsweise dem innern Afrika zu beyden Seiten des Äquators eigen. Sie bietet unter sich jedoch wieder große Verschiedenheiten dar, und zerfällt in die eigentlichen Neger, welche vom Süden des Atlasgebirges, vom Senegal und Niger bis zum südlichen Wendekreise reichen; — in die Kaffern, welche den südwestlichen Theil von Afrika, zwischen dem 20. und 42. Längengrade und einen Theil der Küste von Madagaskar bewohnen; — in die Papua's, die Stammbewohner von Madagaskar, der Küsten von Neu-Guinea, der Inseln Neu-Britannia, Neu-Zealand, Santa Cruz und Neu-Caledonien, der Fidji- und Salomonsinseln, Bouka, Bougainville u. s. w., so wie von van Diemensland; — und in die Hottentotten, die den westlichen Theil von Südafrika außerhalb des Wendekreises bewohnen.

Von den beyden Negerinnen, welche wir hier sehen, ist die Eine eine geborne Australische, von der Küste Papua auf Neu-Guinea, welche unter dem 1—4° südl. Br. und dem 151—152° östl. Länge liegt; die andere aber auf Antigua in Amerika geboren, einer Insel aus den kleinen Antillen in Westindien, welche unter dem 17° nördl. Br. und dem 316° östl. Länge liegt. Wiewohl diese Negerinn auf Antigua in Amerika geboren, so trägt sie doch alle Kennzeichen der äthiopischen Rasse an sich; da sie sowohl von väterlicher als mütterlicher Seite Abkömmling eines Negers ist. Die Geburt in einer fremden Zone ändert nichts an der Eigenthümlichkeit der Rasse; und eben so wie der Neger, der in Europa geboren, Neger bleibt, eben so wird der Caucase, wenn er auch im Innern von Afrika geboren wurde, den Charakter des Europäers nicht verlieren. Interessant ist es, die Differenzen dieser beyden Negerinnen zu beobachten; welche zwar dem Nichtkenner weniger auffallend erscheinen werden, für den Naturforscher aber deutlich sichtbar sind; denn die eine derselben gehört zur Rasse der Papua's, die sich durch das etwas längere, sehr dicke und stark gekrause, minder wollige, schwarze Haupthaar, das tiefe Schwarz der Haut, die aufrechte Stirne, stark vorsehende Backenknochen, das kleine, zierliche Kinn, eine minder platte Nase, dicke, lange Brauen, großen Mund, große, niedere Brüste und gerade Gliedmaßen auszeichnet, während die andere eine eigentliche Negerinn ist.

In gewisser Beziehung am interessantesten unter diesen verschiedenen Menschenrassen: Repräsentanten ist aber der Achanté, der uns ein kräftiges Bild jener kriegerischen Nation gibt, die ein mächtiges Reich an der Goldküste bildet; und obwohl zu den eigentlichen Negern gehörig, doch in mancher Hinsicht von denselben abweicht. Die weit edleren Gesichtszüge, die minder vorsehenden Kiefern, die nur schwach abgeplattete Nase, die anliegenden und äußerst kleinen Ohren, der stärkere Bartwuchs, die weit zierlicheren Gliedmaßen und die wahrhaft schöne Bildung des Körpers unterscheiden sie merklich von den übrigen Negern: den Fulah's vom Gambia, den Solof's und Sufu's von Sierra Leone, den Mandingo's von der Körnerküste, den Negern von Urdra und Benin, die die meisten Sklaven liefern, von den noch wenig bekannten der Küste Gabon, und von den civilisirten Negern von Loango, Congo, Angola und Bengalen. Das Reich der Achanté's gehört zu Ober-Guinea und liegt ungefähr zwischen dem 6. und 9° nördl. Br. und dem 15. und 18° östl. Länge. Die häufigen kriegerischen Ausfälle in die holländischen und englischen Colonien, so wie der blutige Krieg gegen die Fanté's, haben sie in der neuern Zeit berühmt gemacht. Die Achanté's sind erst durch die Mission der englisch-afrikanischen Compagnie im Jahre 1817 den Europäern näher bekannt geworden. Sir Edward Bowdich, welcher an der Spitze dieser Mission stand, hat eine höchst interessante Schilderung des Landes, der Sitten und Gebräuche der Achanté's gegeben. Dieses Land enthält einen Flächenraum von ungefähr 14000 englischen Quadratmeilen und eine Volkszahl von einer Million Einwohner. Seine Streitkräfte sind ungeheuer; denn die Zahl der waffenfähigen Männer beträgt in Achanté allein 204000

Mann, die Krieger nicht mitgerechnet, welche die Contingente der zinsbaren Könige, deren 21 sind, zu stellen haben. Die Aſhantée's ſind einem Könige unterthan, der ſeine Reſidenz in Coomaffie, der Hauptſtadt des Reiches, hat, welche allein gegen 100000 Einwohner zählt. Sie huldigen dem Fetichdienſte und bringen dem Aberglauben häufig ſelbſt Menſchenopfer dar. Die größte Feyer bey den Aſhantée's iſt das Yamſfeſt, zu Anfange des Septembers, der Zeit, wenn die Yamswurzel zum Genuſſe reif iſt, und die Wai-Feyer, wonach ſie ihr Jahr berechnen, das ſeltſamerweiſe mit dem 1. October beginnt. Beyde währen mehrere Tage, das Volk gibt ſich zügellos allen Leidenschaften hin und es fallen dabey viele Menſchenopfer, theils Verbrecher, theils Sclaven. Auch bey Leichenfeſten werden Menſchen geopfert. Unter lärmender Muſik von ſchmetternden Hörnern und rasselnden Trommeln, unter Muſketenfeuer und heftigem Geſchrey werden die Schlachtopfer mit durch die Backen geſtoſenen Meſſern von den Henkern herbengetrieben. Rasende Weiberhaufen tanzen um ſie her, die Henker drängen ſie, die Opfer zu vollbringen, hauen ihnen zuerſt die rechte Hand ab, werfen ſie zu Boden und ſägen ihnen mit einem Schwerte den Kopf ab. Die Gräuel bey ſolchen Feyerlichkeiten gehen ins Unendliche und überſteigen jeglichen Begriff. Die Aſhantées beſitzen einen ungeheuren Reichthum an Gold, und der König erbt das Gold von ſeinen Unterthanen. Stirbt einer der Großen, ſo wird ihm Goldſtaub in bedeutender Menge mit ins Grab gegeben. Die Sprache der Aſhantée's iſt mehr ausgebildet, als die in den benachbarten Gegenden, und hat durch die Menge der Vocale einen beſonderen Wohlklang. Sie ſprechen mit lebhaften Geberden und wiederholen die Haupt- und Zeitwörter häufig der Deutlichkeit und des Nachdruckes willen. Es mag genügen, dieſe Andeutungen gegeben zu haben, um die Merkwürdigkeit des Gegenſtandes zu beleuchten, und wir gehen daher auf unſere Individuen wieder zurück.

Sowohl der Aſhantée, als auch die beyden Negerinnen und der Indier geben Proben ihrer Nationalität, welche ſie theils durch Geſang und Tanz, theils durch körperliche Übungen darzulegen ſuchen.

Die Beſichtigung derſelben wird ſicher allgemein anſprechen, da der Gegenſtand gewiß für Jedermanns Intereſſe darbietet, und wir ſind überzeugt, daß Niemand, der auch nur einigermaßen auf Bildung Anſpruch macht, unbefriedigt den Schauplatz verlaſſen werde.

V. J. Fißinger.

L i t e r a t u r.

„Huldigung den Frauen.“ Taſchenbuch für das Jahr 1834. Herausgegeben von J. F. Caſtelli. Zwölfter Jahrgang. Mit 6 Kupfern. Wien, bey Fr. Tendlers. S. 366.

Caſtelli's Taſchenbuch erfreut ſich, ſeit es mit einer hieſigen Firma erſcheint, einer ungewöhnlichen Theilnahme, und die letzten Jahrgänge ſind faſt durchgehends vergriffen. Allerdings läßt ſich aus dieſem vortheilhaften commerciellen Erfolge auch ein Schluß für den günstigen literariſchen Succèß bilden — der aber freylich auch nicht weiter ausgedehnt gedacht werden darf, als daß die „Huldigung“ ihren Zweck als freundliche Neujahrsgebe vollkommen erreicht. Die ganze literariſche Welt weiß es, daß der humorſtiſche Herausgeber bemüht iſt, dem ſchönen Geſchlechte ſeine Huldigungen weit lieber in Pfefferkörnern als in Weihrauchſpenden zu bieten, und vielleicht eben in dieſer Eigenthümlichkeit, gegen welche die Süßlichkeit ſo manches Mitarbeitenden im Almanach zuweilen etwas grell abſticht, liegt das Anziehende und Empfehlende, welches dem Taſchenbuche alljährig eine ſo namhafte Theilnahme ſichert. Außer den guten Eigenſchaften, welche die „Huldigung“ mit andern Neujahrsbüchlein gemein hat, und welche in äußerem Schmucke und in einer wohlgevählten unterhaltenden Proſa beſtehen, muß Hrn. Caſtelli noch ein beſonderes Verdienſt zuerkannt werden. Was bey dem jezt herrſchenden Geſchmacke der Leſewelt vielleicht kein einziger deutſcher Redacteur wagen würde, weiß Hr. Caſtelli mit dem beſten Erfolge durchzuführen: nemlich in ſeinem literariſchen Gebäude neben der vielgeſuchten Proſa auch der Poeſie eine ziemlich geräumige Wohnung anzuweiſen. Was bedeuten alſo alle die Klagen über das Zuviel der Verſe — die, wie man ſagt, Niemand leſen will? Ey, laßt ſie nur gut ſeyn, und den Redacteur ſo gaſtfreundlich bemüht um ſie, wie etwa Hr. Caſtelli, ſo werden ſie geſehen und gekauft wie die liebe hausbackene Proſa, und in der Mitte nächſten Jänners liegt längſt kein Exemplar mehr auf dem Lager, wie dieſes Hrn. Tendlers mit ſeiner „Huldigung“ zu gehen pflegt. Es ſoll hiemit keineswegs geſagt ſeyn, als

hätte der Redacteur hier durchgehends poetische Meisterwerke gesammelt, — die Verse umfassen über hundert enggedruckte Seiten, und diese alljährig auf Meisterweise zu füllen, wäre wohl ganz Deutschland zu arm; wir stoßen sogar mitunter auf recht schwache Producte, aber dann kann man überzeugt seyn, gewiß gleich nebenan ein gelungenes Gedicht zu finden, und so muß man wohl, erfreut durch das letztere, dem ersteren vergeben; eine Entschädigung, die man z. B. auf die Beiträge von Schlesinger, C. F. Müller und Pieznigg anwenden und sich hiefür bey andern entschädigen muß. Doch wir wollen zu dem natürlichen Gange eines Referats zurückkehren. Der artistische Theil des Taschenbuches ist heuer etwas bunt gegen frühere Jahrgänge, wo sämmtliche Bilder gewöhnlich Reihenfolge einer Idee waren. Als Titeltupfer erhalten wir diesmal das Portrait Ihrer k. k. Hoheit der Erzherzogin Maria Theresia, Tochter Sr. k. k. Hoheit des Erzherzogs Carl, von Mezler und Krepp. Die nächstfolgenden zwey Kupfer sind Ideale von denselben beyden Künstlern, das eine, dem Werthe nach das vorzüglichste des Taschenbuches, „das Mädchen mit dem Kranze,“ das andere „das Mädchen mit der Harfe“ darstellend. Nr. 4, nach einem in der Wiener Kunstausstellung beyfällig aufgenommenen Gemälde Fendi's, von Schindler und Krepp gefertigt, zeigt ein Mädchen vor dem Stickrahmen, welches halb knieend auf dem Stuhle nach dem Wandkalender an den Fingern die Tage bis zu einem gewissen lieben Geburtstage abzählt, an welchem vermuthlich ihre Stickerey überreicht werden soll. Die beyden letzten Bildchen von Mezler, Langer und Krepp gehören zu der Prosa des Taschenbuches; alle drey letztgenannten Kupfer sind jedoch nicht frey von Härten und gewähren dem Auge des Kunstsinigen keinen eben sehr erfreulichen Ruhepunkt. Unter den Erzählungen ist L. Kruse's „Geisterbanner,“ dessen Stoff zum Theile dem Dänischen entlehnt wurde, die umfangreichste (sie umfaßt nahe an 150 Seiten) und wer die ausgezeichnete Art und Weise dieses deutschen Novellisten kennt, wird von dem Interesse derselben gewiß im vorhinein überzeugt seyn. Eine ergreifende, höchst sonderbare Geschichte, worin das Gemüth auf eine ganz eigene Weise angeregt wird, und die in einem eigenthümlichen Colorit gehalten ist. Wir wissen nicht, wie viel hier einem fremden Original entnommen wurde: gewiß aber ist es, daß diese eigenthümliche Haltung und fesselnde Gestaltung des Stoffes dem ausgezeichneten deutschen Bearbeiter ganz allein angehört. Die Novelle ist eine sehr würdige Eröffnung des Büchleins. Unter der weiteren Prosa mag der „Becher von Kryskall,“ von Louise Beck, hier zunächst besprochen werden, weil er im Stoffe wie in der Behandlung von den übrigen prosaischen Mittheilungen sehr verschieden ist. Eine italienische Geschichte, worin Familienhaß und Blutrache die schauerlichen Hauptmomente sind, um welche sich der ganze Kreis düsterer Gestalten schlingt. In solchen finsternen Scenen geht allzu leicht Charakteristik und Natürlichkeit verloren — ein großer Verlust für das Herz des Lesers, das nicht nur erschüttert, sondern auch erhoben werden will; und selbst eine meisterhafte Darstellung in Hinsicht auf die äußere Form ist hier nur ein ärmlicher Ersatz, dem wir jedoch in vorliegender Novelle auch nicht begegnet sind. Die prosaischen Beiträge der H. Meyner, Keland und Schumacher haben dem Inhalte nach eine gewisse Ähnlichkeit, indem sie alle drey in einem märchens- oder sagenartigen Colorite gehalten sind. Die „Todtenwürfel“ des Erstgenannten sind hierunter die vorzüglichste Gabe, jedoch nicht dem Stoffe nach, sondern durch die recht gelungene Behandlung, das zweyte Capitel etwa ausgenommen, worin eine gewisse Bequemlichkeit herrscht. Meyner's Prosa liest sich sehr angenehm. „Der untreue Schweizer,“ von L. Keland, ist eine allegorische Sage vom Heimweh der Alpenbewohner, nicht in allen Stellen gleich klar und durchsichtig, aber von einem wahrhaft poetischen Geiste durchweht. Schumacher's „armer Fischer,“ eine frainerische Volksage, ist unterhaltend und bunt. Die halberlebten und halbgeträumten Schicksale und Prüfungen Jacob's gewähren ein besseres Interesse als das einer momentanen Unterhaltung — sie bringen eine moralische Idee klar zur Anschauung. Die Prosa ist jedoch etwas zu leichtfertig gehandhabt. — Ehe wir den poetischen Theil des heurigen Jahrganges näher betrachten, sehen wir uns genöthigt eine frühere Gedächtnißsünde wieder gut zu machen, welche Fr. Treitschke's ausgezeichnete „Frühlingslieder“ (p. 125 des vorigen Jahrganges der „Huldigung“ enthalten) betrifft, deren unsere Blätter seiner Zeit rühmend zu erwähnen vergaßen. In diesem lieblichen Encyclos gelungenen Dichtungen, welche der allzu lange schweigenden Muse des bekannten Dichters frisch und gemüthvoll entklangen, hat uns besonders Nr. 1, „Vorwort,“ Nr. 3, „das erste Blatt,“ und Nr. 5, „Sturm,“ ungewöhnlich angesprochen und wir bedauern recht sehr, in dem diesjährigen Castelli'schen Taschenbuche keine Erweiterung dieses Liederkranzes zu finden. Unter den heurigen poeti-

schen Spenden finden wir in alphabetischer Reihenfolge „Primeln“ von Mauernfeld, acht poetische Gedankenblitze und Aphorismen über Leben und Liebe. Braunthal gibt „Seebilder“ lebendig, wahr und voll tiefen Anklanges; N. Grün ein mildelegisches Gedicht, „die Leidtragenden,“ Hammer ein Gemälde des Abends, nach morgenländischen Dichtern; N. v. Maltiz eine ganz ausgezeichnete achtzeilige Strophe: „Geburts- und Todestag,“ die mit jedem größern Gedichte wetteifern darf; Manfred „vergessene Lieder,“ durch Reinheit der Form und Gemüthlichkeit anziehend. E. Kaupach's „Ballade“ ist ein hellstrahlender Funke dieses großen Dichtergenius, den wir alljährig mit Vergnügen unter den Mitarbeitern der „Huldigung“ begrüßen und dessen Name allein schon gewichtvoll in die Schale sinkt. Schobers „Isfendjar,“ eine größere Romane in spanischer Färbung, ist eine ehrenwerthe poetische Mittheilung. G. Seidl bietet unter drey Gedichten ein kleineres, „Wechselwirkung,“ voll Bedeutung und dichterischer Tiefe. Vogl's Ballade: „das Christkindchen,“ ist der Form und dem Inhalte nach gelungen zu nennen. Eine nähere Erwähnung der übrigen poetischen Beyträge, welche den genannten nicht gleich kommen, müssen wir aus Mangel an Raum unterlassen, und wir gedenken daher nur noch des „Frauenspiegels,“ eines Anhangs aus der Feder des Herausgebers, worin im poetischen Gewande Gedanken, Erfahrungen, Bilder, Wahrheiten, Meinungen, Urtheile, Gleichnisse über die Frauen, zweckmäßig eingekleidet und mitunter recht gewürzt enthalten sind, und glauben, daß dieser „Frauenspiegel“ von den galanten Überreichern des Taschenbuches mitunter citirt werden dürfte. — Der Druck könnte etwas sorgfältiger, correcter seyn: die Prosa ist ein wenig gar zu klein. Das Äußere des Büchleins kann man sehr elegant nennen. K.

„Aurora.“ Taschenbuch für das Jahr 1834. Herausgegeben von J. Gabr. Seidl. Zehnter Jahrgang. Wien, bey H. Buchholz, 262 S. in 16. u. VII Kupf.

Der auf dem Titelblatte ersichtliche Beysatz: „Zehnter Jahrgang,“ list der beste Beweis, daß das vorliegende Taschenbuch Freunde und Theilnehmer in hinlänglicher Anzahl hat; der Verleger leistet für die äußere Ausstattung alles Mögliche und in Betreff des Schmuckes, den er ihm aus seiner eigenen Officin zuwendet, darf es eine äußerst elegante Erscheinung genannt werden. Da bey ähnlichen Unternehmungen, wo das Gefällige der äußern Form vor allem Andern berücksichtigt wird, dem Essentiellen gewöhnlich keine außerordentlichen Mittel zugebracht sind, so muß man es mit dem Inhalte wohl nicht allzu strenge nehmen. Der Name des Herausgebers ist in der literarischen Welt so anerkannt und geachtet, daß man wohl füglich überzeugt seyn kann, es werde hier nichts Werthloses zur Aufnahme zugelassen, und wenn wir mitunter Beyträgen begegnen, an die man eben keinen großen Maßstab legen darf, so muß man bey Beurtheilung des Ganzen unsere frühere, dem literarischen Theile geltende Bemerkung nicht außer Acht lassen. Die bildlichen Darstellungen sind alle aus dem Inhalte des Taschenbuches geschöpft, und unter ihnen sind wohl Nr. 1: „Rosalia von Damoso,“ von Rieder und Krepp, Nr. 5: „Raubers Standbild,“ von Rieder und Hoffmann, und Nr. 6: das erste „Bild von der Alm,“ von Rieder und Lenbold die vorzüglicheren; sie sind jedenfalls gelungenere als die artistischen Beygaben früherer Jahre und bey dem billigen Preise des Büchleins entsprechend. Unter den prosaischen und dramatischen Beyträgen begegnen wir zuvörderst einem Gemälde aus der wirklichen Welt, betitelt: „Standesverhältnisse,“ von H. W. Udelmi, einer Erzählung, die unbestritten den Vorrang vor allen übrigen einnimmt und die in einer guten Prosa lebendig vorgetragen ist. Der Verf., von dessen Producten uns bisher noch nichts bekannt geworden, verräth Talent für die Prosa und dürfte bey gehöriger Läuterung, im Gebiete der Novelle Dankenswerthes leisten. Anders verhält es sich mit seinem dramatischen Streben, und wenn das S. 191 abgedruckte einactige Lustspiel in Alexandrinern: „Dichterleiden,“ desselben Verfassers ein hinlängliches Urtheil begründen darf — so würden wir offen zur Verlassung dieses Pfades rathen, indem hier Leben, Feuer und alle dramatische Spannkraft abzugehen scheint. Auch sein Alexandriner entbehrt jener rhytmischen Melodie, welche das Eintönige glänzend zu besiegen und den schleppenden Eseladen des achtzehnten in einen liebenswürdigen Etourdi des neunzehnten Jahrhunderts zu verwandeln weiß. „Der Bawladschenherr,“ eine Geschichte aus Wien, im hiesigen Dialekte vorgetragen, ist sehr drollig und als Schwanf, den sie vorstellen soll, vollkommen wirksam. Unter den prosaischen Beyträgen des Herausgebers ist die Hochzeitgeschichte des edlen Raubers, der „Kampf um die Braut,“ ein historischer Schwanf, recht ergötlich; das Bild aus dem Dichterleben, betitelt: „das Testament,“ wollte sich

nun einmal selbst in dieser rhapsodisch-novellistischen Form zu keinem Ganzen gestalten, und hätte sich wohl einer poetischen Bearbeitung besser gefügt. „Rosalia von Damoso,“ eine Erzählung von Schmidt von Pihl, ist eine trockene Übersetzung, der man in keiner Hinsicht eine vorzüglichere Seite ablauschen kann. Das Letztere gilt wohl auch von dem „Theaterfeinde,“ einem Bilde aus dem Leben, wie die Aufschrift besagt, worin eine schauerliche Narrengeschichte, ein Vorfall ohne Tendenz und ohne klar hervortretende Idee behandelt wird. Ein dramatisches Bild: „Die Schlummernde,“ aus Eugen Wessely's Nachlasse, verdient der wahrhaft poetischen Bedeutung und gerundeten Ausführung wegen besondere Beachtung. Unter den Gedichten kleinern Umfangs finden wir ein paar freundliche Blüthen; wir wählen hierunter Ritt. von Braunt hal's: „Einem heiteren Freunde,“ Bauernfeld's „Sonette,“ Nr. 2 und 5, Dr. Joh. Schön's tiefempfundenes Gedicht: „Nach einem Balle“ und des Herausgebers „Bildn von der Alm,“ in österreichischer Mundart, so gemüthlich und gelungen als seine früheren Leistungen dieser Art. Eines komischen Umstandes, den wir jedoch dem Redacteur durchaus nicht zur Last legen wollen, müssen wir noch erwähnen; wir fanden nemlich S. 99 ein Gedicht: „Auftrag,“ dessen älteren Zwillingbruder wir bereits vor mehr als zehn Jahren singen hörten. Wir können nicht umhin, dem Leser beyde zur Vergleichen vorzulegen:

Altes Lied.

Wenn du zu meinem Liebchen gehst,
Sag' ich laß sie grüßen;
Wenn sie fraget, wie mir's geht?
Sag', auf beyden Füßen.
Wenn sie fraget, ob ich krank?
Sag', ich sey gestorben;
Wenn sie fangt zu weinen an,
Sag', ich käme morgen. —

Aurora S. 99.

Wenn du zu meiner Liebsten kommst,
So bring' ihr Kuß und Gruß;
Und fragt sie, wo ich blieb so lang?
Sag', daß ich sterben muß!
Und ist sie d'rauf nicht kalt, nicht warm,
So geh' nur gleich davon;
Doch singe sie zu weinen an,
Sag: morgen kam' ich schon!

Man wird eingesehen, daß diese Art Verse zu machen und seinen Namen darunter zu setzen (man liest unter diesen acht Zeilen: Heinrich Adami) eine sehr bequeme ist. Ob das alte naive Liedchen durch diese Umarbeitung (?) gewonnen hat, scheint Ref. sehr problematisch. Den Schluß der „Aurora“ bilden zwölf recht gelungene Räthsel des Herausgebers, dessen Streben gewiß für eine immer gesteigerte Vervollkommnung des netten Bückleins Sorge tragen wird.

„Das Weischen.“ Ein Taschenbuch für Freunde einer gemüthlichen und erheiternden Lectüre. Siebzehnter Jahrgang. 1834. Wien, bey H. Bucholz.

„Der Freund des schönen Geschlechtes.“ Taschenbuch für 1834. ebendas.

Die Anzeige der genannten Kalendertaschenbücher in 32^o kann füglich mit der vorhergehenden verbunden werden, indem unseres Wissens Hr. Gabriel Seidl auch als Redacteur dieser kleinen eleganten Neujahrspenden erscheint und in beyden für einen recht mannigfaltigen und unterhaltenden Inhalt gesorgt hat. Wir finden außer seinen eigenen, mitunter recht angenehmen Beiträgen hier Gaben von Eschabuschnigg, E. Wessely, A. v. Sliwinsky, Fizinger, v. Braunt hal, Schumacher, Kaltenbrunner, v. Erco, P. Walther, J. Schuber, Schurz u. a., worunter uns besonders im „Weischen“ die beyden Lieder des Letztgenannten: „der sterbende Schwan,“ S. 75 und „Scheitelsilber,“ S. 117 recht gefallen haben. Die Verlags-handlung hat das Äußere der Bücklein sehr nett ausgestattet; beyde in geschmackvollem gepreßten Umschlage mit Schuber und Spiegel und auch in anderweitigen verschiedenfarbigen und kostbaren Einbänden, sind mit Frauenmodebildern und hiernächst mit einer Reihe kleiner, dem Inhalte entnommener Kupfer geziert und stellen sich dem Auge als eine sehr gefällige Erscheinung dar, welche den Kunst- und Gewerbsfleiß des Verlegers auf eine erfreuliche Weise bekundet.

P

„Gemeinnütziger und erheiternder Hauskalender für das österreichische Kaiserthum, vorzüglich für Freunde des Vaterlandes u. s. w. für 1834.“ Verfaßt (s. h. Herz ausgegeben) von Jos. Ritter von Seyfried. Mit einem Plane von Mailand. Wien, bey K. Strauß's sel. Witwe. Mit rothem Zwischendruck und weißen Einlegblättern. S. 174. 4. Preis: 1 fl. 12 kr. C. M.

Seit einer Reihe von Jahren erfreut sich der „Gemeinnützige Hauskalender“ einer großen Theilnahme und eines guten Credits im Publicum: der vorliegende Jahrgang,

welcher durch den Eintritt einer neuen Redaction nur gewonnen hat, wird diese gute Meinung noch fester begründen und erweitern. Im Inhalte ist auf die mannigfaltigen Interessen der Käufer Rücksicht genommen, und sie erhalten hier als zweckmäßige Beygabe der eigentlichen Hauptblätter eine Reihe von Rubriken, deren fleißige und sorgsame Ausfüllung allenthalben zufrieden stellen wird. Dem astronomisch-meteorologischen Jahrbuche folgt ein Pantheon des Nationalruhmes der Länder und Völker des österreichischen Kaiserthumes, ein Geschichtarchiv der neuesten Ereignisse, moralische Beyspiele als Warnungstafeln in Gefahren, ein Kalender für Leben, Gesundheit, Kunst und Wissen, praktische Heilkunde, Feld- und Landwirthschaft, Viehzucht u. s. w., ein Unterhaltungskalender für Freunde erheiternder Lectüre, ein Lehrbuch der neuesten Ereignisse in Natur, Leben und Staat mit besonderer Rücksicht auf Oesterreich, ein Nachschlage- und Erinnerungsbuch für Geschäftsmänner aller Art und ein Auskunft gebendes Verzeichniß aller Stellen, öffentlichen und Privatämter, Anstalten, Gebäude, Gewerbe, Vereine u. dgl. Diese letzte Rubrik ist es, welcher ganz besonders praktische Brauchbarkeit und Nützlichkeit für Jedermann nachgerühmt werden muß. Die für Kunst und gefellige Unterhaltung bestimmte Abtheilung enthält unter Anderem eine Musikbeilage, Heine's Lied von der Prinzessin „Isse“, componirt von Hrn. Capellmeister Fr. Lachner und durch wiederholte öffentliche Production bekannt, wenn auch für das vorliegende Buch nicht leicht und populär genug. Die äußere Ausstattung ist vollkommen entsprechend und die Verlags-handlung ist alljährlich auf gleiche Weise bemüht, dieses Product ihrer Officin in zweckmäßiger äußerer und innerer Form erscheinen zu lassen.

K.

Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens zu Schönbrunn blühen icht folgende Gewächse:

- Aloë (*Pachidendron*) *africana*. (*Haworth.*) Vom Vorgeb. d. g. Hoffnung. Hemerocallideae. Hexandria, Monogynia.
- Antholyza *aethiopica*. (*Linné.*) Vom Vorgeb. d. g. Hoffnung. Irideae. Triandria, Monogynia.
- Begonia *incarnata*. (*Hortorum.*) Aus Brasilien. Begoniaceae. Monoecia. Polyandria.
— *pauciflora*. (*Lindley.*) Aus Westindien.
- Chrysophyllum *glabrum*. (*Jacquin.*) Von Martinique. Sapoteae. Pentandria, Monogynia.
- Lobelia *surinamensis*. (*Linné.*) Aus Westindien. Lobeliaceae. Pentandria, Monogynia.
- Rhodochiton *volubile*. (*Martius.*) Aus Mexico. Scrofularinae. Didynamia, Angiospermia.
- Sida *obliqua*. (*Hortorum.*) Aus Mexico. Malvaceae. Monadelphica, Polyandria.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

f ü r
Kunst, Literatur, Theater
u n d
M o d e.

Dienstag, den 17. December 1833.

151

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. E. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. E. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 fr. halb- und 26 fl. 24 fr. E. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Der gefangene Prinz.

Eine historische Sage aus dem Ungarischen des Baron A. Mednyánszky
(Aurora 1833) von Johann Hammerschmidt.

Die Klagen, welche die katholischen Stände Böhmens gegen ihren ultrarquisitischen König, Georg Podiebrad, erhoben hatten, boten dem damaligen Papste, Paul dem Zweyten, eine günstige Gelegenheit, seine Ansprüche auf die Obergewalt über Völker, Herrscher und Reiche geltend zu machen. Eine Zeitlang begnügte er sich, dem Könige bloß zu drohen; sprach aber, als dieser sich auf Anregung des Prager Erzbischofs Rokyczan streng an den buchstäblichen Sinn des Baseler Vertrages, welcher den Böhmen den Gebrauch des Kelches verstattete, hielt, förmlich den Bannfluch der Kirche über ihn aus, und übertrug die Vollziehung desselben dem deutschen Kaiser. Der Kaiser zeigte indeß keine Lust den Absichten des Papstes nachzukommen, sondern rieth vielmehr zur Mäßigung und Nachgiebigkeit: weßhalb sich denn Paul der Zweyte an Mathias, König der Ungarn, wandte, bey dem er auch Gehör fand.

Kleine gegenseitige Überfälle eröffneten den Krieg, der aber später, als die beyden feindlichen Armeen einander näher rückten, eine ernstere Gestalt annahm. Podiebrad's zwey Söhne, Heinrich und Victorin, brannten vor Begierde, sich mit ihrem fürstlichen Schwager zu messen. Das Glück war ihnen auch nicht ganz ungünstig und zwar dergestalt, daß Mathias bey weitem nicht so schnell vorwärts rücken konnte, als er es gehofft hatte. Endlich aber erhoben sich noch mehrere Feinde gegen Podiebrad und zwangen ihn, seine Kriegsmacht zu theilen. Er selbst war im Innern des Reiches beschäftigt, eine Empörung, die jeden Augenblick auszubrechen drohte, zu unterdrücken; Heinrich schützte Schlessien, Victorin Mähren. Gegen den letzteren führte der König von Ungarn persönlich seine Schaaren. Was nur immer List, Gewandtheit und Scharfsinn zu erfinden vermag, von allen diesem wurde, ehe die Sache zum offenen Treffen kam, von keiner Seite etwas versäumt. List und Gegenlist erhielten sich zwischen beyden Feldherrn lange im Gleichgewicht; aber das Glück begünstigte in der Folge Mathias; der Prinz

Victorin wurde bey dem Orte Bessely von der ungarischen Armee eingeschlossen und so hartnäckig er sich auch vertheidigte, gezwungen sich zu ergeben (1469).

Mit Auszeichnung und seiner Geburt angemessen begegnete der König seinem fürstlichen Gefangenen. Er übergab ihn der Aufsicht des Ladislaus Madáts mit dem Bedeuten, ihn in die nahe gelegene Festung Ezejthe zu geleiten, wo man ihn, bis auf weitere deßfallige Befehle, als einen Kriegsgefangenen mit gebührender Achtung behandeln sollte.

Ezejthe war zu dieser Zeit ein Eigenthum des im königlichen Heere befindlichen Palatins, Michael Ország, eines Mannes, dem der Fürst bereits aus Rücksicht seiner jederzeit bewährten Treue Würden und Güter im reichsten Maße ertheilt hatte.

Der böhmische Krieg hatte keineswegs den Beyfall aller Großen des Reichs; denn er bezweckte ja nicht den Vortheil der Nation, und wurde überdies, weil er sehr viele Kosten verursachte, zu deren Bestreitung der König nicht immer der glimpflichsten Mittel sich bediente, auch Veranlassung zu allerley Unruhen, welche später in eine offene Empörung ausbrachen. Verschiedene Gerüchte gelangten hierüber zu den Ohren des Königs, und oft wurden ihm darunter Namen von Männern genannt, auf welche er bauen zu können hinlängliche Ursache zu haben glaubte. Alles dieses schien es ihm nothwendig zu machen, auf die Bewachung seines wichtigen Gefangenen, den er doch im Lager nicht behalten konnte, die größte Sorgfalt zu verwenden. Außer diesem war noch ein anderer Grund, welcher den König bestimmte, die Festung Ezejthe zur Aufbewahrung desselben zu wählen, nemlich dieser: daß dieselbe nicht weit von der Grenze des Reiches und dem Kriegsschauplatz lag; er hoffte aber, daß der Verlust des Sohnes und in ihm zugleich seines besten Feldherrn, und die dadurch herbeygeführte Vernichtung der Armee den alten Podiebrad vermögen würden, Frieden zu schließen, bey welcher Gelegenheit die Nähe des Prinzen auf jeden Fall erwünscht seyn könnte.

Madáts erfüllte pünctlich seinen Auftrag. Nachdem er Victorin dem Festungscommandanten zur Haft übergeben und die deßfalligen Befehle des Königs nebst denen des Palatins ausgerichtet hatte, kehrte er mit den Geleitstruppen ins Lager zurück. Dem Herzoge ward ein reinliches, ziemlich geräumiges Gemach zur Wohnung angewiesen. Seine Fenster öffneten sich gegen Westen über einer grauenhaften Tiefe, welche von überhangenden, steilen und für jedes unbeslügelte Thier unübersteigbaren Felsen gebildet wurde. Der Commandant erforschte mit schüchternen Ehrerbietung seine Wünsche, gestattete ihm die Freyheit, in allen Theilen der Festung umhergehen zu können bis zum Sonnenuntergang; denn — so lautete der Befehl —: „Sobald die letzten Strahlen der Abendsonne verschwinden, soll der Gefangene so lange in sein Zimmer verschlossen werden, bis des Morgens Glanz sich wieder zeigt.“ Stumm und in sich vertieft hörte Victorin diese Worte an, entließ nach kurzem Danke den Alten und versank wieder in seine düstern Träume. Er brachte oft mehrere Tage hinter einander auf seinem Zimmer zu, ließ niemanden vor sich, richtete seine Augen unverwandt nach einem Ort, als wenn er mit seinen Blicken bis dahin durchdringen wollte, wo die goldene Freyheit seiner harrete.

Dieses sonderbare Betragen des seltenen Gastes erregte außerordentlich die Neugierde aller Bewohner der Festung. Sie hätten so gerne den Königssohn, deßgleichen ihre Mauern noch nie bargen, unter sich gesehen. Diese Neu-

gierde von Seite der männlichen Einwohner wurde durch die fürstliche Abkunft und den Ruf außerordentlicher Tapferkeit und Feldherrntalente des Gefangenen entschuldigt; bey dem weiblichen Geschlechte rechtfertigte sie sein jugendliches Alter und seine Schönheit, mit deren Gaben er, wie das Gerüde ging, so reichlich ausgestattet war. Niemand ertrug es indeß so schwer, seine Wünsche unbefriedigt zu sehen, als Stella und Irma. Jene war die Tochter, diese die Nichte des Commandanten, die er als eine elternlose Waise zu sich genommen, mit seiner eigenen Tochter erzogen hatte, und wie sein Kind betrachtete. Stella hatte ein heftiges, aufgeregtes und ungeduldiges Gemüth; sie ergriff alles mit Feuer, überließ sich sogleich jedem Eindrucke, hatte aber zur Unterdrückung desselben weder den Willen noch Mittel in ihrer Gewalt; was einmal ihre Wünsche begehrten, das suchte sie trotz aller Hindernisse sich zu verschaffen. Irma hingegen war, wie im Äußern, so auch in Hinsicht ihrer geistigen Anlagen von der Natur ganz verschieden ausgestattet. Sie war sanft und still, ihre Gefühle sich minder äußernd, aber tief und bleibend. In ihren Augen erschien der Königssohn als ein bemitleidenswerther, unglücklicher Mensch, dessen Loos sie mildern, dessen Lage sie erleichtern zu können wünschten.

Nicht lange darauf lockte den Prinzen das Bedürfniß der Bewegung und freyen Luft aus seiner Einsamkeit auf die freyeren Räume der Festung, wo er mit schnellen Schritten auf und ab ging, wenig um das bekümmert, was um ihn geschah. Der Eindruck, welchen seine würdevolle, schöne Gestalt, der feurige, durchdringende Blick seiner schwarzen Augen und die auf seiner erhabenen, edelstolzen Stirne gelagerten Kummerwolken, sein angenehmer Gang, sein enger fremdartiger Anzug auf Jedermann, besonders aber auf die zwey Mädchen hervorbrachte, konnte nicht anders als höchst günstig seyn. Die beyden Mädchen gestanden sich dieses auch gegenseitig ohne Zurückhaltung; es war ja bloß Mitleiden, was ihnen für den Prinzen so viel Interesse einflößte und in ihnen den Wunsch erregte, ihm doch sein Schicksal versüßen zu können.

Der Einsamkeit überdrüssig, allmählig gewöhnt an die fremden Gesichter, die er stets auf seinen Spaziergängen sah, und von dem Festungscommandanten mit achtungsvoller und theilnehmender Aufmerksamkeit behandelt, fühlte sich endlich der Gefangene bewogen seiner Zurückgezogenheit allmählig zu entsagen und sich Ladislaus Srenas — dieß war der Name des Commandanten — und seiner Familie zu nähern. Der Umgang mit derselben wurde ihm täglich werther, denn die warme Theilnahme, die man ihm fortwährend bezeugte, milderte stets auf einige Augenblicke die Qualen der Gegenwart, so wie die in Wünschen und Hoffnungen mit lebhaften Farben gemalte nahe Zukunft ihm zum Troste gereichte und ihn zur Geduld stärkte. Nach und nach näherten sich ihm auch die Mädchen mit mehr Zutrauen, welches um so größer wurde, je mehr sie mit seinen Schicksalen, Leiden und Hoffnungen bekannt wurden und je mehr er ihre Herzen zu erwärmen verstand durch das Interesse, welches er seinem Gespräch zu geben wußte. Wenn er auf ihre Bitten und Erkundigungen von seinen Schlachten, den Eigenheiten seiner Heimat, von seinen Erfahrungen und bitteren Täuschungen sprach, hörten ihm die beyden Mädchen mit unterdrücktem Athem zu, damit ihrer Aufmerksamkeit kein Wort entgehe. Wenn er aber seines grauen Vaters, seiner kindlichen Liebe zu ihm und der Qualen desselben erwähnte; wenn er der Glaubensfreyheit, der Unabhängigkeit seines geliebten Vaterlandes, der Befreyung desselben von fremden Unterdrückern,

was ihn im Innersten ergriff, gedachte; wenn die lebhaften Bilder der Losungsworte: „für Glaube und Vaterland,“ welche zu schüßen er das Schwert gezogen hatte, aus weiter Ferne auffordernd, mahnend, blutend, sterbend ihn umschwärmten, und wenn durch irgend ein Wort oder einen Wink sein feuriges Auge, der helle Klang seiner Stimme, seine aus Ingrim und Muth geballte Faust an die Gegenwart erinnert wurden und jenes kummervoll erlosch, diese in schmerzlichem Schweigen kraftlos niedersank: dann ergriff die beyden Mädchen ein unnennbarer Schmerz, welcher, sich in herabrollende Thränen auflösend, ihren zarten Busen mit geheimnißvollem, unendlich bitterm, aber auch unsäglich wohlthätigen Mitleiden erfüllte, mit einem Mitleiden, welches Alles, selbst das Leben freudig aufgeopfert hätte, wenn dadurch dem theuern Unglücklichen ein besseres Loos hätte bereitet, wenn er seinem Vater, seinem Volke und seiner hohen Bestimmung hätte zurückgegeben werden können. Für Mitleid hielten und nannten es die Mädchen, was sie so tief bewegte, was sie die Stunde, in welcher der Gefangene kommen sollte, so sehnlich wünschen, seine Entfernung aber so schmerzlich fühlen ließ, was ihn zum Gegenstande ihres Gesprächs und sein Wohlergehen zu ihrem Wunsche machte; Mitleid nannten sie es, und es war — Liebe; die reinste, unschuldigste, geistigste Liebe, eine Empfindung, der der Name fehlt, die für sich keine Wünsche hegt, himmlisch heiter über den Sternen schwebt, aber in niedere Kreise herabgezogen den Werth verliert und verschwindet. Sehr stumpf und einfältig hätte Victorin seyn müssen, wenn er den Eindruck, welchen er auf die zwey Mädchen machte, nicht wahrgenommen oder kalt jene Zärtlichkeiten zurückgewiesen hätte, welche diese schuldlose Zuneigung erzeugte. Er fühlte sich gleichmäßig zu Beyden hingezogen, denn wenn auch Stelka's lebhafteste Gestalt und witzsprühende heitere Laune über Irma's bescheidenes Schweigen den Sieg davon trug, so war ein Blick aus ihren schönen blauen Augen, in denen sich eine tiefergriffene Seele spiegelte, hinreichend, um Stelka's Triumph zweifelhaft zu machen. Ja Irma's sanftes und ernstes Betragen stand in weit besserem Einklange zu den düstern Farben, in welchen dem Prinzen alle Gegenstände erschienen, als Stelka's fröhliche Scherze. Der Prinz indeß, erwägend die weite Klust, welche diese beyden theuren Wesen für immer ferne von ihm hielt, und viel zu edelsinnig, um ein Spiel zu treiben, welches mit Störung der inneren Ruhe, Qual und Schmerz einst enden mußte, vermied sorgfältig jedes Wort, welches mehr als bloßen Dank für die ihm erzeigten Gefälligkeiten ausgedrückt hätte. So entwickelte sich zwischen ihnen schweigend ein immer näheres Verhältniß, dem man sich beyderseits sorglos überließ, da es keine schlimmen Folgen haben konnte, wie es in der That auch keine hatte.

(Der Schluß folgt.)

C h a r a d e .

(Zweyhylbig.)

Als zu einer weiten Reise jüngst mein Freund sich angeschickt,
 Und den letzten Kuß schon seiner Vielgeliebten aufgedrückt,
 Sprach er: Bleibst du mir das Zweyte, bleib' ich stets das Erste dir.
 Nehmt verbunden beyde Sylben, findet seinen Namen ihr.

M. Ent.

Correspondenz-Nachrichten.

Prag, im October 1833.

Am Vorabende des Allerhöchsten Namensfestes Sr. Majestät sahen wir bey festlicher Beleuchtung: „Der Ersah,“ Schauspiel in 4 Acten von W. Vogel, und wenn gleich dasselbe keine eigentliche Allusion auf den festlichen Tag enthält, der uns heuer in dem frischen Andenken an die Anwesenheit und das huldreiche Walten Ihrer Majestäten doppelt feyerlich war, so kann man doch die Wahl nur billigen, da dieses Stück unstreitig unter die wenigen älteren Dramen gehört, die durch Lebendigkeit der Handlung und Fülle der Charakteristik auch bey dem sehr veränderten Zeitgeschmack das Publicum noch immer ansprechen und den Darstellenden einen höchst wirksamen Spielraum zur Entfaltung ihrer Talente anweisen. Unser Personale hat sich deselben — von der Feyer des Abends augenscheinlich begeistert — mit so glücklichem Erfolge bemessert, daß die Vorstellung dieses Stückes unstreitig zu den geglücktesten und lebendigsten unserer Bühne gezählt werden muß. Die H. Polawsky und Grabinger lieferten in den Rollen des Buchhalter Fest und Kaufmann Baum ein paar classische Charaktergemälde, und Hr. Bayer wußte sogar dem schwankenden Arnau so viel Haltung und Interesse zu geben, als ich kaum für möglich gehalten hätte. Nicht minder wacker löste Mad. Brunetti (Mad. Wiesen) und Altram (Mad. Herz) ihre Aufgaben, und auch Mad. Winder (Julie) und die H. Ernst (Carl Baum) und Dietrich (Rose) trugen mit Fleiß und Sorgfalt das Ihrige zur Rundung des schönen Gemälde bey.

Neffrov's Posse: „Lumpacivagabundus“ — unstreitig eine der besten der neuesten Zeit, und von allen Wiener Producten der letzteren Jahre, die bis zu uns gekommen sind, gewiß das vorzüglichste — hat auch hier verdienten Glück gemacht. Die Grundidee ist interessant, die Charaktere gut durchgeführt, und mit manchem treffenden Zug aus dem Leben schattirt, die Lieder recht witzig und drastisch, und die Musik mit viel Geschick zusammengestellt. Vorzüglichem Effect machte das Finale des zweyten Actes, ob schon sich der Dichter hier eine komische Situation entgehen ließ, welche der Stoff erfordert, nemlich daß ein Gesell oder der Lehrlinge den Schneider vor den Damen demaskirt. Was die Aufführung betrifft, so gab Hr. Feistmantl den Kriemler mit jener ruhigen Komik, die uns stets so sehr an ihm erfreut, und auch Hr. Schikaneder — in dergleichen gemüthlich-humoristischen Rollen immer sehr ansprechend — war als Hobelmann recht ergötzlich. Auch Hr. Spirio gab den Zwirn drollig genug, doch leider überläßt er sich täglich mehr einer Übertreibung, welche die Theilnahme erstickt, statt sie zu befeuern. Hr. Dolt (Leim) war besser als in tragischen Rollen, doch so unverständlich, daß er uns wenigstens die Hälfte seiner Rolle schuldig geblieben ist. Ue. Schikaneder fand in der Signora Palpit einen sehr kleinen Spielraum, ihre beyden Töchter (Ue. Gned und Ue. Pitner) sangen sehr brav und die letztere erschien noch nie in so günstigem Lichte als in der kleinen Parthie der Camilla. Die übrigen kleinen Rollen — deren Zahl Legion ist — waren zum Theil schlecht genug besetzt, was aber auch natürlich, und wenig daran verloren ist. Fortuna und Amorosa, wie sie hier erscheinen, werden wenige Götzendiener anziehen, und Hilaris am Schlusse des Stückes eben so wenig Reihdarte unter den Herren finden, als seine Brillantine unter den Damen.

Hr. Spirio gab zu seiner Benefice ein Lustspiel (?) mit Gesang: „Die Entführung aus dem blauen Vock,“ welches sich hoffentlich den Spruch der Zigeunermutter:

„Wird man wo gut aufgenommen,
Muß man ja nicht zweymal kommen“

ins Gedächtniß schreiben wird, da selbst die Musikbände eines Regiments als Besänftiger auftretend, nicht im Stande war, dasselbe vor der gerechten Anerkennung zu bewahren!!

Zum Vortheile des Hrn. Grabinger wurde: „das Fest der Handwerker“; aus seinem Sommerschlaf wieder aufgeweckt, es schien aber keine rechte Probe damit vorgenommen worden zu seyn, denn es ging durchaus nicht zusammen, manches wurde herausgefötert, manches ausgelassen und das Ganze mit manchen neuen Wizen — und Unwizen, so wie mit Stößen, Puffen u. s. w. verbrämt, auch sprach Hr. Grabinger wieder sehr viel böhmisch! aber Alles das konnte es nicht hindern, daß man diese Vorstellung für die Lahmste erklärte, die wir je gesehen. Hierauf folgte (zum ersten Male) „Bela's Flucht.“ Ich glaube, man wollte mich dafür strafen, daß ich öfter den Vorschlag gemacht habe, Kozebue's bessere Stücke wieder mehr auf das Repertoire einzuführen; aber man hat mich falsch verstanden, die besseren habe ich gesagt, nicht die allerschlechtesten! Unter diese letzteren gehört nun Bela allerdings und

die Aufführung in den beyden Hauptpersonen war ebenfalls nicht dazu geeignet, ein schlechtes Stück gut zu machen. Der König hatte leider in der Eile der Flucht seine Rolle total vergessen oder schon vorher nicht gelernt, und der edle Ungar Koloman versiel in ein so tragikomisches Pathos, als wolle er den französischen Kothurn parodiren. Sehr glücklich — oder besser für das Publicum unglücklich stimmte der Johanniter-ritter und die beyden Räuber in denselben Ton ein, und nur der Mongole gewährte uns einen ergößlichen komischen Moment durch den Ausdruck des Erschreckens, und wie es scheint, Übelbefindens beyr Anblick der Königin.

(Die Fortsetzung folgt.)

Concert des Hrn. Aloys Khayll.

Sonntag, am 8. December, gab Hr. Aloys Khayll, Flötenspieler des k. k. Hofburgtheaters und Professor am hiesigen Conservatorium der Musik, um die Mittagsstunde ein Concert im Saale der Musikfreunde. Den Eingang bildete eine vom Hrn. von Mosel zum Melodrama „Salem“ kräftig gearbeitete Ouverture, die im antiken Style gehalten, recht schöne Motive mit vieler Kenntniß des Effectes verbunden enthält. Hierauf hörten wir den ersten Satz eines neuen Doppelconcerts für zwey Flöten, von Pfeiffer, vorgetragen von dem Concertgeber und Hrn. Fahrbach, Orchestermitglied des Theaters an der Wien. Das musicalische Publicum Wiens hat Hrn. Khayll's Meisterschaft schon bey so manchen andern Gelegenheiten anerkannt, die ihm einen ehrenvollen Namen erworben haben. Ein Meister bleibe jedoch nie auf jener Kunststufe stehen, auf welche ihn entweder seine, oder die Meinung des Publicums gestellt: er strebe immer weiter, denn das Reich der Kunst läßt sich nicht durch jene beyden Stimmen einschränken. So finden wir bey Hrn. Khayll immer dasselbe achtbare, solide Spiel, das sich durch Kraft und Innigkeit gleich ausgezeichnet, woben wir jedoch zwischen der diesmaligen Leistung und denen verfloßener Jahre keinen merklichen progressiven Unterschied gewahren: ein Stillstand, wozu selbst ein gewisser Grad der Vollendung nicht berechtigen dürfte. Hr. Fahrbach, der wegen eingetretener Hindernisse die Parthie des Hrn. Scheibl übernommen hatte, zeigte ein recht erfreuliches Talent, welches bey Fleiß und Ausbildung schöne Hoffnungen erregt. Die Composition selbst, ein anwendbares Concertstück, eröffnet den Spielenden ein ziemlich ausgebreitetes Terrain, kann aber nichts weiter als ein Sammelplatz bekannter Passagen und Concertfiguren genannt werden. Die k. k. Hofschauspielerinn, Dlle. Fournier, trug hierauf C. E. Gbert's Gedicht: „Heilung,“ mit Innigkeit und Zartheit im Ausdrucke vor; die lyrische Auffassung gelang der Künstlerinn ganz vorzüglich und brachte einen tiefen, ächt poetischen Eindruck hervor. An die Stelle des angekündigten großen Quartetts von C. M. Weber trat, durch hindernde Umstände herbegeführt, der erste Satz von Hummel's As-moll-Concerte von Hrn. Henselt vorgetragen. Dieser Concertspieler, ein Schüler Hummel's, erfreut sich eines soliden männlich schönen Spieles, welches viel Eigenthümliches und Lobenswerthes in sich faßt, und sehr beyfällig aufgenommen wurde. Jedoch möchten wir die Bemerkung nicht unterdrücken, daß selbst der gelungenste Vortrag dadurch beeinträchtigt wird, wenn sich der Mechanismus des Spielens allzu sehr hervordrängt. Die H. Pöck und Vorschicki, Sänger des Theaters in der Josephstadt, letzterer auch Mitglied der k. k. Hofcapelle, sangen hierauf ein von Hrn. Hackel componirtes und accompagnirtes Lied: „Die beyden Nachtigallen.“ Hrn. Pöck fehlt die elegische Auffassung, die lyrische Anschauung, welche jenes in Schuber's Geiste componirte Lied erfordert. Sein Gesang ist vielmehr ein dramatischer, kühner Gesang, während das Lied eine Weichheit der Gefühle, ja sogar eine gewisse Passivität des Gemüthes verlangt. Die Erfahrung hat es hinlänglich bewiesen, daß oft Sänger tiefern Ranges ein Schuber'sches Lied allen Kunstansforderungen gemäß vortragen, während große dramatische Sänger hierin nur mißglückte Versuche machten. Übrigens versetzte Hr. Pöck auch heute das Publicum durch seine vollen schönen Töne in eine enthusiastische Stimmung, die sich in öfterem Hervorrufen kund gab, und Hr. Vorschicki zeigte sich als einen wackern routinirten Sänger, der mit Recht einen Theil dieses ehrenden Beyfalls ansprechen durfte. Den Schluß machten Variationen von Nadermann für Harfe, Violoncello und Flöte, vorgetragen von Mad. Lorent, Hrn. Borzaga und dem Concertgeber, und die Wahl dieses Musikstückes muß in jeder Hinsicht ein Mißgriff genannt werden. Der flachen Composition geht alle Einheit ab, mitunter wird sogar der Unterschied zwischen Thema und Varia-

tionen schwer, und endlich fehlt den Künstlern die Gelegenheit zur gehörigen Entfaltung ihrer Vorzüge. Solcherweise endete das Concert, welches trotz aller Hindernisse ziemlich brillant begonnen hatte, nichts weniger als auf dieselbe Art, indem das letzte Stück sehr kühl aufgenommen wurde. Der Saal war stark besucht.

L i t e r a t u r.

„Geschichts- und Erinnerungskalender“ auf das Jahr 1834. Ein nützliches Tagebuch für alle Stände, besonders aber für Freunde der vaterländischen Geschichte. Von C. A. Schimmer, mit Beiträgen von Dr. J. W. Fischer in Kornenburg. Wien. Sollinger. S. 192. in 4.

Der vorliegende Kalender, welcher sich vor allen seinen Quartbrüdern durch Eleganz des Druckes, Papiers und der äußern Ausstattung sehr vortheilhaft auszeichnet, gewinnt alljährig an Umfang und Interesse und gewährt zugleich ein schönes Zeichen von dem rühmlichen Streben der Sollinger'schen Officin: den Bedürfnissen des Publicums auf eine so gefällige als solide Weise entgegenzukommen. Er enthält außer dem zuerst tabellarisch vorgedruckt und dann weiterhin mit leeren Intervallen splendid durchschossenen Jahresweiser in sechs und zwanzig reichhaltigen und wohlgeordneten Rubriken alles, was sich von Denkwürdigem oder Zubeachtendem an den Datum knüpft und in Familie, Haus oder Geschäft berücksichtigt seyn will. Historische Kunden der Vergangenheit, Merkwürdigkeiten der Gegenwart, Anforderungen des Tages und was irgend mit den gewöhnlichen Lebensverhältnissen in politischer, commerzieller, artistischer, ökonomischer und conventioneller Verbindung steht, findet hier eine dem Gedächtnisse wohlthuende Andeutung. Der „Erinnerungskalender“ ist zum Behufe einzutragender Bemerkungen durchaus auf gutem Schreibpapier gedruckt, die Typen selbst sind neu, scharf und gefällig. Dem Titelblatte ist eine Ansicht von Linz in Querfolio beigegeben. Die Vorderseite des Umschlages ist ein Congrevedruck gothischen Dessins, der das Äußere sehr vortheilhaft schmückt. Der Sollinger'sche Kalender verdient seiner Brauchbarkeit und Gefälligkeit wegen eine besondere Anempfehlung und verbreitete Theilnahme, welche letztere zugleich durch den verhältnismäßig sehr geringen Preis (1 fl. 36 kr. C. M.) herbeigeführt werden dürfte.

P.

Musicalische Anzeige.

Mit Bezugnahme auf die in den Nrn. 147 und 148 der Wiener Zeitschrift mitgetheilten Berichte über das Quartettspiel der herzogl. Kammermusiker Gebrüder Müller aus Braunschweig, zeigen wir unsern Lesern die Ankunft der genannten Brüder in Wien und den auf heute Dienstag, den 17. December, festgesetzten Anfang ihrer Quartettunterhaltungen an. Dieselben werden im Saale der Gesellschaft der Musikfreunde unter den Tuchlauben, Mittags von halb 1 bis 2 Uhr, in nachstehender Reihenfolge Statt finden. 1. Dienstag, den 17. December: Quartett von Haydn (B-dur), Quartett von Fesca (D-dur), Quartett von Beethoven (C-dur). 2. Freitag, den 20. December: Quartett von Mozart (Es-dur), Quartett von Spohr (D-moll), Quartett von Beethoven (A-dur). 3. Donnerstag, den 26. December: Quartett von Haydn (G-dur), Quartett von Dnslov (E-moll), Quartett von Beethoven (Es-dur Nr. 10). 4. Sonnabend, den 28. December: Quartett von Mozart (A-dur), Quartett von Mendelssohn: Bartholdy (Es-dur), Quartett von Beethoven (D-dur). — Abonnementsbillets, à 4 fl. C. M. für den Eintritt und 5 fl. C. M. für einen Sperrsitz, so wie einzelne Billets, à 1 fl. 30 kr. C. M. für den Eintritt und 2 fl. C. M. für einen Sperrsitz, sind in der k. k. Hofmusicalienhandlung des Hrn. Haslinger und an der Casse zu haben.

Ankündigung, diese Zeitschrift betreffend.

Der Herausgeber dieser Zeitschrift ladet zur Pränumeration auf den neunzehnten Jahrgang derselben ein. Sie war bisher stets so glücklich, sich eines zahlreichen Kreises von Freunden zu erfreuen, und da der Herausgeber auch in Zukunft kein Opfer scheuen wird, diese Unternehmung sowohl in Hinsicht des literarischen Theils als der Modeabbildungen iener Auszeichnung würdig zu machen, die ihr bisher als reinem Originalwerke und in Beziehung auf äußere Eleganz und innern Werth, selbst vor Pariser und Londoner Journalen zu Theil wurde, so schmeichelt er sich mit der Hoffnung, sein Wirken mit gesteigertem Beyfalle fortsetzen zu können.

Hinsichtlich der Modebilder insbesondere verbürgen der Name des in der Kunstwelt hochgeehrten Herrn Professors Johann Ender, daß an Reinheit des Geschmacks und Schönheit der Darstellung, — der Name des rühmlich bekannten Kupferstechers Herrn Franz Stöber, daß von der Ausführung das Vorzüglichste zu erwarten sey. Ihre praktische Anwendbarkeit anlangend, stehen sie allein als Abbildungen der bestehenden Wiener Moden da, und wir begnügen uns, die Thatsache anzuführen, daß

im ganzen Umfange der österreichischen Monarchie, wie in ganz Deutschland, kein ähnliches Originalwerk besteht, und daß es als solches den Schutz der deutschen Landeshoheiten gegen die unbefugten Eingriffe des Nachstiches, den deutschen Bundesbeschlüssen gemäß, zu gewärtigen habe.

Was die Wiener Zeitschrift an sich betrifft, so wird die Redaction unablässig bemüht seyn, im Gebiete der Novelle, Erzählung, Topographie, Naturkunde u. s. w., gleichwie in der Ballade und im lyrischen Gedichte, eine entsprechende Abwechslung zu erzielen; und da sie durch ein festgesetztes, nach der Aufnahme irgend eines Aufsazes stets zu behebendes, Honorar im Stande ist, Schriftsteller von Ruf und Talent für ihr Unternehmen zu gewinnen, so kann sie die Versicherung hinzufügen, daß, wie bisher, in den genannten Fächern nur ausgezeichnetes oder Achtbares mitgetheilt werden wird. — Daß, dieser Zeitschrift in der Woche einmal beygefügte, Notizenblatt wird auch fernerhin bestehen, und die Redaction Alles aufbieten, ihm fortan das bisherige Interesse zu erhalten.

Die Zeitschrift erscheint wöchentlich dreymal, nemlich: Dienstag, Donnerstag (mit dem colorirten Modebilde) und Sonnabend, in groß Octav auf Beslinpapier. Jeder Jahrgang besteht aus vier Bänden und ist mit Titelblatt, Register und Umschlag versehen.

Die Pränumeration beträgt mit den Modebildern in Wien (in der Verlagshandlung von Anton Strauß's sel. Witwe, in der Dorotheergasse Nr. 1108) vierteljährig 6 fl., halbjährig 12 fl., und jährlich 24 fl. C. M.; ohne Modebilder (doch aber mit den außerordentlichen Kupfer- und Musik-Beilagen) vierteljährig 4 fl., halbjährig 8 fl., und jährlich 16 fl. C. M.

Auswärtige belieben sich an die ihnen zunächst gelegenen löbl. Postämter zu wenden; jene aber, welche sich mit ihren Bestellungen direct an die k. k. Oberstpostamtshaupt-Expedition in Wien oder an das k. k. Oberpostamt in Prag wenden, zahlen halbjährig 13 fl. 12 kr., und jährlich 26 fl. 24 kr. C. M. nebst 12 kr. halbjähriger und 24 kr. C. M. ganzjähriger Expeditions-Laxe, wofür sie die Zeitschrift, wöchentlich zweymal, mit gedruckten Couverten in die entlegensten Orte der Monarchie und bis an die äußersten Grenzen des österreichischen Kaiserreiches portofrey erhalten. Auf dem Postwege ist die Zeitschrift jedoch nur ungetrennt, nemlich der Text mit den Modebildern, aber keines von diesen, weder Text noch Modebilder, abgesondert, zu bekommen. Pränumeranten, welche ihre Exemplare mit hartem Wachs und dem Amtssiegel geschlossen zu erhalten wünschen, zahlen jährlich 1 fl. 36 kr. C. M. mehr. Den geehrten Herren Pränumeranten, welche ihre Bestellungen bey der hiesigen k. k. Oberstpostamtshaupt-Expedition oder bey der k. k. Oberpostamtshaupt-Expedition in Prag machen, steht es überdies auch frey, die erscheinenden Blätter der Zeitschrift daselbst zu beziehen, oder sich selbe bey ihrer etwaigen Abreise von diesen Städten allenthalben innerhalb des Kaiserstaates, nachsenden zu lassen, ohne dafür besonders zu bezahlen.

In der k. Hauptstadt Prag werden außerdem zur Bequemlichkeit des dasigen geehrten Publicums die Zeitschrift und die Modebilder in der Kunsthandlung der H. H. Peter Bohmann's Erben mit wöchentlicher Ablieferung gegen jährliche Vorausbezahlung von 25 fl., halbjährige von 12 fl. 30 kr. und vierteljährige von 6 fl. 15 kr. C. M., so wie die einzelnen Bilder um den in Wien bestehenden Preis, von 24 kr. C. M. für ein Stück, zu haben seyn.

In Wien sind die einzelnen Modebilder in der Verlagshandlung von Anton Strauß's sel. Witwe, und in mehreren Buchhandlungen, das Stück um 24 kr. C. M., zu haben.

Im Wege des Buchhandels ist die Zeitschrift nur ganzjährig mit den Modebildern um 16 Thalern und ohne dieselben um 10 Th. 16 gr. sächsisch Courant, Netto, von allen löbl. Buchhandlungen der Provinzen des Kaiserstaates und des Auslandes, durch die Buchhandlung des Herrn Carl Gerold in Wien zu beziehen, und es ist, um den vielfältig geäußerten Wünschen zu begegnen, eine wöchentliche Ablieferung und Postwagen-Versendung der Wiener Zeitschrift nach Leipzig eingeleitet worden, wodurch dem artistischen Theile sein in der Zeit bedingter Einfluß auf schnelle praktische Anwendung und das Interesse des wirklich und verlässlich Neuen gesichert wird.

Einsendungen, von denen alle aufgenommenen Original-Beiträge mit fünfzehn, alle Übersetzungen aber und Bearbeitungen aus fremden Sprachen mit zehn Thalern für unsern Druckbogen honorirt werden, erbittet man unter der Aufschrift:

An das Bureau der Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Wien, im December 1833.

Der Herausgeber.

(Mit Nr. 51 des Notizenblattes.)

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 19. December 1833.

152

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey U. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbs und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Der gefangene Prinz.

(S c h l u ß.)

Tage und Wochen verstrichen und wuchsen zu Monaten. Immer bessere Nachrichten liefen von dem Glücke der ungarischen Armee ein, worüber Victorin täglich mürrischer und düsterer wurde; seine schöne, blühende Gestalt schwand sichtbar, und auf eine Jedermann auffallende Weise zehrte der Gram an der Gesundheit des edlen Dulders. Eines Abends, als sie wieder, wie es öfter geschah, voll Empfindung von einander schieden, besprachen die beyden Freundinnen in monderleuchteter, stiller Nacht, was sie aus dem Munde des Gefangenen gehört hatten. „Ach,“ seufzte Stelka, „und du siehst nicht, wie sein Lebensquell vertrocknet und wie dieser entsetzliche Kummer, welcher seinen Busen bedrängt, ihn am Ende tödten, ihn gewiß hier unter uns tödten wird, daß wir ihn noch zu bestatten haben. Nein, das wäre schrecklich, das würde ich nicht überleben!“ — „Es ist in der That schrecklich,“ entgegnete Irma, „einen Helden, der für sein Vaterland so viel that, für die heilige Sache noch so viel hätte thun können, in unverdienter Haft und unter langsamer Pein hinschwinden zu sehen, ohne ihm hilfreiche Hand bieten zu können.“ — „Ach! könnte ich ihm nur helfen,“ sagte hastig Stelka, „ich würde Alles für ihn wagen.“ Irma saß hierauf einige Augenblicke in düsteren Gedanken vertieft, erhob aber wie aus einem Traume erwachend kühn ihre Stimme: „Wenn dieß dein Vorhaben ernstlich, entschieden und unwandelbar ist, und wenn du dich, wie du sagtest, stark genug fühlst, Alles für ihn zu wagen, so steht es in deiner Macht ihm zu helfen. Hier hast du meine Hand, dir in Allem behülflich zu seyn und dich nicht zu verlassen, was immer für Folgen daraus für uns entstehen können; und so fest mit einander vereinigt, werden wir auch die Befreyung des Fürsten zu ermitteln vermögen.“ Ohne Zögern stimmte Stelka bey; der Bund zwischen beyden Mädchen ward geschlossen und Irma, die sanfte, stille, aber wo es die Nothwendigkeit erforderte, mit männlicher Kühnheit zu handeln vermögende Irma schritt sogleich zur Ausführung dieses Vorhabens.

Mit ihren und Stella's Kostbarkeiten, welche in goldenen Ketten, Ringen, mit Edelsteinen besetzten Haarnadeln und Ähnlichem bestanden und zum würdigen Unterpfande einer verheißenen großen Belohnung dienen konnten, gewann Irma einen Diener für ihre Sache, der ihnen zur Flucht des Prinzen hülfreich an die Hand gehen sollte. Der Plan des Vorhabens war sehr einfach. Der Prinz sollte mittelst einer Strickleiter seinem Gefängnisse entkommen, der Diener am Fuße des Berges seiner mit gesatteltem Pferde warten, und als Wegweiser und Dolmetsch ihn nach Schlessen geleiten, wo sich Prinz Heinrich trotz der überlegenen Macht des Königs Mathias noch immer hielt.

Nachdem Alles veranstaltet war, theilten die beyden Mädchen dem Prinzen ihr Vorhaben mit und baten ihn, mit der Ausführung desselben nicht zu zögern. Thränen der innigsten Rührung entfloßen den schönen Augen und sprachen mit beredterer Kraft, als es die gewähltesten Worte vermocht hätten, aber Victorin weigerte sich ganz entschieden, den Vorschlag zu seinen Gunsten zu benutzen. Es sey nicht möglich, sagte er, daß die Theilnehmer dieser That nicht entdeckt würden; es ließe sich dann nicht vorhersehen, wie weit der Verdacht des erzürnten und in der ersten Hitze seiner Leidenschaft so hart zu strafen gewohnten Königs gehen würde; es sey ihm unmöglich, seine Wohlthäter, seine Freundinnen einer solchen Gefahr auszusetzen. Ein edler Wettstreit entstand über das kühne Opfer und dessen verweigerte Annahme, und regte die Gemüther von beyden Seiten in hohem Grade auf, jedoch ohne daß er Victorins festen Entschluß wankend gemacht hätte. Die Mädchen wurden sehr betrübt. Stella machte zuweilen dem Prinzen geradezu Vorwürfe darüber; Irma verrieth durch Schweigen und kalte Zurückhaltung ihren Unmuth.

Unangenehme Berichte kamen indeß für Victorin aus dem Lager. Die zwischen beyden Königen angesponnenen Friedensunterhandlungen zerfielen. Mathias hatte während des hiedurch herbeygeführten Waffenstillstandes nicht nur seine Kriegsmacht beträchtlich vermehrt, sondern überdies die bisher Georg getreuen, Großen Böhmens und Mährens für sich gewonnen. Georg lag an der Wassersucht darnieder; die Ärzte gaben alle Hoffnung der Wiedergenesung auf. Im Vorgefühle seines Todes bekümmerte ihn unaufhörlich die Sehnsucht, seine Kinder nochmals zu sehen. Man machte dem König von Ungarn deßhalb Vorschläge für Victorins Entlassung; aber dieser stellte so harte Bedingungen, daß sie Böhmens Fürst nicht annehmen konnte, so schwer es ihm auch fiel, ohne Abschied von seinem geliebten Kinde hinzuscheiden. Heldenmüthigen Widerstand leistete Heinrich Podiebrad auf dem Schlachtfelde; aber leider konnte er nicht, wie er es gewünscht hätte, zu gleicher Zeit überall gegenwärtig seyn. Unter den böhmischen Feldherren war er der einzige, der den Kampf mit einigem Erfolg zu leiten vermochte, die übrigen waren beynahе ununterbrochen vom Glücke verlassen. Allgemein war das Verlangen nach Victorins Gegenwart. Überall erscholl sein Name. Das Volk und das Heer harrte seiner mit gleicher Sehnsucht, als seines Befreyers; denn hätten sich beyde Brüder vereinigen können, Alles wäre gut von Statten gegangen.

Diese schnell auf einander folgenden Berichte ergriffen schmerzlich den gefangenen Prinzen; sein verstörter Geist, voll von schwarzen Bildern, verschloß sich jedem Troste. Zu solcher Zeit trat an einem Morgen — was noch nie geschah — Irma in des Fürsten Gemach. Rosenröthe überlief ihre blendend weißen Wangen. „Verzeihen Sie, edler Fürst,“ sprach sie mit schüchternen Stimme,

„daß ich Sie auf eine so unbescheidene Weise beunruhige. In diesem Augenblicke kommt an meinen Onkel ein Gilbothe mit dem Befehle, daß man Sie nach Ofen bringe; nun ist mit einem Male Ihre längere Gefangenschaft entschieden. Ach, dort wird man Sie vielleicht in jenen schrecklichen Thurm Ssonka werfen, welcher schon so Vielen zum Grabe geworden. Entschließen Sie sich daher zur Flucht — noch ist es Zeit. Verlangen Sie von meinem Onkel drey Tage Frist, und es kann alles dazu vorbereitet werden. Aber entschließen Sie sich schnell, die Augenblicke sind theuer.“ — „Irma, himmlisches Mädchen!“ sagte der Prinz hingerissen von dieser Überraschung, „du . . .“ In dem Augenblicke hörte man Spornengeklirr und die schweren Tritte des Commandanten, und wie ein Traum verschwand die Gestalt des lieben Mädchens.

Über Tisch erwähnte mit finsterner Miene Szénás, daß er den königlichen Befehl dem Prinzen mitgetheilt, dieser aber mit auffallender Heftigkeit dreytägigen Aufschub gefordert habe, und daß derselbe schon, als er bey ihm eintrat, so ungewöhnlich aufgereggt gewesen sey, wie er diesen mürrischen Mann noch nie gesehen habe; daß er dem Verlangen desselben zwar ungern nachgegeben habe, aber weil in dem Befehle nichts Bestimmtes gesagt sey, könne dieser kurze Vershub, wie er hoffe, keine üblen Folgen haben.

Aus dieser Rede erkannten die Mädchen den Stand der Dinge. Der herbeigerufene Diener wurde durch neue Geschenke und für den Fall eines guten Erfolges der Sache durch Versprechungen zur unverzüglich auszuführenden That bewogen. Die Mädchen schmeichelten sich mit schönen Hoffnungen, obschon sie es sich nicht verbergen konnten, welch ein schmerzliches Gefühl es sey, von dem geliebten Freunde zu scheiden. Irma vorzüglich wurde von diesem Gedanken schmerzlich ergriffen; denn der kurze Augenblick des morgendlichen Beyfammenseyns brachte in ihr zum Leben, was bisher in der Tiefe ihres Herzens verborgen und ungekannt geschlummert hatte, und ließ das Mädchen zwischen dem geheimnißvollen Zauber der Hoffnung und den tödlichen Qualen der Unmöglichkeit schweben. Aber sich ermannend, täuschte sie mit scheinbarem Muth die Besorgniß hegende Stelka, wie ihre eigenen Empfindungen, und bloß das Heil des im Geheimen Geliebten im Auge, wußte sie auch die Bedenklichkeiten zu beseitigen, welche in Victorius Heldenseele gegen die vorgeschlagene Flucht entstanden, die ihn zwar in die Arme des sterbenden Vaters und an die Spitze des nach ihm sich sehnenden Volkes führen würde, aber zugleich zwey edle, ihm mit der zartesten Liebe zugethane und — was er besonders, wenn er Irma's gedachte, sich nicht verschweigen konnte — auch seinem Herzen theure Wesen dem Verderben aussetzte.

Endlich brach die schreckenvolle Nacht an. Der Abschied war beynah ganz stumm, der Anwesenden halber, und bestand aus den wenigen, nur den Mädchen verständlichen Worten: „Vielleicht auf ewig!“ aber er wurde mit desto tiefer ergriffenen Herzen gefeyert, je mehr sie die Thränen der Empfindungen zurückhalten mußten. Im einsamen Zimmer flehten die guten Mädchen auf den Knien im heißen Gebethe um das Gelingen ihres Vorhabens zum Himmel.

Auf einmal drang ein schreckliches Getöse zu ihren Ohren. Tritte, Menschenstimmen und Waffengeklirr erscholl in den Gängen und Gemächern, die ganze Festung war im Aufruhr. Fackeln leuchteten von allen Seiten, verwirretes Geschrey vergrößerte den Schrecken über das unbekanntes Ereigniß, welches die Festung zu bedrohen schien. „Der Fürst ist entflohen!“ schmetterte eine starke

Männerstimme, die bekümmerte Frage der Mädchen erwidern, „sonst fehlt nichts; aber bald wird man ihn in den Händen haben, denn er kann noch nicht weit gekommen seyn. Seyd deßhalb in keiner Sorge seinetwegen!“

Aber diese Worte vergrößerten vielmehr den Schrecken der Mädchen, die jetzt, für das Leben des Prinzen zitternd, der Verzweiflung nahe waren. Kaum graute schon der Morgen, als Szenás mit einer Schaar Reiter zurückkehrte und die Nachricht brachte, der Prinz sey eingeholt, nach hartnäckigem Widerstande überwunden und unter zahlreicher Bedeckung nach Ofen gesandt worden.

Nach zweyjähriger Haft wurde er endlich frey. Nie sahen ihn mehr die Freundinnen, und die tiefsinnigen Abschiedsworte: „Vielleicht auf ewig!“ gingen schmerzlich in Erfüllung; aber nimmer verschwand sein Andenken aus ihren Herzen.

Mittheilungen aus Rom.

Rom, am 4. November 1833.

Es ist nicht zu verkennen, daß sich die Tendenz der in Rom antwefenden jungen Maler mit Vorliebe auf eine Seite neigt, wozu die hier aufgehäuften Kunstschätze und Studien eben nicht die nächste Veranlassung geben dürften, — ich meine die *Genre-maleren*. Ohne behaupten zu wollen, daß diese Gattung der Kunst keine würdigen Gegenstände bieten könne, und ohne das Vortreffliche zu verkennen, was die neuere Zeit in dieser Sphäre geleistet, scheint mir doch die Idee der Kunst zu ernst und zu erhaben, um sie in der Schilderung gewöhnlicher Situationen aus der Gegenwart zu suchen. Der Genremaler geht unbekümmert an den reichen Adern einer schönen und wahren Natur vorüber, und saugt gierig an den matten Strahlen eines sich gewordenen Geschmacks. Der Umstand, daß nur dieser Zweig der Malerey allein noch Anerkennung und Belohnung findet, dient zwar zur Entschuldigung; aber die Kunst, die ernst und schweigend ihre Bahn wandelt, verschmäht die Huldigung der Menge, sie fordert ihre Opfer im Leben, ist beseligt durch das Urtheil weniger Freunde und Kenner, und stellt ihre Werke vor den Richterstuhl der Zeit. Seh' ich die vielen Genremaler neben den Meisterwerken der römischen Malerschule, so drängt sich mir unwillkürlich das Bild der römischen Kleinverkäufer und Trödler auf, die mit ihrem lärmenden Krämergeflüster die schweigenden, erhabenen Überreste des alten Roms umlagern. Dertley Maler hätten in den bescheidenen Provinzialstädtchen unsers lieben Vaterlandes recht füglich ihre Kunstfertigkeit üben können. Sie wären selig geworden, ohne Rom zu schauen. Mit wetch' besserem Erfolge würde mancher arme Kunstjünger hier verweisen, der den Keim des Großen schlummernd im Busen nährt, und in seinem kleinen Geburtsorte vielleicht kein einziges Werk eines großen Meisters findet, um seine dürstende Seele daran erlaben zu können, der bey jedem einsamen Spaziergange sinnend und sehnsuchtsvoll die Blicke nach Süden wendet, und dann mit Behmuth seiner leeren Börse gedenkt, die ihm die Pilgerfahrt in das gelobte Land der Kunst auf ewig verweigert. — München, das neue Athen, hat dem Ansehen Roms viel Eintrag gemacht. Dort wird *Historienmalerey* ernst betrieben. Es mangelt dort nicht an Gelegenheit zu lernen und das Erlernte anzuwenden. Hamburger, Lübecker und Düsseldorfser wandern in Schaaren nach München. Cornelius hat dort die Heroenschule der neuern Kunst begründet. Aber auch dieser große Meister sehnte sich wieder in seine zewente Heimat nach Rom zurück. Seit dem Frühjahre befindet er sich hier, und gedenkt noch über ein Jahr in Rom zu verweilen. In München scheint in letzterer Zeit ein finsterner Geist sich seiner bemächtigt zu haben. Seine himmlisch-schönen Cartons überragen Alles, was die neuere Zeit in Composition, Styl und Zeichnung geleistet. Aber in der Ausführung hat er sich selbst Unrecht gethan. Auf seinen Frescogemälden ist er zuletzt in der Farbe wirklich diabolisch geworden. Das Innere dieses genialen Künstlers muß in furchtbarer Aufregung gewesen seyn.

Doch wir kehren zu den Nachrichten aus Rom zurück. Unser vaterländischer Künstler, Hr. Schönmann, kais. öferr. Pensionär in Rom, hat ein Gemälde geliefert, das allgemeinen Beyfall erntete. Es ist eine Madonna in einer freyen Gegend sitzend, das schlummernde Kind am Schooße, sorgsam den Schleyer über ihren Liebling drei-

tend. Die Gegend strahlt im ruhigen Glanze des italienischen Himmels mit kunstfönniger Beleuchtung der Gebirge im Hintergrunde. In der Ferne sieht man den h. Joseph, wie er der schönen Gruppe zueilt. Erfindung, Styl, Ausführung, Colorit, die Anmuth der Madonna, die Lieblichkeit des Kindes lassen nichts zu wünschen übrig. Nachdem die größten in Rom lebenden Künstler, ein Camuccini, Overbeck, Thorwaldsen, Cornelius ihr verdientes Lob darüber ausgesprochen, äußerten Se. Heiligkeit, der Papst, den Wunsch, das Gemälde bey sich zu sehen. Se. Heiligkeit fanden lebhaftes Vergnügen an dem Bilde, behielten es einen Tag lang bey sich, und besprachen sich gegen eine Stunde auf das freundlichste mit dem Künstler. Dieses Gemälde wird bald seine Reise nach Wien machen, und dem Publicum dieser kunstliebenden Hauptstadt lebhaftes Interesse gewähren. Wir begnügen uns hiemit, vorläufig auf diese Erscheinung aufmerksam zu machen.

Am 15. September d. J. hat man, wie es bereits in Deutschland bekannt seyn wird, die Gebeine Raphael's im Pantheon aufgefunden. Die Akademie von S. Luca befaß angeblich den Schädel Raphael's, dessen Ächtheit man mit Grund bezweifelte. Nun erst erhielt man die Erlaubniß, im Pantheon nachgraben zu dürfen. Man that dieß an der Stelle, wo Raphael's Büste nebst Inschrift steht, fand jedoch mehrere irdische Überreste, die keine Sicherheit gewährten. Endlich erinnerten sich die Antiquare, daß Raphael in seiner leztwilligen Anordnung den Wunsch geäußert habe, unter der Statue der Madonna begraben zu werden. Man forschte dort nach, stieß bald auf eine mit einem Steine verschlossene Nische, nach deren Eröffnung man Raphael's Gebeine sammt dem Schädel entdeckte, und sofort diese Überreste als ächt erkannte. — Horace Vernet hat über diese Scene eine schöne Zeichnung geliefert, die nunmehr in Kupfer gestochen wird. Man sieht unter der Statue der Madonna die geöffnete Nische mit Raphael's Gebeinen. Die Umgebung bilden einige Mitglieder der gelehrten Commission, welche ein Cardinal zum Grabe geleitet, der bey dem Anblicke der Ehrfurcht gebietenden Überreste des größten Malers aller Zeiten das Haupt entblößt.

Am 5. October hielt der heil. Vater seinen Einzug vom Castell Pandolfo in den Quirinal, Kanonendonner, Glockengeläute und freudiges Zurufen des Volkes begleiteten die Feyerlichkeit. — Am 30. October fand der gewöhnliche Überzug vom Quirinal in den Vatican Statt, wo der Papst den Winter und Frühling hindurch wohnt. Nachmittags um 4 Uhr hielt der Papst seinen Einzug durch die Città Leonina, wo man ihm eine Ehrenpforte errichtet hatte. Blumengewinde schmückten die Häuser, und alle Fenster und Balcone waren mit rothen Teppichen behängt. Ein Cardinal fuhr an der Spitze des Zuges. Se. Heiligkeit erschienen, umgeben von der Edelgarde, in einem sechsspännigen Gallawagen, den Segen auspendend, wobei alle Zuseher auf das Knie sanken. Musik ertönte, unterbrochen vom freudigen Zurufen der Menge. Abends war Feuerwerk und Beleuchtung der Città Leonina.

Man erwartet in Rom viele Fremde, bis jezt gehört zu den Angesehensten die Frau Herzoginn von Leuchtenberg mit ihren Töchtern, der Fürsinn von Hohenzollern und der Prinzessinn Theodosinde, welche die Villa di Malta bewohnen. — Es dürfte aber schwerlich so gedrängt voll werden, wie an den vorigen Osterfertagen, wo in unserm Hotel allein zwey Fürsinnen, eine Herzoginn und ein Lord wohnten.

So eben habe ich Friederike Brun's: „Römisches Leben,“ Leipzig 1833, unter den Händen. Die Nachrichten sind aus früheren Jahren, Vieles hat sich seitdem geändert. Übrigens langweilt dieses Buch durch das immerwährende Hinschmelzen der empfindsamen Verfasserinn. — Die neueste und beste Beschreibung von Rom wird wohl ein, von einer gelehrten Gesellschaft unternommenes Werk liefern, wovon ich erst den ersten Band gesehen. Jeder Kunstzweig findet darin seinen bewährten Vertreter. S...r.

Correspondenz-Nachrichten.

Prag, im October 1833.

(Fortsetzung.)

Mit dem Daniel im „Erbvertrag“ eröffnete Hr. Ferrmann — welcher für sechs Rollen engagirt worden, die er auf Verlangen auf dreizehn vermehren mußte — den Cycclus seiner Gastdarstellungen, die schon im Voraus die lebhafteste Theilnahme erregten. Hr. Ferrmann hat durch zwey Momente seiner dramatischen Laufbahn alle Classen des Theaterpublicums für sich vereinigt, denn indem er durch seinen Versuch — so

nennt er die Lösung dieser Aufgabe selbst in seinem kleinen interessanten Werkchen „Paris“ und ein Künstler, der auf solche Weise dem Publicum über sein Streben Rechenschaft ablegt, verdient wohl, daß man bey dem Urtheil, das man über ihn ausspricht, auf die Grundsätze Rücksicht nehme, von denen er ausging — den Franz und Carl Moor zugleich zu geben, die Neugierde des großen Publicums erregte, zog er durch eine zweyte, noch kühnere aber zugleich ernstere und bedeutsamere Unternehmung seine Debüts auf dem Théâtre français, die Blicke der tiefer Eindringenden unwiderstehlich auf sich. Zu dem ersten Wagestück könnte sich ein junger Schauspieler vielleicht nur durch eine Überfülle physischer Stärke hingezogen fühlen, aber ein Künstler, welcher es wagt nach Paris zu gehen, und, wohl bekannt mit der unerbittlichen Strenge des Publicums, das selbst seinen ersten Lieblingen nicht eine falsche Betonung ungestraft hingehen läßt, mit dem ungeheuern Mißtrauen, welches man dort in den deutschen Mimen setzt — der muß entweder — wie es Hr. Michélot vom Théâtre français anfangs von Hrn. Ferrmann glaubte — eine fixe Idee haben, oder seine Kühnheit muß aus einer großen intellectuellen Kraft, dem Bewußtseyn ausgezeichneten Talentes und einer Beharrlichkeit hervorgehen, für welche es keine Unmöglichkeit mehr gibt. Daß die Leistungen des Hrn. Ferrmann im Théâtre français seine Bemühungen durch einen glücklichen Erfolg belohnten, haben wir nicht allein in allen Zeitungen gelesen, sondern die Aussagen mehrerer französischer Reisenden, welche sich während seiner Gastrollen hier befanden, bestätigten dasselbe auf noch unverdächtigere Weise, daher scheint mir dieser zweyte Versuch, wenn er auch den Haufen weniger anspricht als das sogenannte Kunststück, welches ich mehr das muthwillige Überprudeln der Künstlerkraft nennen möchte, wichtiger für Geist und Talent des Hrn. Ferrmann zu zeugen.

Jeder Freund der Kunst, welcher dieselbe mit innigem Ernste, und nicht als ein leeres Spiel für unseren Sinnenreiz betrachtet, wird mit mir einverstanden seyn, daß der Vortrag des Trauerspiels geistig höher gestellt werden müsse, als der des Conversationsstückes oder Lustspiels. Mit herzlichem Bedauern dürfte auch jeder, der eine größere Anzahl deutscher Bühnen kennen gelernt hat, eingestehen, daß die tragische Kunst immer mehr von unsern Bretern verschwindet, und, wie man in der deutschen Oper oft Talente findet, wie keine italienische sie aufzuweisen hat, doch nie ein Ensemble: so besitzen auch selbst die größeren Theater Deutschlands oft einzelne große Tragöden, während der übrige Theil sich in zwey Parteyen theilt, von welchen die eine die Producte der tragischen Muse mit einer hausbackenen Natürlichkeit verarbeitet, wie das Lustspiel oder die Posse, der andere aber sich in einem falschen Pathos abmattet, das nicht einmal Manier genannt werden kann, da es ihm an aller Consequenz gebricht, und nur aus einem Aggregat von üblen Gewohnheiten besteht. So sehen wir denn im deutschen Trauerspiel immer nur vereinsamte große Gestalten und es ist nicht zu läugnen, daß nur das Théâtre français, indem seine strengen Kunstregeln das Talent leiten, ohne seinen eigentlichen Spielraum zu beschränken, ein in seiner Art und für seine Zuschauer berechnetes Ganzes darbietet, dessen genaue Kenntniß dem Künstler sehr vortheilhaft seyn muß, um im edleren Sinne des Wortes Tragödie zu spielen; doch muß er hier mit der sorgsamsten Aufmerksamkeit der Verschiedenheit des deutschen und französischen Publicums eingedenk seyn, und sich wohl hüten, daß er nicht zu viel von dem Wesen der französischen Kunst in die deutsche hinübertrage. Manche deutsche Künstler sind untergegangen in diesem Streben. Ein trauriges Beyspiel lieferte in dieser Hinsicht Ue. Maass, deren großes tragisches Talent in der Überfülle französischer Manier für uns Deutsche unschmackhaft wurde. Auch Hr. Ferrmann hat an jener Quelle geschöpft, er hat im Théâtre français die hochtragische Schule durchgemacht, und sich eine höchst geregelte Darstellung erworben, die im Allgemeinen, ohne die Wahrheit aufzuheben, die Personen des Trauerspiels auf jene höhere Stufe stellt, die ihnen zukömmt. Ob er auch immer den nothwendigen Unterschied zwischen deutscher und französischer Kunst hinlänglich im Auge behalten? Darauf werde ich im Detail seiner Leistungen zurückkommen. Hr. Ferrmann hat sich zugleich eine große Sicherheit und Consequenz in der Darstellung angeeignet, die sich, nächst dem angeborenen Talent, auf tiefes, reifliches Studium der Kunst begründet, und eine kräftige Mimik unterstützt seine geistreiche Declamation eben so sehr als sein stummes Spiel, das nicht minder deutsch, ja man kann sagen, sprechend ist. Manche wollten Ähnlichkeiten mit Seydlitzmann, manche sogar eine Copie in einzelnen Stellen und Charakterzügen finden. Dagegen versichert die „Bohemia“ von guter Hand zu wissen, daß Hr. Ferrmann jenen in keiner der hier dargestellten Rollen gesehen habe; aber auch ohnedies braucht es wohl keines großen Scharfblickes um zu bemerken, daß es wohl nicht leicht zwey

Künstler gibt, die sich in ihrem ganzen Wesen so ungleich und, wo sie in der Wahrheit der Charakterbezeichnung zusammentreffen, gewiß auf die verschiedenste Weise zu ähnlichen Resultaten gelangt sind. Hr. Jerrmann wird jedoch aus den oben angeführten Gründen überall das Publicum — zumal das große — erst mit der Art und Weise seines tragischen Vortrages befreunden müssen, und es ist ein Triumph seiner Kunst, ein Beweis für sein großes Talent, daß er dazu nicht mehr als der ersten Abtheilung des „Erbvertrags“ bedurfte — wo er uns freylich mitunter an das erinnerte, was wir von französischer Tragik gelesen und gehört haben. — Mit ergreifender Wahrheit gab im Ganzen Hr. Jerrmann das von der furchtbarsten Reue zerfleischte Gemüth Daniels, und er hat sich ein ganz vorzügliches Verdienst um den physiologisch unwarhen Moment des Bekenntnisses im Schlafe erworben, welcher in den meisten Vorstellungen des furchtbaren Drama's spurlos vorüberging. (Von Seydlmann sah ich auch diese Scene nicht, doch soll auch hier zwischen beyden Künstlern eine Wahlverwandtschaft sichtlich gewesen seyn.) Hr. Jerrmann verstand es, durch eine grauenhaft gespenstische Haltung einen ganz eigenthümlichen Zauber über diese Scene zu verbreiten, und sie sogar zur poetischen Deutsamkeit zu erheben, indem er, nachdem er Otmars Geburt bekennt, und die Papiere an den Vogt übergeben, aus tiefer Brust aufathmet, als falle eine schwere Last von seinem Herzen, und mit dem „zu Grabe!“ womit er die Scene verläßt, die Ahnung einer baldigen Befreyung durch den Tod durchschimmern läßt. Stürmischer Beyfall und mehrmaliges Hervorrufen bewiesen, daß es Hrn. Jerrmann schon in dieser ersten Vorstellung gelungen war, sich allgemeine Anerkennung seines Talent's zu erwerben.

Warum Otmars nicht durch Hrn. Stölzel besetzt war, kann man um so weniger begreifen, da Hr. Dolt — der zwar diesmal etwas natürlicher als gewöhnlich — doch so wenig fest in seiner Rolle war, daß ihm der Gast souffliren mußte! Hr. Grassinger gab den Landvogt mit vielem — fast zu vielem Feuer und Pathos, doch wurden auch bey ihm viele Verse durch Weglassung und Zusätze einzelner Worte und Sylben zur Prosa, in welchen Fehler noch manche andere mißspielende Personen verfielen. „Gereimte Verse,“ sagt der Referent der „Bohemia,“ „lassen sich doch viel leichter auswendig lernen, als reimlose.“ — Ja freylich! aber noch viel bequemer ist es auf jeden Fall, weder diese, noch jene zu lernen, wenn das Publicum und die Direction es geduldig mit ansehen, wenn jenes nicht zischt — und diese nicht kündigt. (Der Schluß folgt.)

K. K. privil. Theater an der Wien.

Am 30. November wurde zum ersten Male gegeben: „Kaiser Maximilians Heldenkämpf zu Worms,“ großes historisch-romantisches Schauspiel in vier Acten, mit einem Vorspiel, genannt „der Landfriede,“ von Ad. Reidinger. Doppelt unangenehm fühlt sich Ref. jederzeit berührt, wenn ein großartiger Stoff Producten zum Grunde liegt, deren Charakteristik entschiedene Werthlosigkeit ist. Bey dem vorgenannten Schauspiel ist dies nun leider der Fall und derselbe ritterliche Maximilian, dessen schöne Kunde so viele Sänger mit Begeisterung anwehte, fiel auch in die Hände eines Bearbeiters, dessen poetische Leistung ganz werthlos ist und so vielfache Unkunde verräth, als hätte sie zehn Jahre vor allen dramatischen Incunablen das Licht der Welt erblickt. Das Vorspiel abgerechnet, welches mit dem Drama selbst in sehr nothdürftiger Verbindung steht, vielmehr bloß darauf berechnet scheint, theatralische Evolutionen und Gruppenbilder geltend zu machen, jedenfalls aber als der erträglichste Theil zu betrachten ist, begegnet man hier so vielem Gehaltlosen, Unwarhen und Mißlungenen, daß die Einzelaufzählung ermüden würde. Da jedoch das Schauspiel more solito die Bezeichnung „historisch“ und „romantisch“ an der Stirne führt, so will Ref. beispielweise zur Beleuchtung dieser beyden Beywörter etwas hierauf Bezügliches aus dem Inhalte entwickeln. Den historischen Punct betreffend bemerken wir zuvörderst, daß in dem ganzen Stücke kein Kunz von der Rosen ist: ein Max ohne Kunz, der Leser urtheile selbst. Max nimmt den Kampf mit de Watre als Kaiser an; eine Unrichtigkeit welche dem Hauptcharakter das Edle, dem Gegner nothwendigerweise die Haltung raubt — und unter welchem Umstande des Kaisers Sieg über den einfachen Fremden nicht ruhmwürdig ausfällt, während der „unbekannte schwarze Ritter,“ der mit verschlossenem Visier gegen den gewaltigen Claude de Watre in die Schranken trat und Deutschlands Ritterehre verherrlichte, viel erhabener erscheint. Von den romantisch seyn sollenden Zugaben erwähnen wir die „Martinswand,“ welche hier unter verändertem Ort und Namen als Zeitausfüllung

erscheint, indem bis zum Turnier selbst noch ein paar Acte verstreichen müssen. Marens Führer, ein wahnsinniger Jägerbursche, stürzt sich, mit dem Kaiser auf der hohen Wand angefangt, von dort in den Felsenabgrund, und eine Art von Troubadour, dem es mit einem Male zu Sinne kommt, die goldenen Sporen verdienen zu wollen, bringt den kaiserlichen Jäger wieder glücklich zurück in die (fünf Fuß tiefe) Ebene. Das drollige Mißverständnis endlich, in Folge dessen dem Fräulein von Seckau eine geheime Liebe für ihren erhabenen Retter zugemuthet wird, gehört vermuthlich auch zum romantischen Beywerk, welches aber eine sehr lächerliche Wirkung hervorbringt, wie es die Aufnahme am ersten Abende deutlich bewies. Unter solchen Mißverhältnissen blüht auch der Frankenkrieger alles Interesse ein, er sinkt zum eiteln Prahler herab, da er jeden falls verloren ist und daher keinen Muth mehr haben kann, oder zum Thoren, der dieß nicht zu erkennen vermag. Was hier durch Spiel, Vortrag und äußere Erscheinung noch zu retten war, fand in Hrn. Lucas einen guten Vertreter. Hr. Spielberger gab den Maximilian mit einer Profitähnlichkeit, die sich in einzelnen Momenten auch nach innen gerichtet zeigte. Mad. Pann wendete Mühe und Fleiß an die Seckau. Auch die H. Gämmerler und Werke verdienen beyfällige Erwähnung. Hr. Hensel spielt den Troubadour weich und breit; Organ und Dialekt wollen beherrscht seyn. Der bisher noch ganz unbekanntere Verfasser nehme die wohlgemeinte Andeutung hin: daß es eine Menge anderer idealer oder minder bedeutender Stoffe gibt, bey deren Behandlung sich Spectakel aller Art und theatralischer Pomp jeder Sorte anbringen läßt, and deren Inhalt dem vaterländischen Interesse nicht so bedeutungsvoll verbunden ist, wie dieser, dessen mißglückte Bearbeitung den Vaterlandsfreund versehen muß.

Der Schauspieler Hr. Spielberger gab am 5. December zu seinem Vortheile zum ersten Male: „Maurerpolier Klucks Reise von Berlin nach Wien.“ Poffe mit Gesang in einem Act, vom Verfasser der „Brigittenan.“ Glück gewinnt durch ein Loos der Wiener Güterlotterie die große Herrschaft; im Freudenrausche beschließt er, seine Herzensfreunde Schneek (Hr. Scholz), Krzepelka (Hr. Hopp) und Hähnchen (Hr. Hensel) sammt Ehehälften mitzunehmen. Nach einigen späßig seyn sollenden, in Wahrheit aber höchst langweiligen Bonmots, glücklich überstandenen Kaufereyen und andern solchen ergößlichen Dingen bestiegt die ganze Gesellschaft eine Droschke, um zum größten Vergnügen aller Zuschauer vom Theater ab und nach Wien zu reisen. In dem hierauf folgenden Nachstücke der „Tritschtratsch“ fanden sich diesmal die Personen des Vorspiels eingewebt, ohne daß hiedurch dem Stücke eine andere Wendung gegeben wurde. Die erstgenannte Poffe ist eine verunglückte Copie vom „Fest der Handwerker;“ vielleicht eine Fortsetzung desselben; aber der kernige Berliner Volkswitz, der an jenem mundete, erregt in Surrogaten nur Ekel. Wie lange soll die Zeit dieser Kluckiaden noch währen und wie viel Geduld muthet man einem Publicum zu? Ein Schauspieler, der ein solches Rollenfach bekleidet, wie Hr. Spielberger, hätte wohl Beneficesstücke gefunden, woben die Kunst nicht so ganz leer ausgegangen wäre. Er gab den Glück auf recht entsprechende Weise: aber wer, dem der Berliner Dialekt zu Gebote steht, spielte diese Rolle nicht schon zu Dank? Exempla sunt odiosa. Hr. Scholz war als Schneek wie immer eine drollige Erscheinung: doch ist seine Stellung in der Poffe zu beschränkt, als daß er wirksamer hervortreten könnte. Die meisten übrigen Mitspielenden waren genügend, Hrn. Hensel ausgenommen, der sich, wie man zu sagen pflegt, gehen ließ und als Hähnchen nichts weniger als gelungen war.

Modell II.

Kleid von schwarzbödiäer, färbig-gestickter Gace, mit orange Atlasfutter, — die Verzierungen sind von Sammt, nach einem Original von Hrn. J. G. Veer, bürgerl. Damenkleidmacher in der Dorotheergasse Nr. 1108.

Die Coiffüre ist nach einem von Hrn. Th. Zeipelt, bürgerl. Damenfriseur (am Graben, im Trattnerhose, 1. Hof, 4. Stiege, 1. Stock) ausgeführten Original gezeichnet.

Berichtigung.

In Nr. 150, S. 1226, Zeile 12 v. u. ist zu lesen: Tiedge's „Urania“ — statt: Tiedl's „Urania.“

Auflösung der zweyhylbigen Charade im vorigen Blatte: Treuhöld.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schich.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

f ü r
Kunst, Literatur, Theater
u n d
M o d e.

Sonnabend, den 21. December 1833.

153

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl., und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. den H. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Vor Andreas Hofers Standbilde.

Vom Professor Johann Schaller*).

Du frommer Mann, Du Führer tapfrer Schaaren
Mit sich'rem Nohr, auf heil'rer Alpenwelt,
Du hast dem stolzen Feind ein Ziel gestellt,
Ein festes Bollwerk, daß er muß' erfahren:

Tyrol weiß deutsche Treue zu bewahren!
Für Gott und Herrn und Heimat wacht sein Held!
Ob Übermacht das Einzelne zerschellt,
Das Ganze geht verherrlicht aus Gefahren.

Laß denn entfaltet froh die Fahne fliegen.
Verrath, nicht offne Macht kann Dich bestegen,
Doch aus dem Grab entsprossen Lorberreiser.

Geadelt fliegt Dein Ruhm von Mund zu Munde,
Kunstreicher Marmor gibt der Nachwelt Kunde,
Wie werth Dich hielt der hochgeliebte Kaiser!

Fr. Treitschke.

*) Mehr darüber siehe in Nr. 149 dieser Zeitschrift.

Wanderungen durch Stalien.

Von Anton Langerhanns.

R o m.

Bey meiner Ankunft zu Rom hatte ich Briefe an mehrere daselbst studierende junge Künstler abzugeben; sie waren mir von ihren Freunden und Verwandten in der Heimat anvertraut worden, und ich sparte keine Mühe, die, an welche sie gerichtet waren, ausfindig zu machen. Unbekannt in der weitläufigen Stadt, wie ich es damals war, gelang mir das jedoch nur bey einigen; dergleichen junge Leute pflegen ihre Wohnungen nicht in den brillantesten Stadtvierteln, oder in Jedermann bekannten Pallästen zu nehmen. Überdies bringt man in

Rom, wie in ganz Italien, seine freyen Stunden nicht gern zu Hause zu. Ein Bekannter, dem ich meine kleine Verlegenheit klagte, rieth mir daher, mich in den von Deutschen besuchten Wein- und Wirthshäusern nach meinen Lande-
leuten umzusehen.

In Folge dieses Rathes machte ich mich eines Nachmittags auf, um mich nach einem der bezeichneten Orte zu begeben. Mein Weg führte mich durch mehrere Straßen, deren Namen mir entfallen sind, oder mir damals noch gar nicht bekannt waren. Die älteren Straßen Roms haben alle ihren eigenthümlichen Charakter: in einigen bedeckt die aus den oberen Stockwerken herabhängende, oft zerlumpte Wäsche, die düstern Fassaden im nüchternen Style Bramante's aufgeführter Gebäude; in andern erinnert die mit zarter Sicherheit ausgeführte, vom Rauche der Zeit überzogene Bildhauerarbeit prächtiger und verfallender Palläste an das Zeitalter Michael Angelo's, und in einigen verweisen ganze Gallerien verblichener Frescogemälde auf eine noch frühere Periode. Nur die neuen Straßen und Häuser stehen in nichtsagender Einförmigkeit da, und scheinen sich, wie ein englischer Reisender sich ausdrückt, mit ihren ausdruckslosen Fronten nach Bewohnern umzusehen.

Am Ende einer dieser langweiligen modernen Straßen, die auf einen kleinen Platz ausgeht, der durch das Einstürzen älterer Gebäude entstanden zu seyn scheint, lag die von mir gesuchte osteria; sie verkündete sich schon von weitem durch ihre cancelli, durch die aufgethürmten Fätschen, und die Gruppen von Trinkenden. Unter den letztern nahm ich jedoch kein deutsches Gesicht wahr; ich erkundigte mich daher bey einem der geschäftigen Aufwärter, ob nicht Deutsche das Haus zu besuchen pflegten, und ward alsobald durch den von tausend im Wege stehenden Dingen blockirten Eingang in das Haus geführt.

In einem kleinen Seitenstübchen saßen um einen großen runden Tisch — es war der einzige im Zimmer — zehn oder zwölf junge Leute beym Becher versammelt. Alle sprachen deutsch, aber fast jedem war eine andere Mundart eigen, die mich der Mühe überhob, nach des Sprechenden Vaterlande zu fragen. Den Preußen verrieth die gedehnte, salbungsvolle Weise, auf welche er die Worte von sich gab, als ob ihm vor allen Dingen daran gelegen wäre, daß dem eigenen Ohre ja keines derselben entgehen möchte. Die Nonchalance, mit welcher der Oesterreicher vorbrachte, was er zu sagen hatte, erinnerte mich augenblicklich an die gemüthlichen Ländler seines Vaterlandes: sie sind so zwanglos wie seine Sprache. Den Sachsen erkannte ich an seinem singenden Tone; den Hannoveraner am spitzen s, dem nie ein ch folgt; den Baiern an der ihm eigenen Betonung der Worte am Ende jeder Phrase.

Ich war so glücklich, die, welche ich gesucht, unter den Anwesenden zu finden. Was dem künftigen Gelehrten, was dem, der seine Kräfte dem Dienste des Staates zu widmen gedenkt, die Universitätsjahre sind, das ist dem angehenden Künstler die Zeit, die in Rom zu verleben ein gütiges Geschick ihm vergönt: die Zeit des Hoffens, des Genusses und des Strebens. So lehrte es mich wenigstens das Beyspiel der jungen Leute, von denen ich hier spreche. Sie tranken den Becher der Gegenwart in vollen Zügen; doch nicht so hastig, daß es sie die Zukunft hätte vergessen machen können, die schönsten Freuden des Augenblicks schienen ihnen vielmehr aus der würdigen Vorbereitung für spätere, ernstere Zeiten zu erblühen.

Nachdem ich meine Briefe abgegeben, und die, deren Bekanntschaft sie mir verschafft, mich den Übrigen vorgestellt hatten, nahm ein junger Mann, der Mundart nach ein Baiern, das durch meinen Eintritt unterbrochene Gespräch wieder auf. „Sagt, was ihr wollt,“ begann er, „sagt, was ihr wollt, seit *Benvenuto Cellini's* Zeiten gab's in ganz Italien, in ganz Europa keinen Bildhauer, der Anspruch auf den Namen eines Künstlers machen konnte. *Bernini* und seine Jünger glaubten, das Höchste der Kunst bestände darin, den menschlichen Körper in allen Verrenkungen, deren er fähig und nicht fähig ist, darzustellen; aus keinem ihrer Werke spricht Gefühl; sie brachten es höchstens bis zur Sentimentalität. Die stauende Menge beklatschte ihre Kunststückchen, wie sie die ungewöhnlichen und unnatürlichen Stellungen und Sprünge eines geschickten Seiltänzers beklatscht haben würde. Mit Geschicklichkeit ausgeführt, vermag selbst das Naturwidrige eine Zeit lang zu blenden, dauernden Geschmack kann jedoch ein Volk, das seinen gesunden Sinn sich bewahrt hat, nicht daran finden, und *Bernini's* Landsleute sahen bald ein, daß, auf den Kopf gestellt, der Mensch, selbst als Gegenstand der Kunst, sich schlecht ausnimmt. Gewöhnt durch das Beispiel ihrer Vorgänger, faßten die Künstler der nächsten Generation den lobenswerthen Entschluß, der Natur sich wieder zuzuwenden; sie überschossen jedoch ihr Ziel, denn aus allzu großer Furcht, gleichfalls in Affectation zu verfallen, wurden sie matt und ausdruckslos. Da erschien endlich *Canova*, von den Göttern ausersehen, die Kunst in aller Würde und Schöne, deren sie fähig ist, wieder herzustellen. Den Beruf dazu verkündete er zuerst durch seinen „*Theseus*“: das Werk beurkundet den Meister ohne gleichen.“

„Piano, piano!“ rief hier ein junger Mann, der Aussprache nach ein Berliner; „piano, Lieberwetherer! vergiß in deinem Eifer nicht, daß über den Bergen auch Leute wohnen, von denen du, en passant, vielleicht einmal gehört hast. — Stoß an ihr Herren! — und ihm, dessen Glas nicht tönt, als wär's ein Silberglöcklein, ihm sey der Eintritt in das Allerheiligste der Kunst auf immer ver sagt! — Stoß an! — *Thorwaldsen!* *Flaxmann!*“

Die Namen wirkten auf die eraltirten jungen Leute gleich elektrischen Funken; die Gläser klangen und schwirrten, und die Mützen und Hüte flogen bis an die Decke des Zimmers. Sogar den Wirth — und der Wirth einer italienischen Weinschenke kann einen guten Theil Lärmens vertragen — sogar den Wirth verblüffte das Getöse, daß er den Kopf zur Thüre hereinsteckte, um zu sehen, was es gebe.

„Mögen die Lebenden,“ sagte, nachdem das Getümmel sich gelegt hatte, der Berliner, „sich selbst das Wort reden; sie können's, ohne daß sie nöthig haben den Mund aufzuthun! ich will gleich dir nur von den Todten sprechen: in welcher Hinsicht glaubst du, daß *Canova* *Flaxmann* überlegen sey?“

Baiern. Er ist unstreitig ein großer Künstler

Berliner. Wirklich? Nun, es freut mich, daß du das einsehst, das heißt, es freut mich um deiner selbst, nicht um des großen Mannes willen.

Baiern. Laß mich ausreden, Bruder. Die Namen, die du vorhin anführtest, werden mit Achtung genannt werden, so lange Gefühl für's Schöne und Große der Menschen Herz belebt. Nicht um jene Männer herabzusetzen, habe ich *Canova* so hoch gestellt — doch, Ehre dem Ehre gebührt! der göttliche Funke, welcher der Seele die schaffende Kraft verleiht, die heilige Liebe zur

Kunst, der die Kunst das Höchste ist von allem Irdischen, ward ihm, so dünkt mir, in reicherm Maße zu Theil, als den beyden vor dir genannten Künstlern. Nur diese Gaben, die allein von den Göttern kommen, die kein menschlicher Fleiß zu erwerben vermag, sind es, die zum Künstler machen. Sie thun sich kund im rohesten Entwurfe, im unbeholfensten Gekrängel, und bilden das geheimnißvolle Band, das zwischen jedem ächten Kunstwerke und den Neigungen und Leidenschaften des menschlichen Herzens besteht.

Berliner. Seht, Freunde, wie gut ihm die Begeisterung läßt; ewig Schade, daß sie ihn ein klein wenig vom schnurgeraden Wege der Wahrheit abführt. Die heilige Liebe, oder, um die Sache mit minder poetischen, darum aber vielleicht nicht minder verständlichen Worten zu bezeichnen: den Beruf zur Kunst fühlte Canova gewiß so mächtig in sich, als irgend ein Künstler ihn je gefühlt hat, oder je fühlen wird. Nicht in gleich hohem Grade ward ihm die schaffende Kraft verliehen; ihm ward nicht sowohl Ideenreichthum und Gedankenfülle, als die Gabe zu Theil, das schon Vorhandene in veredelter Form und schöner, idealisirter — wenn ihr mir den Ausdruck passiren lassen wollt — wiederzugeben. Er pflegte die Trauben zu seinem Weine gar häufig auf anderer Leute Bergen zu lesen; und weil er die Mühe des Pressens übernommen, nannte er das Product seinen Wein. Das Werk, von dem du vorhin mit solchem Entzücken sprachst, Theseus und der Centaur, was ist es anders, als eine wörtliche Übersetzung der auf so vielen antiken Vas-reliefs und Medaillen erzählten Fabel von Herkules?

Baier. Du weißt so gut wie ich, daß dergleichen Wiederholungen gänzlich zu vermeiden kein Künstler im Stande ist, aus dem sehr einfachen Grunde, weil die, welche vor uns gelebt haben, früher da waren als wir. Originalität ist der Kunst, wie dem Menschen, nur in der Jugend eigen; stellt sie sich ein, wenn beyde alt geworden, so nennt die böse Welt sie Wunderlichkeit. Mögen Medaillen, mögen Vas-reliefs die Idee zu jenem Werke geliefert haben, glücklich aufgefaßt ist sie gewiß, und der Moment zur Darstellung hätte nicht glücklicher gewählt werden können; es ist der dem Siege des jungen Halbgottes unmittelbar vorausgehende. Mit einer Hand beugt er das Haupt des Ungeheuers zurück, mit der andern schwingt er die Keule zum Streiche, der es vernichten soll. Welch ein herrliches Stück Arbeit ist der Centaur, mit welchem unendlichen Fleiße, mit welcher großartigen Kunst ist auch das kleinste anatomische Verhältniß aus dem kalten Steine heraus gearbeitet; wie tritt jedes so lebendig, so ganz naturgemäß und dem gewaltigen Kampfe angemessen hervor!

Berliner. Mir aus der Seele gesprochen. Der Centaur ist ein Meisterwerk — in bey weitem höherem Grade als sein Gegner. — Theseus hat Muskeln, man sieht auch, daß er sie anstrengt, dennoch erscheint er nicht kräftig. Die Sehnen verlieren sich im Fleische, die fleischigen Theile runden sich ab, wie bey einem Weibe. Oft wenn ich vor Canova's Werken gestanden, ist es mir vorgekommen, als habe unter seinen Händen der Marmor sich in Wachs, zum mindesten in Elfenbein verwandelt. — Es war von keiner guten Vorbedeutung, daß er zum ersten Versuche in seiner Kunst keinen andern Stoff als Butter vorfand.

Baier. Der Vorwurf allzu großer Weichheit ist ihm oft gemacht wor-

den, doch dünkt mir, er habe ihn durch einige seiner Arbeiten, durch seine Faustkämpfer zum Beyspiel, sattfam widerlegt. Bey den Alten waren die Ringer der Gegenstand einer an Fanatismus grenzenden Bewunderung; sie galten bey der Volke für eine Art Halbheroen. Für uns haben die Statuen, die gemeint waren sie zu verewigen, alle Bedeutung verloren, sie ziehen uns höchstens noch als anatomische Studien an. Nicht also verhält es sich mit Canova's Vornern; diese erwecken unsere Theilnahme durch den Charakter, den ihnen zu verleihen er verstanden: wir sehen den Muth im Kampfe mit der List, und der Gegenstand ist gewiß mit aller Kraft behandelt, die er verträgt.

Berlin er. In diesem einzelnen Falle magst du Recht haben; indessen macht mich das nicht irre in dem Glauben, den ich immer gehegt, daß Canova besser gethan haben würde, sich nie über die Grenzen des Lieblichen und Zarten zu verirren. Von allen seinen Werken hat, meiner Ansicht nach, keines mehr Anspruch auf die Palme, als Amor und Psyche. Wie herrlich ist schon die Grundidee aufgefaßt, in welchem veredelten Style erzählt er die Fabel! Der Knabe ist zum Jüngling gereift, ein jüngerer, himmlischerer Adonis, ein freundlicher, der Erde näher verwandter Apollo. Er fühlt nichts als die Wonne des Seyns, ist für keinen Eindruck empfänglich, als den der Lust. Sein rechter Arm schlingt sich liebend um Psyche's Nacken; Psyche legt mit der linken Hand das mythologische Sinnbild der Seele in ihre in Amors linker Hand ruhende Rechte. Beyde blicken niederwärts mit vom Geiste der Liebe überströmenden Augen — aber noch ist's nicht Leidenschaft, was sie fühlen, — es ist bloß die Vorahnung davon. Der Schmetterling scheint ihre ganze Aufmerksamkeit zu fesseln; gleichwohl verräth ihr ganzes Wesen eine durch süße Nachempfindung des Vorhergegangenen erzeugte Befangenheit: die Erinnerung an das genossene Glück schwebt ihnen noch lächelnd um die Lippen. Der Übertritt aus der Unschuld der Kindheit in jene Periode, wo die ersten zärtlichen Regungen des Herzens Daseyn verrathen, kann nicht reizender geschildert werden: Plato's Lehren, den Inhalt von Petrarca's Liedern, gibt diese Gruppe uns in Marmor wieder.

Baier. Das heißt gesprochen wie ein ächter Sohn der Kunst. Die Gruppe ist herrlich; doch ziehe ich seine Hebe vor.

Berliner. Hebe ist kein Gegenstand für den Meißel, das wußten die klugen Alten, und überließen ihn den Malern. Verwendet noch so viel Fleiß auf die Gewänder und ihren Faltenwurf, sie bleiben Marmor, und selbst Canova's ätherische Hand vermochte nicht, einem Marmorblocke das Ansehen einer Wolke zu geben.

Baier. Deine erste Behauptung widerlegen zum Theil die Gemmen, auf welchen der Gegenstand dargestellt ist; sie erlauben die Vermuthung, daß er früher in Werken der Bildhauerkunst, die leider für uns verloren gegangen sind, behandelt wurde. Daß die Gewänder Marmor, und die Wolke Stein sind, gebe ich dir zu; weiter aber, hoffe ich, erstreckt dein Tadel sich nicht. — Kann einem wohl im süßesten Sommernachtsstraume ein schöneres, lieblicheres Gebilde reiner, jungfräulicher, von keinem heißen Wunsche noch entweihter Schönheit erscheinen? Wie entzückend leicht sitzt das jugendliche Haupt auf dem schönen Nacken! Der Luftgott selbst könnte nicht größeres Vertrauen beweisen in das Element, das er beherrscht, als die sanft vorgebogene Haltung verräth.

in welcher der schöne Körper auf der ihn tragenden Wolke ruht. Ist dieser Körper, ist dieses Haupt auch nur Stein, erinnern sie dich auch nur an den Marmor, he! Bruder Kritiker?

Berliner. Um, das wohl gerade nicht; indessen könnte ich, wenn ich streng seyn wollte, dich an beyden auf manches aufmerksam machen, was gar sehr an Bernini erinnert. — Griechisch, antik, ist Hebe nun einmal durchaus nicht.

Baier. Aber himmlisch, herrlich ist sie, des Künstlers eigene Schöpfung, keine Nachahmung irgend eines Werkes des Alterthums. Canova's Seele spricht aus dem süß knospenden Lächeln des kindlich verständigen Gesichts, dessen Ausdruck im Herzen des Beschauers alle die zärtlichen, süßen, banger Empfindungen weckt, die beym ersten Liede der Nachtigall im Frühling sich darin regen.

Bisher hatten die Übrigen ihre Billigung oder Mißbilligung nur durch Zeichen zu verstehen gegeben; jetzt nahm der junge Mann, den ich an seiner Mundart für einen Oesterreicher erkannt hatte, das Wort.

„Ich verehere,“ sagte er, „Canova wie irgend Einer; seine Hebe verdient alles Lob, das unser Freund ihr beygelegt, und noch weit mehr: sie ist das reizendste Bild jugendfrischer, unentweihter Schönheit. Indessen gibt es einen höhern Reiz am Weibe, als Jugend und Schönheit sind, ich meine jene hehre, heilige, vestalische Reinheit, die uns in Flarmann's Frauengestalten so wunderbar anspricht. Sie sind gedacht wie Milton's Eva; in allen versinnlichte der Künstler das Ideal der heiligen Schönheit des Gefühls, das seiner Seele immer vorschwebte; sie begeistern uns nicht bloß, wie Canova's Werke, für weiblichen Liebreiz, sie erfüllen uns mit zarter, ehrender Achtung für die Frauen. In allem, was Ausführung, vollendete Arbeit betrifft, war Canova vielleicht der größere Meister; in allem aber, wozu Phantasie, Erhabenheit der Gedanken gehört, in Plan und Anlage wird er von Flarmann übertroffen.“

Baier. Flarmann verräth seine nordische Natur durch seine Hinneigung zum Halbgothischen, seine Vorliebe für Donatello und die Pisani. Die Nebel seiner Heimat ließen den Blüthen seiner Phantasie nicht zu, sich in südlicher Üppigkeit zu entfalten; er gab der Kunst nicht sich hin wie der Liebende der Geliebten; er widmete sich ihr, wie der Weise sich der Wissenschaft widmet, mit strengem Ernst.

Oesterreicher. Daß ihn seine Liebe zum Natürlchen und Ungekünstelten zu den Werken der alten Meister hinzog, denen die Natur, und nicht die Antike allein zum Vorbild diente, daß er sich, gleich Donatello, mit großem Eifer auf das Studium der Anatomie verlegte, willst du ihm zum Vorwurf machen? Glaubst du, daß Canova ein minder großer Künstler gewesen seyn würde, wenn er sich zuweilen etwas natürlicher, und, hinsichtlich der Anatomie, genauer bewiesen hätte? Sein Herkules würde gar nichts dadurch verlieren, wenn die Muskeln wirklich an, und nicht bloß ganz nahe bey der Stelle, welche die Natur ihnen angewiesen hat, angebracht wären. Der Bildhauer kann in dieser Beziehung nie zu streng seyn, und Correggi's Beispiel beweist, daß aller Zauber, den Farbe hervorzubringen vermag, den Mangel an Genauigkeit in den Umrißen beym Maler nicht vergessen machen kann.

Das Lexicon.

- A. „Was wissen Sie, Doctor, von einem Lexicon!“
 B. Recht viel; es ist just ein Ding, wie Ihr Kopf, Herr von ...
 Es seh'n wohl viele Wörter drin,
 Doch Wörter nur — es fehlt der Sinn.

Correspondenz-Nachrichten.

Prag, im October 1833.

(Fortsetzung.)

Die Aufgabe, die Zuschauer erst mit seinem Kunstvortrage vertraut zu machen, mußte Hr. Jerermann hier zweymal lösen, da er seine zweyte Gastrolle: Franz Moor, vor einem Sonntagspublicum geben mußte, das natürlich noch viel schwerer in seine Intention einging. Auf jeden Fall war es sehr zweckmäßig und künstlerisch vorthellhaft, daß er sich zuerst in einer der beyden Rollen quaestionis zeigte, und an den Tag legte, auf welche Art er diejenige, die seinem eigenthümlichsten Rollenkreise angehört, aufgefaßt habe. Was nun die Auffassung dieses ungeheuern Charakterbildes durch Hrn. Jerermann betrifft, bin ich weit entfernt die große Kunst zu verkennen, womit er die chameleonartige Natur desselben bis in die kleinsten Schattirungen ausmalt, bey dem Alten als lammfrommer Heuchler, als glühender Liebesfranker vor Amalien erscheint, und sich dem bethörten Werkzeuge seiner Schandthaten, Herrmann, als freygebigen, lodern Lebemann zeigt; aber, wo er in den Monologen den Grundton seines schwarzen Gemüthes vor dem Publicum darstellt, fand ich sein Wesen zu groß, ich möchte fast sagen, zu königlich, und ich sah darin mehr das Shakespeare'sche Urbild des Franz Moor, Richard III., sah darin, wie vortrefflich Hr. Jerermann diesen oder etwa den Schiller'schen Philipp II. geben müßte. Doch für den Teufel Franz war er mir zu hoch gestellt. Die berühmte Erzählung und die Vision im letzten Acte, die Darstellung der Gewissensangst im Todeskampfe waren höchst ergreifend, und, wie Seydlmann, verschmähte auch Hr. Jerermann die erleichterten Bewegungen des aufrecht stehenden Sünders; doch schien mir in plastischer Hinsicht das Ruhebett des ersteren günstiger gewesen zu seyn, als der Stuhl, auf welchen dieser den alten Dantel nöthigt, und endlich in der Todesangst beynähe auf seinen Schooß sinkt.

Hr. Stözel, welcher den Carl Moor zum ersten Male spielte, gab denselben in den schwierigen Scenen der letzteren Acte weit besser, als in der ersten Entfaltung des Charakters, wo er viel zu viel und besonnen declamirte, und keine Spur von jener burschikosen Extravaganz zeigte, welche den grundehrlichen, wenn auch leichtsinnigen Carl als Oberhaupt der Gauner in die Nacht der böhmischen Wälder treibt. Nicht minder schien mir seine zierliche Toilette durchaus charakterwidrig. — Auch diesmal mußte Hr. Jerermann mitunter den Souffleur suppliren, und was die Besetzung der meisten Rollen betrifft, so wäre sehr zu wünschen, daß die Direction einmal mit Carl Moor rief: „Ich werde nächstens unter euch treten und fürchterliche Musterung halten!“ Wenn aber hierin manche Wünsche übrig blieben, so extemporirten die Herren Räuber dagegen nach Herzenslust, und als sie sahen, daß sich das Publicum an den Schiller'schen Schimpfworten höchlich ergötzte, fügten sie auch noch einige aus ihrem eigenen Vorrathe hinzu. Übrigens scheint es, als habe der zweymalige Souffleurdienst, welchen der Gast bey einzelnen der ihn unterstützenden Mitglieder gefälligst übernahm, eine sehr gute Wirkung auf das ganze Personale geäußert, welches bey seinen folgenden Gastrollen sich keiner ähnlichen Beschämung auszuweichen und beweisen zu wollen schien, daß es doch seine Rollen lernen könne. Wir erlebten seitdem wenige Gedankenpausen und haben sogar — was Manche bereits für eine unmögliche Sache erklärten — schon einige recht rund zusammengehende Vorstellungen erlebt. — Die berühmte Doppelrolle ist zu nahe verwandt mit dieser Darstellung, als daß ich nicht — gegen die chronologische Ordnung sündigend — sie gleich an jene anreihen sollte. Man hat viel dafür und noch mehr dagegen geschrieben, aber das Publicum hat überall die erste Parthie ergriffen, wenn gleich die ernstesten Kunstverehrer — auch ich — manche einzelne Rolle des Hrn. Jerermann dieser Dop-

pelleistung weit vorziehen; aber ich begreife nicht, wenn man physikalische Experimente mit Vergnügen und Belehrung betrachtet, warum dieß bey einem geistigen Experiment minder denkbar wäre? Das Letztere ist hier unstreitig der Fall, und die Intention des Künstlers kann doppelt seyn, entweder dem Publicum — das gerne mit Aufsendingen spielt — durch ein überraschendes Doppelbild Vergnügen zu machen, und warum wollte man dieß dem Künstler so sehr zur Sünde anrechnen, da doch selbst die größten Mimen mitunter „Abällino“, „Gottlieb Kofe“ oder den „Galeerenclaven“ geben, um der Menge auch ein Fest zu bereiten? — oder er will, um im Bewußtseyn äußerer und innerer Kraft seine Vielseitigkeit recht sprechend und unwiderleglich darzuthun, nicht nur an einem Abend, sondern sogar in einem Stücke zwey Extreme darstellen, und hier kommt es nur darauf an, ob ihm die Auseinanderziehung beyder contrastirenden Individuen auch gelingt; dieß ist hier unwidersprechlich der Fall, und kein Zug von geistiger Ähnlichkeit in den feindlichen Brüdern; um jedoch diesen Zweck zu erreichen, gab er natürlich den Franz ganz als kriechende Schlange — in welcher veränderten Ansicht auch die Monologe der ersten Acte auf ihre eigenthümliche Stufe gestellt wurden, — den Carl als gereizten Löwen, und die Anlage dieses Charakters bey der ersten Erscheinung in der Schenke muß als ganz vorzüglich anerkannt werden; leider aber ließ er sich von dem phantastischen Schwulst des jugendlichen Dichters in den folgenden Acten zu einer Kraftverschwendung hinreißen, die zu sehr an den französischen Helden erinnerte, um den Deutschen vollkommen zuzusagen. In denselben Fehler sah ich ihn noch ein paar Mal in Körner'schen Rollen (Soliman in „Briny“ und Rudolph in „Hedwig“) verfallen, deren prunkende Tiraden wohl gar zu leicht zur blendenden Declamation verleiten; wo der Dichter ihm reine Charaktere darzustellen gab, führte er dieselben mit Sicherheit durch und zeigte sowohl im Schloß („Kaufmann von Venedig“), als im Ossip („Isidor und Olga“) und Wurm (Cabale und Liebe“), daß er Charaktere zeichnen und ohne Manier durchführen könne. Die beyden ersten Rollen trafen wunderbar mit der Darstellung derselben Charaktere durch Hrn. Seydlmann zusammen, nur mit dem Unterschiede, daß Hr. Jerermann im Ossip die und da einen Funken von geistiger Ausbildung durchblicken läßt. In demselben Trauerspiel trat Ute. Herbst nach der Rückkehr von ihrer Kunstreise als Olga zum zweyten Male wieder auf, und empfing laute Beweise der Liebe und Achtung, die ihr das Publicum so gerne zollt. Ausgezeichnet gut schattirte Hr. Jerermann als Wurm, den er mit einer wahren Eiskälte anlegte, seine Stellung zu den verschiedenen Personen, mit welchen er in Conflict kommt. Seine Umgebung war größtentheils lobenswerth. Die Leistung des Hrn. Polawsky (Rath) ist von jeher, als classisch anerkannt worden. Auch Hr. Bayer (Präsident) und Ute. Nina Herbst (Lady Milford) erfreuen sich jedes Mal der lebhaftesten Theilnahme des Publicums, und Ute. Fr. Herbst dürfte wohl eine der besten Louisen Deutschlands seyn. Dem stürmisch-sentimentalen Ferdinand sagt die etwas scharfe tragische Darstellung des Hrn. Stölzel vollkommen zu, und auch Hr. Volze (Müller) und Mad. Ulram (dessen Frau) wirkten sorgsam mit, wenn gleich die tragische Kraft des ersteren für die letzteren Acte nicht vollkommen ausreicht und diese Rolle vielleicht mit Hrn. Grabinger zweckmäßiger besetzt wäre.

Den Thomas Foster („die beyden Foster“) hatte Hr. Jerermann erst hier einstudiert, kann denselben aber unter seine vorzüglichsten Leistungen zählen, da er den Charakter von vorne herein mit einer ergreifenden Wahrheit und Sicherheit anlegte, und in dem Moment, wo das Unglück über ihn hereinbricht, durch eine wahrhafte Verzweiflung erschüttert, ohne auch nur im geringsten aus dem Grundton zu verfallen, wo selbst die vorzüglichsten Künstler oft verleitet werden an den Lear zu mahnen! Den Reinhold („Müller und sein Kind“) und Unbekannten („Galeerenclaven“) war ich zu sehen verhindert, und tröstete mich um so leichter darüber, da ich diese beyden Charaktere durchaus nicht zu Gastdarstellungen geeignet halte. Das Resultat all dieser tragischen Leistungen war, daß Hr. Jerermann unstreitig von der Natur ein großes Darstellungstalent erhalten, und dasselbe mit Ernst und wahrer Liebe für seine Kunst, schön und vielseitig ausgebildet habe. Wenn wir uns nicht im mer mit seiner Darstellung befreundeten können, so ist daran bestimmt ein noch manchmal vorherrschender Anklang französischer Darstellungsmethode Schuld, und manche glauben, diese werde sich erst dann verlieren, wenn er ein Engagement annimmt, und aus dem engen Kreise seiner Glanz- und Reiserollen in eine vielseitig bewegte Thätigkeit nach allen Richtungen dieses Gebiets kommt. Gewiß wird er jeder Bühne nicht nur durch seine Vielseitigkeit eine Stütze des Repertoires werden, sondern zugleich eine Zierde seyn. Daß ein stabiles Engagement

diese Folge gewiß haben wird, bin auch ich überzeugt, Hr. Ferrmann hat schon zweymal in seinem Leben den alten kühnen Satz bestätigt: „daß der Mensch kann, was er will!“ und ich glaube, es bedarf bey ihm nur des Entschlusses, um wieder ganz deutsch zu seyn.

Im Lustspiele sahen wir ihn leider nur einmal, als Till in Raupach's: „Auch die Todten quälen den Eifersüchtigen,“ und hier zeigte sich der segensreiche Einfluß, welchen die französische komische Kunst auf Hr. Ferrmann geäußert. In Paris hat er sich jenen leichten, wahren und ächten Ton des Lustspiels, jene Lebendigkeit des Geistes und der Bewegungen eigen gemacht, durch welche so manches geistlose französische Lustspiel nicht nur genießbar, sondern sogar schmackhaft gemacht wird, und von welchen die meisten deutschen Schauspieler auch nicht die leiseste Ahnung haben, daher denn so manches Lustspiel von den Ufern der Seine recht eigentlich in der Schwerfälligkeit der deutschen Komik untergeht. Man kann nicht natürlicher, nicht launiger seyn, als Hr. Ferrmann war, und da er von Ull. Herbst (Auguste) und den H. Polawsky (Zwiebler), Feistmantel (Michel) und Dietrich (Frenhardt) recht wacker unterstützt wurde, so war das Ganze eine sehr erfreuliche Darstellung, deren Wiederholung ein weit volleres Haus zeigte, als die erste Aufführung. Diesmal hatte Mad. Binder die Rolle der Elise übernommen, und bewies auf glänzende Weise, was ein reiches Talent auch aus einer kleinen Parthie zu bilden vermag.

Es bleibt mir nun nichts mehr zu besprechen, als die Scènes françaises détachées de Cinna et du Cid, Tragédies de P. Corneille, welche gleichfalls von manchen aus einem falschen Gesichtspuncte angesehen wurden. Mir, und vielen andern mit mir, waren sie nichts anders als: Bilder aus der französischen dramatischen Kunst, die das doppelte Interesse gewähren, jenen, welchen größere Reisen Gelegenheit gegeben, das Théâtre français kennen zu lernen, die Art und Weise an den Tag zu legen, wie es Hr. Ferrmann gelungen ist, sich den Antheil der Pariser Theaterwelt zu gewinnen, und andern, welche nie ein französisches Trauerspiel zu sehen Gelegenheit hatten, einen anschaulichen Begriff von der französischen Tragik zu geben, der auf jeden Fall eindringlicher belehrt, als alle Schilderungen selbst der geistreichsten Reisenden vermögen, und wenn gleich die Darstellung des ganzen „Cinna“ uns schwerlich sehr ansprechen dürfte, so diente doch die ergreifende Scene aus dem „Cid“ dazu, dem Zuschauer eine Idee und große Achtung von der tragischen Kraft zu geben, welche den Künstlern des Théâtre français inwohnt. Hr. Ferrmann gab in diesen französischen Scenen den Auguste in „Cinna“ und Don Diego im „Cid,“ und wurde in dem ersten durch Ull. Herbst (Emilie) und die H. Stölzel (Cinna) und Dietrich (Euphorbe), in dem zweiten von denselben H. als Graf und Rodrigue unterstützt. Hr. Stölzel hatte sich mit vielem Glück und Geschick der Darstellungsart des Helden dieses Abends angeschmiegt, und gab vorzüglich den Grafen ausgezeichnet gut. Auch Ull. Herbst wirkte lebhaft durch tragische Kraft und Beyde theilten die stürmischen Beyfallsbezeugungen mit Hr. Ferrmann. Hr. Dietrich war nur in ein paar Ausfüllungsmomenten beschäftigt. Sie werden mir hoffentlich die Aufzählung erlassen, wie oft Hr. Ferrmann in seinen dreizehn Gastrollen gerufen wurde, — sehr oft war es — wenn gleich manche Blätter dieses als ein Hauptingredienz eines Bühnenberichtes ansehen. Ich kann dieser Auszeichnung keinen so großen Werth beysetzen, da sie der wahre Künstler nicht selten mit Menschen theilen muß, mit denen er lieber nichts gemein haben würde.

Ull. Weltheim, Sängerin des k. sächsischen Hoftheaters, hat die Königin der Nacht mit so großem Glücke als Virtuosität gegeben und wiederholt. Eine Krankheit des Hrn. Podhorsky verhinderte hierauf die Fortsetzung ihres Gastspiels; da wir jedoch Hoffnung haben, diese ausgezeichnete Künstlerin auf ihrer Rückreise noch mehrmals zu bewundern, so erspare auch ich mir den Bericht über ihre Leistungen bis dahin.

Hr. Quant, vom Königsstädter Theater, erschien bey uns in fünf Gastrollen: „König Enzo“ (Ferdinand), „die Drillinge“ (Oberst von Kraft), „die bestrafte Widerspenstige“ (Hanns), „der Vorsatz“ und (Hugo) „die Schuld,“ und schon die Wahl und die Reihenfolge dieser Charaktere zeigt den Umfang seines Rollenkreises an, auf welchen eine Direction bey diesem wackern jungen Schauspieler zu zählen hat. Schon in der ersten dieser Rollen zeigte er sich als denkenden Künstler, der Gefühl und Verstand mit einer recht erfreulichen theatralischen Ruhe und Besonnenheit, einer interessanten Natürlichkeit vereinigt, und doch in den Momenten der Aufregung eines kräftigen Aufstimmens nicht unfähig ist, und er erhielt, trotz der noch immer lebhaften Erinnerung

an einen verlorenen Liebbling, zahlreiche Beweise von Theilnahme und Beyfall. Wenn er in der zweyten Rolle keine so überreiche Ader von jugendlichem und glänzenden Humor entfaltet als Hr. Moriz, so vernachlässigte er doch keinen wichtigen Moment des Stückes und setzte die drey verschiedenen Gestalten mit künstlerischer Klarheit aus einander. Lebhafter Beyfall ward ihm auch diesmal zu Theil. Im „Vorsatz“ entfaltet er weit mehr Laune, und vorzüglich erfreute er als Obrist von Kraft durch eine wahrhaft edle männliche Haltung und Würde. Ich halte dieses für seine beste Leistung im Lustspiel, so wie dagegen den Hugo für viel vorzüglicher, als es der Enzio gewesen war. Hier erinnerte äußere und innere Kraftentwicklung an die besten Darsteller, die wir gesehen. Einer vorzüglichen Unterstützung von Seiten unsers Personals hatte sich Hr. Quant von den Damen Nina (Lucia und Jerta) und Fr. Herbst (Elvira — in welcher sie nach ihrer Kunstreise zum ersten Male wieder auftrat) und Mad. Bieder (Francisca und Klärchen), dann des Hrn. Bayer (Leichenpfleger) zu erfreuen.

Das böhmische Schauspiel ist heuer mit dem Stepanek'schen: „Dass es nur niemand erfährt,“ eröffnet worden. Unstreitig das beste böhmische Lustspiel, welches mit der theatralischen Wirksamkeit auch höhere Forderungen erfüllt. Hierauf folgte Holbein's „Fridolin,“ Körner's „Hedwig,“ und zwey Kozebue'sche Stücke: „Die Berstreuten“ und der „Taubstumme, in welchem letztern Mad. Bieder (Julius) ihre mimische Kunst auch zum Vergnügen des böhmischen Publicums entfaltet. Von Opern sind bisher nur zwey gegeben worden, „Sylvana,“ in welcher Dlle. Koscher ihr jugendliches Talent übt, und „Joseph und seine Brüder,“ worin unsere herrliche Mad. Podhorsky (Benjamin) von den H. Podhorsky (Simon), Strakaty (Jacob) und Drska (Joseph) unterstützt, ein höchst erfreuliches Opernergebnis lieferte. — Die vorzüglichste Stützsäule des böhmischen Schauspiels, in welchem die Kräfte des weiblichen Personals sichtlich zurückbleiben, ist Hr. Grabinger, der in Charakterrollen der verschiedensten Art stets den reichsten Beyfall erhält. Ihn unterstützen als Liebhaber Hr. Viel durch schöne Gestalt und sanftes Gefühl, die H. Schwüller und Grau in Intriguants u. s. w.

Hr. Theodor Baron von Sydow hat sein declamatorisches Talent in einer zahlreich besuchten Akademie im Badsaale zum Besten der, auf dem Gradschin zu errichtenden, Kleinkinder-Bewahranstalt entfaltet, und sich nebst dem Beyfall des Publicums den Dank der Armuth und Unschuld verdient. Hr. v. Sydow declamirte 9 Gedichte, unter welchen die „Familie Griesbeck,“ von Lindau, „Kaiser Joseph und Reiter Stauf,“ von Utringer, und „Kaiser Franz und der arme Gärtner,“ von ihm selbst, am lebhaftesten ansprachen. Die Zwischenräume wurden mit zwey Ouverturen aus der Oper: „Der Schnee,“ von Ueber, und „Prometheus,“ von Beethoven, und einer Arie aus Rossini's „Fräulein am See,“ vortrefflich gesungen von Mad. Podhorsky, recht angenehm ausgefüllt.

Dresden, Ende October und Anfang December 1833.

Der ganze erstere Monat zeichnete sich hier durch eine wunderbar herrliche Witterung aus; der reinste Himmel, der warme Sonnenschein, die klarsten Nächte ließen uns ganz vergessen, daß wir an den Pforten des Winters standen. Für die langen Abende bot uns das Theater manchen Genuß. Wir hatten die Freude, zum ersten Male Mad. Crelinger aus Berlin hier zu sehen, leider aber nur in wenig Rollen; überdem war es sehr zu beklagen, daß gerade in den zwey Wochen, wo diese berühmte Künstlerin hier verweilte, unser Emil Devrient bedeutend krank war, und sie daher keineswegs so unterstützt werden konnte, wie es sonst möglich gewesen wäre. Am meisten gefiel sie als Maria Stuart: ihr schönes Organ, ihre edle Declamation und ihr zartempfundenes Spiel, verbunden mit der schönen Gestalt und den ausdrucksvollen Zügen, entfalteteten sich hier sehr vortheilhaft; Mad. Mevius gab ihr gegenüber die schwere Rolle der Elisabeth meisterhaft; diese denkende, seltene Künstlerin stellt als Elisabeth ein bis in die feinsten Züge vollendetes Charaktergemälde auf. Die Scene mit Marien und die Schlussscene waren höchst bewundernswürdig. Hr. Carl Devrient war in der Rolle des schwärmerischen glühenden Mortimer eben so trefflich als Hr. Pauli in der des Burleigh. So war es minder drückend, daß der Leicesier nicht so gut besetzt war wie gewöhnlich. In der „Donna Diana,“ der zweyten Gastrolle von Mad. Crelinger, war es weit störender, den Don Cesar nicht mit der Feinheit

des Spiels dargestellt zu sehen, die zu dieser Diana so schön gepaßt hätte; denn Mad. Crelinger nimmt diese Rolle sehr zart empfunden, mehr etwas kühl und stolz, als daß sie die leidenschaftliche, in Eiferfucht und Liebe erglühende Spanierinn kräftig durch die scheinbare Kälte schimmern ließ. Vortrefflich war unser eben so vielseitiger als denkender Pauli als Pedrillo: die Gewandtheit, der feine Scherz und die Schadenfreude waren mit der Geschmeidigkeit des spanischen Gracioso so verschmolzen, daß nichts zu wünschen blieb. Die drey Freyer hingegen waren diesmal von der Art, daß man Diana's Abneigung sehr natürlich und vernünftig fand! — Mad. Crelinger trat auch als „Elementine“ auf, in dem kleinen Drama nach dem Französischen, und als Lucia im „König Enzo.“ Man wußte es dem Schauspieler Dank, daß er es wagte, diese Rolle nach Emil Devrient zu übernehmen, weil wir dadurch die Freude hatten, die fremde Künstlerinn als Lucia zu sehen, aber anders möge er den Beyfall, den er sich errang, nicht auslegen. Dieser Entbehrung des Zusammenspiels wollen wir es auch zuschreiben, daß Mad. Crelinger hier nicht den Eindruck machte, den man erwartet hatte.

Ehe ich Ihnen jedoch noch fehlendes Frühere berichte, erlaube ich mir von einem seltenen Genuß, den wir in dieser letzten Woche hier hatten, zu erzählen, der alle ächte Musikkenner und alle wahren Freunde der Tonkunst zu enthusiastischer Bewunderung hinriß. Dies waren die herrlichen Quartettsoirées der H. Gebrüder Müller aus Braunschweig. Ein großer Ruf war diesen seltenen Künstlern vorausgegangen, von Berlin und Leipzig her ertönte enthusiastisch ihr Lob. Mit hohen Forderungen betrat man den Saal; wie überrascht wurde aber dennoch jeder noch so strenge Kenner, wie entzückt und befriedigt, so daß jeder gestand: hier sey auch die höchste Erwartung übertroffen. Es ist schon ein seltnes Glück, daß vier Brüder, von gleicher Kunstliebe befeelt, sich gerade diesen Instrumenten widmen und vereint bleiben, um dieß Quartettspiel zu einem solchen Grad der Vollendung auszubilden; daß hier ein Zusammenspiel möglich wird, wie man es nie zuvor hörte, ist natürlich; am bewundernswürdigsten bleibt aber der Geist, das Zartgefühl, die ächte Poesie des Vortrags, die sich bey diesen Brüdern mit der höchsten technischen Vollendung vereint. Hier sieht man wohl, daß das Genie des älteren, der Concertmeister und vortrefflicher Violinist ist, alle lenkt und befeelt. Sie fassen jeden Compositeur so ganz in seiner Eigenthümlichkeit auf, sie wissen dem Styl eines jeden ein so richtiges, lebendiges und verschiedenes Colorit zu geben, daß jede Monotonie vermieden ist, und daß man bey einer solchen Soirée, wo nur Quartetten gespielt werden, mehr Abwechslung fühlt, als oft bey dem buntesten Concert. Sie sind eben so trefflich im Vortrage des ernsten, rührenden und tiefsinnigen Styles, wie bey demjenigen, der die heiterste Laune, den muthwilligsten Scherz erfordert. Grazie waltet zauberisch durch ihr ganzes Spiel, der Schmelz und die unendliche Abstufung ihrer Töne, sind unübertrefflich; bey dem vollsten und kühnsten, im raschen Fluge hinschürmenden Spiel, ist doch nie ein greller, nie ein harter Ton, bey dem leisesten Verschweben, wo nur Holzharfenklänge zart zu flüstern scheinen, ist doch noch Ton und Wohlklang. Ihre seltene Ruhe bey dem Vortrag ist die schöne Frucht ihrer unerschütterlichen Sicherheit. In der ersten Soirée trugen sie das Quartett von Fesca in D-dur, das von Haydn aus B-dur und das von Beethoven aus C-dur mit der herrlichen großen Schlussfuge vor; in der zweyten Soirée das von Mozart aus Es-dur, das höchst geistreiche von Duslow aus E-moll, und das von Beethoven aus A-dur, und in der dritten Soirée das von Fesca aus C-dur, das hinreißend phantasievolle von Spohr aus D-moll und das höchst originelle von Beethoven aus Es-dur. Diese drey Soirées waren in einer Woche, was hier sehr viel sagen will; alle Kenner, die sie einmal hörten, kehrten gewiß jedesmal wieder, ja es wurde sogar noch eine vierte Extra-soirée in dem Saale eines Privatmannes angestellt; enthusiastischer Beyfall dankte stets den braven, bescheidenen Künstlern; sie spielten auch einen Abend bey unserm Prinzen Mitregenten. Auf der großen Reise, die sie vorhaben, werden sie bald Ihre Kaiserstadt besuchen und ich freue mich, Sie im voraus auf einen Genuß aufmerksam machen zu können, der einzig in seiner Art ist.

Doch nun kehren wir wieder zu den Berichten aus der früheren Zeit zurück. Der Beyfall, den sich Mad. Schröder-Devrient in den italienischen Aufführungen von Bellini's: „Capuleti und Montecchi,“ als Romeo erwarb, war wohlverdient und ausgezeichnet. Ihr Vortrag des Gesanges ist in dieser ganzen Rolle wahrhaft schön; ihre weiche und doch metallreiche, seelenvolle Stimme ist für Bellini's Melodien, wo alles Gefühl und Ausdruck ist, ganz geschaffen; hier spricht sie sich sogar deutlicher und weit

besser aus als gewöhnlich. Man kann sich nichts Rührenderes und Ergreifenderes denken! Alle. Schneider steht ihr als Giulietta würdig zur Seite; nicht allein das berühmte Finale mußte jedesmal wiederholt werden, sondern beyde Künstlerinnen wurden nach jedem Act herausgerufen, ein hier unerhörter Fall. Auch hat Mad. Schröder-Devrient als geübte Bühnenkünstlerin überhaupt manches bey diesen Aufführungen besser angeordnet, als es sonst war. Jetzt nimmt unser Publicum jede italienische Oper als ein wahres Fest auf, und mit dankbarer Freude erkennt man es an, daß Hr. Vestris wieder engagirt ist und daß wir diesen Winter zwey neue italienische Opern: die „Anna Bolena,“ von Donizetti, und „Sonnambula,“ von Bellini, zu hoffen haben. Die Operette von Voiceldieu: „Der Kalif von Bagdad,“ gefiel. Die beyden neuen Lustspiele: „Hans Luft“ und „der Quäker und die Tänzerinn“ machten Glück durch das treffliche Spiel unserer beyden H. Devrient.

Kaupach's neues Trauerspiel: „Der Niebelungen-Hort“ wurde mehrere Male aufgeführt; die Urtheile des Publicums darüber waren auffallend getheilt und verschieden. Die Gebildeten, welche mit dem uralten vaterländischen Lied und Sagenkreis wohlbekannt waren, fanden es höchst interessant, die kräftigen Gestalten grauer Vorzeit hier auftreten und handeln zu sehen; wohl gab man zu, daß es ein schweres Unternehmen sey, dieß Epos dramatisch zu behandeln, theils, weil der rohere Ton jener Vorzeit muß getroffen werden und durch seine schönen Phrasen idealisirt werden darf, theils, weil das wahre Interesse der Handlung mit dem Tode des herrlichen Siegfried aufhört, und das Ganze doch mühsam durch so viel grauenvolle Scenen muß zu Ende geführt werden. Die erste Schwierigkeit besiegte Kaupach meisterhaft; es ist nicht möglich, die schlichte, treuherzige, kräftige Sprache jener Zeit, welche nur durch die Tiefe und Wahrheit der Charakterschilderung poetische Schönheit erhält, richtiger zu zeichnen; die zweyte ist unüberwindlich: der edle, gutmüthige, jugendfrische Siegfried ist die Blüthe des Ganzen, die wahre Theilnahme muß nach seinem Tode sinken, doch ist das großartige Walten der Nemesis, das sich Entspinnen und Abrollen der Begebenheiten und Entfalten der Charaktere historisch und psychologisch interessant für jeden, der in so einen Stoff einzudringen weiß und so einer Dichtung zu folgen versteht. Für die Andern, die keinen Maßstab dafür haben und nur elenden Witz darüber zu machen wissen, ist so etwas freylich nicht geschrieben, doch leider wird dieser Theil des Publicums wohl überall die Mehrzahl bilden. Besonders interessant ist es, wie hier, dem Gedichte treu, mit meisterhafter Zeichnung die beyden Frauencharaktere aufgestellt sind: Chriemhilde, so lieblich und ächt weiblich, voll glühender Zärtlichkeit und rührender Reiz, aber dabey so schwach, so neugierig und unbefonnen geschwähig, so ganz abhängig von dem Einflusse des Momentes! Brunehild dagegen kühn und stolz, freyheitliebend und glühend für Ehre und Recht, nie so liebenswürdig wie jene, nie so geliebt, aber doch unendlich höher stehend! Eben so ist der Charakter des schwachen, muthlosen, nur durch Trug und List siegenden Günther ganz geeignet, die Biederkeit, Kühnheit und Treuherzigkeit Siegfrieds noch herauszuheben; sehr glücklich ist die Härte und Grausamkeit des Hagen von Troneck, die auf der Bühne unerträglich seyn würde, hier durch eine grenzenlose Vasallentreue und Sorge für Wohl und Ehre seines Lehensherrn, so motivirt, daß man sogar die Großartigkeit dieses Charakters achten muß, indem man ihn haßt, weil er hinterlistig den Liebling Aller erschlägt. Carl Devrient ist unübertrefflich als Siegfried, diese Jugendglut mit dieser offenen Herzlichkeit vereint, gelingt ihm unnachahmlich. Mad. Kettich ist als Chriemhilde ganz vortrefflich, sie weiß jede Nuance dieser Weiblichkeit, die man lieben muß, indem man sich über sie ärgert, lebendig darzustellen. Ausgezeichnet gab Mad. Mevius einmal die sehr schwere Rolle der Brunehild; leider verlieren wir diese denkende, treffliche Künstlerin, deren Stelle wohl besetzt aber nicht ersetzt werden wird — sie erwarb sich mit Recht in dieser Rolle rauschenden Beyfall. Die Anfängerinn, der sie nun anvertraut ist, weiß sich kaum zu schützen, um nicht lächerlich zu werden! Emil Devrient als Günther und unser braver Pauli als Hagen, unterstützen kräftig das Ganze. Die Costüme sind vorzüglich schön; auch hierin war Mad. Mevius, welche sich ihre Garderobe ganz selbst schaffte und besorgte, und dieß mit eben so viel Pracht als Geschmack, eine große Zierde unsers Theaters! — Bey der Vorstellung der „Schuld“ vermisten wir sie sehr in der Rolle der Elvira. Ein neues Stück: „Das graue Männlein“ gefiel nicht besonders, wurde aber durch das treffliche Spiel der beyden Brüder Devrient sehr gehoben.

Mit immer gleicher Wärme wurden wiederholte Aufführungen der italienischen Oper: „I Montecchi e i Capuleti,“ aufgenommen, auch die „Matilde di Shabran“

hörte man mit Vergnügen wieder, neu einstudiert und durch *Maschinka Schneider* lieblich dargestellt. *Mad. Schröder-Devrient* entzückte als *Rebekka* in dem „Templer und der Jüdin“, von *Marschner*, und als *Emmeline* in der „Schweizerfamilie“, eben so sehr, wie in *Bellini's* Oper als *Romeo*. Das tiefe Gefühl und die ausdrucksvolle Declamation, welche diese Rollen erfordern, eignen sich ganz für diese treffliche, jetzt auch sehr fleißige Künstlerinn.

Das erste Concert in diesem Winter wurde am 18. October im Saale der Harmonie von einer jungen Pianofortspielerin, *Cäcilie Schmiedel*, die zum ersten Male öffentlich auftrat, gegeben. Ihr Spiel war reizend, sicher, ausdrucksvoll, nett, glänzend und sehr tactfest bey höchst schwierigen Compositionen, dabey war ihr ganzes Erscheinen so jugendlich bescheiden und anspruchslos, daß sie den angenehmsten Eindruck machte. Sie trug die herrliche große Phantasie von *Hummel* vor „*Oberon's* Zauberhorn“ mit Orchesterbegleitung, die wir hier noch nie gehört hatten, und eine sehr brillante neue Phantasie militaire von *Pixis*. Die höchst phantastische Ouverture zum „*Sommernachtsstraum*“, von *Mendelssohn-Bartholdy*, eröffnete das Concert, und wir hatten zum ersten Male die Freude, sie von der Capelle ausführen zu hören. Der treffliche Flötenspieler *Fürstenaу* spielte mit seinem neunjährigen Söhnchen, einem Knaben von seltenem Talent, eine Einleitung und Variationen über die *Tyrolienne* aus „*Wilhelm Tell*“, für zwey Flöten; dies Stück war sehr ansprechend und wurde so herrlich ausgeführt, daß es den lautesten Beyfall erhielt. *Mad. Schröder-Devrient* sang die große Arie aus „*Figaro's* Hochzeit“ sehr schön; eine Arie von *Mercadante*, von *Ule Schneider* gesungen, und das liebe Duet aus „*Sargino*“, von beyden Sängerinnen ausgeführt, vollendeten den reichen Genuß dieses schönen Abendes.

Am 25. October gaben die Zöglinge des Blindeninstitutes ein großes Concert; es ist wahrhaft rührend und erfreuend, diese armen Blinden sogar große Simfonien mit solcher Präcision und Feuer ausführen zu hören! Für sie wohnt Licht, Sonnenglanz und Freude einzig in diesem Reich der Töne! Sie führten erst die Ouverture des „*Titus*“, von *Mozart*, auf; dann spielte *Dagobert Fischer* ein herrliches, seelenvolles *Nocturno* aus G-moll, von *Boscha*, auf der Pedalharpfe, begleitet von dem Flötenspiel eines andern Blinden, *W. Stachelberg*. Beyde führten das kunstvolle Stück recht brav aus; der Chor der „*Besalinnen*“, von *Spontini*, ein Satz des *Mozart'schen* Quintetts für Pianoforte mit Blasinstrumenten und der Schlußchor des „*Don Juan*“, machten den ersten Theil. Die Simfonie in D-dur, von *Mozart*, eröffnete den zweyten, hierauf folgte ein allerliebster figurirter vierstimmiger Chorgesang auf das „*ABC*“, mit Buchstabiren durch das ganze Alphabet, von *Dagobert Fischer* componirt; dieser fand so viel Beyfall, daß er wiederholt werden mußte. Ein *Allegro* von *Weber* für die Clarinette, recht brav gespielt von *Wohlleb*, und ein Quartett aus der „*Glocke*“, von *Andr. Komberg*, schlossen das Ganze.

Eine musicalische Akademie, welche von den *H. Eiser* und *Veyer* veranstaltet war, befriedigte ziemlich; *Hr. Eiser* zeigte sich als braven Pianofortspieler und trug ein Concert von *Moschelles* mit Feuer und Kraft vor. *Hr. Kammermusicus Veyer* ließ sich auf der Viola hören; er spielte mit Gefühl und überwand bedeutende Schwierigkeiten, doch klangen seine Töne und Passagen zu verschwommen, um sich zum Concert und Solospiel zu eignen. Besonders fiel dies bey einem Duo mit dem Pianoforte auf, worin *Hr. Eiser* weit mehr glänzte. Sehr interessant für Freunde höherer Tonkunst war die Aufführung einer neuen großen Messe des *Geh. Rath's Borromäus* von *Miltiz*, zum *Cäcilienfeste*, welche dann den Sonntag darauf wiederholt wurde. Es ist die zweyte Messe dieses genialen Tonsetzers, tiefsinnig und klar zugleich, ächte Kirchenmusik, fromm und innig dem Herzen entströmt, großartig gedacht und trefflich ausgeführt. Besonders hinreißend war das phantasievolle *Kyrie* und das rührende *Agnus Dei*, bloß mit Orgelbegleitung, welches *Hr. Babnigg* mit Innigkeit sang. Am Sonntag zuvor wurde bey der Vesper ein sehr schönes, ganz neues *Salve Regina* desselben Meisters aufgeführt; nur Violoncellbegleitung vereinte sich hier mit dem frommen Gesange; die Wirkung davon war still erhaben und heilig, und in dieser Dämmerungsstunde besonders geheimnißvoll rührend. Der Kirchenstyl scheint das wahre Fach dieses eben so gründlich gebildeten als phantasievollen Tonsetzers zu seyn.

Mehrere physikalische Vorlesungen, verbunden mit allen unterhaltenden Versuchen der Experimentalphysik, welche die *H. Reinhardt* und *Sohn* im Saale des *Hôtel de Pologne* hielten, waren belehrend und angenehm unterhaltend zugleich. Di-

rector de Bach ist mit einer Gesellschaft braver Kunstreiter und Akrobaten jezt hier; seine Vorstellungen werden stark besucht, doch ist die Kraft und der Muth dieser Künstler mehr zu bewundern, als daß sie sich durch Grazie auszeichnen. Indes leisten sie viel mit seltener Bravour; wem dieß genügt, der wird sie oft besuchen.

K. K. privil. Theater in der Josephstadt.

Mad. Fischer gab am 7. December Klingemann's vieractiges romantisches Schauspiel: „Die Braut von Rynast,“ zu ihrer Beneficevorstellung, welches an diesem Abende zum ersten Male über die Bretter der Josephstädter Bühne ging und in Wien füglich als eine Neuigkeit betrachtet werden kann. Der bekannte Dichter hat dieses Drama einer Volksage des Riesengebirges entlehnt, und der „Ritt um den Rynast“ ist seinem märchenhaften Inhalte nach so bekannt, daß wir uns mit dem Stoffe nicht weiter zu befassen brauchen. So geschickt einerseits die geheimnißvollere Seite des Stückes gehandhabt ist, desto mehr lassen die drastischen Scenen, namentlich die komischen, zu wünschen übrig, und nach ihnen dürfte man in dem Verfasser alles eher als einen Theaterdirector erwarten. Der letzte Act des Schauspiels ist ein Werk der Überflüssigkeit. Zwischen diesem und dem dritten klafft die Handlung förmlich aus einander, und was man jenseits dieser Spaltung gewahrt, ist höchst nothdürftig, zum Theil sogar lächerlich, und mahnt sehr an die Zeit der Ritterkomödien. Die Beneficiantinn spielte die Titelrolle, und wir freuen uns Gelegenheit zu finden, ihrem Talente, ein paar allzu forcirte Nuancirungen abgerechnet, in einer würdigen Entfaltung zu begegnen. Sie wußte die scheinbar widerstrebenden Elemente in der Parthie der Kunigunde durch Wärme und Wahrheit geschickt zu verschmelzen, und war auch dem Außern nach eine sehr anziehende Erscheinung. Hier finden wir ihr Streben in der Kunst wieder auf dem rechten Wege und stimmen gerne in den Beyfall des Publicums ein. Nächst ihr muß Hr. Walter's als Rube ehrenvoll gedacht werden; eine Rolle, in welcher das Außere so viel Zwang auferlegt, und worin das glückliche Durchschimmern der geistigen Auffassung, wie dieß bey dem Darsteller der Fall war, Anerkennung verdient. Hr. Fischer bewegte sich als Adalbert, der freylich nicht viel mehr als eine gewöhnliche Ritterparthie ist, mit Anstand und Gefühl; Hr. Dietrich spielte den Edelknappen mit guter Haltung und wirksam: ein paar Gedächtnißlünden fielen jedoch unangenehm auf. Die Beneficiantinn wurde zu wiederholten Malen gerufen.

L i t e r a t u r.

„Buch für Kinder gebildeter Stände.“ Schauspiele, Märchen, Romane, Erzählungen, Charaden und Räthsel. Von Ernst von Houwald. Neue verbesserte Ausgabe in zwey Bänden mit 15 gemalten Kupfern. Leipzig, bey G. J. Göschen. 8. I. Bd. 334 u. X S. II. Bd. 353 u. X S.

(Zu Neujahrgeschenken zu empfehlen.)

Wie unter den deutschen Dichtern der Verfasser des „Bildes,“ so zeichnet sich der Verfasser des „Buches für Kinder gebildeter Stände“ unter allen Schriftstellern ehrenvoll aus, welche durch unterhaltende Belehrung die fortschreitende Ausbildung der Jugendwelt auf redliche und frommende Weise beabsichtigen. Selbst Vorsteher eines zahlreichen Familienkreises, dessen Wohl und gesegnetem Heranreifen er sich in ländlicher Abgeschlossenheit auf musterhafte Art widmet, ist der Freyherr von Houwald, so glücklich als Familiens wie als literarischer Vater, ganz der Mann dazu, den Kindern gebildeter Stände ein werthvolles, durch Inhalt und Anordnung ausgezeichnetes Unterhaltungsbuch anbieten zu können, worin sich außer den geistigen Forschungen, die der Gelehrte anzustellen, der Vater aber faßlich zu popularisiren wußte, eine tiefe Grundlage von Gemüthlichkeit und Reinheit vorfindet, welche, ein schönes Erbgut des Dichters, hier als schöne Folien eines für die Jugendwelt zugeschliffenen Spiegels durchschimmern. Welch ein ehrenvoller Unterschied herrscht nicht zwischen diesen und so manchen andern Jugendschriften, deren Verfasser meist nur darum in zusammengestoppelten Bänden ihre ärmlichen, nothdürftigen Ideen dem jugendlichen Lesepublicum anbieten,

weil sie ihre Nichtigkeit bereits von der Concurrenz in jedem andern strengeren Gebiete ausgeschlossen hat. Überieht man die Flut von Jugendschriften, wie sie Messe um Messe pilgertartig hervorschießen: einerseits dürftige Anschmiegunge an gefällige Bildchen, andererseits ein wüster Acker, ausgeboten unter einem prunkenden oder hypernaiven Titel, im besten Falle Auszug oder Copie verdienstvoller früherer Schriften, so fällt Einem unwillkürlich das Epigramm eines Anonymen ein, der mit den Versen:

„Wie zahlreich jezt die Kinderschriften sind:
Man kann es fast nicht weiter treiben!
O, wölte doch einmal ein Kind
Auch Etwas für die Alten schreiben!“

diesen literarischen Übelstand am besten bezeichnet. Um so erfreulicher ist eine Erscheinung, die als eine so ausgezeichnete Ausnahme betrachtet werden muß, wie dieß bey Houwald's Schriften der Fall. Nicht allein die vorliegende, auch seine „Abendunterhaltungen für Kinder,“ seine „Bilder für die Jugend“ nehmen eine schöne Stelle in diesem Gebiete der Literatur ein: vor allen aber war es das „Buch für Kinder gebildeter Stände,“ welches allenthalben beyfällig und mit so gesteigertem Theilnahme aufgenommen wurde, daß wir einen erfreulichen Beweis derselben, die zweite verbesserte Auflage, vor uns liegen sehen. Den Inhalt bezeichnet der Titel ausführlich. Die dramatischen Spenden des Buches — wir finden derselben fünf — sind ihrer Tendenz ganz angemessen, tauglich zur Verherrlichung kleiner häuslicher Feste, zweckdienlich jugendliche Kräfte auf dramatische und gefällige Präsentation hinzuweisen, und da Houwald in diesem Genre selbst seinem glücklichsten Vorgänger, Weiße, durch Reichthum der Idee, Wechsel der Gestaltung und poetische Fülle weit überlegen ist, so verleiht schon diese Abtheilung dem Buche einen ungewöhnlichen Werth. Die kleineren moralischen Erzählungen sind durch aus lobenswerth gearbeitet; was an Gedichten geboten wird, sind nicht bloß hübsche Verse für Declamations- und Gedächtnisproben, sie erfreuen sich fast alle eines tieferen Gehaltes. Unter den größeren Beyträgen ist das aus drey Abtheilungen bestehende Märchen: „Mißbezahl und seine Schwestern,“ eine Arbeit, welche zu den Musterstücken dieses Faches gehört und worin Houwald sein schönes Doppeltalent als Dichter und Erzähler glänzend geltend macht. Das Äußere des Büchleins ist auf eine höchst geschmackvolle Weise ausgestattet, wie sich dieß von einer der solidesten Handlungen Deutschlands, an die ein so begabter und anerkannter Autor wie Houwald alle Geistesproducte abgibt, erwarten läßt. Die Kupfer sind ausdrucksvoll und hübsch illuminirt, der Druck ist splendid und rein; den Einband schmückt ein netter Congrevedruck: die ganze Erscheinung ist dem Innern wie dem Äußeren nach ausgezeichnet.

„Lieb Tantechen aus Marienburg.“ Eine Sammlung von moralischen Erzählungen aus Preußens Vorzeit, für Kinder beyderley Geschlechts von zehn bis vierzehn Jahren. Von J. Sartori (Neumann). Ein passendes Weihnachts- oder Geburtsgeschenk. Danzig, bey Anhuth 1833. S. 287, mit 6 illum. Lithographien.

Mad. Vollmer, die Schwester des Hrn. Orff, trifft von Marienburg in Berlin ein, längst erwartet von der Familie ihres Bruders und ganz besonders von den Kleinen, welche sich auf ihre mannigfaltigen und unterhaltenden Erzählungen freuen. Die Geschichten, welche sie des Abends in diesem Familienkreise vorträgt und welche durch wohlersonnene Einwürfe der jungen Zuhörer, wie durch geeignete Erläuterungen der Erzählerin zuweilen unterbrochen werden, bilden den Inhalt dieses Bändchens, welches zwar aller äußeren Eleganz entbehrt, aber durch das innere Material hinlänglich für den Verlust einer Augenweide entschädigt, die hier durch Unterhaltung und Belehrung vollkommen ersetzt wird. Wir hatten erst vor Kurzem Gelegenheit eine Schrift derselben Verfasserinn („Novellen“ Leipzig bey Engelmann), welche zwar dem rein belletristischen Gebiete angehörte, in diesen Blättern (Nr. 85.) anzuzeigen und fanden damals Gelegenheit, ihr Erzählertalent, welches sich gern mit historischen Stoffen befaßt, beachtenswerth zu finden. Wir lernen sie in vorliegendem Buche, nach den Worten ihrer Vorrede, als die Vorsteherinn einer Erziehungsanstalt für junge Mädchen kennen, und was sie als „Marienburger Tante“ der Jugend bietet, zeugt allerdings von Erfahrung, richtiger Wahl und gutem Geschmacke. Wir finden hier fast durchgehends Erzählungen aus dem Mittelalter, welche sich an die Geschichte Preußens (das Vaterland der Verfasserinn) anschmiegen; der Wahrheit wurde der erste Platz einge-

räumt und an diese wurden unterhaltende Mittheilungen moralischen Inhaltes angeknüpft, welche jedem Kreise junger Leser Vergnügen und zugleich eine anmuthige Belehrung gewähren werden. — Der große Remter des Schlosses von Marienburg ist ein Saal, dessen gewölbte Decke, wie der ganze Theil des Schlosses, worin er befindlich, auf einem einzigen Pfeiler ruht, der durch alle Etagen, durch alle Gewölbe unter der Erde bis auf den Grund geht; diesem Remter haben, nachdem der König selbst alles in dem denkwürdigen Marienburg wieder herstellen lassen, was Menschenhände zerstört hatten, die hohen Mitglieder des königlichen Hauses zehn Fenster verehrt, auf welchen Gegenstände aus der Geschichte Preußens in schönen Glasmalereien dargestellt sind, und an einige dieser bildlichen Darstellungen schließen sich die erzählenden Paraphrasen der „Tante von Marienburg.“ Sollte Ref. sehr streng urtheilen, so müßte er allerdings erwähnen, daß die Beygaben von dem historischen Material mitunter etwas zu scharf geschieden erscheinen und daß die Verfasserinn diesen Amalgamirungsprozeß nicht überall sorgfältig genug beachtet hat. Wir deuten dieß nur leicht an, und glauben, daß ein so begabtes Talent für künftige Leistungen dieses Gebietes den Maßstab zu einer solchen Vervollkommnung gewiß in sich selbst auffindet. Noch müssen wir die Sage, „die bestrafte Neugierde,“ näher ins Auge fassen, worin der Verfasserinn die märchenhafte Gestaltung nicht ganz gelungen ist. So wie es hier geboten wird, ist es einem französischen Märchen früherer Periode allzu ähnlich, und daß deutsche Märchen für die Jugend eine etwas tiefere Tendenz und sorglichere Behandlung erfordern, daran haben uns die vortrefflichen Leistungen der Gebr. Grimm, und Contessa's, Houwal'd's, Hauff's und Hofmann's ausgezeichnete Arbeiten dieser Art verwöhnt. Lobenswerth finden wir die Lebendigkeit, Wahrheit und Natürlichkeit, mit welcher jedesmal die moralische Nutzenwendung herbeigeführt ist; und besäße das Büchlein keine weiteren Vorzüge, — deren wir jedoch schon einen guten Theil im Eingange dieser Anzeige erwähnten, — so wäre dieser hinlänglich zu seiner Empfehlung. — Beyde Jugendschriften sind in der C. Gerold'schen Buchhandlung vorräthig. p.

„Volkskalender“ für alle Provinzen der österreichischen Monarchie zur Einführung und Verbreitung gemeinnütziger Anstalten, insbesondere der ersten österreichischen Sparcasse u. s. w. Erster Jahrgang. Wien 1834. Bey Franz Tendler. S. 28 und 58; in 4.

Jeder neue Kalender bringt gewöhnlich auch eine neue Rubrik, welche für ihn Interesse erregen und seine Fortdauer begründen soll. Auch der vorliegende ist mit einem solchen anziehenden Artikel versehen, welcher sich auf die erste österreichische Sparcasse in Wien und auf die hiemit in nächster Verbindung stehende allgemeine Versorgungsanstalt für Untertanen des österr. Kaiserstaates bezieht. In einem ausführlichen, wohlgeschriebenen Aufsätze, der durch tabellarische Beysagen hinlänglich beleuchtet ist, wird hier das gemeinnützige heilsame Unternehmen nach allen seinen Beschaffenheiten und Bedingungen zur Anschauung des Lesers gebracht, durch welche populäre und gründliche Darstellung die Verbreitung des löblichen Institutes nur gewinnen kann. In nächster Reihe schließt sich eine patriotische Rubrik: „Biographien der um die Wohlthätigkeitsanstalten Österreichs ausgezeichnet verdienter Männer neuester Zeit,“ an, welche heuer einen Lebensabriß des vielfach verdienstlichen weil. k. k. Rathes und Prof. J. E. v. Sonnleitner bietet, — eine Abtheilung, die ihrem Inhalte nach dem Zwecke dieses Buches eben so angemessen, als letzterer selbst durchaus lobenswerth ist. Um so wünschenswerther wäre es daher gewesen, die äußere Ausstattung mit dem innern Streben in einem bessern Verhältnisse zu finden — und in dieser Hinsicht möchten wir kommenden Jahrgängen mehr Sorgfalt und Eleganz empfehlen. p.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schich.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Dienstag, den 24. December 1833.

154

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Bey Andreas Hoyer's Standbilde.

Vom Hrn. Prof. Schaller.

Sonett.

Laß' sie frey in stolzen Falten wehen
Die Fahne, die im treuen Arm' Dir ruht;
Du lebst ja noch! — ich seh' des Lebens Blut,
Den Heldengeist durch Deine Glieder gehen!

So sah Dich einst Tyrol auf seinen Höhen,
Das Banner hehend zu der Heimat Huth,
So sah der Feind — bedeckt mit Schmach und Blut —
Als Sieger Dich am Berge Isel stehen.

Du bist der Sieger! — ob mit gift'gen Krallen
Verrath und Bosheit Dich auch niedertrat;
Dein Ruhm ist nicht zu Mantua gefallen.

Die Deinen kennen Dich, — das muß Dich lohnen —
Dein Kaiser ehrt, was Deine Treue that:
Und willig reicht die Kunst Dir ihre Kronen!

L. F. Lumaü.

Der Werth des Lebens.

Eine Erzählung aus den hinterlassenen Schriften eines französischen Edelmannes.

Nach dem Französischen von Eduard North.

Eben öffnete der Bediente die Thüre des Saales, um uns anzuzeigen, daß die Postpferde bereits angespannt wären. Da umarmten mich Mutter und Schwester. „Noch ist es Zeit,“ sagten sie mir, „entsage dieser Reise und bleibe bey uns.“ — „Mutter, ich bin Edelmann, und zwanzig Jahre alt; ich muß meinen Namen berühmt machen. Dieß Ziel kann ich nur in dem Heere, oder bey Hofe erreichen.“ — „Und wenn du fort bist, sage mir, mein Sohn, was soll aus mir werden?“ — „Sie werden glücklich und stolz seyn, wenn Sie von Ihrem Sohne und seinen Thaten hören.“ — „Und wenn du, was Gott ver-

hüten wolle, vielleicht in einer Schlacht das Leben verlöre?“ — „Nun denn, so ist es ja nur das Leben. Wenn man zwanzig Jahre zählt, und Edelmann ist, so denkt man nur an Ruhm und Ehre. Und wenn Sie, liebe Mutter, nach einigen Jahren mich mit einer bedeutenden Hofwürde bekleidet, als Obrist, oder vielleicht gar als General werden zurückkehren sehen?“ — „Nun, was wird dann geschehen?“ — „Jedermann wird mich hier achten und schätzen.“ — „Und dann?“ — „Wird Jedermann ehrerbietig den Hut vor mir abziehen.“ — „Und dann?“ — „Werde ich meine jungen Schwestern versorgen, meine liebe Cousine Henriette heirathen, und dann wollen wir Alle mit Ihnen, liebe Mutter, hier auf meinem Gute glücklich und zufrieden leben.“ — „Und was hindert dich, mein Sohn, nicht heute schon dich dieses Glückes zu erfreuen? Hat dein Vater uns nicht das bedeutende Vermögen in der Bretagne hinterlassen? Gibt es wohl zehn Meilen in der Runde ein herrlicheres Besitzthum und ein schöneres Schloß, als jenes von la Roche-Bernard? Bist du nicht von deinen Vasallen geachtet? unterläßt es wohl einer, wenn du durch das Dorf gehst, dich ehrerbietig zu begrüßen und den Hut vor dir abzugeben? O mein Sohn, verlasse uns nicht, bleibe bey deinen Freunden, bey deinen Schwestern, bey deiner alten Mutter, welche du bey deiner Rückkehr vielleicht nicht wieder finden wirst; verschwende die Lebensstage nicht, welche so schnell dahin fließen, in eitlem Ruhme, und verkürze sie nicht mit Sorgen und Qualen aller Art. Das Leben ist ja so süß, mein Sohn, und die heimische Sonne der Bretagne leuchtet so herrlich!“ — Während meine Mutter so mit mir sprach, zeigte sie mir von den Fenstern des Saales die schönen Alleen meines Parkes, die alten mit Blüthen bedeckten Kastanienbäume, und die herrlichen Lilas und Nachtschatten, deren Wohlgerüche die Luft mit balsamischen Düften erfüllten. Im Vorgemache fand ich den Gärtner mit Weib und Kindern. Betrübt und in sich gekehrt standen sie da; auch ihre Blicke schienen mir zu sagen: reiset nicht, junger Herr, verlasset uns nicht. Hortensie, meine ältere Schwester, drückte mich mit Hefigkeit in ihre Arme, und Amalie, meine jüngere Schwester, welche eben in einem Bande Lafontaine's geblättert hatte, reichte mir das Buch und sagte weinend: „Lies, lies, mein Bruder!“ — Es war die Fabel der zwey Tauben. . . . Da entriß ich mich mit Ungestüm ihren Armen, und sagte: „Ich bin zwanzig Jahre alt, und Edelmann, ich will Ehre und Ruhm mir erwerben; laßt mich fort!“ Und schnell eilte ich über die Schloßstreppe.

Eben wollte ich in den Wagen steigen, als ich auf der letzten Stufe ein herrliches Mädchen erblickte, es war Henriette, meine geliebte Henriette. Sie weinte nicht, . . . sie sprach nicht, aber blaß und zitternd vermochte sie kaum sich aufrecht zu erhalten. Mit dem weißen Tuche, welches sie in der Hand hielt, winkte sie mir ein stummes, letztes Lebewohl zu, . . . und fiel bewusstlos zu Boden. Ich erhob sie, drückte sie an mein Herz, und schwur ihr treue Liebe durch das Leben; . . . und in dem Augenblicke, in welchem sie sich erhob, überließ ich sie der Sorgfalt meiner Mutter und Schwestern, und schwang mich in den Wagen, ohne auch nur den Kopf zu wenden. Hätte ich Henriette angesehen, ich wäre nicht gegangen. . . . Wenige Minuten später rollte mein Wagen schon auf der Heerstraße.

Lange dachte ich nur an meine Schwestern, an Henrietten, an meine Mutter, und all das Glück, welches ich zurückließ; diese Gedanken verloren sich aber in dem Maße, als die Thürme von la Roche-Bernard meinen Blicken

entschwanden, und bald bemächtigten sich die Träume des Ehrgeizes und Ruhmes meiner Seele. Welche Entwürfe! welche Luftschlöffer! was für schöne, erhabene Handlungen ich in meinem Reisewagen vollbrachte!! Reichthümer, Würden, Erfolge aller Art hatte ich bereits verdient, und auch erreicht, und meine glühende Einbildungskraft ließ mich schnell alle Ehrenstufen bis zu dem Höchsten durchlaufen. Ich war Herzog und Pair, Gouverneur einer Provinz, und Abends, als ich in einem Gasthose anlangte, bereits Marschall von Frankreich. Da entriß mich die Stimme meines Bedienten, welcher mich mit dem ganz bescheidenen Titel: Herr Ritter, ansprach, meinen süßen Träumereien, und ich mußte mich nun wohl entschließen, allen meinen so schnell erlangten Ämtern und Würden zu entsagen. Den nächsten, und auch die folgenden Tage erfüllten mich dieselben Gedanken, dieselben Täuschungen, denn mein Ziel war entfernt. Ich reiste in die Gegend von Sedan, zu dem Herzog von C****, einem alten Freunde meines Vaters und Beschützer unserer Familie. Er sollte mich nach Paris führen, wo er zu Ende des Monats erwartet wurde. Dann sollte er mich zu Versailles dem Hofe vorstellen und mir eine Dragonercompagnie verschaffen. Er dachte hiezu den Einfluß seiner Schwester, der Marquise von F*** zu benützen, welche eine junge schöne Frau war, und welche die allgemeine Stimme bereits als die Nachfolgerinn der Frau von Pompadour bezeichnete; ein Plaz, welchen sie, wie man behauptete, schon seit längerer Zeit mit vollem Rechte ansprechen durfte.

Ich kam spät Abends in Sedan an, und da es bereits zu spät war, um mich meinem Beschützer auf seinem Landsitze vorzustellen, so verschob ich diesen Besuch auf den nächsten Tag, und stieg in dem besten Gasthose der Stadt, zum „Wapenschild von Frankreich“ genannt, ab. Hier war der Versammlungsort aller Officiere, denn Sedan ist ein befestigter Plaz, eine Garnisonsstadt; die Straßen haben ein kriegerisches Ansehen, und selbst die Bürger eine militärische Haltung, welche jedem Fremden zu sagen scheint: „Wir sind Landsleute des großen, unsterblichen Turenne.“

Ich nahm mein Nachtmahl an der Table d'hôte, und erkundigte mich, welchen Weg ich nehmen müßte, um zum Schlosse des Herzogs von C**** zu gelangen, welches drey Meilen von der Stadt entfernt lag. „Jedermann wird Sie dahin weisen,“ antwortete man mir, „denn es ist im ganzen Lande bekannt. In diesem Schlosse starb ja ein großer Krieger: der Marschall F a b e r t.“ Und sogleich fiel das Gespräch auf diesen berühmten Mann, was unter jungen Officieren wohl natürlich war. Man sprach von seinen Schlachten, von seinen Thaten, und von seiner Bescheidenheit, die ihm nicht gestattete, die Adelsbriefe und den Heiligengeistorden, welche Ludwig XIV. ihm zur Belohnung seiner ausgezeichneten Dienste angeboten hatte, anzunehmen; — man sprach vorzüglich von dem unerhörten Schicksale, welches ihn, den Sohn eines Buchdruckers, vom gemeinen Soldaten bis zum Marschall von Frankreich erhob hatte. — Es war damals das erste Beyspiel eines so außerordentlichen Glückes, welches das Volk, selbst als F a b e r t noch lebte, nur aus übernatürlichen Ursachen sich erklären konnte. Man sagte, daß er schon in seiner Kindheit sich mit Magie und Schwarzkünslerey beschäftigt, und mit dem Teufel einen Bund geschlossen habe. Unser Gastwirth, welcher Dummheit und Leichtgläubigkeit vereinigte, versicherte uns mit dem größten Ernste, daß man auf dem Schlosse des Herzogs von C****, in welchem F a b e r t starb, einen unbekanntem schwar-

zen Mann gesehen habe, welcher in dessen letzter Stunde in sein Zimmer gedrungen, und nachdem er seine Seele, welche er schon früher gekauft, mit sich genommen hätte, wieder verschwunden sey, und daß man jetzt noch daselbst alle Jahre im Monat May, an dem Sterbetage des Marschalls, Abends einen kleinen schwarzen Mann, mit einem Lichte in der Hand, erblicke. Diese Erzählung erheiterte unsern Nachtisch, und wir leerten noch einige Flaschen Champagner auf das Wohl dieses bösen Geistes, indem wir uns seinem mächtigen Schutze empfahlen und ihn baten, uns doch einstens Schlachten, wie jene von Collioure und la Marfée gewinnen zu lassen.

Den nächsten Tag stand ich frühe auf, und begab mich nach dem Schlosse des Herzogs von G***, einem unermesslichen gothischen Gebäude, welches ich sonst kaum bemerkt hätte, das ich aber in diesem Augenblicke, ich gestehe es, mit Neugierde und beynähe mit Scheu betrachtete, indem ich mich eben des Märchens erinnerte, welches uns am Vorabende der Wirth zum „Wapenschild von Frankreich,“ erzählt hatte.

Der Bediente, an welchen ich mich wendete, antwortete mir, er wisse nicht, ob der Herzog sichtbar sey und Jemanden empfangen würde. Nachdem ich ihm meinen Namen genannt hatte, ging er weg und ließ mich allein in einem großen Saale, einer Art von Waffenhalle, welche mit Jagdattributen und Familiengemälden verziert war.

Ich wartete eine Weile, es kam Niemand. „Diese Laufbahn des Ruhmes und der Ehre, von welcher ich so schön geträumt hatte, beginnt denn im Vorzimmer,“ sagte ich mir, und bald bemeisterte sich die Ungeduld meiner; ich hatte bereits sämtliche Familiengemälde und die Verzierungen der Saaldecke zwey- oder dreyimal durchgemustert, als ich ein leises Geräusch hörte. Der Wind hatte eine Thüre, welche ich bisher nicht bemerkt hatte, geöffnet. Da sah ich ein sehr schönes Cabinet, das eine Glashüre und zwey große Fenster hatte, welche die Aussicht auf einen prachtvollen Park gewährten. Ich war bereits in dieses Gemach getreten, als ein ganz besonderer Anblick, welcher sich mir darbot, meine Schritte aufhielt. Ein Mann, mit dem Rücken gegen die Thüre gelehrt, durch welche ich eingetreten war, lag auf einem Ruhebetto. Plötzlich stand er auf und ging, ohne mich zu bemerken, mit Ungestüm zu dem Fenster. Thränen rollten über seine Wangen, und eine tiefe Verzweiflung lag in allen seinen Zügen. Einige Augenblicke blieb er, die Hände vor dem Gesichte, stehen; dann fing er an mit großen Schritten auf und ab zu gehen, — plötzlich stand er vor mir; — er erschrak, als er mich erblickte, und ich war meines unüberlegten Benehmens wegen verlegen, stotterte einige Worte der Entschuldigung, und wollte mich zurückziehen. „Wer sind Sie? was wollen Sie?“ sprach er mit starker Stimme, und hielt mich am Arme zurück. „Ich bin der Ritter von La Roche-Vernard und komme aus der Bretagne.“ — „Ich weiß es,“ antwortete er mir und umarmte mich. Dann nöthigte er mich, an seine Seite mich zu setzen, und sprach mit vieler Lebhaftigkeit von meinem Vater und meiner Familie, welche er so genau kannte, daß ich nicht mehr zweifelte, daß er der Besitzer des Schlosses sey. „Ich habe also die Ehre mit dem Herzoge von G*** zu sprechen,“ sagte ich ihm. Da stand er auf, starrte mich einige Augenblicke mit einer krampfhaften Überspannung an, und antwortete mir: „Ich war es einst; ich bin es nicht mehr; ich bin nichts mehr;“ und als er das Erstaunen, welches mich bey diesen Worten ergriffen hatte, bemerkte, rief

er mit Hefigkeit: „Nicht ein Wort, nicht eine Frage mehr, junger Mann!“ — „Wenn ich, ohne es zu wollen, ein unberufener Zeuge Ihres Kummers und Ihrer Leiden war, so kann ich doch vielleicht durch meine innige Theilnahme und Hingebung Ihren Schmerz lindern,“ sprach ich zu ihm. — „Ja, ja, Sie haben Recht,“ antwortete er mir, „nicht etwa, daß Sie im Stande wären, irgend etwas an meinem Schicksale zu ändern, sollen Sie doch meine letzten Wünsche, meinen letzten Willen empfangen; es ist der einzige Dienst, welchen ich von Ihnen erwarte.“ Er schloß die Thüre und setzte sich zu mir, indem ich tief erschüttert seiner Rede harrete; sie war ernst und feyerlich. Vorzüglich aber hatten seine Gesichtszüge einen Ausdruck, welchen ich noch bey keinem Menschen gesehen hatte. Seiner Stirn, welche ich besonders aufmerksam betrachtete, schien sein unglückliches Verhängniß gleichsam aufgedrückt. Sein Gesicht war blaß, seine schwarzen Augen funkelten wie Blitze, und von Zeit zu Zeit zogen sich seine Büge, obgleich durch Leiden zerstört, in ein ironisches, unheimliches, ich möchte beynah sagen, teuflisches Lächeln zusammen. „Was ich Ihnen erzählen werde,“ sagte er mir, „wird Ihren Verstand verwirren; Sie werden Zweifel hegen, Sie werden es nicht glauben; gibt es ja doch Augenblicke, in welchen ich selbst oft zweifeln möchte, wenn ich es nur könnte; allein die Beweise sind da, und dann gibt es ja in Allem, was uns umgibt, selbst in unserer eigenen Organisation, wohl noch ganz andere Geheimnisse, deren Einflüssen wir unterliegen, ohne sie ergründen zu können.“ Da hielt er einige Augenblicke inne, gleichsam um seine Gedanken zu sammeln, fuhr mit der Hand über die Stirne, und begann seine Erzählung: „Ich bin in diesem Schlosse geboren. Ich hatte zwey Brüder, beyde älter als ich, denen die Reichthümer und Titel unseres Hauses zufallen sollten. Mir blieb daher nichts übrig, als Abbé zu werden, oder mich der richterlichen Laufbahn zu widmen; und doch war mein Kopf nur mit Gedanken von Ehrgeiz und Ruhm erfüllt, bey welchen mir das Herz mächtig pochte. Unglücklich in meinem Daseyn, nach Auszeichnung geizend, dachte ich stets nur auf Mittel, dieses Ziel zu erreichen; und dieser Gedanke machte mich unempfindlich für alle Genüsse und Freuden des Lebens. Die Gegenwart war mir nichts; ich lebte nur in der Zukunft, und diese zeigte mir nur düstere Bilder. Ich zählte schon beynah dreyßig Jahre, und war noch nichts. Eben damals erhoben sich in der Hauptstadt von allen Seiten jene schriftstellerischen Namen, deren Ruf bis in unsere Provinz wiederhallte. „Ach,“ sagte ich mir oft, „könnte ich mich wenigstens nur in der Literatur berühmt machen, es wäre ja doch immer eine Auszeichnung!“ und dieß war ja das einzige, heißersehnte Ziel, welches ich zu erreichen mich bestrebte, und in welchem ich nur allein das Glück zu finden wähnte.“

(Der Schluß folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

London, Ende September 1833.

Unsere gute Stadt hat denen, welchen ihre Verhältnisse es nicht erlaubten, sie während der schönen Jahreszeit zu verlassen, in diesem Augenblicke nur wenig Neues oder Ergötzliches zu bieten. Die Vergnügungen, die man ihnen für den Sommer bereitet hatte, hören nach und nach auf, und es bleibt ihnen für die Entbehrungen der Gegenwart kein anderer Trost, als die Anstalten, die man für den herannahenden Winter macht, und die allerdings zu einigen Hoffnungen berechtigen. La porte ist in Paris,

um Tänzer zu engagiren, er hat bereits einen Contract mit Mlle. Tagliani geschlossen. Er wird auch nach Deutschland und Italien gehen, um mit Künstlern für die italienische Oper in Unterhandlungen zu treten. Ungeachtet des hohen Miethzinses für das Haus — 10000 L., von denen 4000 L. sogleich erlegt werden müssen — zweifelt doch Niemand, daß Hrn. Laporte die Direction des Kings Theatre für die nächste Spielzeit zufallen werde.

Mr. Knowles hat es über sich genommen, für das Victoria-Theater, bey dem er sich für eine gewisse Anzahl Vorstellungen engagirt hat, ein neues Stück zu schreiben. Zum Vorwurf hat er sich die von unsern Chroniken berichtete Geschichte Perkin Warbeck's gewählt, die schon vor zweyhundert Jahren von John Ford, und später wieder, im Jahre 1745, von Charles Macklin, einem Schauspieler, und von Joseph Edler, einem Anwalt, für die Bühne benutzt ward. Ford's Stück ward auf dem Phönixtheater aufgeführt, und soll zu seiner Zeit viel Zulauf gehabt haben. Auch Edler's Drama machte Glück; ganz anders verhielt es sich jedoch mit dem Stücke des armen Macklin; es wurde nur ein einziges Mal gegeben, und verursachte dem Verfasser einen Verlust von zwanzig Pfund. Der Schauspieler Badeleny pflegte folgende Anekdote zu erzählen: „Ich saß einst mit Macklin, als er sich bereits von der Bühne zurückgezogen hatte, in einem Eiderkeller; wir sprachen vom Métier, in dessen Literatur ich niemals sehr stark gewesen.“ „Woher mag es wohl kommen,“ sagte ich unter andern, „daß die Geschichte Perkin Warbeck's nie zu einem Stoffe für die Bühne benützt worden ist; sie bietet so Vieles, was auf den Bretern Effect machen würde.“ „Sie ist benützt worden,“ erwiderte Macklin mürrisch. „Wirklich! und wie ward das Stück aufgenommen?“ „Es fiel durch, Herr!“ „Ziel durch! wie ist das möglich, ein Gegenstand, von dem man glauben sollte, er sey nicht todt zu machen! Das Stück muß erbärmlich schlecht geschrieben gewesen seyn, einen Stockfisch zum Verfasser gehabt haben; könnten Sie mir nicht sagen, Mr. Macklin, wie er hieß?“ „Charles Macklin,“ blöckte mein alter College.

Auch die Direction des Coventgardentheaters hat Hrn. Knowles aufgefordert, ein Stück für ihre Bühne zu schreiben, und sich erboten, ihm 500 Pfund baar und im voraus dafür zu bezahlen; er hat aber den Antrag zurückgewiesen. Ungeachtet dieser Vorschläge, die nicht auf Vernachlässigung schließen lassen, scheint Hr. Knowles doch zu glauben, es bewähre sich an ihm das Sprichwort vom Propheten und vom Vaterlande: er gedenkt auf einige Zeit nach Deutschland zu gehen. Deutschland und die Deutschen sind jetzt bey uns fast eben so sehr in der Mode wie in Frankreich, selbst bey denen, welche die liebe Nation mit den Holländern verwechseln, und sie the Dutch nennen; zum Zeichen unserer Achtung haben wir ihr die Benennung abgetreten, mit der Voltaire einst uns beehrte; wir nennen sie ein denkendes Volk.

Überhaupt stehen Ihnen die Besuche mehrerer unserer Celebritäten bevor; es verlaute, daß Miß Kelly Sie gleichfalls durch ihren Anblick zu erfreuen gedenkt, und ich glaube sogar, daß Lady Morgan ähnliche Absichten hegt. Sie befindet sich gegenwärtig in Brüssel, wo sie damit beschäftigt ist, ein Werk über Belgien zu schreiben. Geht sie wirklich nach Deutschland, so geschieht es in keiner andern Absicht, als um ein Buch darüber zu schreiben, in welchem das Land und seine Bewohner nicht viel besser wegkommen dürften, als in dem Werke der Frau von Staël: Lady Morgan schreibt so ziemlich unter denselben Einflüssen, und unter denselben Umständen, unter welchen die Verfasserin der „Corinna“ schrieb, mit dem einzigen Unterschiede, daß sie keinen Schlegel zum Dolmetscher hat. Übrigens verliert der Zauber, den unsere Verühmtheiten über uns üben, durch ihre Abwesenheit nichts von seiner Wirksamkeit, wie Sie aus folgender Geschichte erschen können. Vor einiger Zeit ward ein bleicher, abgehungerter, junger Mensch festgenommen, weil er das Fenster im Laden eines Pfänderverleiher's eingestossen, um eine silberne Pfefferbüchse zu entwenden. Beym Verhör ergab es sich, daß er ein Schuhmacherlehrling war, der vor ungefähr achtzehn Monaten seinen Meister verlassen. Um diese Zeit war nemlich sein Vater gestorben, durch dessen Tod ihm 100 Pfund zugefallen, die er angewendet, die Freuden der Hauptstadt kennen zu lernen. Im Coventgardentheater sah er Miß Fanny Kemble, und verliebte sich dermaßen in sie, daß er, so lange sein Geld dauerte, keine Vorstellung, in der sie spielte, versäumte. Als der schlechte Zustand seiner Casse ihm nicht länger erlaubte, sie in Person zu bewundern, kaufte er sich eines der in Kupfer gestochenen, mit bunten Farben ausgemalten Porträts, die sie vorstellen sollen, und die an allen Ecken feil geboten werden. Vor diesem Conterfey, das er in seinem Zimmer aufhing, laß er ganze Nächte hindurch mit lauter Stimme Stellen aus „Romeo und Julie.“ Der Lärm, den er dabey machte,

und sein sonstiges, höchst seltsames Betragen veranlaßte die Leute, bey denen er wohnte, ihm aufzusagen. Seit dieser Zeit sah man ihn unordentlich gekleidet auf den Feldern und in den entlegeneren Theilen der Stadt herumirren. Als Anreiz zu dem begangenen Diebstahle gab er nicht Mangel, sondern den Wunsch an, transportirt zu werden; denn, sagte er, seitdem er gehört, Miß *Remble* werde nicht mehr nach England zurückkehren, sey es sein sehnlichster Wunsch, dieses Land gleichfalls zu verlassen.

Aber auch Beweise von der Wandelbarkeit der Volksgunst erhalten unsere Lieblinge des Publicums zuweilen. Vor einigen Abenden sollte *Mr. John Reeve*, nachdem er in der „*Court Masque*“ gesungen, in einem zweiten Stücke spielen. Der Anfang dieses Stückes verzögerte sich so lange, daß die Zuschauer anfangen unzweydeutige Zeichen ihrer Ungeduld zu geben. In diesem kritischen Augenblicke trat *Hr. Salter* hinter dem Vorhange hervor, und versicherte mit traurig-komischem Ernste, daß *Hr. John Reeve*, wegen einer plötzlichen Unpäßlichkeit, nicht im Stande sey in der ihm bestimmten Rolle im zweiten Stücke aufzutreten, und daß *Hr. Orberry* sie übernommen habe. *Hrn. Salter's* Nachricht ward mit lautem Lachen aufgenommen; das Publicum wollte sich keinen Tausch gefallen lassen, sondern verlangte mit lustigem Getöse *Hrn. Reeve*. Dieser erschien auch endlich, und entschädigte die Zuschauer für die durch seinen Eigensinn veranlaßte Zögerung durch die lustige und verlegene Weise, auf welche er seine Rolle abhispelte. Nur wenige Abende zuvor hatte man einen seiner Verehrer, der seinen Beyfall zu laut geäußert, und sogar seine Gesundheit in Rum getrunken, dessen er zu diesem Behufe eine Flasche eigens mitgebracht, mit Gewalt aus dem Theater entfernen müssen.

(Der Schluß folgt.)

L i t e r a t u r .

„Gedenke mein.“ Taschenbuch für das Jahr 1834. Dritter Jahrgang. Verlag von Friedr. Pfau t s c h . S. 300 mit VI Kupfern und einem gestochenen Widmungsblatte. 12.

Das „Gedenke mein,“ erst seit Kurzem in der Reihe der Taschenbücher eingebürgert, zeichnet sich durch äußere Eleganz sehr vortheilhaft aus. Der Verleger bietet in dieser Rücksicht alles auf, seinen Artikel allen übrigen mitconcurrirenden, nicht nur gleich, sondern wo möglich auch über die Mehrzahl derselben zu stellen. Ein solches Streben, da es ein unumstößlicher Beweis von Geschmack und Industrie zugleich ist, verdient von dieser Seite betrachtet rühmend gewürdigt zu werden. Der für eine Festgabe so passende Titel, wie diese äußere Eleganz, sichern dem freundlichen Büchlein eine ziemlich verbreitete Theilnahme, welche sich durch die vorliegende Fortsetzung des Almanachs deutlich bekundet, und mithin ist anzunehmen, daß diese Neujaarspende in literarischer wie in bibliopolischer Hinsicht einen erfreulichen Erfolg gewinnt. Betrachtet man das „Gedenke mein“ seinem gesammten Inhalte nach, so fühlt man sich freylich zu der Bemerkung veranlaßt: daß hier eine sichtigende Hand in etwas abzugehen scheint, und daß bey der Redigirung an manchen Beiträgen mehr der Umfang und die äußere Form als die innere Harmonie und ihr Zusammenpassen ins Auge gefaßt wurde. Bey einem Büchlein, das sich wie dieses lediglich auf Unterhaltung bezieht, hätten z. B. schon um des ähnlichen Titels willen zwey Erzählungen, wie die „Verlobung“ und „der Hochzeittag“ nicht in einem Jahrgang vereinigt werden sollen. Auch in den prosaischen Gaben von *Gabr. Seidl* und *J. F. Weigl* herrscht eine gewisse innere Affinität, durch welche Bemerkung wir jedoch keinem dieser Beiträge nahe treten, sondern bloß andeuten wollen, daß sie sich getrennt besser ausgenommen hätten. Wir sind nun einmal in die Prosa des Taschenbuches hineingerathen und wollen sie daher gleich etwas schärfer dem prüfenden Blicke unterziehen. Mit der Novelle: „Der Findling“ eröffnet *Hr. v. Brauntal* den Reigen des Taschenbuches. Sie ist ohne Zweifel durch ihren tieferen Gehalt und Ausdruck die vorzüglichste Leistung in Prosa. Schilderung und Charakteristik stehen dem Verf. gleich zu Gebote und er verschmäh't es, sich und den Leser in eine Reihe hunder Ereignisse hineinzustürzen, durch welche Behandlung der Stoff mannigfaltig, das Innere aber gewöhnlich dürftig wird. Wie ein jugendliches Leben fühlt und irrt, und Seligkeit suchend einem trüben Loofe anheimfällt, das enthalten die Blätter dieser Novelle in einer wahren, naturgetreuen, aber allzu tragischen Darstellung. Die Lichtpunkte fehlen und Leben, Liebe und Jugend bieten derselben doch so manche, die auch in ein düsteres Schicksal mild hineinschleuchten. Die Prosa dieser Novelle ist elegant, die malerischen Scenen des Einganges, wie die Schilderungen aus der Gemüthswelt im Verfolge, ausgezeichnet. „*Artour von Bretinville*“ heißt die nächste Erzählung, welche *Hrn. J. F. Weigl* zum

Verfasser und manche recht gefällige Momente hat. „Zu blas!“ Novelle von Gabr. Seidl, hat in ihrer vorliegenden Gestalt, in welcher dem Leser alles ziemlich durchsichtig gemacht und hintennach erst die Erzählung der irrenden Hauptperson vorgebracht wird, etwas Überspanntes, das nicht recht zu fesseln vermag; auch sind die Charaktere der beyden Männer in eine Polarität versetzt, welche die harmlose Übereinstimmung am Schlusse nicht wahrscheinlich macht. Die Erzählung: „Der Hochzeittag,“ von Hrn. v. Eschabuschnigg leidet an einem etwas larmoyanten Wesen: Ref. wenigstens hat die Auseinandersetzung dieser Verhältnisse und das dadurch gewonnene Resultat unangenehm berührt. Regina Froberg brachte eine Erzählung: „Die Verlobung,“ welche eben keine erheblichen Schönheiten bietet und deren Schluß gewissermaßen unausgeführt ist; die Darstellung selbst ist lebendig und mit Kenntniß des Terrains gearbeitet, welchem sie angehört. „Die Alterthümer“ nennt Castelli eine wahre Begebenheit: diese Bezeichnung vermag jedoch weder Interesse zu verleihen, noch die widerliche Färbung abzuwenden. Der Verf. hat uns an bessere Mittheilungen gewöhnt. Von den poetischen Beiträgen, deren das Taschenbuch eine verhältnismäßige Anzahl enthält, nennen wir bloß diejenigen, welche uns gelungen erscheinen. Wir folgen in dieser Rücksicht der Reihe, die sie im Buche selbst einnehmen. Die ersten in der Ordnung sind: Manfred's „lyrische Blätter,“ mitunter wohl ein wenig tändelnd, aber auch diesmal, wie immer, durch Wohlklang und Correctheit beachtenswerth. „Der Doge und das Meer“ und das „Lied des wandernden Geigers“ sind sehr gefällige poetische Gaben von J. N. Vogl; die erstere, eine Ballade, zeichnet sich durch melodischen Klang und dichterische Steigerung aus. „Der Bach und ich,“ ein Lied von Baron Schlehta, ist zart und musicalisch. F. A. Kann's Bild: „Die Braut“ (einem größeren Epos desselben Verfassers: „Der Winter“ entlehnt) ist ein sehr schönes, freundliches Gleichniß. Von Gabriel Seidl's Liedern: „Im Walde“ hat uns besonders Nr. 3 gefallen; es ist poetisch gedacht und ausgeführt. Unser großer Hammer spendet acht Distichen: „Der Schlaf.“ Von Bauerfeld finden wir vier kleinere Gedichte, worunter „die Studierlampe“ recht gefällig ist; die spätern haben eine etwas allzu epigrammatische Pointe. Wir gehen nun zu dem artistischen Theile des Büchleins über, welcher sechs Bilder, deren Stoff dem „Gedenke mein“ entnommen ist, sämmtlich nach Zeichnungen von Fr. Weigl, die beyden ersten von D. Weis, die vier letzten von C. Kotterba in Kupfer gestochen, enthält. Unter diesen ist das Titeltupfer, dem ein englisches Original Harper's zum Grunde liegt, wie das mit „Elementine“ bezeichnete, durch Ausdruck und zarte Behandlung das vorzüglichste. Das Bild zur Ballade: „Der Doge und das Meer“ ist effectvoll, die schwebende Gestalt jedoch nicht bezeichnend genug. „Natale Bordecour“ hat etwas Schwimmendes: eine Sentimentalität jener Gattung, die in keiner Kunst schön ist. An dem letzten Bilde zum „Hochzeittag“ ist der landschaftliche Theil so schön, als die Figuren miflungen. Von allen Kupfern kehrt das Auge immer gern und freundlich zu „Elementine“ wieder zurück, wo sich frisches Leben, Armuth und sinniger Ausdruck paaren. Druck und Papier des Taschenbuches, ersterer aus der verdienstlichen Strgus'schen Officin, sind ganz ausgezeichnet und von dieser Seite wie in Bezug der äußern Eleganz hat das „Gedenke mein“ keine Concurrnz zu scheuen. Genügte der Inhalt für jezt noch nicht allen Anforderungen, so werden kommende Jahrgänge wohl auch dieses Verhältniß ehrenvoll ausgleichen. K.

A n z e i g e.

Die zwey noch übrigen Quartettunterhaltungen der Gebrüder Müller aus Braunschweig werden, nicht wie die bisherige Ankündigung besagt, am Donnerstag, den 26. December, und Sonnabend, den 28., sondern um zwey Tage später, nemlich die nächste Quartettunterhaltung am Sonnabend, den 28. Dec. Mittags halb 1 Uhr, und die folgende, letzte am Montag, den 30. um 5 Uhr Nachmittags, im Saale der Gesellschaft der Musikfreunde Statt finden. Zu diesen zwey Quartettunterhaltungen sind, dem vielfältig ausgesprochenen Wunsche des hochverehrten Publicums entgegenzukommen, halbe Abonnements zu 2 fl. C. M. für den Eintritt, und 2 fl. 30 kr. C. M. für einen gesperrten Sitz in der Musikhandlung des Hrn. Haslinger und an der Casse zu haben. Die einzelnen an besagten Orten zu erkaufenden Eintrittskarten bleiben bey den bekannten Preisen von 1 fl. 30 kr. für den Eintritt und zu 2 fl. für den Sperrsiß.

(Mit Nr. 52 des Notizenblattes.)

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 26. December 1833.

155

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. den H. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 18 fl. 12 kr. halbe und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Der Werth des Lebens.

(Schluß.)

„Ich hatte mir zum Vertrauten meines Kummers einen alten Diener, einen hochbejahrten Mohren erwählt, welcher schon lange vor meiner Geburt im Schlosse war; er war gewiß der Älteste im Hause, denn niemand erinnerte sich der Zeit, in welcher er in dasselbe gekommen war. Die Landleute behaupteten sogar, er habe noch den Marschall Fabert gekannt, und seinem Tode begewohnt.“

In diesem Augenblicke bemerkte Herr von C*** an mir eine Bewegung der Überraschung, unterbrach seine Rede, und fragte mich, was mir wäre. „Nichts,“ antwortete ich ihm; allein unwillkürlich dachte ich an den schwarzen Mann, von welchem uns am Vorabende der Wirth gesprochen hatte.

Er setzte nun seine Erzählung fort:

„Eines Tages überließ ich mich in Jago's Gegenwart (so hieß der Mohr) meiner Verzweiflung über die Verborgenheit und die Nutzlosigkeit meines Lebens, und rief in meinem Unmuth: „Zehn Jahre meines Lebens gäbe ich gerne hin, wenn ich auf der höchsten Stufe unserer Schriftsteller stehen könnte.“ — „Zehn Jahre,“ antwortete er mir kalt, „das ist viel; das! nenne ich wahrlich eine Kleinigkeit theuer bezahlen; indessen, ich nehme eure zehn Jahre an, ja ich nehme sie; erinnert Euch eurer Zusage; ich werde mein Versprechen erfüllen.“ — Es wäre mir unmöglich, Ihnen mein Erstaunen zu beschreiben, als ich ihn so sprechen hörte. Ich glaubte, die Jahre hätten seinen Geist geschwächt, zuckte die Achseln und lächelte. Wenige Tage darauf verließ ich das Schloß, um nach Paris zu reisen. Dort kam ich bald in die Gesellschaft der ersten Schriftsteller. Ihr Beyspiel ermuthigte mich, und bald wurden einige meiner Werke mit dem unglaublichsten Erfolge gekrönt. Ganz Paris wollte sie lesen, mein Lob ertönte in den Journalen, der neue Name, den ich angenommen hatte, bekam eine seltene Berühmtheit, und vielleicht gestern noch, junger Mann, haben Sie selbst ihn bewundert. . . .“

Bei diesen Worten unterbrach eine neue Bewegung meines Erstaunens abermals unser Gespräch. — „Sie sind also nicht der Herzog von C***?“ rief ich.

„Nein,“ antwortete er mir kalt. Da sagte ich mir: „Er ist ein berühmter Schriftsteller. . . Wohl Marmontel, vielleicht d'Alembert, oder wohl gar Voltaire!“

Mein Unbekannter seufzte, und ein kaum bemerkbares, bitteres und verächtliches Lächeln streifte über seine Lippen, dann erzählte er weiter: „Dieser literarische Ruf, nach welchem ich so gedürstet hatte, genügte bald meiner glühenden Einbildungskraft nicht mehr. Ich strebte nach höheren Erfolgen, und sagte zu Jago, welcher mir nach Paris gefolgt war und mich seitdem nicht mehr verließ: „Der wahre Ruhm ist nur jener, welchen man auf dem Schlachtfelde erkämpft. Was ist ein Schriftsteller, ein Dichter? — Nichts. Ein Heerführer, ein großer Feldherr zu seyn, das würde mich beglücken, und um einen großen militärischen Ruhm würde ich wohl noch zehn Jahre meines Lebens geben.“ — „Ich nehme sie an,“ antwortete mir Jago, „ja, ich nehme sie, sie gehören nun mir, vergesset es nicht, Herr!“ — Hier hielt der Unbekannte abermals inne, und indem er die Unruhe und Zweifel bemerkte, welche sich in allen meinen Zügen malten, sprach er zu mir: „Ich hatte es Ihnen wohl gesagt, junger Mann, Sie würden mir nicht glauben; alles dieß scheint Ihnen wohl ein Traum, ein Trugbild! . . . kommt es mir doch selbst so vor. Und doch sind alle die Beförderungen, die Ehren, welche mir zu Theil wurden, keine Täuschungen; diese Soldaten, die ich in das Gefecht führte, die Verschanzungen, welche ich erstürmte, diese eroberten Fahnen, diese Siege, deren Namen in Frankreich wiederhallten; . . . alles, alles dieß war mein Werk. Dieser ganze Ruhm war mein!“ Während er diese Worte mit Feuer und Begeisterung sprach, ging er mit großen Schritten auf und ab. Mich aber hatte die Überraschung auf das höchste ergriffen, und ich fragte mich: „Wer mag er wohl seyn? Coigny? . . . Richelieu? . . . oder vielleicht der Marschall von Sachsen?“

Mein Unbekannter verfiel nun von dem Zustande der höchsten Aufregung in eine völlige Abspannung, und indem er sich mir näherte, sagte er mir mit finstern Blicken: „Jago hatte wahr gesprochen. Und als ich später, des eiteln Waffenruhmes überdrüssig, nur nach dem strebte, was allein auf der Welt einen wirklichen und bestimmten Werth hat; als ich um den Preis von fünf oder sechs Lebensjahren mir Gold und Reichthümer wünschte, entsprach er auch diesem Begehren. Ja, junger Freund, das Glück erfüllte, ja übertraf sogar meine ausschweifendsten Wünsche: Gold, Reichthümer, Güter, Schlösser wurden mir zu Theil.“

„Noch heute Morgens war dieses Alles in meinem Besiz, und wenn Sie etwa an meinen Worten, an jenen Jago's zweifeln. . . . doch warten Sie nur einen Augenblick, er kommt sogleich, und Sie mögen sich dann selbst mit eigenen Augen von der Wirklichkeit dessen überzeugen, was Ihre und meine Sinne so sehr verwirret, und unglücklicherweise nur zu wahr ist.“ Der Unbekannte näherte sich dem Kamine, sah mit einer Bewegung des Schreckens auf die Wanduhr, und sagte mir mit unterdrückter Stimme: „Diesen Morgen, mit Anbruch des Tages, fühlte ich mich so niedergeschlagen und schwach, daß ich kaum die Kraft hatte, mich zu erheben. Ich läutete meinem Kammerdiener; an seiner Stelle kam Jago. „Wie ist mir? welchem Gefühle unterliege ich denn?“ fragte ich ihn. — „Es ist nichts, Herr, es ist der natürliche Lauf der Dinge; die Stunde naht, der Augenblick kommt.“ — „Nun, welcher

denn?“ fragte ich ihn abermals. — „Errathet Ihr ihn nicht? Die Vorsehung hatte Euch sechzig Lebensjahre beschieden. Ihr zähltet, mein Gebieter, deren dreyßig, als ich anfing, Euerm Verlangen zu entsprechen.“ — „Jago,“ sagte ich ihm mit Schrecken, „sprichst du da ernstlich?“ — „Ja, Herr, in fünf Jahren habt Ihr fünf und zwanzig Lebensjahre in Ruhm und Wünschen aller Art ausgegeben; Ihr habt sie mir geschenkt, sie gehören mein, und diese Jahre, um welche Ihr selbst freywillig Euer Leben verkürzt habt, werden mir zugerechnet werden.“ — „Wie, dieß war der Preis deiner Dienste?“ — „Andere haben sie wohl noch theurer bezahlt: wie Fabert, welcher sich auch meines Schutzes erfreute.“ — „Schweige, Schweige,“ sagte ich zu ihm; „es ist nicht möglich, es ist nicht wahr.“ — „Wie Ihr glaubt; allein bereitet Euch, Ihr habt nur noch eine halbe Stunde zu leben.“ — „Du scherzest wohl mit mir, du täuschest mich.“ — „Auf keine Weise, rechnet nur selbst. Fünf und dreyßig Jahre, die Ihr wirklich gelebt, und fünf und zwanzig, welche Ihr verloren habt: machen zusammen — sechzig.“ — Da wollte er das Zimmer verlassen, und ich fühlte, wie meine Kräfte abnahmen, wie das Leben mir entchwand. „Jago, Jago,“ rief ich, „gewähre mir nur einige, nur wenige Stunden noch!“ — „Nein, nein,“ antwortete er mir, „das hieße ja meine Jahre verkürzen, und ich weiß den Werth des Lebens besser als Ihr zu schätzen. Nicht mit allen Reichthümern der Welt könnt Ihr mir zwey Stunden des Daseyns bezahlen.“ — Und ich konnte kaum sprechen, meine Augen trübten sich, und ein kalter Todtschweiß erstarrte mir das Blut in den Adern. — „Nun wohl,“ sagte ich zu ihm, indem ich nur mühsam und mit Anstrengung mehr sprechen konnte; „nimm die Reichthümer, für die ich Alles aufopferte, zurück. Nur vier Stunden noch, und ich leiste Verzicht auf all mein Gold und jenen Überfluß, nach welchem ich so sehr strebte.“ — „Nun wohl, Ihr seyd stets mein guter Herr gewesen, und ich will etwas für Euch thun; ich willige in Euer Begehren.“

„Und ich fühlte mich kräftiger, und rief: „Nur vier Stunden! sie fließen so schnell dahin! Jago! ... Jago! ... gewähre mir noch vier andere, und ich verzichte auf meinen schriftstellerischen Ruhm, und auf alle meine Werke, welche mich so hoch in der Achtung der Welt gestellt haben.“ — „Und dafür fordert Ihr vier Stunden?“ sagte der Mohr mit Geringschätzung. „Es ist viel; indessen will ich Euch die letzte Bitte nicht versagen.“ — „O nicht die Letzte,“ sagte ich ihm, indem ich die Hände faltete, „Jago, Jago, ich beschwöre dich, nur noch bis diesen Abend, die zwölf Stunden, den ganzen Tag lasse mich leben, und die Erinnerung an meine Thaten, meine Siege, meinen Kriegsrühm, Alles, Alles möge sich aus dem Gedächtnisse der Menschen verlöschen! jede Erinnerung an meinen Namen verschwinde! — aber diesen Tag, Jago, diesen ganzen Tag schenke mir, und ich bin zufrieden.“

„Ihr mißbraucht meine Güte,“ antwortete er mir, „und ich mache da einen übeln Handel. Aber gleichviel, Ihr sollet bis Sonnenuntergang leben. Nun stellt Euch aber zufrieden, und fordert nichts mehr. Auf baldiges Wiedersehen, denn Abends komme ich, Euch zu holen.“ — Er ist nun fort,“ sagte der Unbekannte mit Verzweiflung zu mir, „und dieser Tag, an welchem ich mit Ihnen spreche, ist der letzte meines Lebens!“ Dann näherte er sich der Glashüre, durch welche man in den Park gelangte, und rief: „Ich werde diesen schönen Himmel, diese grünenden Wiesen nicht wiedersehen; ich werde

diese wohlriechenden Frühlingsdüfte nicht mehr athmen. Ich unsinniger Thor! Diese Güter, welche der Schöpfer uns Allen gewährte, und für die ich so unempfindlich war, und deren Genuß, deren Werth ich jetzt erst erkenne: fünf und zwanzig Jahre noch hätte ich mich ihrer erfreuen, sie genießen können! Und wie habe ich meine Lebenstage benützt! sie für ein eitles Trugbild geopfert, sie für einen fruchtlosen Ruhm dahingegeben, welcher noch vor mir erlosch! Sehen Sie,“ rief er, „sehen Sie,“ indem er mir die Bauern zeigte, welche sich eben durch den Park mit fröhlichem Gesange zu ihrer Arbeit begaben, „was gäbe ich nicht darum, das schwere Tagwerk, das Elend dieser Menschen theilen zu dürfen! . . . Ich habe aber auf dieser Erde ja nichts mehr zu geben, nichts mehr zu hoffen! . . . nicht einmal Unglück!“

In diesem Augenblicke beleuchtete ein Strahl der schönen Maysonne seine blassen und verwirrten Züge. Da faßte er mich mit Hestigkeit am Arme und sagte mir: „Sehen Sie, sehen Sie doch, wie herrlich die Sonne prangt! und ich muß sie verlassen! . . . Ach, wenigstens will ich sie heute noch genießen, und die Freuden dieses schönen, reinen Tages schlürfen! es ist ja mein letzter!“

Bey diesen Worten verließ er mich plötzlich, lief in den Park, und verschwand bey der Wendung einer Allee, ehe ich ihn zurückhalten konnte.

Ich hätte auch wahrlich nicht die Kraft dazu gehabt. Betäubt, verstört, vernichtet von Allem, was ich eben gesehen und gehört hatte, sank ich auf das Ruhebett zurück. Ich stand wieder auf, um mich zu überzeugen, ob ich auch wach sey, und mich nicht etwa unter dem Einfluß eines Traumes befände. In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre des Cabinets, und ein Bedienter sagte mir: „Der Herzog kommt.“ Ein Mann von beyläufig sechzig Jahren und einer ausgezeichneten Gesichtsbildung näherte sich, und indem er mir die Hand reichte, entschuldigte er sich, daß er mich so lange habe warten lassen. „Ich war nicht im Schlosse,“ sagte er zu mir, „ich komme aus der Stadt, wo ich eine ärztliche Berathung über den Gesundheitszustand meines jüngern Bruders, des Grafen von C** halten ließ.“ — „Er befindet sich doch nicht in Lebensgefahr?“ rief ich. „Nein, mein Herr, Gott sey gedankt,“ antwortete mir der Herzog, „allein in seiner Jugend haben überspannte Begriffe von Ehrgeiz und Ruhm seine Einbildungskraft zu sehr aufgereggt. Erst unlängst hat er eine schwere Krankheit überstanden, welche ihn beynah an den Rand des Grabes brachte, und eine Art von Geistesabwesenheit und Wahnsinn zurückließ, der ihn stets glauben läßt, daß er nur einen Tag mehr zu leben habe. Dieß ist seine Narrheit.“ — Nun konnte ich mir Alles erklären.

„Und jetzt, mein junger Freund,“ fuhr der Herzog fort, „wollen wir sehen, was für Sie zu thun ist, und in wie ferne ich für Ihre Beförderung wirken kann. Wir werden zu Ende des Monats nach Versailles reisen; dort werde ich Sie bey Hofe vorstellen —“ „Ich erkenne Ihre Güte, mein Herzog, und komme, Ihnen dafür meinen verbindlichsten Dank zu bezeigen.“ — „Wie, Sie hätten dem Hofe, und allen Begünstigungen, welche Sie vielleicht dort erwarten, entsagt?“ — „Ja, mein Herr.“ — „Aber bedenken Sie doch, daß Sie mit Hülfe meiner Empfehlung schnell eine glänzende Laufbahn zurücklegen werden, und mit ein wenig Geduld und Ausdauer, in zehn Jahren vielleicht —“ — „Zehn verlorne Jahre!“ rief ich. — „Und sind Ehre, Ruhm und Vermögen damit wohl zu theuer erkauft?“ entgegnete er mir erstaunt. „Nein, junger Mann, wir werden nach Versailles reisen.“ — „Nein, mein Herzog, ich kehre

nach der Bretagne zurück, und bitte Sie nochmals, die wiederholte Versicherung meines innigen Dankes zu genehmigen.“

„Das ist Thorheit!“ rief der Herzog.

Und ich, indem ich an Alles, was ich eben gehört und gesehen hatte, dachte, sagte mir: „Im Gegentheil, . . . das ist Klugheit.“

Schon den nächsten Morgen befand ich mich auf dem Rückwege. Mit welchem unbeschreiblichen Vergnügen ich mein schönes Schloß von la Roche-Bernard, die alten stämmigen Bäume meines Parkes, die herrliche Sonne der Bretagne erblickte! Ich hatte ja meine Vasallen, meine Schwestern, meine alte Mutter, und mein ganzes Glück wiedergefunden! . . . welches mich seit diesem Augenblicke nicht mehr verließ, denn schon in acht Tagen heirathete ich Henrietten.

K a n n e s t a r b *).

Sie sagten mir, daß Du gestorben bist,
Doch mag darum mich Wehmuth nicht erfassen:
Wem nichts des Lieben hier beschieden ist,
Dem kann der Tod wohl nur zum Guten passen!

Ich liebte Dich, Du armer alter Mann,
So reich an Kraft und Stut und regem Willen
Und reich an Planen, die der Geist erfann,
Um, hartbedrängt, sie — niemals zu erfüllen.

O jener Faden, den das Götterkind,
Die Kunst, Dir gab für dieses Wanderleben,
Wie hieltest Du ihn fest im Labyrinth,
Das äffend Dich und trügerisch umgeben.

Da kam die Welt herbey und trat darauf,
Zerschnitt ihn Dir mit ihren scharfen Messern,
Und nöthigte Dir noch das Stückwerk auf,
Den tiefen Riß des Lebens auszubessern.

Und abwärts ging's — mit jener Seelenkraft,
Die Flügel hatte, hoch emporzusteigen;
Zum Leiden ward die Götterleidenschaft,
Und nur in Seufzern löste sich das Schweigen.

Fast siegte sie, die schaaale Alltagswelt,
Und zog in ihren trägen Kreis Dich nieder:
Da rief das Mitleid über'm Sternenzelt,
Und gab Dich Deinem Elemente wieder.

Und läßt Dich dort, von Last und Kummer frey,
Des Geistes Saatenfelder überschauen,
Wie Du sie hier geahnet mancherley,
Doch, muthlos, nicht vermochtest zu bebauen.

Und läßt Dich seh'n, wer's treu mit Dir gemeint,
Und sich so ganz in Deine Leiden schickte,
Und wer, Du lieber, alter, todter Freund,
Mit Rührung nach Dir in die Grube blickte.

Wien, am 19. December 1833.

Manfred.

*) F. A. Kanne, Dichter und Compositeur, starb in seinem 54. Jahre am 16. December d. J.

Correspondenz-Nachrichten.

London, Ende September 1833.

(S c h l u ß.)

„The Court Masque“ ist eine recht hübsche Oper, zu welcher Herold die Musik geliefert hat, und deren Text, von Planché, einige wirklich poetische Stellen enthält, wie z. B. die folgende:

There is peace on the mountains,	Still in mem'ry before me
There is joy in the vales —	All those lov'd places lie,
No tear, save the fountain's,	To my home, oh! restore me —
No sigh, save the gale's.	Or let me — let me die!

„Friede herrscht auf den Bergen und Freude im Thale; es fließt keine Thräne außer der, welche die Quelle weint; es weht kein Seufzer außer dem des Lüftchens. Noch immer sind alle diese geliebten Gegenstände dem Auge der Erinnerung gegenwärtig. O, gebt mich meiner Heimat wieder, oder laßt — laßt mich sterben!“

Die Gesellschaft, welche diesen Sommer hindurch auf dem Victoria-Theater gespielt, macht sehr gute Geschäfte. Abbot, ihr Director, versteht die Sache am rechten Fleck anzugreifen, und vorzüglich am gehörigen Orte zu sparen. Sein Beyspiel hat Hrn. J. Russell, einen unter seinen Kunstgenossen geachteten Schauspieler, zu einer ähnlichen Speculation veranlaßt; er hat, unterstützt von einem Capitalisten, der unbekannt bleiben will, das Strand-Theater gepachtet, und gedenkt auf demselben kleine Stücke im Vaudeville-Genre zu geben. Yates und Matthews gedenken das Adelphi-Theater am 1. October mit Rede's „Loves of the Angels“ zu eröffnen; und an demselben Abende wird auch die erste Vorstellung für diese Saison im Drury-Lane-Theater, nemlich: „The Tempest,“ gegeben werden.

So eben ist ein Knabe aus New-York, Namens Mangleon, hier angekommen, von dessen frühreifem Talente amerikanische Blätter Wunderdinge berichten. Sie sagen, er habe in New-York Othello, Richard, Shylock und andere Rollen, an die sich in der Regel nur die geübtesten Schauspieler wagen, zur höchsten Zufriedenheit der eigensinnigsten Kritiker gespielt. Mehrere unserer Provinzialbühnen haben ihn bereits für eine gewisse Anzahl Vorstellungen in Beschlag genommen.

Die Einwohner von Richmond haben eine Subscription eröffnet, um Keane ein Denkmahl zu errichten. So reichlich auch die Beiträge eingehen, so werden jene Verehrer Keane's wohl kaum im Stande seyn, sich einen Platz für ihr Monument im Innern der Kirche zu verschaffen, denn die bloße Erlaubniß, in dieser ein Denkmahl setzen zu dürfen, kostet 100 Guineen. Engländer lassen sich jedoch durch Schwierigkeiten nicht so leicht abschrecken, und die Einwohner von Richmond haben ein Auskunftsmittel schon in Bereitschaft: bringen sie nicht Geld genug zusammen, einen Platz in der Kirche kaufen zu können, so wollen sie ihr Monument an der innern Seite der Kirchhofmauer aufstellen. Es soll aus einer einfachen Tafel bestehen und die Aufschrift erhalten:

Edmund Keane
Died 15. May 1833
Aged 45.

Take him all in all, we ne'er shall look upon his like again.

Zu deutsch: „Edmund Keane, starb am 15. May 1833, 45 Jahre alt. — Nehmt ihn wie er war, wir werden seines Gleichen nie wieder sehen.“

Hr. Perkins, einer von den wenigen Reichen, die sich ihres Vermögens nur darum freuen, weil es sie in den Stand setzt, ohne Einschränkung Gutes zu thun, und die, wenn es vollbracht, sich schämen, wenn davon gesprochen wird, geht damit um, unserer guten Stadt eine Wohlthat zu bereiten, wie ihr nicht zu Theil geworden, seitdem Sir George Gresham die erste Börse zu London erbaute, und sie seinen Mitbürgern zum Geschenk machte. Er hat in der Umgebung von Islington, an der Hauptstraße nach den nördlichen und östlichen Gegenden des Landes, aus welchen der größte Theil des Schlachtviehes für den Londoner Bedarf kommt, 24 Morgen Landes an sich gebracht, die er zu einem Viehmarkt einrichten läßt. Er hat bereits ein ungeheures Viereck mit einer Mauer umgeben lassen, an deren innerer Seite sich eine Reihe von Schuppen hinziehen, deren Schieferdächer von 244 einfachen dorischen Säulen getragen werden. Diese Schuppen sind in einzelne, an der Vorderseite mit eichenen Pfählen versehene kleinere Behältnisse abgetheilt, von welchen jedes einen feineren Trog enthält, der, vermittelst eines unterm Boden angebrachten Wasserverkes, zu jeder Zeit mit frischem Wasser versehen werden kann. Diese Schuppen können gegen 4000 Stück Rindvieh fassen.

fen, und gewähren den Vortheil, daß der Käufer nicht gezwungen ist, sein Vieh, wie jetzt in Smithfield, unmittelbar nachdem er es gekauft, wegzutreiben, sondern es abhaken lassen kann, wenn er es bequem findet. Der von diesen Schuppen umgebene Raum ist in vier gleich große, von breiten Wegen durchschnittene viereckige Plätze abgetheilt, auf denen Pferde für 40000 Schafe angebracht werden sollen. Verhältnisse zur Aufnahme von Kälbern, Schweinen &c. werden gleichfalls eingerichtet.

Das Kaufhaus ist beynahe fertig; es ist ein solides Gebäude, welches Zimmer zu Comptoirs, zu Versammlungen und überhaupt alles enthält, was dem Zwecke, dem es bestimmt ist, dienlich seyn kann. Unmittelbar neben dem Kaufhause werden Schlachthäuser errichtet, wo die Fleischer ihr Vieh entweder in gemeinschaftlichen Schlachtbänken schlachten lassen, oder abgesonderte Verschläge zu ihrem alleinigen Gebrauche mieten können. Eine Markttaverne mit Ställen und Schuppen für die Pferde und Wagen der den Markt besuchenden Fremden, so wie eine Reihe von Kaufläden zur Feilbietung von Gegenständen, wie sie die Marktleute nöthig haben können, sollen gleichfalls errichtet werden.

Hr. Perkins hat auf dieses Unternehmen bereits 100000 £. aus eigenen Mitteln und ohne irgend Jemand um Beytritt aufzufordern, verwendet, obgleich es noch sehr ungewiß ist, ob er die Erlaubniß, seinen Markt dem öffentlichen Gebrauche zu widmen, erhalten wird; denn ein Heer von Hindernissen wirkt sich ihm entgegen: Freyheiten, Vorrechte, Privilegien, Freybriefe, durch die Zeit rechtskräftig gewordene Gebräuche erheben und regen sich, um ihm den Weg zum Ziele zu verstopfen. Mehr als zehn Pläne und Vorschläge zu Anlegung eines neuen Viehmarktes, die dem Parlamente in verschiedenen Perioden vorgelegt wurden, fanden keine Genehmigung, und Hr. Perkins handelt eben so klug als kühn, indem er das, was er zu bieten hat, fertig und so gut hinstellt, daß es zu verwerfen eine Sünde wäre.

Unsere Dampffuhrwerke vervollkommen sich immer mehr; vor einigen Tagen fuhr Hr. Walter Hancock, der Eigenthümer des Paddington Steam Omnibus „Infant“ des Morgens kurz nach 5 Uhr aus seiner Factory, Stratford Essex, nach Brighton ab. Als er bey der London Bridge angekommen war, stiegen einige seiner Freunde in den Wagen, der den Weg (den durch das Wassereinnehmen, das Stillhalten zu Mittag &c. verursachten Aufenthalt abgerechnet) in sechs Stunden zurücklegte. In Brighton fuhr dieser Dampfomnibus am folgenden Tage gegen 12 Uhr durch einige Straßen, in denen sich gar bald eine große Menge Menschen versammelte. An der Ecke von Russel-square gerieth der Theil der Maschine, den man the cloth nennt, in Unordnung und man mußte still halten. Der Wagen ward wieder da untergebracht, wo er die Nacht über gestanden hatte, trat aber, nachdem der schadhafte Theil ausgebessert worden war, am folgenden Tage die Rückreise nach London an, und legte sie, ohne einen Unfall zu erfahren und in verhältnißmäßig kurzer Zeit zurück.

Horace Smith, der Verfasser von „Brambletye House“, hat einen neuen Roman aus dem humble life unter der Presse, und Theodore Hooke, der Verfasser der „Parson's Daughter“ und der „Sayings and Doings“, einen Roman aus dem high life unter der Feder. Wenn die Affectation unserer Romanschreiber einmal ihre Endschafft erreicht haben wird, oder wenn sie, von der Launenhaftigkeit des Publicums gezwungen, sich genöthigt sehen werden, es durch andere als die bisher angewandten Mittel zu langweilen; wenn sie einmal auf den Einfall gerathen, im low life und in der Wirklichkeit nach dem Stoffe zu ihren Novels zu fischen, anstatt, wie bisher, im high life, wo es nur für wenige von ihnen Platz gibt, und im stehenden Teiche der Phantasie darnach zu angeln, so dürfen wir darauf rechnen, Geschichten zu Tage kommen zu sehen, bey denen unsere Ultra-Fashionables, die jeden ihrer Dienstleute, der die Ungeschicklichkeit begeht, oder das Unglück hat, seine unwürdige Gestalt ihren Blicken ungerufen zu zeigen, augenblicklich verabschieden; die, wenn von gemeinen Leuten die Rede ist, in nervöse Zustände verfallen, und mit von Wuth und der Quintessenz von Hohn zusammengekrampften Lippen die Worte flüßeln: „I cannot bear the sight of them“ — einige Regungen menschlichen Gefühls in ihren welken Herzen verspüren werden. Unsere Gefängnisse sind wahre Treibhäuser des Romanhaften, und die Riele unserer Convictschiffe ein Boden, in welchem die Keime des Abenteuerlichen und Rührenden üppig wuchern. Erlauben Sie mir Ihnen das eben Gesagte durch eine flüchtige Skizze zu belegen.

Mrs. Turner ist eine Frau von 70 Jahren, die, um ihre Familie, wie man zu sagen pflegt, ehrlich durch die Welt zu bringen, seit einem halben Jahrhunderte ein Leben voll Sorge und Plage führt; sie ist so ehrlich, so rechtschaffen, daß die böseste Zunge nicht im Stande ist, ihr etwas Böses nachzusagen. Mrs. Turner hat — nein, sie

hatte — drey Kinder, einen Sohn und zwey Töchter. Ihre älteste Tochter war bis zu ihrem vierzigsten Jahre gleichfalls als eine ehrliche Frau bekannt. Eine Zeit lang ist ihr Mann nicht im Stande, ihr und ihren vielen Kindern den nöthigen Unterhalt zu verschaffen; die Noth verleitet sie, einen Diebstahl in einem Kaufmannsladen zu begehen; sie wird ertappt, überführt und zur Transportation verurtheilt. Um sie mit warmen Kleidern für die Reise zu versehen, verkauft die alte Mutter, der das Vergehen ihres Kindes das Herz bricht, den besten Theil ihres beweglichen Habes.

Die zweyte Tochter der Mrs. Turner, die eine sehr hübsche Frau war, führt Unglück in schlechte Gesellschaft; im dreißigsten Jahre macht sie sich desselben Verbrechens schuldig, das die Schwester begangen, und wird zu siebenjähriger Transportation verurtheilt. Am demselben Tage, an welchem sie mit ihren drey Kindern, einem Säuglinge und einem Mädchen von sieben und einem Knaben von zehn Jahren, die mitzunehmen in das Land der Verweisung die Regierung ihr erlaubt hatte, aus Newgate nach Woolwich gebracht werden soll, führt man ihren Bruder in dasselbe Gefängniß, das zu verlassen sie im Begriffe ist. Dieser Bruder war ehemals der Eigenthümer mehrerer Lohnkutschen; Unglücksfälle und neue Erfindungen machten, daß er verarmte; er trat als Kutscher bey dem Eigenthümer eines Omnibus in Dienste und in dieser Eigenschaft fuhr er neulich ein Kind um, das auf der Stelle todt blieb.

Um ihre zweyte Tochter auf dieselbe Weise zur Reise auszustatten, wie sie die älteste ausgestattet hatte, verkaufte Mrs. Turner den Rest ihres kleinen Eigenthums. Diese Tochter liegt jetzt mit ihren drey Kindern auf dem Kirchhofe von Boulogne: sie gehörte zur Ladung der Amphitrite.

Die älteste Tochter lebt seit einem Jahre als überwiesene Verbrecherin in Australien, und der Sohn erwartet im Gefängnisse die auf Todtschlag, dessen er angeklagt und überwiesen ist, gesetzte Strafe.

Glauben Sie, daß Laocoön oder Niobe mehr gelitten als Frau Turner? — Und doch hat diese keinen der Götter erzürnt.

Cooper's neuester Roman: „The Headsman,“ findet großen Beyfall. Da die Handlung zum Theil auf einen Landsee in der Schweiz verlegt ist, so ist Mr. Cooper, obchon auf dem Festlande, wenn auch nicht in, doch auf seinem Elemente. Wie die meisten Romane des Verfassers besteht auch dieser aus einer Reihe oft recht schöner, aber locker zusammenhängender Scenen, die er an dem Auge des Lesers vorübergleiten läßt, wie ein Guckkastenmann die Bilder in seinem Kasten an den Augen der schaulustigen Straßeniugend, die ihm ihre Kreuzer zum Opfer bringt. Die Erläuterungen, welche der Guckkastendirector jedem einzelnen Bilde beizufügen pflegt, gibt Hr. Cooper seinen Lesern gewöhnlich erst am Ende des dritten Bandes; hier belehrt er sie in einem in ziemlich dürren Worten abgefaßten Berichte über das, was seinen Helden noch hätte begegnen können, nachdem der Verleger bereits gerufen: „Genug!“

Concert-Anzeige.

Sonntag, den 29. December, wird Hr. Alois Lausig, Schüler des Hrn. Carl von Bocklet, im Saale der Gesellschaft der Musikfreunde ein Concert geben, in welchem die folgenden Musikstücke zur Aufführung bestimmt sind: 1. Ouverture. 2. Erster Satz aus dem 3. Concert (A-moll) für das Pianoforte, von Raffbrenner, vorgelesen von Alois Lausig. 3. Recitativ und Cavatine aus der Oper: „Nitocri,“ von Mercadante, gesungen von Fräulein Caroline Botgorsched. 4. „Die zwey Rosen,“ Gedicht von Castelli, declamirt von Mad. Caroline Fischer, Mitglied des k. k. priv. Theaters in der Josephstadt. 5. „Aufmunterung,“ Gedicht von Leopold Fleckles, in Musik gesetzt von Hrn. Anton Hackel, vorgelesen von Hrn. Joseph Pöck, Mitglied des k. k. priv. Theaters in der Josephstadt, und dem Compositenr. 6. Adagio und Rondeau aus dem F-moll-Concerte für das Pianoforte, von Sigmund Thalberg, vorgelesen von dem Concertgeber. — Billets à 3 fl. W. W. sind in den Kunsthandlungen der H. H. Hasslinger und Diabelli und an der Casse zu haben. Der Anfang ist um halb 1 Uhr.

Modellbild LII.

Mantel von Noiré, mit fahmartigem Kragen und mit Verzierungen von Blonden und gestreiftem Sammt, nach einem Original von Hrn. J. G. Beer, bürgl. Damenkleidmacher in der Dorotheergasse, Nr. 1108.

Der weiße Aflashut mit Blumen nach einem Original von M. Langer, in der Annagasse, Nr. 986.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schich.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Sonnabend, den 28. December 1833.

156

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. den H. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Der Doppelgänger.

Erzählung von Andr. Schumacher.

Eine Geschäftsreise, die ich im vorigen Sommer nach München zu unternehmen beauftragt wurde, verschaffte mir das langersehnte Vergnügen, einige meiner ältesten Bekannten und Freunde nach jahrelanger Trennung wiederzusehen.

So wie es Zeit und Umstände zuließen, suchte ich einen nach dem andern auf und hatte endlich die Freude, sie alle an einem Abende in meinem Gasthose um mich versammelt zu sehen. Es war einer der schönsten Abende meines Lebens. Nur allzu schnell eilten die Stunden unter dem Austausch gewonnener Erfahrungen, glücklicher Erinnerungen und fröhlicher Entwürfe für die Zukunft dahin. Da schlug die Glocke eilf. Noch dachte in dem heiteren, sich immer inniger und enger schließenden Kreise Niemand daran, sich zu entfernen, nur mein Nachbar erhob sich von seinem Sitze, drückte mir herzlich die Hand und entfernte sich, ohne weiter ein Wort zu reden.

„Wie kommt es,“ sprach ich, „daß Ernst, der nicht selten in früheren Jahren den lezten Sitz beym Bierkrüge behauptete und wegen seiner Gewohnheit, sich nur Nachts außer Hause finden zu lassen, unter seinen Cameraden nie anders als „die alte Gule“ genannt wurde, so früh in die Federn eilt? Ist er verheirathet, oder ist ihm sonst etwas Gräßliches begegnet?“

Emil rückte lachend näher an mich und erwiderte: „Du hast wohl noch nicht gehört, welch' ein sonderbarer Kauz unser Ernst geworden? Sobald es eilf schlägt, bekommt er Ahnungen.“

„Wie!“ rief ich aus, „Ahnungen? Gibt er sich mit Ahnungen ab?“

„So heftig,“ fügte Heinrich, den diese Wendung ins Gespräch zog, hinzu, „daß er einst, als wir ihn wegen dieser gröblichen Selbsttäuschung schärfer auf's Korn nahmen und zwangen, bis Schlag Mitternacht an unserem Tische zu bleiben, von einem heftigen Uebelbefinden ergriffen, in plötzliche Ohnmacht fiel. Wir Alle, obwohl von diesem Ereignisse auf's äußerste überrascht, boten unsere Kräfte auf, ihn ins Leben zurückzurufen. All' unsere Bemühungen blieben aber fruchtlos und seine Bewußtlosigkeit währte wohl länger als eine

volle Stunde, nach deren Verlauf die Dazwischenkunft des Arztes und die vorgenommene Benesection ihn endlich wieder ins Leben zurückriefen. So weit geht die Macht der Einbildung.“

„Obwohl ich nicht läugnen will,“ nahm Friedrich das Wort, „daß eine Aufregung der Phantasie in diesem Falle die mächtigste Rolle gespielt habe — so möcht' ich sie doch nicht wie Heinrich als die alleinige Urheberinn jener überraschenden Erscheinung anerkennen, indem ich in diesen und allen ähnlichen Fällen die Mitwirkung des sittlichen Princips wenigstens als vorbereitende Ursache vermuthete.“

„Wenn von Vermuthungen die Rede seyn darf,“ nahm jetzt Theodor mit aller Bescheidenheit das Wort, „so darf auch ich vielleicht die meinige aussprechen, so seltsam sie für den ersten Augenblick auch klingen mag. Wir nennen jene Geisteskraft, welche den guten Ernst jetzt zur gewissen Stunde beunruhigt, schlechtweg Einbildungskraft. Wer aber gibt uns die Vollmacht hierzu — und wie würde man sie wohl nennen, wenn wir die warnende Stimme seines Innern durch den Erfolg in ihrem Wunderamte bestätigt und das langgefürchtete, oder, wie Ernst sagt, geahnte Unglück vor unsern Augen hereinbrechen sähen?“

„Kurzum,“ fiel hier Heinrich ein, „du bleibst der alten Theosophen- und Isislehre getreu und behauptest geradehin, daß es Ahnungen gibt.“

„Allerdings.“

„Nun ja! Und Hexen und Kobolde, Alpmännchen und Galgenmännlein, Wechselbälge und Stroh männer und wie das wüßte Gesindel alles heißt, auch dazu!“

„Mich selbst,“ entgegnete Theodor mit dem ihm eigenen freundlichen Lächeln, von dem seine Ironie, als sollte die Gutmüthigkeit ihr schützend zur Seite stehen, immer gemildert ward, „mich selbst hattest du zum Reisegefährten, als dich in Drixen der Alp drückte! Was läugnest du also, Saulus?“

Diese mit der gehörigen Ruhe vorgebrachte Entgegnung verfehlte ihre Wirkung nicht, denn Alles, zumeist aber Heinrich selbst, der sich jenes lächerlichen Abenteurers noch lebhaft erinnerte, brach in das unauslöschliche Gelächter der Homerischen Götter aus.

Als sich die Wogen geebnet hatten und der Erdgebornen schüchterne Stimmen wieder in etwas vernehmlich wurden, da war es Friedrich, der den Faden des Gesprächs zuerst wieder aufnahm.

„Um nur ein Beyspiel aus den vielen Tausenden anzuführen, mit denen sich die wunderliche Selbsttäuschung der Menschen belegen ließe, will ich ein kleines Abenteuer erzählen, das mir selbst als Studiosus zu Padua begegnete.“

Wie bekannt, ist Padua eine jener Städte Italiens, welche ihre ehemalige Größe überlebt haben. Dessen sind die vielen, kaum halbbewohnten, herrlichen Palläste in seinen schmalen dunklen Gassen hinlängliches Zeugniß. Da man nun in solchen Städten verhältnißmäßig sehr wohlfeil lebt, mein Beutel aber immer gar wohl gefüllt war, so darf ich es ohne Verdacht einer unedlen Ruhmredigkeit erwähnen, daß ich damals einen meiner Studiengefährten durch zwey volle Jahre, nemlich vom ersten Augenblicke unserer Bekanntschaft bis zu seinem Tode, kostenfrey hielt. Ich hatte eine so große und prächtige Wohnung, daß ein Bewohner mehr in derselben mich gar nicht belästigen konnte.“

Mein Bedienter war zugleich unser Koch, und die Auslagen unserer Ta-

fel waren unbedeutend, obwohl wir uns nichts Billiges versagten. Dabey gewöhnten wir uns allmählig so eng zusammen, daß ich mit meinem braven Freunde gerne noch weit mehr als mein Geld und meine Stube getheilt hätte. Schon hatten wir Beyde das letzte Jahr erreicht, und die frohe Aussicht auf die Rückkehr ins Vaterland ließ uns Beyde nichts weniger als eine so baldige Trennung befürchten, als uns wirklich bevorstand. Denn wenige Wochen vor unserer Abreise erkrankte mein Freund und starb, ungeachtet aller angewandten Mühe ihn zu retten, nach wenigen Tagen in meinen Armen.

Es war der erste Mensch, den ich sterben gesehen; der erste von Allen, die mir theuer waren, war er auf ewig von mir geschieden. Mein Schmerz war um so lebhafter, da ich die traurige Pflicht auf mir hatte, seinen Vater, einen armen Leinweber in Borarlberg, der in diesem Sohne die einzige Stütze seines Alters sah, von dem schmerzlichen Verluste zu benachrichtigen. Ich that dieß — sobald die Leiche aus dem Hause weggebracht worden — unter heißen Thränen. Eine Schilderung seines letzten Ganges, auf dem ihn seine Studiengefährten, wie dieß auf italienischen Universitäten noch üblich, mit schwarzen Mänteln und Jackeln im langen Zuge begleiteten, eröffnete, und seine letzte Bitte: „Tröste meinen Vater,“ schloß diesen meinen Bericht.

Ich war nach seiner Vollendung so erschöpft, daß ich auf meinem Stuhle zurückfiel — den offenen Brief auf dem Tische ließ und mit schwankenden, unsicheren Schritten mein Lager aufsuchte.

Allein der Schlaf floh mich, dieß aber um so mehr, da bald, nachdem ich das Licht verlöscht, ein seltsames Geräusch meine Einbildungskraft aufregte. Es war ein Knistern wie fallender Wassertropfen — die Steinplatten, mit denen der Fußboden getäfelt war, wurden deutlich angeschlagen — allein ich sann vergebens nach, ihren Klang mit einem mir bekannten Gegenstande zusammenzustellen. Was dabey aber das Unheimlichste war, dieses Knistern und Rauschen, zuweilen auch mit einem Schwirren in der Luft verbunden, dehnte sich über das ganze Getäfel des Fußbodens aus — einmal da, einmal dort deutlich vernehmbar. Mein aufgeregter Zustand erlaubte mir nicht, in langer Ungewißheit über die Ursache dieser seltsamen Erscheinung zu bleiben. Ich schlug Licht — durchsuchte das ganze Zimmer, wie ich meinte, genau — und fand — nichts. Beynahe aufgebracht über mich selbst, löschte ich das Licht wieder aus und ging neuerdings zu Bette. Allein es währte keine Viertelstunde, so begann der alte Spuk. Dasselbe Knistern, wie aufprasselnder Wassertropfen auf dem Steinpflaster, dasselbe Sausen und Schwirren in der Luft, das sich endlich auch ganz deutlich auf dem Schreibtische vernehmen ließ. Ich hörte in dem offenen Briefe rauschen und blättern, mein Schreibzeug ward umgestürzt — kalter Schauer faßte mich am Wirbel; ich verhüllte mich tief in meine Decken und vollbrachte die Nacht schlaflos und in Angstschweiß gebadet. Endlich graute der Tag, die Thüre ging auf, mein Bedienter trat ein — und, o Himmel, welche wunderbare Aufklärung der nächtlichen Gespenstergeschichte! — eine Henne schießt mit ausgespreiteten Flügeln, gluckend und kreischend vor Angst, durch die offene Thüre hinaus.

Nach die Art, wie diese durch die Unachtsamkeit meines Bedienten aus der Küche in mein Zimmer gekommen, ward später aufgeklärt — und es blieb von allen Schrecken dieser Nacht nichts Erhebliches in meinem Gemüthe zurück, als die feste Überzeugung von der Lächerlichkeit aller Gespensterrucht, welchen

Namen sie auch von Philosophen und Quacksalbern erhalten möge, und wie immer ihre Unsinnigkeit auch verhehlt und bemäntelt werde.“

„Dieser Thatsache aber,“ nahm Theodor das Wort, „werd' ich mit allseitiger Erlaubniß eine andere entgegensetzen. Ich bitte dieselbe dann zu prüfen und meinem Verstande mit Erläuterungen zu Hülfe zu kommen, die ich mich bisher vergeblich aufzufinden bemühte.“

(Der Schluß folgt.)

Erinnerung an die Kindheit.

O Blüthenzeit!
 Voll süßer Unschuldsträume!
 Mein Paradies, voll sichter Weihnachtsbäume!
 Du sankst hinab in die Vergangenheit.
 Und doch: wie wird die Brust so weit,
 Denk' ich an euch, ihr Träume
 Der Blüthenzeit!

Ach! einmal nur!
 Nur einmal noch hienieden
 Zieht ein in dieses Herz mit eu'rem Frieden,
 Ihr Wonnen — heimisch auf der Kindheit Spur!
 Vergönnt mir eine schwache Spur
 Vom Schmals — noch hienieden,
 Ach! — einmal nur!

Du Phantasie,
 Mildehätigste der Feen!
 O lasse mich mein Eden wiedersehen,
 Dem Kindesinn so holde Reize sieh
 Durch deine zaub'rliche Magie,
 Du freundlichste der Feen,
 O! Phantasie!

Ein Frühlingshauch
 Durchzieht mein inn'res Leben,
 Und alle Saiten meines Herzens beben:
 Schon seh' ich deutlich — Wiese, Bach und Strauch,
 Dort uns're kleine Hütte auch!
 Mein ganzes heit'res Leben —
 Im Frühlingshauch.

Die frohe Schaar
 Der lieben Spielgenossen,
 Die grünen Höh'n, vom Abendroth umflossen,
 Den Wimsenteich, der uns ein Weltmeer war:
 Dort schaukest noch das Bret sogar!
 Ein Rachen — den Genossen
 Der kühnen Schaar.

Sey mir gegrüßt,
 Du Schauplatz meiner Spiele!
 Du stiller Zeuge stets erreichter Ziele,
 Wo liebend mich die Gegenwart geküßt;
 Nun ist sie freudenleer und wüßt,
 Von schuldlos heiterm Spiele
 Nie mehr begrüßt.

Doch — zieht nur fort
 Ihr Schatten jener Freuden,
 Die — längst entschwunden — nimmer sich erneuten;
 Zieht hin zu eu'rer Gruft — dem stillen Ort.
 Ich folge bald, — und finde dort
 Euch wieder, — Engelsfreuden!
 O, fort! — nur fort!

Stierle-Holzmeister.

C h a r a d e.

Wann zum Ersten wieder wird das Zweite,
 Sihen nicht wir traulich (so wie heute,
 Wo so innig uns das Ganze freute)
 Deiner Rede lauschend — dir zur Seite,
 Unserm Auge bist du fern;
 Aber Herzen trennet keine Weite,
 Und wir fühlen's — unser denkst du gern!
 Theu'rer Wand'rer! freundliches Geleite!
 Wo du umirrst — welcher Läng' und Breite,
 Leuchte dir des Glückes hellster Stern!
 Kehrst du wieder — reiche Honigbeute
 Bring' uns mit — ein fröhlich Herz wie heute,
 In der neuen Schale alten Kern.

Quartett der Gebrüder Müller aus Braunschweig.

Die Wiener Zeitschrift hat den Vortheil gehabt, durch ihre Mittheilungen aus dem Auslande, das Publicum unserer Hauptstadt zuerst auf den Genuß aufmerksam zu machen, der ihm bevorstand und ihm nunmehr zu Theil geworden ist. Die Gebrüder Müller haben ihre Quartettunterhaltungen am Dienstag, den 17. December, eröffnet. Wir sind nicht gesonnen, unsern Lesern durch eine Wiederholung des mehr als einmal Gesagten beschwerlich zu werden, und weisen deshalb auf die schon erwähnten Mittheilungen zurück, namentlich auf den Bericht aus Berlin in den Nrn. 147 und 148, so wie auf die Nachricht aus Dresden in Nr. 153 dieser Blätter. Wir können dieß um so füglicher thun, da wir mit den dort ausgesprochenen Ansichten so vollkommen einverstanden sind, daß wir außer einer unbedingten Bestätigung wenig mehr hinzuzusetzen finden. Der Ausdruck des Entzückens und der Bewunderung, den jene Zeilen enthalten, ist auch der unsere, und wenn es für eine tiefe, gewaltig aufgeregte Empfindung eine unverkennbare, jedem verständliche Auserung gibt, so stimmten in diesen Ausdruck alle diejenigen ein, welche bisher den Quartetten der Brüder Müller in Wien bewohnt haben. Wer den Sinn für das wahrhaft Schöne sorgsam bewahrt hat, und entschlossen ist, sich weder durch eine vorgefasste Meinung, noch durch eine befangene Vergleichung, über sein eigenes Gefühl zu täuschen, der kann wohl nicht anders, als in diesen Leistungen einen Genuß ganz eigener und einziger Art finden. Es ist schwer zu sagen, was eigentlich den Zauber derselben ausmacht, ob es das Einzelne, oder das Gesammte ist, was eine so unwiderstehliche Wirkung auf die Zuhörer ausübt; das aber fühlt jeder, daß Quartette so und nicht anders gespielt seyn müssen, um ganz empfunden, um ganz begriffen zu werden. Man hört es den Brüdern an, daß ihre Quartette ihnen die Aufgabe ihres Lebens geworden sind, und daß sie dieser Aufgabe alle ihre Ansprüche und alle ihre Kräfte geweiht haben. So ist eine Vollendung möglich geworden, die unter andern Umständen wohl nie erreicht werden konnte; ihr Spiel ist zugleich die Geschichte und das Resultat ihres Lebens. Daher jene wunderbare, jene rührende Übereinstimmung in den kleinsten, zartesten Nüancen der Empfindung und des Ausdrucks, daher jene unaussprechlich wohlthunende Bescheidenheit, mit der die einzelnen Instrumente sich der anmaßlichen Vorherrschaft über die andern begeben, und nur im reinsten Einklang die Gedanken des Dichters zu Tage zu fördern suchen; daher endlich jene

bewunderungswürdige Vollendung selbst im Technischen des Spieles, durch welche die größten Schwierigkeiten mit einer Ruhe, mit einer Sicherheit und Leichtigkeit überwunden werden, daß man die Schwierigkeiten, als solche, vergißt und sich ganz der Ideenfolge des Componisten hingeben kann, die, auf solche Weise ausgesprochen, mit einer Klarheit hervortritt, von der man früher keine Ahnung hatte. Als Beleg zu letzterem mag die allbekannte Schlussfuge im Allegro des Beethoven'schen Quartetts (C-dur) gelten, welche von den Brüdern in ihrem ersten Concerte, mit einer Staunen — ja Befremden erregenden Raschheit des Tempo's vorgetragen wurde, die aber durch neue, geistvolle, der Absicht des Componisten gewiß entsprechende Auffassung sowohl, als durch die Meisterlichkeit der Ausführung, eine fast unerhörte Wirkung hervorbrachte. — Eine ähnliche Bewandniß hatte es mit dem Allegro des Spohr'schen Quartetts (D-moll), welches im zweyten Concerte, Freytag, den 10. December, zur Aufführung kam. Das Allegro gehört zwar unter die künstlichsten und unklarsten aller Quartettcompositionen, allein das Spiel der Brüder Müller machte es zu einem eben so interessanten als bewunderungswürdigen Probestück eigentlicher Virtuosität in dieser Musikgattung. Als den Triumph ihrer bisherigen Leistungen in Betreff der Empfindung und des Ausdrucks führen wir das Mozart'sche Quartett in Es-dur und vor allen das Adagio dieses Quartetts an. Wir möchten alles, was wir Rühmendes von den Brüdern zu sagen haben, in einem Ausdruck der Bewunderung und des Dankes zusammenfassen, für den Genuß, den sie uns durch dieses Quartett bereitet haben. Daß wir gerade das Mozart'sche Quartett hervorheben, wird ihnen nicht als eine Beeinträchtigung ihrer übrigen Leistungen erscheinen; es sollte uns nur als Anhaltspunct dienen, um der schönsten Hälfte ihres vereinten Künstlerverdienstes bey einer recht würdigen Veranlassung zu gedenken. Aus einem gleichen Grunde, und weil wir uns die vier Brüder nur vereint, zu einem schönen Ziele vereint denken mögen, enthalten wir uns jeder Bemerkung über die einzelnen Mitglieder dieses seltenen Künstlerbundes; das Einzige sey uns vergönnt, daß wir der obenerwähnten Meinung unsers Berliner Correspondenten beypflichten, welcher den ältesten der Brüder, der zugleich der Lehrer und Führer der übrigen ist, für einen der ersten Violinspieler unserer Zeit erklärt. — Die bisherigen Resultate der Quartettunterhaltungen der Brüder Müller, welche am Dienstag, den 17. December, im Saale des Musikvereins eröffnet, und am Freytag, den 20. December, fortgesetzt wurden, bestanden in zwey Quartetten von Beethoven, einem von Haydn, einem von Mozart, einem Fesca'schen und einem Spohr'schen Quartette. — Wir schließen unsere erste Anzeige mit dem herzlichsten Wunsche, daß diese unvergleichlichen Leistungen bey unserm kunstliebenden Publicum auch für die Folge jene Würdigung und Theilnahme finden mögen, welche sie in so vollem Maße verdienen; zur Rechtfertigung dieses Wunsches können wir es uns nicht versagen, die nachstehenden Strophen beizufügen, welche unter dem Titel: „Die Quartetten der Gebrüder Müller“ zwar schon in der Dresden'er Abendzeitung mitgetheilt, uns aber im handschriftlichen Original zugekommen sind, und welche als Ausdruck der Empfindung eines in der Musik wie in der Literatur gleich ausgezeichneten Mannes unsern Lesern nicht unwillkommen seyn werden.

Erste Violine.

Mir ward der Jugend Sinn gegeben,
 Ich liebe gern in Licht und Glanz;
 Ich lieb's, auf Wolken hinzuschweben,
 Im gold'nen Haar den Rosenkranz,
 Durch Abendroth, durch Morgenlicht.
 Wohin? Das fragt die Flücht'ge nicht.
 Doch kenn' ich auch aus dunkler Sage
 Der Sehnsucht süßen Liebesgram.
 Der Busen schwillt von sanfter Klage,
 Die Lippe rotht vor holder Scham;
 Und blüht durch meiner Wolken Roth
 Der Schmerz, so wein' ich leiß' mich todt.

Zweyte Violine.

Was mir die Schwester vorgesungen,
 Ich tön' es nach mit eig'ner Lust.
 Im Wechsellanze eng verschlungen
 Ruh' ich an ihrer heißen Brust.
 Von ihrer Silberbräune Fall
 Singt leiß' mein Mund den Wiederhall.

V i o l a.

Mir ziemt kein glänzendes Geschmeide
 Und auch der Kranz von Rosen nicht.
 In melancholisch-dunkeln Kleide
 Wandl' ich daher im Dämmerlicht.
 Der Nachviole dunkles Blau
 Passt zu der Thräne Perlenthau.

V a ß.

Gern tret' ich zu der Schwestern Kreise,
 Wo jede mich als Bruder kennt,
 Mit jeder gern nach ihrer Weise
 Verkehrend, einend, was sich trennt.
 Mit Mannes Ernst, von Härte frey,
 Umschling' ich liebend jene Drey.

So glückt's die Flücht'ge zu verweisen,
 So treib' ich jene, sanft'ge die.
 Indem die Drey in mich sich theilen,
 Glaubt jede, ich sey nur für sie,
 Und jede reicht mit Liebesgruß,
 Die süßen Lippen mir zum Kuß.

Carl Borromäus von Wittig.

K. K. privil. Theater in der Josephstadt.

Am 19. December sahen wir zum ersten Male und zum Vortheile des ausgezeichneten Decorationsmalers Neefe ein dreyactiges romantisches Zauberspiel mit Gesang und Tanz, betitelt: „Der Ring des Glückes,“ nach einem österreichischen Märchen bearbeitet von F. C. Weidmann. Es liegt diesem dramatischen Producte eine dankbare moralische Idee zum Grunde: der Fluch der Sünde, der auf den Vätern lastet im finsternen Hase, wird durch der Kinder reine Liebe, durch edle Gemüther in Veröhnung und Segen verwandelt. Die moralische Tendenz, ein edles Streben nach etwas Großem und Besserem weht unlängbar durch das Ganze; aber die Gestaltung der poetischen Idee und die gehörige Vertheilung des Stoffes in die angewiesenen Räume ist verfehlt. Handlung, eine vielbewegte bunte Phantasiereihe sey das erste Element des Zauberspiels: das Romantische bedingt nur die Form, und jene für romantisch geltenden Beywerke, die nichts weiter als Zeitausfüllungen sind, hemmen den Gang einer lebendig fortschreitenden Handlung; fehlt es dieser noch am nöthigen Wechsel, an ergreifenden Situationen, so tritt, wie es auch bey dem „Ring des Glückes“ der Fall war, jene Dehnung und gewöhnliche Weitschweifigkeit ein, die uns alle etwaigen Vorzüge vergessen und die Schattenpartien greller hervortreten läßt. Abgesehen davon, daß der ganze erste Act als vorbereitende Exposition erscheint, daß den halben zweyten, dem die Prüfungen zugewiesen sind, Tänze ausfüllen, daß endlich der dritte schon in der zweyten Scene die allgemeine Veröhnung und Vereinigung bietet, abgesehen, daß die dürftige Handlung durch Ort- und Zeitveränderung zerstückt wird, hat der Verfasser noch eine Zahl von Monologen ernster Art eingeflochten, die sich recht pathetisch-langweilig durch das Zauberspiel hinwälzen, und nichts als Zeitausfüllungen und Declamationsübungen der Schauspieler sind. Diese Dehnungen offenbaren zugleich den Mangel der Charakteristik, die so recht in Fouque's Art weit und breit sentimental und derb, aber in allem ohne zureichende Tiefe angelegt ist. So sieht man hier wenig handelnde aber viel sprechende moderne Helden vergangener Jahrhunderte, und aus dem Ganzen ergibt sich das Resultat, daß der Verfasser zu sehr nach Ernstem und beynähe Tragischem gestrebt habe, während ihm die wenigen komischen Momente viel besser gelangen. Die Vorstellung ging gerundet zusammen. Mad. Fischer (Fürstin von Valencia) muß rühmend erwähnt werden; sie faßte den etwas grell gezeichneten Charakter verständig auf und gab ihn glücklich wieder. Nicht so Dlle. Schlemmer (Mathilde), die sich allzu sehr der Weinerlichkeit überließ. Hr. Dietrich (Heinrich) hätte ein paar poetische Stellen füglich etwas herabstimmen können. Hr. Fr. Demmer war als Georg ein guter Repräsentant dieses alten Eisenknopfes aus der Ritterzeit; auch Hr. Fischer verfuhr mit seiner Parthie sehr löblich. Hr. Kott war sehr drollig und ergöhte durch seine trockene Komik. Die Dlls. Beystiner und Diele n, jene als Ines, diese als Käthe, waren

recht freundliche Erscheinungen, die letztere auch im Gesange recht lobenswerth. Neefe's Decorationen waren wieder ganz ausgezeichnet; namentlich verdient die romantische Waldgegend, der Königsgarten und der Festplatz eine besondere Erwähnung. Aufzüge und Tänze sind gut angeordnet, die ganze äußere Ausstattung ist fast brillant zu nennen. Capellmeister Kreuher componirte die Musik des Zauberspiels, die von dem Orchester und den Sängerkhören präcis ausgeführt wurde. Die Ouverture enthält Erinnerungen und hascht stellenweise nach Effect; gelungen zu nennen ist der Jägerchor, die melodramatische Musik am Schlusse des ersten Actes, so wie die geschmackvolle Tanzbegleitung. Das Haus war gut besucht. Nach verschiedenen Stellen wurde der Verfasser, der Beneficiant, Mad. Fischer und Hr. Demmer gerufen.

L i t e r a t u r.

„Kinder meiner Laune,“ ältere und jüngere, ernste und scherzhafte, zur fernern Unterstützung der Wittwen und Waisen der in Böhmen an der Cholera Verstorbenen, ausgesendet von Joh. Chr. Miksa, Doctor und emerit. Professor der Prager k. k. Universität. Prag 1833, bey Boretsch und Andre.

Der Verfasser hat diesen älteren und neueren Blüthen seines Geistes ein eben so bescheidenes als gemüthliches Vorwort als Ausstattung mitgegeben, das seine Wirkung um so weniger verfehlet wird, als ein Werkchen, das den doppelten schönen Zweck hat, Thränen der Armuth zu trocknen und Augenblicke der Langeweile durch eine leichte und freundliche Lectüre zu verkürzen, durchaus keiner Empfehlung bedarf. Gewiß wird das Büchlein beyde Zwecke vollkommen erfüllen: die erste Abtheilung — Gedichte — welche nur einen kleinen Theil des Ganzen einnimmt, zerfällt wieder in „Ernst“ und „Scherz,“ der erstere meist Gelegenheitsgedichte enthaltend, von welchen mehrere, insbesondere die „Hymne auf der Riesentoppe“ ein rein menschliches Liebesgefühl für die Natur aussprechen. Prof. Miksa's scherzhafte Poesie ist einfach und anspruchslos, sein Humor immer freundlich, sein Witz gemüthlich und ohne verwundenden Stachel. Vorzüglich unterhaltend sind einige komische Erzählungen und Anekdoten und die Cross-Readings, zumal die erstere: der „Sturm in Wien“ und die Oper: „Elisene.“ Aber der bey weitem wichtigere Theil des Werkchens sind die Reisenotizen: „Die Küstenreise von Rio de Janeiro,“ aus Briefen an Prof. Berger und: „Aus Italien,“ insbesondere „aus Sicilien,“ aus Briefen an die Gemahlinn des Verfassers. Obschon beyde Länderschilderungen mit den naturhistorischen Ergebnissen, die das eigentliche Ziel der Reisen waren, untermischt sind, ist es ihm doch so wohl gelungen, das Nützliche mit dem Gefälligen zu vereinigen, das gewiß auch der Laie, ungestört von dem zugleich erscheinenden Wissenschaftlichen, das Buch mit ungeschwächtem Interesse zu Ende lesen wird. Dazu trägt vorzüglich die Wahrheit und Anschaulichkeit der Darstellung bey, welche der Verfasser in einem hohen Grade besitzt und so glänzend geltend macht, daß wir auf der mühseligen Reise durch Brasilien jede seiner Unannehmlichkeiten durch Mitgefühl theilen, und von seinem freundlichen Geiste in einen Urwald geleitet, denselben sich über uns wölben zu sehen glauben, von dem Glanz brasilianischer Vegetation schier verblendet. So ist es ihm auch in Bezug auf Sicilien, das wir doch schon aus so vielen Reise- und Länderbeschreibungen kennen, gelungen, Vielem noch eine neue Seite abzugewinnen, und durch Lebendigkeit der Auffassung das Interesse zu erhöhen und fest zu halten. Einen sehr geistreichen und wissenschaftlichen Scherz enthält der Anhang: Authentische Nachricht vom leibhaften Dafenn der dem geistigen Auge einiger Gelehrten schon lange sichtbar gewesenen Cholera: Thierchen. (Einem freundschaftlichen Kreise der zu Wien im September 1832 versammelten Naturforscher und Ärzte als ein Kind meiner Laune vorgetragen.) Wenn die naturhistorischen Orthodoxen unzufrieden mit dem Verfasser waren, daß er sich, mehr als recht, zu den Ungelehrten herabgelassen, so müssen sie sich unfehlbar durch den medicinischen Humor, durch diese hinreichende Ironie im lakonischen Vortrage vollkommen mit dem Verfasser versöhnen, der hiemit alle Stimmen für sich vereinigt.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Dienstag, den 31. December 1833.

157

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. von N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die l. f. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Sylvesterabend.

Epistel.

Zwey hohe Bäume siehst du nebensammen,
Verwelkt der eine, abgedorrt und kahl,
Der andre streckt die grünen Blätterflammen
Frisch säuselnd in den feuchten Morgenstrahl.

Es ist das Jahr der Eine, das vergangen,
Und Der das neue, das der Welt gesandt;
Inmitten beyder siehst du eine Rose prangen,
Die sie Sylvesterabendluft genannt.

Ernst ist der Weg von Einem zu dem Andern:
Ein Reich versinkt, indessen wir ihn geh'n;
Viel Lebensblüthen über diesem Wandern
Pfllegt Zeit als welches Laub herabzuweh'n.

Der alte Baum, er war im vollen Grünen
Ein Freund gar oft uns ohne Falsch und Lug,
Und wem er nicht so liebevoll erschienen,
Dem war er doch ein Stamm, der kräftig trug;

Der sicher trug wie eine feste Eiche,
Und Schirm gewährt für Lustgelag' und Schlaf,
Der alle Sonnenpfeil' und Hagelstreiche
Auffing, daß keiner allzu schmerzlich traf;

Und der noch jezt, wo sie sein Mark zersplittern
Und er dir im Kamine knistern wird,
Grinn'ungsbilder dir entgegenzittern
Und, prasselnd, süße Grüße flüstern wird.

Was ist der Frische drüben? Kannst du's sagen? —
Ahnst du, wie oft sein Rauschen dich umweh'n,
Wie viele Blüthen er dir je wird tragen,
Wie oft vergnügt du unter ihm wirst steh'n?

Und dennoch stürzest du im Freudenrausche
Zur kleinen Rose hin, die, dicht vor ihm,
Gleich einem Freybrief zu dem großen Tausche,
Du küßtest in erhitztem Ungeßüm.

Du flichest in's Haupt sie, die, kaum eingeflochten,
Dir unbewußt entsinket und verwelkt,
Weil in dem scharfen Licht von hundert Dochten
Der Blüthe zartes Leben du verschwelgt. —

O Freund! die räthselhafte Memnonssäule
Der Zeit tönt nur dem reinen Sonnenstrahl,
Nicht jenem Schimmer, der mit schwanker Eile
Vom vollen Becher schlüpft zu ihrem Maal.

Du fragtest: zürne nicht! — Mir scheint's verwegen,
Daß Laumel über einem Räthsel wacht;
Und willst mein Wort vielleicht du überlegen:
Bedenk' es still — in der Sylvesternacht!

Manfred.

Der Doppelgänger.

(S c h l u ß.)

Militärische Aufzüge und Übungen waren für mich immer ein Schauspiel von höchstem Interesse, und so geschah es auch gestern, daß ich der Parade des neuen Regiments beywohnte, das mit klingendem Spiel unter den Fenstern des Königs vorüberzog, nachdem seine Fahnen in der Kathedrale geweiht worden. Unter dem Wirbel der Trommeln und der herzerhebenden Feldmusik setzte sich die Colonne, die noch vor einem Augenblicke still und regungslos gleich einer undurchdringlichen Mauer dagestanden, auf das Commando der Officiere in Marsch. Immer lichter und lichter wurden die Räume und bald trat die gegenüberstehende dichte Menge der Zuschauer ins Auge. Die Raschheit und Gleichheit der ausgeführten Bewegungen, die Großartigkeit des ganzen Schauspiels fesselten meine Aufmerksamkeit so sehr, daß ich ganz mit dem herrlichen Bilde beschäftigt war, das sich meinen Blicken darbot.

Da fühlte ich mich plötzlich am Arme berührt. Es war mein Begleiter, der Kaufmann St. . . , der mich auf einen Menschen aufmerksam machte, welcher uns gerade gegenüber stand und ihm selbst erst jetzt bemerkbar geworden. Ich sah hin, aber wie erstaunte ich, als ich dort den Kaufmann St. . . ganz so wie er neben mir stand, wieder erblickte. Kein Spiegel in der Welt ist im Stande ein treueres Abbild eines Menschen zu geben, als das seine dort wahrhaftig und lebendig vor mir stand. Verlegen betrachtete ich bald ihn, bald sein Ebenbild, und es begann mir im Innern unheimlich und ein Zweifel rege zu werden, welcher von ihnen Beyden der Rechte sey. Dasselbe Haar, das sparsam die Schläfe bedeckte, dieselbe Stirne mit den drey tiefen Furchen oberhalb der kräftig gebogenen Adlernase, derselbe Ernst in den Blicken, dieselbe Ruhe, derselbe Ausdruck, der gleiche Teint — alles, alles stimmte überein, der kräftige hohe Körperbau, die Würde und Haltung, ja selbst die Kleidung, bis auf die geringsten Einzelheiten, alles war Bild und Ebenbild, alles gemeinschaftlich und übereinstimmend zwischen den Beyden, und ich mußte,

unfähig mich eines unheimlichen Schauders zu erwehren, meine Blicke von dem Fremden abwenden.

Man kann sich denken, daß diese schreckliche Ähnlichkeit meinen Begleiter noch mächtiger als mich ergriff, ja bis ins Innerste erschütterte. Starr und reglos waren seine Blicke auf den fürchterlichen Fremden geheftet, der von unserer Bestürzung nichts zu bemerken schien und, so lang ich ihn auch beobachtete, ohne Regung, die Blicke unverwandt nach den sich immer weiter abwärts entwickelnden Colonnen des Militärs geheftet, dastand und, als dieses abzog, plötzlich im Gedränge verschwunden war.

Jetzt erst wagten wir zu athmen. Wie von Einem Gedanken erfasst, sprachlos, und ohne uns auch nur durch eine Sylbe über unsere Absicht erst zu verständigen, eilten wir durch die dichtesten Wogen der Menge an den Ort, wo wir Beyde den Fremden noch vor wenigen Augenblicken gesehen. — Umsonst! Er war weg, im Gedränge der Nachhauseeilenden verschwunden.

Im Verlaufe des Tages durchstreiften wir gemeinschaftlich alle gangbaren Straßen; alle möglichen Erkundigungen, ob ein Mensch dieses Ansehens in die Stadt gekommen, wurden bey Privaten und Behörden eingeholt, die besuchtesten Speisehäuser und Gasthöfe, alle Orte, wo Fremde sich zu zeigen pflegen, wurden Gegenstand unserer eigenen und von uns veranlaßten Aufmerksamkeit — und Letzteres um so mehr, da Kaufmann St. . . der Wahrheit gemäß bey den Behörden angab, daß ihm vor Kurzem bedeutende Summen in Baarem zugesendet worden, und daß er deswegen befürchte, man gehe von irgend einer Seite mit einem betrügerischen oder gewaltthätigen Plane gegen ihn um. — Alles fruchtlose, vergebliche Bemühung! Weder wir noch irgend jemand Anderer fand einen Mann, der mit St. . . eine merckliche Ähnlichkeit gehabt hätte, und unsere gegen den Abend bey der Behörde eingezogenen Nachrichten lauteten nur dahin, daß man mit der äußersten Strenge und Genauigkeit zu Werke gegangen, vor der Hand aber noch nicht auf die geringste Spur von dem Daseyn eines solchen Wesens gestoßen sey.

„Bis daher,“ fiel Heinrich dem Erzähler ins Wort, „war mir die Geschichte bereits bekannt, da die beyden Herren den gestrigen Abend in ihrer gewöhnlichen Gasthausgesellschaft zubrachten und ihr Abenteuer dort zum Besten gaben. Ist der Doppelgänger vielleicht gar noch einmal zum Vorschein gekommen?“

Allerdings, nahm Theodor den Faden der Erzählung wieder auf. Ich kann nicht läugnen, daß die Neckereyen, die man sich wegen unserer vermeintlichen Geistessehney erlaubte, auf mich wie auf den Kaufmann, den dabey vorzüglich Betheiligten, einen äußerst unangenehmen Eindruck hervorbrachten. Wir hatten die Überzeugung unserer Sinne für uns. Kein aufgeregter Zustand war dieser Wahrnehmung vorausgegangen, weder Nacht noch Dämmerung hatte ein Schreckbild unserer Phantasie ausstaffirt, wir hatten den Fremden Beyde bey hellem Tage, bey dem klaren Schein der Mittagssonne gesehen, und wäre es nicht Unsinn, behaupten zu wollen, zwey Menschen, deren Aufmerksamkeit eben mit ganz reellen Gegenständen vollkommen beschäftigt war, seyen plötzlich und zu gleicher Zeit vom Wahnsinn übermannt und ihr Verstand vom Weitschmerz ergriffen worden? Kurz, die individuelle Überzeugung verwirft alle Abstractionen der Vernunft als unhaltbar, sobald sich diese über das Gebiet der Erfahrung hinaus erheben will.

Unsere Blicke verständigten sich, und da wir überdieß in derselben Strafe wohnen, so brachen wir zusammen auf und empfahlen uns der Nachsicht der großen realistischen Versammlung. Wir waren diesen Abend Beyde für den Scherz verloren und weit davon entfernt uns mit einer Satyre auf die Natur zu begnügen, die in einer Damenlaune zwey Wesen von vollkommener Ähnlichkeit erschaffen, mit welcher Erklärung die Philosophen uns abzuspeisen vermeinten. Wir hatten Beyde nur Einen Wunsch: den Doppelgänger wieder zu sehen, und bildeten uns kräftig ein — dann würden wir den Muth haben ihn festzuhalten — ihm den Schlüssel zu dem Geheimnisse, das uns wie eine Erscheinung von Jenseits mit den Schauern der Vernichtung anwehte, abzufragen.

Wir gestanden uns diesen Wunsch gegenseitig; hatten ihn aber kaum über unsere Lippen gebracht, als uns zu gleicher Zeit eine Gestalt auffiel, die sich an der rechten Seite der Häuser derselben Strafe, in welcher Kaufmann St... und zwar mir gerade gegenüber wohnt, langsam vor uns hinbewegte. Wir erkannten leicht, daß uns unser Wunsch erfüllt worden. Derselbe Gang, dieselbe Haltung, die wunderbarste Gleichmäßigkeit des Schrittes — er war es, der lange vergebens Gesuchte. Ohne ein Wort zu sprechen, faßten wir uns fester am Arme, gleichsam als wollten wir uns überzeugen, daß wir Beyde noch dieselben wären, und eilten, unsere Schritte verdoppelnd, dem Fremden nach. Es gelang uns in der That ihn bald einzuholen, da er sich seinerseits um uns wenig zu bekümmern schien und seinen Weg in der vollkommensten Ruhe fortsetzte. Wir hatten ihn erreicht und eilten ihm, wo eben eine hellbrennende Laterne ihr volles Licht ergoß, entschlossen, wenn auch mit hochklopfendem Herzen, vor. Aber die entsetzliche Ähnlichkeit des Angesichts, das wir jetzt ganz in der Nähe sahen, mit dem meines Begleiters, vernichtete all' unsere Entschlüsse, ja unsere ganze Besonnenheit so sehr — daß wir erstarrt den Athem an uns haltend, uns an die Mauer drückten und ihn, jeder Regung unfähig, den Vortritt gewinnen ließen.

Endlich war eine gute Strecke Wegs zwischen ihm und uns, und unsere Besinnung kehrte zurück. „Ich muß erfahren,“ sprach St... mit verbissnem Grimme, „wo er wohnt — kommen Sie, lassen Sie uns ihn verfolgen.“

So geschah es. Allein denken Sie sich unser Entsetzen, als er vor dem Hause des Kaufmanns anhielt, die Glocke zog und nach der gewöhnlichen Begrüßung, in der ich noch deutlich den Namen meines Begleiters hörte, eingelassen wurde.

Wie versteinert standen wir Beyde und starrten nach der wieder geschlossenen Hausthüre hin, und es verging eine geraume Zeit, bevor wir unsere Besinnung wieder gewannen. Mein Rath war, wie natürlich, kein anderer, als St... sollte dem Fremden ungesäumt folgen und ihn um keinen Preis der Welt im ungestörten Besitze seiner Wohnung lassen.

Allein dazu, den ich, hätt' ihn schwerlich irgend eine Macht auf Erden vermocht, und er ersuchte mich mit bebender Stimme ihn diese Nacht zu beherbergen. Ich wandte ihm noch dieses und jenes ein, als er mir aber versicherte, daß er den Schlüssel seiner Wohnung bey sich trage, welche durch eines von Tosi's unaussperbaren Schlössern gegen alle menschlichen Angriffe gesichert sey, glaubte ich nicht weiter in ihn dringen zu dürfen, indem ich mich der übernatürlichen Schauer wohl erinnerte, die noch vor wenigen Augenblicken all'

meine eigene Entschlossenheit in beynahe tödtliche Ohnmacht aufgelöst. Als wir in mein Zimmer traten, waren die Fenster gegenüber noch völlig dunkel. Bald darauf aber ward es licht, und nach wenigen Minuten wieder finster.

Daß wir Beyde diese Nacht durchwachten, bedarf wohl kaum einer Erwähnung. Der Morgen graute kaum, als wir uns in unsere Kleider warfen und nach der Wohnung des Kaufmanns hinübereilten. Das Hausthor war noch zugeschlossen — aber unsere Ungeduld konnte sich zu keinem längern Aufschube verstehen. Ich klingelte. Als uns geöffnet wurde, äußerte man kein geringes Erstaunen über St...s seltsames Erscheinen. Das Hausthor, versicherte man, wäre diese Nacht nur einmal geöffnet worden — und dieß eine Mal, um ihn einzulassen. — Ohne auf diese Behauptung irgend etwas zu erwiedern, eilten wir die Treppe hinauf. — Die Thüre zu St...s Wohnung war bloß angelehnt, an dem Schlosse keine Spur von Verletzung. Hastig traten wir ein — nirgends ein Zeichen von verübter Gewalt, die Kasten unerbroschen, die reichlich versehene Cassé unangetastet, auf dem Bette aber lag ein großes Stück des Plafonds, das oben über dem Hauptkissen herabgestürzt war.

Die Gesellschaft war sichtlich von Theodor's Erzählung ergriffen, Heinrich aber konnte den sarkastischen Dämon, der ihn schon in früher Jugend in Besitz genommen, nicht unterdrücken, verzog sein Gesicht gar grämlich und ungläubig und sprach:

„Wissen Sie, meine Herren, wer jener Doppelgänger des guten Kaufmanns St... war?“

Wir gestanden Alle ohne Ausnahme, das Geheimniß noch nicht enträthelt zu haben.

„Nun wohl! denn,“ sprach er, „so wissen Sie, daß sich seit einigen Monaten ein weltberühmter Bauchredner in dieser Gegend aufhält, der nebst anderen Qualitäten auch diese besitzt, seinem Gesicht jede beliebige Form zu geben. — Wie wär' es, wenn dieser sich den Spas gemacht hätte, zwey philosophische Iffsjünger zu ängstigen?“

Profaischer konnte die Geschichte nicht mehr gelöst werden, und die Gesellschaft verließ lachend den Gasthof.

L i t e r a t u r.

„Penelope.“ Taschenbuch für das Jahr 1834. Herausgegeben von Theodor Hell. 23. Jahrgang. Mit 8 Kupfern. Leipzig, Hinrich's'sche Buchhandlung. S. XIV u. 386. in 16.

Die „Penelope“ ist bey der Lesewelt, zumal bey der schönen, seit Jahren in gutem Credit; der fleißige Herausgeber, dessen Productivität sich in der Literatur der Taschenbücher oft und vielfach, größtentheils recht ehrenwerth hervorgethan, sorat für dieses sein Pflegekind auf das väterlichste: die Auswahl, die er zu treffen weiß, ist fast immer eine entsprechende, für ein gemischtes Publicum berechnete, und so ist es denn gekommen, daß „Penelope“ zum dreihundzwanzigsten Male hineintritt in die Welt und noch recht oft wiederzukommen verspricht, während andere Neujahrskinder, die viel vornehmer, anfänglich wohl auch interessanter auftraten, spät nach ihr begannen und längst vor ihr wieder verschwanden. Die Redaction der „Penelope“ hat es sich, wie es scheint, zur Aufgabe gemacht, durch eine Reihe interessanter profaischer Beyträge, namentlich aus dem Gebiete der Novelle und Erzählung, ihre Leser zu fesseln und sich alljährig einen freundlichen Wiederempfang zu bereiten. Wir finden in diesem Theile jederzeit anerkannte und ehrenwerthe Schriftsteller versammelt, und Hr. Theodor Hell, seit Jahren Redacteur so vieler auf die wechselnde Lesegunst des Unterhaltung suchenden

Publicums bezüglichlicher Institute, weiß in dieser Hinsicht mit sehr viel Tact Aufsätze zusammenzustellen, welche Befriedigung gewähren. Wir wollen daher vor allem die Prosa des Büchleins näher ins Auge fassen, und da wir hier fast durchgehends wohlbekanntten Namen und unlängbarem Verdienste begegnen, so wird unser Urtheil um so offener und rücksichtsloser klingen, weil sich das wahre Talent und Verdienst die treue Vorpiegelung der eigenen, oft unbewußten Schwächen am erfolgreichsten gefallen läßt. L. K r u s e ist es, der uns in dem elegant gedruckten Büchlein zuerst mit einer Novelle entgegentritt, welche den Titel: „Die Brüder“ führt. Das Erzählertalent dieses geringgelesenen Novellisten ist seinem ganzen, bedeutenden Umfange nach allgemein geachtet und er macht es in dieser Novelle wie früher geltend, obwohl er sich — man gestatte uns den Ausdruck — hier in ein Genre hineinerzählt, welches einem modernen französischen Producte besserer Gattung ziemlich ähnlich sieht. Die abgöttische Verehrung Flora's für den schönen Jäger von St. Germain-en-Laye, welche durch das ganze Büchlein geht, der Handlungsweise des Mädchens zum Motive wird, und später in Versailles eine höchst sonderbare Enttäuschung erfährt, hat etwas so Fremdartiges und Manierirtes, daß man sich schwer damit befreundet. Dazu noch die erniedrigende Stellung Gabriels, der am Schlusse als Dieb erscheint, Flora's verletztes Gelübde — alles dieß muß als Zeichen gelten, daß hier sehr heterogene Elemente in Verbindung gesetzt wurden; und daß trotz diesem der Kunst in ihrer Reinheit und Einheit widerstrebenden Verfahren dennoch ein unlängbar spannendes und fesselndes Ganze zu Stande kam, liefert wohl den sprechendsten Beweis für K r u s e's außerordentliches Talent. Wir erwähnen nun zunächst Wilhelm B l u m e n h a g e n's Novelle: „Die Stiefmutter,“ welche zwar nicht so sehr durch Tiefe der Charakteristik und durch das geistige Material, als durch den Reiz und die natürliche Folge der Begebenheiten den Vorrang vor allen Beiträgen verdient, wenn man nemlich bloß von dem Grunde der Unterhaltung ausgeht. Inzwischen ist nicht zu läugnen, daß es zwischen dem Chevalier und Aurora ein Etwas gibt, das dem ersteren zwar die Augen öffnet, aber allzu oft selbstgefällig berührt und eben so widerlich wird als das erste Erscheinen des alten Marschalls, der doch wahrlich nicht zu den bösen Principien dieser Scenenreihe gehören soll. B l u m e n h a g e n's Prosa ließt sich sehr angenehm, und es muß ihr wie seiner Darstellung überhaupt eine gewisse Correctheit von dem strengsten Forum zuerkannt werden. „Die Pagode,“ von C. B. Freiherrn von Miltitz, für welchen Beytrag wir die Bezeichnung „Phantastestück“ nicht genügend, jedenfalls aber zu subjectiv finden, nimmt unsere Beachtung zunächst in Anspruch. Ein heiteres treues Bild nach dem Leben, worin es sich eigentlich nur um einen Charakter handelt, der mit allen seinen Eigenthümlichkeiten und Launen sorgfältig abgezeichnet erscheint, dabey eine anständige Mitgift gründlicher Bemerkungen, worin sich Philosophie und Erfahrung aussprechen, und eine gute Beygabe harmlosen Witzes zeichnen diese in eleganter Prosa geschriebene Mittheilung vortheilhaft aus. Wir haben nun noch der Beyträge zu einer Characterschilderung (des Volkes) „die Florentiner“ zu erwähnen, welche großentheils Lob verdienen. Es ist dieß der einzige Beytrag des Taschenbuches, welcher auf ein ernsteres Interesse berechnet und bey welchem daher ein strengerer Maßstab anzulegen ist. In dieser Hinsicht und mit Beziehung auf den Ort, an welchem diese historisch-ethnographische Skizze gedruckt erscheint, wäre ihr frenlich ein lebhafteres Colorit und weniger Trockenheit zu wünschen; allein abstrahirt man von diesem zufälligen Umstande, so gewährt der Aufsatz im Ganzen ein ausführliches Bild und enthält manches Belehrende, wobey die historischen wie die klimatischen Verhältnisse gehörig berücksichtigt erscheinen. „Die Sängerin von Augsburg,“ historische Novelle von Fr. L a u n, und „Elisabeth Cuddeleigh,“ Erzählung von Henriette M a y, bilden den schwächeren Theil der Prosa in der dießjährigen „Penelope.“ Sie leiden beyde ziemlich an demselben Fehler, nemlich an einer gewissen Verbindungslosigkeit, wo historische und ideale Scenen etwas bunt unter einander gewürfelt zum Vorschein kommen, bedeutende Zwischenräume unausgefüllt bleiben und die handelnden Personen, welche ihrer Einführung nach dem Interesse des Lesers zuvörderst empfohlen sind, im Verfolge so gestaltet erscheinen, daß sie durchaus kein Interesse mehr erregen. Sie sind farblose Blüthen aus dem Treibhause der modernen historischen Novelle, in welcher das Historische dem Idealen und letzteres wieder dem ersteren zur correcten Ausführung im Wege stand. Die Verse des Taschenbuches umfassen nur 24 Seiten, also kaum den fünfzehnten Theil der „Penelope,“ welche in ihrem Fleiße der rhythmischen Entfaltung ziemlich abhold scheint. Wir finden hier G r i t t p a r z e r's „Weihgefang“ zur Eröffnung des Saales der hiesigen Musikfreunde, eine ihrem Zwecke vollkommen entsprechende Dichtung, und Poesien von L ü d e m a n n, P r ä s e l, Th. H e l l, D e u r e n und W ü r k e r t, deren Verfasser wir hier nach dem Ver-

the ihrer Spenden gereicht haben. — Der artistische Theil des Taschenbuches zeigt auf dem Titellupfer ein artiges Bild der „Jungfrau von Orleans,“ von Pfö h a c k e r und Leop. W e y e r, wozu Th. Hell eine kurze, erklärende Paraphrase in Versen geliefert hat; zunächst die „Agnes Bernauer,“ von Z i m m e r m a n n und K o s m ä s l e r, welche als eine Gengabe zu der „Sängerinn von Augsburg“ zu betrachten ist; ein Bild zu dem Eingange der Kruse'schen Erzählung von N ä c k e und L. W e y e r, Tivoli und Billa d'Este, von Toma und Fr. G e y s l e r, zu den „Florentinern“ gehörig, und außerdem vier Scenen zu bekannten neuen dramatischen Producten, als: zu D e i n h a r d s t e i n 's „Garrit“ (Scene des letzten Actes, in welcher Hild für das Theater costümiert wird) von K e t z s c h und H ö f e l; zu B a u e r n f e l d 's „Liebesprotokoll“ (Scene des Verhörs zwischen Scharf und Adelaide), von denselben; zu B a h r d 's „Lichtensteinern“ und zu W e y e r b e e r 's „Robert der Teufel“ (Scene des dritten Actes, wo Alice vor Vertram an das geweihte Standbild flüchtet), unter welchen uns die letztgenannte am besten gefallen hat. Das Äußere des Büchleins ist sehr anständig und der Druck dem Auge zusagend.

„Österreichisches Wunderhorn.“ Taschenbuch der Balladen, Romanzen, Sagen und poetischen Erzählungen, herausgegeben von Joh. N. Vogl. Wien 1834. Druck und Verlag der v. S h e l e n 's c h e n Erben. S. 323 in 16.

Ein Titel wie der vorstehende kann wohl durch alle denkbaren Vorreden nicht ins Bescheidene überseht werden und wir sind überzeugt, daßes dem talentvollen und anspruchlosen Herausgeber vielleicht nie in den Sinn gekommen, mit seinem Büchlein das zu meinen, was nun der Titel so ruhmredig verspricht; aber die eigentliche Bedeutung eines Wortes läßt sich nun einmal nicht ablängnen, und hier fordert sie die Kritik sogar zur Strenge auf: denn wenn es nicht ein „frappanter“ Titel hätte seyn müssen, der Aufsehen erregen sollte, so wäre der Inhalt durch jeden andern zweckmäßiger bezeichnet gewesen. Die eigentliche Richtung des Taschenbuches spricht sich nicht gangbar aus. Sollte zur Ehre der vaterländischen epischen Muse eine „Sammlung“ von Balladen, Romanzen u. dgl. geboten werden, Originalien und Gedrucktes umschließend und Producte der lebenden wie der im Laufe des 19. Jahrhunderts verstorbenen österreichischen Dichter liefernd, so vermiste man wohl manchen Namen, der hier nicht fehlen sollte, wovon wir nur E b e r t, G r i l l p a r z e r, G r ü n, S a l i r s c h, L e i t n e r, L e n a u und W e i s e n b a c h nennen wollen. Bezieht sich aber das Gelieferte bloß auf die Theilnahme literarischer, dem Herausgeber befreundeter Dichter, dann hätten wir eine „Auswahl“ gewünscht und aufrichtig gestanden — eine sorgfältigere. Wir wissen recht gut, mit welchen Schwierigkeiten man in dieser Hinsicht zu kämpfen hat, wie schwer es wird, gewisse Beyträge zurückzuweisen, und wie viel man fordert, wenn man einen sonst verdienstvollen Dichter zugleich auch als einen strengen Redacteur betrachten will: ein eifriger Wille für die Kunst besiegt aber der Schwierigkeiten noch mehr und behält immer bloß das Gute im Auge.

Unter den einundsechzig poetischen Arbeiten vierzig verschiedener vaterländischer Verfasser fanden wir großentheils Originale und einige bereits anderwärts gedruckte Beyträge, wovon z. B. K u f f n e r 's poetische Erzählung: „der Tisch“ und G. S e i d l 's Ballade: „das Glöcklein des Glücklichen“ unsern Blättern entlehnt wurden. Wer G m. B e i t h 's poetische Erzählung: „der Hirsch im Walde“ S. 143, E. S c h e r e r 's Romanze: „die Mutter“ S. 61, und Zach. W e r n e r 's „erstes“ Chstandslied: „die drey Reiter“ (eine Mittheilung aus dessen Nachlasse durch Herrn Custos B e r g m a n n) S. 275 gelesen hat, wird mit uns eingestehen, daß Vogl's Taschenbuch drey vortreffliche Gedichte enthält. Diesen ausgezeichneten Dichtungen schließen sich in nächster Reihe B a u e r n f e l d 's „Antinous“ S. 11, Ernst v. F e u c h t e r s L e b e n 's arabische Legende, „die Prophetensendung“ S. 200, und Zach. W e r n e r 's Legende: „der Sieg des Todes“ S. 205 an. Außer diesen genannten verdienen etwa noch die Balladen von F i c k, „Rudolph von Habsburg und der Kaufmann“ S. 1, vom Herausgeber „der Reiter im Spittel“ S. 151 und Th. D e m e l 's nach dem Altdeutschen bearbeitete „Frauentreue“ S. 115, eine günstige Erwähnung. Mitunter begegnet man noch recht hübschen Versen, die einem declamatorischen Zwecke leicht entsprechen dürften. Eine nächste ähnliche Sammlung gleicht vielleicht die Differenzen aus, welche die Kritik in gegenwärtiger nicht unbemängelt lassen konnte. Das Äußere des Büchleins ist anständig.

„Charaden.“ Von M. Enk. Wien 1834. Verlag von C. Gerold. S. 238. in 12.

Auch mit dem Separattitel: „Charadenalmanach.“ Mit Schuber und Goldschmitt.
 Ehe wir uns zu dem vorliegenden Büchlein selbst wenden, gebührt dem schätzbaren Verfasser desselben unsere volle Anerkennung, die er bereits durch so viele vorzügliche Leistungen und überhaupt durch seine ganze würdige Stellung in der Literatur vielfältig in Anspruch nimmt. Wer so wie Enk ein ausgezeichnetes, nach so vielen Seiten gerichtetes literarisches Streben entfaltet, wer so wie er hochverdienstlich dasteht als Philosoph, Jugendlehrer, Geschichtsforscher, Linguist und Dichter, von dem kann man im Voraus überzeugt seyn, daß sein reger Eifer, überall Tüchtiges und Nützliches an den Tag zu fördern, ihn auch bey jenen Geistespenden nicht verlassen werde, für welche der Römer das bezeichnende Wort: „otia“ hatte. Der jüngsterschienene „Charadenalmanach“ liefert hievon den besten Beweis, und wenn man diese zehn Druckbogen mit allen dem vergleicht, was Aus- und Inland bisher an Sphynxen, geschmacklos zusammengestellten Charadensammlungen und ähnlichem Büchertrödel brachte, so zeigt sich ein für Enk so ehrenvolles, als für die Theilnehmer dieses Buches erfreuliches Resultat. Leichtere, mitunter aber auch sehr schwierige Spiele zur Übung der Denkraft und des Urtheils sind hier mannigfaltig gemischt; in den äußern Formen herrscht hier nicht jene moderne Bequemlichkeit, mit welcher die Unfertiger derselben Producte gewöhnlich fabrikmäßig auf den literarischen Markt liefern; die Einkleidung ist durchaus sorgfältig, sprachrichtig und correct; die deutschen Maße sind wohlklingend, die mitunter vorkommenden antiken Formen mit außerordentlicher rhythmischer Gewandtheit gearbeitet. In dem Inhalte selbst herrscht eine äußerst zweckmäßige Abwechslung, welche sich im Innern wie im Außern kund gibt. Die Charade erscheint hier in ihren verschiedenartigsten Gestalten, und der gelehrte Verfasser hat für diesen Zweck sogar der Fremdliteratur Manches glücklich abgeborgt, um dieses kleine Gebiet der vaterländischen zweckmäßig zu bereichern. Hierunter zählen wir die „Enzinaden“, welche dem Spanier Juan de la Enzina ihren Ursprung verdanken und in einem funterbunten Gemenge abenteuerlicher Zusammenstellungen den zu enthüllenden Kern verbergen. Enk hat diese Gattung unseres Wissens der Erste auf deutschen Boden überpflanzt, und dies mit solchem Glücke, daß sich die Freunde ähnlicher Aufgaben manchen spannenden Genuß versprechen dürfen. Die „Kettencharaden“ des Almanachs sind es vor allen, welche die Aufmerksamkeit des Lesers angenehm beschäftigen werden; sie sind meistens größern Umfangs, in guter Prosa geschrieben und in dialogisirter oder erzählender Form, welche immer als gefällige Einleitung der Aufgabe zu betrachten ist, der dann diese selbst eingereicht wird. Nicht Unterhaltung und Scharfsinn sind hier allein bedacht, auch Moral und Belehrung finden ihre wünschenswerthe Stelle. — Am Schlusse sind die Lösungen beigefügt und zwar in einer so zweckmäßigen Form, daß man nicht in den Fall kömmt, bey dem Nachschlagen der einen Auflösung die nächstfolgende unwillkürlich gleich mit ansehen zu müssen. Die äußere Ausstattung ist sehr elegant und das Buch in jeder Rücksicht empfehlungswürdig. K.

A n z e i g e.

Da die häufigen Declamationen in öffentlichen und Privatconcerten mit meinen Berufsgeschäften durchaus nicht vereinbar sind, so sehe ich mich genöthigt öffentlich bekannt zu machen, daß ich von jetzt an nicht mehr in denselben, zu welchem Zwecke sie auch gegeben werden mögen, mitzuwirken im Stande bin und ersuche Jedermann, mir künftig die unangenehme Nothwendigkeit gefälligst zu ersparen, auf Aufforderungen ähnlicher Art eine abschlägige Antwort ertheilen zu müssen.

J. Anschütz,
 k. k. Hofschauspieler und Regisseur
 des k. k. Hofburgtheaters.

B e r i c h t i g u n g e n.

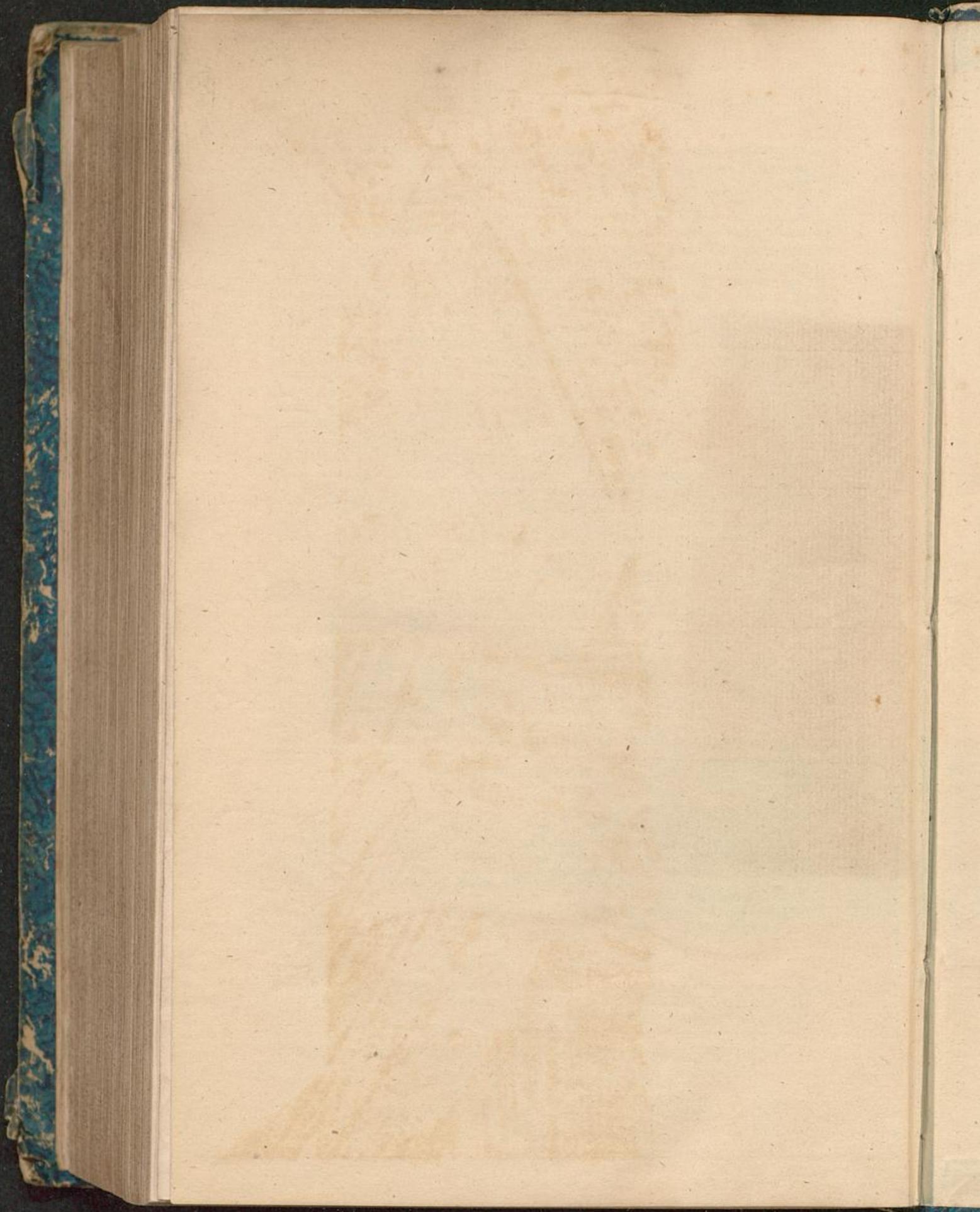
In Nr. 151 der Wiener Zeitsch., im Aufsage: „Der gefangene Prinz,“ S. 1239, Z. 17 v. o. lies: wünsch te statt: wünschten, Z. 16 v. u. lies: Sjäna's statt: Sre: na's. — In Nr. 156, S. 1291 Z. 5 v. u. lies: p a t h e t i s c h e Stellen statt: poetische.

Auflösung der zweyhylbigen Charade im vorigen Blatte: Neujahr.

(Mit Nr. 53 des Notizenblattes.)

Herausgeber und Redacteur: Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.



3646

